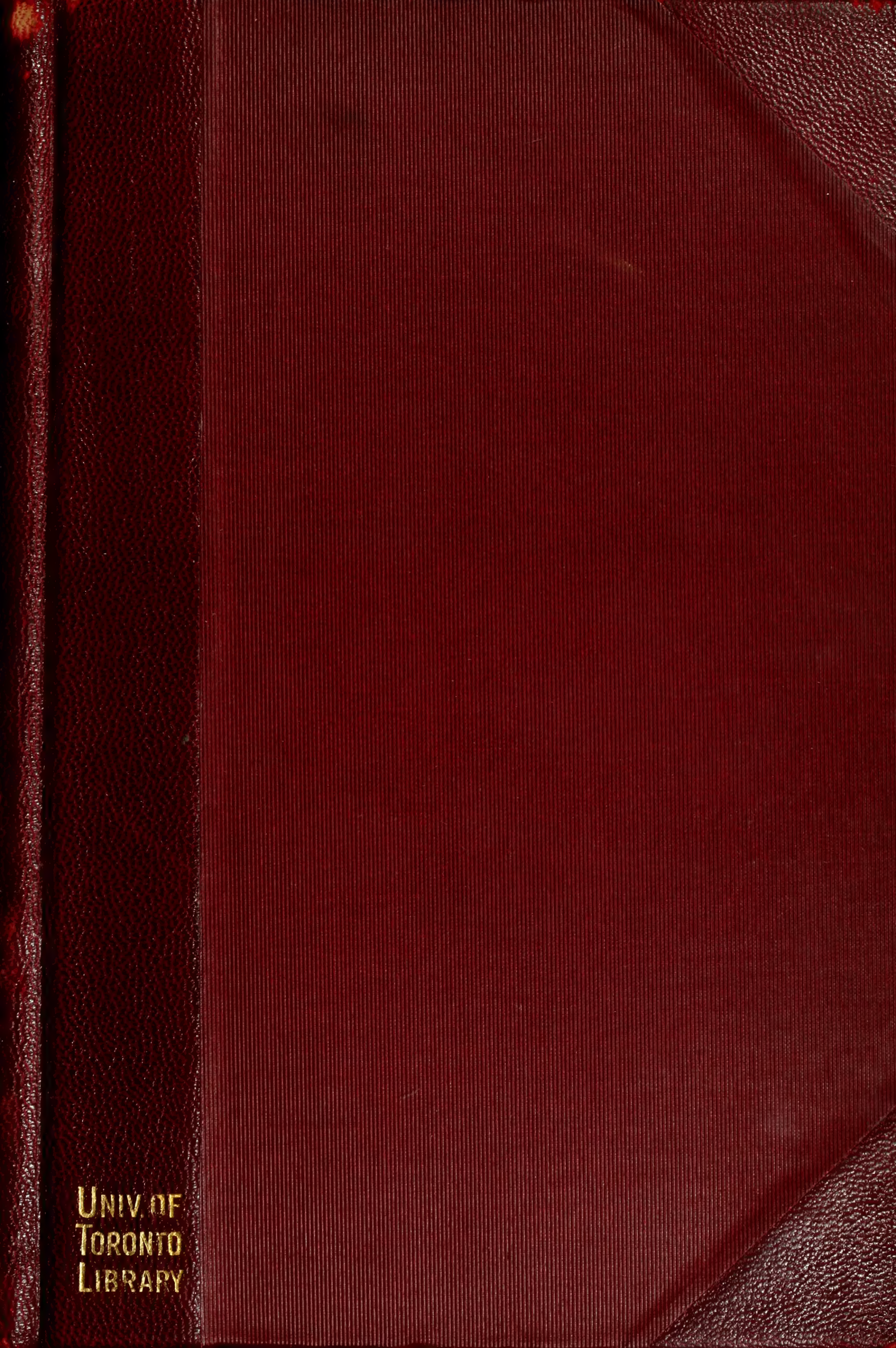
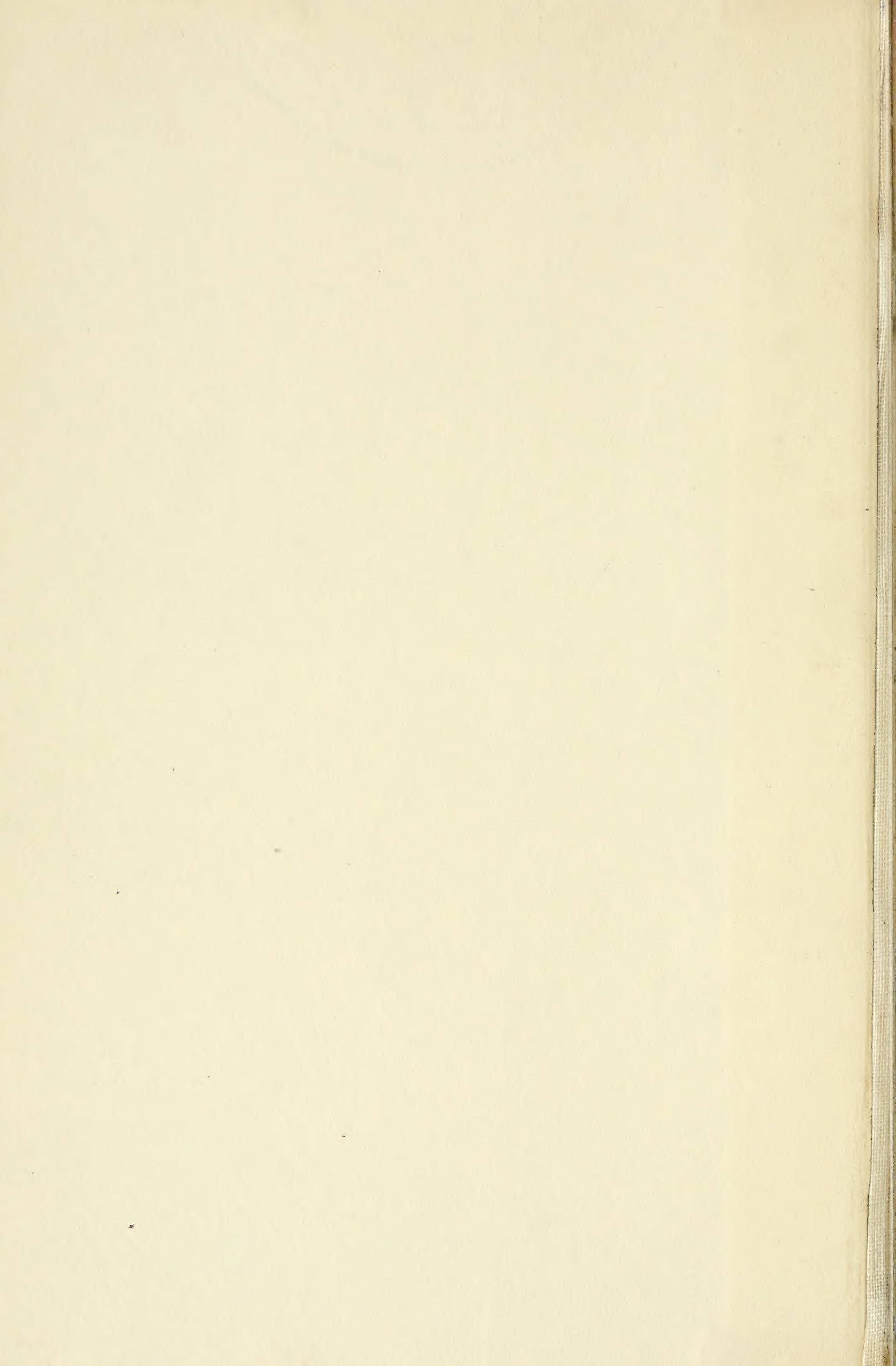
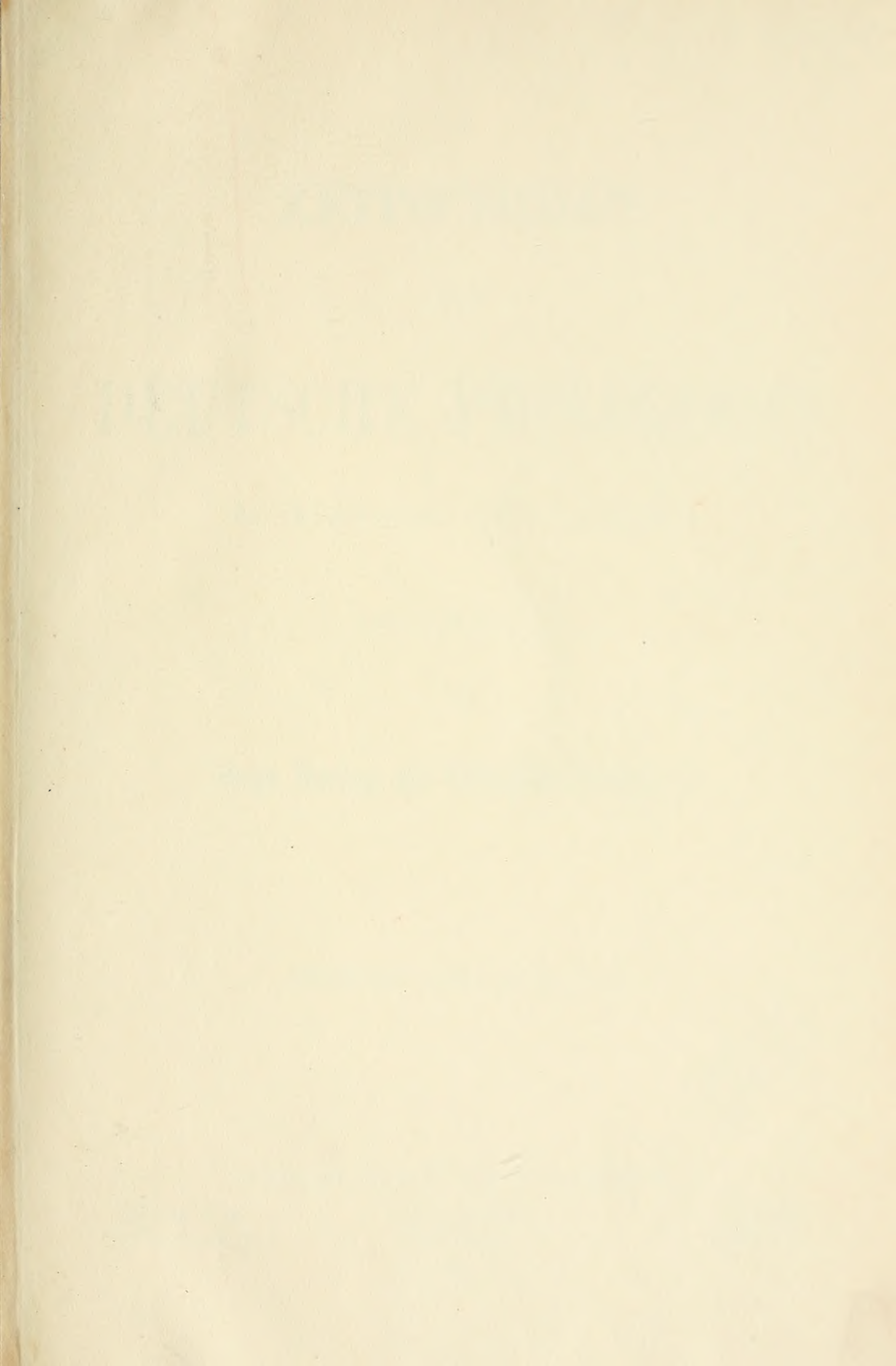
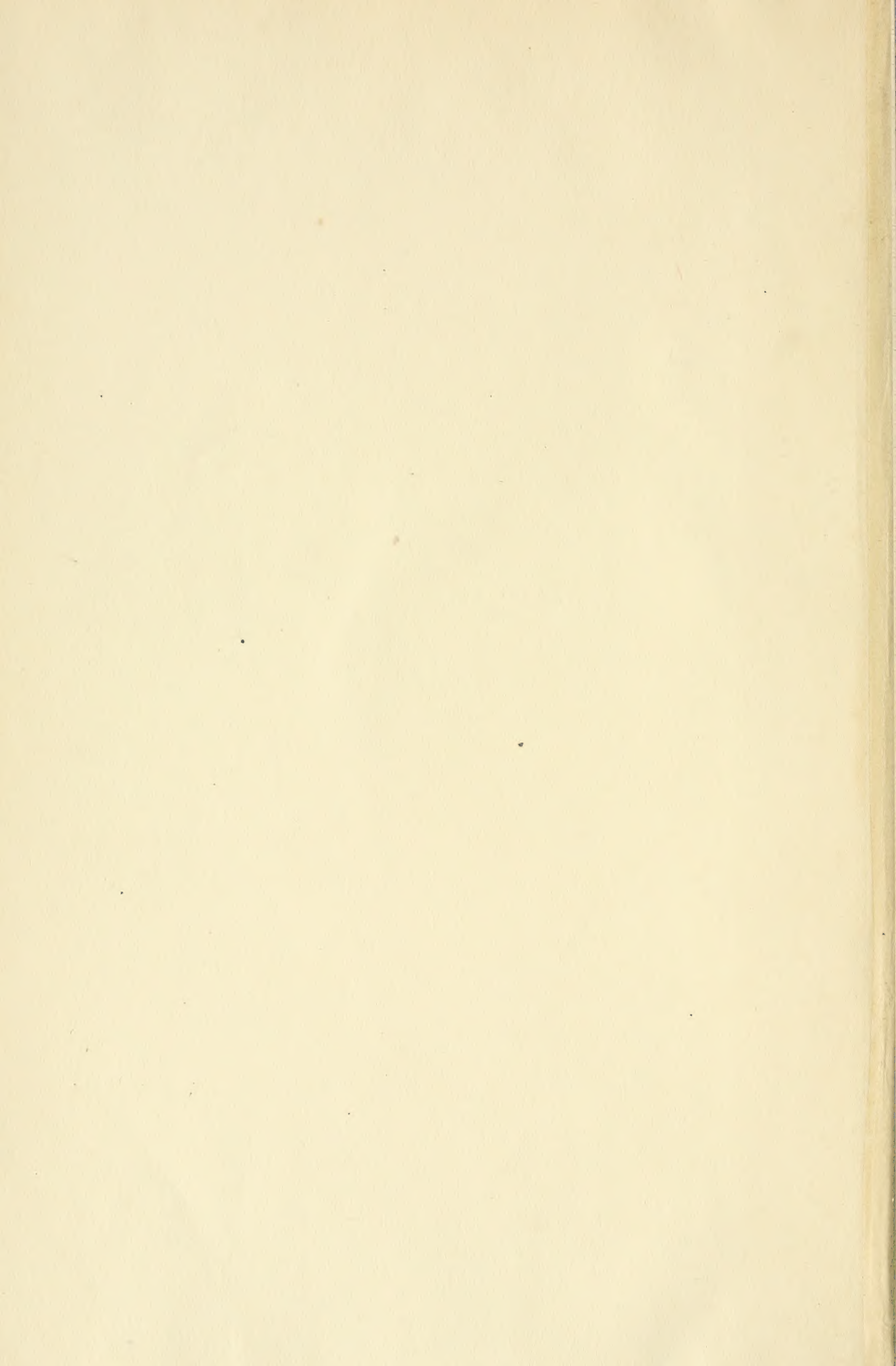

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY







ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

ZWEIUNDVIERZIGSTER BAND

VERLAG VON W. KOHLHAMMER

BERLIN W 35
Derfflingerstrasse 16.

STUTTGART
Urbanstrasse 14.

LEIPZIG
Rossplatz 16.

1910.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

INHALT.

Miszellen.

Literatur.

GRABHÜGEL UND KÖNIGSHÜGEL IN NORDISCHER HEIDENZEIT.

Dem rechtshistoriker eröffnen sich durch die fortschritte der nordischen altertumskunde neue und schwierige aufgaben. Es gilt, in die geheimnisse der rechtsauffassung einer vorzeit einzudringen, über die uns nur wenige äusserungen der schriftdenkmäler vorliegen. Nur langsam tastend vermögen wir uns in die seelenwelt jener menschen hineinzufinden, deren leben sich auf so ganz anderen materiellen und geistigen grundlagen aufbaute. Als die Eddalieder, die Sagas und die grossartigen gesetze des Nordens entstanden oder doch niedergeschrieben wurden, lagen die tage des erdenwallens jener menschen, deren asche oder gebeine der grabhügel barg, in ferner vorzeit. Aber die zum teil gewaltigen grabbauten standen der sagazeit vor augen. Sie erfüllten die phantasie der lebenden. Um die familiengräber, die sich auf den stammgütern der odelsbauern vorfanden, spielten die heranwachsenden kinder. Über die vergrabenen schätze giengen geheimnisvolle gerüchte. Der tote grabbewohner bewahrte diese schätze und kämpfte mit dem eindringling um ihren besitz. Mit der geschichte des volkslandes, der hundertschaft, der dorfschaft, ja der einzelgeschlechter waren die heidnischen grabhügel eng verknüpft. Vielfach – man denke an Island – legte noch der name des hügels zeugnis ab von dem herrn des grabes. Gegenüber dem christlichen kirchhof, wo höchstens die rangordnung den im leben besessenen vorzug bewahrte[1], der keine beziehung zum einzelgehöft zu haben brauchte, war der heidnische geschlechterhügel bestandteil des ererbten grundbesitzes. Für sich, auf der eigenen scholle, war der tote gelagert. So blieb der zusammenhang der sippe mit dem toten ahnen stärker gewahrt. Geheime bande verknüpften den lebenden mit den dahingegangenen voreltern. Die grabhügel mussten eine nicht geringe be-

1) Borgarþíngslög I, 9; II, 18; III, 13; Eiðsifjaþíngslög I, 50; II, 39. Vgl. Maurer, Die freigelassenen nach altnorweg. recht s. 34. 35.

deutung haben für die bewahrung der geschlechter- ja der ganzen volksüberlieferung.

Was haben uns hiervon die quellen bewahrt? Es ist leider nur weniges. Freilich durchzieht die berichte der historiker wie die heldenlieder eine ehrfurchtsvolle, mit grauen gemischte scheu vor den heidenhügeln, deren sie oft genug gedenken, und auch die rechtsquellen kommen in einzelwendungen wie in rechtssätzen auf sie zu sprechen – aber welche bedeutung sie für das rechtsleben ursprünglich besassen, lässt sich aus ihren sätzen schwer entnehmen. Jedoch der eifer, mit dem sich die christenrechte gegen ihre pflege kehren, scheint zu erweisen, dass die kirche in den heidenhügeln einen starken widersacher erblickte, dessen bekämpfung zur eigenen behauptung ihr unerlässlich erschien. Bereits hier mag auf Heimskringla, Ólafs saga hins helga cap. 121 (Finnur Jónssons ausg. II, 262 fg.) hingewiesen werden, wo vom heiligen Olaf erzählt wird, er sei, als er psalmensingend durch Vörs zog, *'gegnt haugunum'* gekommen und habe seinen nachfolgern verboten, *'í milli þessa hauga'* zu reisen, ein verbot, das die meisten könige der folgezeit innegehalten hätten. Die *haugar* können nur heidnische grabhügel gewesen sein.

'Hügelmänner' nennt das schonische recht[1] die heiden; 'vom heidnischen hügel her' ist eine wendung, die bei Norwegern[2], Schweden[3], Dänen[4] und Isländern[5] begegnet, um die unvordenklichkeit[6] zu bezeichnen. Man beruft sich darauf, dass das gut eigenes stammgut sei *'fra heidhnom haugh'* (den gegensatz bildet die *'utjörð'*[7]), oder dass die grenze zwischen verschiedenen almenden stets so gelaufen sei: *'fra hæidnom houghe'*[8]. Die voreltern werden aufgezählt *'fra haugi'*[9] oder *'til haughs ok til heiðni'*[10]. Das alte dorf[11] ist im West- und Ostgötalag das

1) Skånelagen I, 3.

2) Siehe Fritzner, Ordbog s. v. *'haugr'*. Vgl. auch Falk-Torp, Etymologisk ordbok s. v. *'hedenhøs'*.

3) Söderwall, Ordbok s. v. *'hös'*.

4) Kalkar, Ordbog s. v. *'heden'*.

5) Gering, Íslendzk Æventyri I, 113.

6) *'fra arilds tid'*, *'fra gǫmlu aldri'*, *'at forno'*, *'at fornu fari'*, *'at fyrnzku'*, *'urminnis häfdh'*.

7) Dipl. Norveg. II nr. 694.

8) Dipl. Norveg. III nr. 273. Vgl. Fritzner a. a. o. und dazu Dipl. Norveg. XI nr. 175.

9) Dipl. Norveg. III nr. 122.

10) Rettarbod von 1316 in NGL. III, s. 121.

11) *Forni bœr* in Norwegen, Fritzner s. v. *'forn'*.

'hügeldorf', 'von der heidenzeit ab gegründet' (*'höghæ byr ok af heþnu bygdær'* [1], *'gör by ok gamall högha byr ok heþnu byr'* [2]). Den gegensatz bildet der *afgærþis byr* [3]. Die *næmd* bezeugt, dass ein gut freigut (*frälsegodz*) ist *'af hednom hös'* [4] oder *'ut aff hedhindomenom'* [5], oder dass es zu einer feldmark seit jener zeit gehörte [6], oder gar, was wunderlich genug klingt, dass ein grundstück der kirche zugehört habe *'af hednom hös'* [7], statt, dass hier auf den ersten christlichen könig zurückgegangen wird [8]. Ásbjorn von Meðalhús lässt Snorri dem Hákon góði, der vorschlägt: *at allir menn skyldu kristnaz láta ok trúa á einn guð, Krist Maríu son, en hafna blótum ǫllum ok heiðnum goðum* erwidern, dass das volk von Þrándheimr nicht gewillt sei, *'at hafna átrúnaði þeim, er feðr várir hafa haft fyrir oss ok alt forellri, fyrst um brunaǫld en nú haugsǫld'* [9]. Das hügelzeitalter schliesst in der vorstellung Snorris das heidenzeitalter ab.

In einer papierhandschrift aus dem 17. jahrhundert [10] finden sich auszüge aus der älteren Gulaþingsbók, welche Bjarni Pétursson zu Staðarhóll machte, darunter stücke, die andere auf uns gekommene handschriften des Gulathingrechts nicht aufweisen. Eine sehr merkwürdige stelle bestimmt, dass gewisse weiber (ehefrau, tochter, schwester, mutter des erschlagenen) nur in 3 fällen über die näheren umstände eines totschlags glaubwürdige aussage machen dürfen, nämlich erstens, wenn der mann auf seinem hochsitz, sodann, wenn er auf der reise, begleitet von der betreffenden frau, endlich, wenn er auf dem beim gehöft liegenden ackerfeld erschlagen wird. Im letzteren falle wird aber die einschränkung gemacht, dass die frau die tat vom hause aus, zu dem sie zugang hat, hätte sehen können *'oc gange þa hvorke fyrer hærgur nie haugur og má hun þaðan mann kenna'*, 'und nicht steinschichtung noch hügel dazwischen lag, so dass sie den totschläger erkennen konnte'. *'Hǫrgr'* wird als die sakralen zwecken dienende

1) WG. I Jorþb. 15, II, J. B. 36.

2) Ostg. L. Bygd B. 28 § 2.

3) Ostg. L. Bygd B. 28 § 5.

4) Svenskt Dipl. teil II nr. 1081, 1190, 1794, 279, 1828; Riks Arch. Pergb. II nr. 2957, 3017.

5) Svenskt Dipl. teil II nr. 1830. Zu dieser unhistorischen wendung Hildebrand, Sveriges Medeltid II p. 198.

6) Riks Arch. Pergb. II nr. 2073.

7) Svenskt Dipl. teil II nr. 252 (aus dem jahre 1402).

8) so in den Frostuþingslǫg: *um daga Olafs hins helga* XIII, 9; XVI, 2.

9) Heimskringla (ed. Finnur Jónsson) I, 188 fg.

10) AM. 146. 4° (NGL. IV s. 7 150. 151).

älteste form des tempels, d. h. steinsetzung mit opferstein[1], *haugr* als grabhügel zu übersetzen sein[2]. Ist das exzerpt von Bjarni Pétursson getreu nach dem original wiedergegeben, so zeigt die stelle anschaulich, wie häufig, geradezu typisch wiederkehrend derartige denkmäler aus der heidenzeit in Norwegen gewesen sein müssen. Nicht weit vom gehöft befand sich danach der *haugr*[3], d. h. jedenfalls das familiengrab der heidenzeit. Es ist derselbe *haugr*, von dem die Landslǫg sprechen, wenn sie bei entdeckung eines schatzes einen bruchteil vom schatz dem zusprechen, der '*nest a til haugoðals at telia*'[4], dem '*haugoðalsmaðr*'[5]. Denn der schatz fand sich entweder im grabhügel, oder er war nach der anschauung des gesetzes von einem verstorbenen ahnen anderswo auf dem stammgut vergraben. In beiden fällen gehörte er ursprünglich dem toten. Später wird eine teilung zwischen könig, finder und abkömmling des toten vorgenommen. Gieng im laufe der zeit das stammgut auf eine andere familie über, so blieb das recht auf den schatzanteil doch dem zum grabhügel berechtigten gewahrt[6].

'*Hǫrgr*' und '*haugr*' treten in dem christenrechte des Gulaþings zusammen auf. 'Heidnisches opfer ist uns verboten, dass wir nicht sollen opfern heidnischen göttern noch hügeln noch tempeln' (*ne hauga ne horga*) heisst es in Gþl. 29. Die stelle fuhr, wie das bruchstück in NGL. II s. 495, die abschrift Bjarni Péturssons[7] und das sogenannte christenrecht könig Sverrirs[8] cap. 79 übereinstimmend zeigen, weiter fort: 'Aber wenn jemand überführt wird, dass er einen hügel aufschichtet oder ein haus errichtet und das '*hǫrg*' nennt oder eine stange aufrichtet und sie spottstange nennt[9], so habe er verwirkt jeden pfennig seines gutes'. Was ist unter dem aufschichten eines hügels zu verstehen? Man hat entweder an einen heidnischen grabhügel oder einen davon zu scheidenden besonderen opferhügel (*blóthaugr*) gedacht. Das

1) Darüber jetzt Thümmel in Braunes Beiträgen 35 s. 100 ff.

2) So auch E. Hertzberg im Glossar zu NGL. s. v. '*haugr*'.

3) Das wort '*haugr*' wird in den quellen mit vorliebe für grabhügel gebraucht.

4) VI, 16 (NGL. II, 101).

5) Vgl. meinen aufsatz Zeitschr. 39, 279.

6) Darüber meine ausführungen a. a. o. und dazu O. Almgren in Svenska fornminnes föreningens tidssk. X 229 sowie in Nordiska studier tillegn. A. Noreen s. 309 ff.

7) NGL. IV s. 6.

8) NGL. I s. 430.

9) '*flannstǫng*' nach dem Priapus, vgl. Gering, Über weissagung und zauber im nordischen altertum, rektoratsrede, Kiel 1902, s. 30 anm. 136.

letztere tut Fritzner unter verweisung auf Flateyjarbók II, 27. Hier wird erzählt: 'König Olaf lässt erbrechen den opferhügel der heiden (*blóthaug þeirra hæidingia*). Aber darum ward er so genannt, weil stets, wenn sie das grosse opfer für ein ertragreiches jahr oder frieden abhielten, sie alle zu diesem hügel zogen, dort tiere opferten und dahin viel geld brachten und in den hügel legten, bevor sie fortgiengen. König Olaf erbeutete da ungeheuer viel geld'. In den Fornmannasögur IV s. 57 lautet die stelle: 'sie laufen da hinauf und erbeuteten viel geld in einem opferhügel; es war starker sturm, und der hatte den hügel verweht; es lag das silber blank da, und sie fanden deshalb das geld'. Die deutung bleibt auch hier zweifelhaft, ob man es nicht mit einem grabhügel zu tun hat, der zugleich zu opferzwecken verwendet wurde.

Der Ólafs þáttr Geirstaða-álfs[1] berichtet, könig Olaf habe einmal geträumt, dass ein grosser schwarzer und fürchterlicher stier von osten her in das land käme, durch den viele leute zugrunde giengen. Er deutet dies auf eine schwere pest, die von osten her kommen und ein grosses sterben zur folge haben würde, und an dem sein gefolge und er schliesslich zugrunde gehen würden. Er rät darum, einen grossen hügel auf der landzunge aufzuwerfen und quer über die landzunge einen hohen wall zu errichten, damit kein vieh darüber gienge. In den hügel solle jeder mann von ansehen eine halbe mark für sich zur bestattung legen. Das sterben werde nicht eher aufhören, als bis er selbst nach seinem tode in den hügel gelegt worden sei. Der könig knüpft daran rationalistische betrachtungen über die unsitte mancher menschen, die solchen verstorbenen opferten, von denen sie, während jene lebten, förderung hatten. Nach dem vorschlag des königs wird ein überaus grosser hügel aufgeschichtet und alle leute von bedeutung, die an der pest starben, werden dort bestattet, zuletzt der könig, der mit viel geld zu seinen mannen in den hügel gelegt wird. Dann wird der hügel geschlossen und das grosse sterben hört auf. Sie beschlossen darauf, da ein schlechtes jahr folgte, dem könig für ein erfolgreiches jahr zu opfern, und hiessen ihn Geirstaða-álfr.

Was an diesem seltsamen bericht vor allem bedeutungsvoll ist, ist, dass hier der hügel ein totenhügel ist, dass direkt gesagt ist, dass verstorbenen, die segen während ihres lebens gebracht hatten, geopfert

1) Flateyjarbók II s. 6 fg.

wird und dass dies auch trotz der verwahrung des königs bei ihm geschieht[1].

Im übrigen erinnern einzelne züge in diesem bericht an die bekannte stelle der Eyrbyggja von þórólfr Mostrarskegg: ‘þórólfr nannte das land zwischen dem Vigrafjorðr und Hofsvágr þórsnes. Auf dieser landzunge ist ein berg. Diesem berge zollte þórólfr so grosse verehrung, dass niemand ihn ungewaschen anblicken durfte und man nichts auf dem berge töten durfte, weder vieh noch menschen. Diesen berg nannte er den Heiligenberg (Helgafell), und er glaubte, dass er dahinein fahren würde, wenn er stürbe, und alle seine verwandten auf der landzunge’[2]. þórólfr wird nach seinem tode allerdings nicht hier, sondern in Haugsnes bei Hofstaðir bestattet. Aber als später ein schäfer am Heiligenberg vorübergeht, sieht er, dass der berg aufgetan war; er erblickt darin grosse feuer und hört grossen jubel und hörnerschall, und als er lauschte, ob er einige worte verstände, hörte er, dass þórsteinn, der sohn þórólfs, begrüsst wurde nebst seinen begleitern und ihm der sitz im hochsitz gegenüber seinem vater eingeräumt wurde. Denselben tag war þórsteinn beim fischfang ertrunken[3]. Was hier gemeinsam mit dem vorigen bericht ist, ist die verbindung des aufenthalts des toten mit der heiligkeit der stätte.

Als Freyr-Yngvi auf den tod lag, verheimlichte man seinen zustand, baute einen grossen hügel mit tür und drei öffnungen, trug ihn nach seinem tode heimlich in den hügel und sagte den Svear, dass er noch am leben sei. Die abgaben wurden in den hügel gelegt, in die eine öffnung gold, in die andere silber, in die dritte kupfer. Infolgedessen dauerten fruchtbare zeiten und friede fort[4]. Der letzte satz zeigt die anschauung, dass der tote noch segen aus dem hügel stiftet.

Als Hálfdan svarti starb, baten sich die grossen von Raumaríki, Vestfold und Heiðmörk aus, dass sie die leiche erhalten und in ihrem volksland ‘behügeln’ sollten. Denn es schien fruchtbare zeit dem zu erwachsen, der sie erhielte. Man einigte sich, die leiche in vier teile zu zerlegen; das haupt ward in den hügel zu

1) Diesen und anderen zeugnissen gegenüber ist die behauptung von S. Müller, Nordische altertumskunde (übers. von Jiriczek I s. 124), dass im Norden bestimmte zeugnisse für totenverehrung und opfer am grabe mangelten, nicht aufrecht zu halten.

2) cap. 4; Landnáma II 12 vgl. II 16; dazu Mogk bei Paul[2] III s. 385.

3) cap. 9, 11.

4) Heimskr. Yngl. saga cap. 10 (Finnur Jónssons ausg. I, 23 fg.).

Stein in Hringariki gelegt, die anderen nahmen jeder einen teil mit und bargen ihn in hügel 'und das alles hiessen hügel des Halfdan'[1].

In der Ketils saga hængs cap. 5 (FAS. II, 132) wird vom wikingerkönig Framarr erzählt: '*hann var blótmaðr ok bitu eigi járn; hann átti ríki í Húnaveldi á Gestrekalandi; hann blótaði Árhaug, þar festi eigi snjó á*' und nachher: '*Ketill . . . kom jólaaftan til Árhaugs; hann var blótaðr af Framari ok landsmonnum til árs*'. Dass auf dem *árhaugr* sich nicht schnee halten kann, erinnert an die Gísla saga Súrssonar[2], wo vom grabe Þorgríms gesagt wird, '*at aldri festi snæ útan sunnan á haugi Þorgríms, ok ekki fraus; ok gátu menn þess til, at hann myndi Frey svá ávarðr fyrir blótin, at hann munde ekki vilja, at frøri á milli þeira*' und an die Landnáma II cap. 7 (Finnur Jónssons ausgabe s. 27[13] und s. 149[11]): *Laugarbrekku-Einarr var heygðr skamt frá Sigmundarhaugi ok er haugr hans ávallt grænn vetr ok sumar*'. Danach dürfte bei dem *Árhaugr* der Ketilssaga an einen grabhügel zu denken sein[3].

Von Grímr kamban berichtet die Hauksbók, dass 'ihm aus dankbarkeit nach seinem tode geopfert wurde'[4].

Sehr eigentümlich ist der bericht von der expedition des Karli háleyski nach Bjarmaland. Er betrifft zwar die anschauungen und kultgebräuche der bewohner von Bjarmaland, allein es ist anzunehmen, dass hier zugleich vorstellungen über die eigenen früheren zustände mit unterlaufen. Þórir hundr erzählt seinen kameraden, man könne sich leicht geld verschaffen. Es wäre da sitte, wenn reiche männer stürben, dass die fahrhabe zwischen dem toten und seinen erben geteilt werden sollte; der tote sollte die hälfte oder ein drittel oder mitunter weniger erhalten. Das geld trüge man hinaus in die wälder oder auch in hügel und bedecke es mit erde; mitunter baue man häuser dazu. Daraufhin wird ein raubzug in das innere des landes unternommen. Man gelangt in einen wald und dann auf eine lichtung, wo ein hoher zaun einen hügel umgab, in dem gold, silber und erde vermengt lagen. Dabei stand das götterbild des Jómali . . . Der hügel, wie das götterbild, wird geplündert[5]. Es ist hier nicht recht klar, ob der hügel der grabhügel der verstorbenen, oder ob es sich

1) Heimskringla, Halfd. s. svarta 9 (Finnur Jónssons ausg. I, 97).

2) Gísla saga cap. 18, 2 (Altn. sagabibl. 10, 43).

3) Keyser, Samlede Afhandlingr s. 342 lässt es dahingestellt, ob man an einen grabhügel zu denken habe.

4) Landnáma I cap. 14 (Finnur Jónssons ausg. s. 12[35]).

5) Heimskr. Ólafs s. h. helga cap. 133 (Finnur Jónssons ausg. II, 292 fg.).

um einen reinen opferhügel handelt. Aber der verfasser bringt beides, wie es scheint, in inneren zusammenhang. Denn sonst wäre die bemerkung über das totenteil nicht verständlich.

Die Ǫrvar-Oddssaga cap. 7, 7 (Altn. sagabibl. 2, 16) enthält ähnliches, wo sie von Bjarmaland spricht: 'Ein hügel steht an der Dvina. Er ist aus zwei bestandteilen, erde und silber, errichtet. Dahin soll man eine handvoll silber nach dem tode jedes, freilich auch, wenn jemand geboren wird, bringen, und ebensoviel erde'. Der bericht ist noch dunkler, zeigt aber jedenfalls zusammenhang zwischen opferung und totenkult. Und klar tritt dieser zusammenhang in der Snorra-Edda[1] hervor, wenn der grabhügel könig Helgis aus schichten aus gold und silber – das als opfergeld (*blótfé*) bezeichnet wird – und von erde und stein hergerichtet wird, weshalb das gold '*Helga haugþǫk*' heisse.

Nach alledem scheint der *blóthaugr* ein grabhügel zu sein, dem man wegen des grabbewohners opfert, und wenn die Gþl. 29 verbieten, hügeln zu opfern, so dürften sie wiederum an grabhügel gedacht haben[2]. Der grabhügel wäre danach zugleich altheidnische kultstätte gewesen.

Von hier aus dürften gewisse weitere berichte über die bedeutung von hügeln erklärung finden[3].

Als Haraldr hárfagri die kleinkönige bekämpft, da lässt könig Herlaugr im Naumudalr einen grossen hügel bauen, in den er mit 12 begleitern sich einschliesst. König Hrollaugr dagegen besteigt den hügel, auf dem die könige gewohnt waren, zu sitzen, lässt des königs hochsitz dort errichten, setzt sich hinein, steigt dann herab und erniedrigt sich zum jarl[4]. Wir ersehen hieraus, dass der kleinkönig herkömmlich einen bestimmten hügel als sitz einzunehmen pflegte.

In der Hákonar saga góða[5] wird erzählt, dass die Drontheimer von dem hochlandskönig Eysteinn vor die wahl gestellt wurden, zum könig seinen sklaven Þórir faxi oder den hund Saurr zu nehmen. Sie zogen das letztere vor, richteten ihm einen hochsitz ein, und er

1) Skáldskaparmál cap. 45 (Arnam. ausg. I, 400).

2) Vgl. schon Mogk in Pauls Grundriss III² s. 385.

3) [Zum folgenden vgl. Olrik, Danske Studier, 1909, 1 ff. Red.]

4) Heimskr. Har. s. h. hárf. cap. 8 (Finnur Jónssons ausg. I, 106).

5) cap. 12 (Heimskr. ed. Finnur Jónsson I, 182 fg.). Über die gleichstellung von sklave und hund Fritzner s. v. '*hundr*', Hertzberg in Germanist. abh. für Maurer s. 324.

sass auf einem hügel wie könige (*ok hann sat á haugi sem konungar*). Er wohnte auf der Insel Iðri; seinen sonstigen aufenthalt hatte er auf dem Saurshaugr. Zum verhängnis wurde es ihm, dass wölfe sein vieh anfielen. Er lief vom hügel herab und fiel den wölfen zum opfer.

Das Ágrip cap. 12 erzählt, dass könig Hersir im Naumudalr aus kummer über den tod seiner frau sich das leben nehmen wollte. Da er aber hörte, dass dies nur jarle, nicht könige getan hätten, da begab er sich auf einen hügel und wälzte sich von ihm herab[1] und erklärte, er habe sich aus dem königtum gewälzt und hängte sich dann als jarl auf.

Ein bestimmter hügel erscheint in diesen fällen als königssitz. Ist an einen natürlichen hügel oder an einen künstlichen hügel zu denken? Dass es kein natürlicher hügel war, ergeben folgende stellen des Stjǫrnu-Odda draumr (Nord. Oldskr. XXVII):

Cap. 5. König Geirviðr von Gautland verrichtet, 12 jahre alt (d. h. grossjährig geworden), heldentaten, um sich den thron zu verdienen. Hierauf beruft er ein thing zusammen und wird vom volke belobt. 'Es errichteten die leute dem könige den hügel, auf dem er sitzen sollte. Da ward der könig auf den stuhl gesetzt, der auf dem hügel stand', und die leute erwiesen ihm königliche ehren.

Cap. 8. Nach weiteren heldentaten im ausland zieht der könig heim. Es ward ein thing einberufen, das sehr besucht war: 'es ward der könig Geirviðr von neuem auf den stuhl gesetzt und auf denselben hügel wie früher erhoben[2] und nun zum könige und herrscher über alles Gautland genommen; es gieng da ein häuptling mit dem anderen hinauf auf den hügel und erwies dem könige ehre und achtung, jeder danach, wie er mittel und stellung hatte'.

1) *fór þá á haug necquera oc veltisc fyrir ofan.* An anderen stellen, wo von *veltaz ór konungdómi, jarldómi* gesprochen wird, wird an ähnliches zu denken sein. Fritzner, Ordbog s. v. *velta:* K. Maurer, Vorlesungen über altnord. rechtsgeschichte I s. 145.

2) *hafiðr upp á enn sama haug.* Da die altnordischen quellen eine schilderhebung nicht kennen, dürfte in den fällen, wo sie von *hefja til konungs, til ríkis* sprechen, für die ältere zeit an das setzen auf den königshügel zu denken sein, während später der norwegische könig auf den hochsitz im thing zu Niðaróss vor der Christkirche (Hirðskrá cap. 5) und zuletzt auf den steinernen thron an der nordseite der domkirche erhoben wird (Daae, De norske kongers hyldning og kroning 1906 s. 17). Hat das Haugaþing von Haugar bei Tönsberg, das der huldigung der könige diente, von königshügeln den namen?

Wenn in christlicher zeit[1] der norwegische könig einen natürlichen berg oder hügel als sitz benützt oder auf einen stein tritt, um zum volke zu reden, so geschieht dies nur gelegentlich, nicht zu dauerndem sitz.

Was den sinn des brauches betrifft, so sollte der künstliche hügel die majestät des königs zum ausdruck bringen; der hügel ist der vorläufer des thrones.

Aber es fragt sich, ob dieser hügel nicht noch eine weitere bedeutung besass. Der Stjornu-Odda draumr ist eine späte quelle. Die stellen der Heimskringla sprechen von einem herkömmlichen königshügel (auf dem die könige gewohnt waren zu sitzen). Andere quellen belegen, dass der aufenthalt auf einem bestimmten hügel heidensitte war. In der Flateyjarbók[2] wird erzählt, dass der skalde Hallfreðr von Ólaf Tryggvason nach den hochlanden gesendet wird, um den heiden Þorleif zur annahme des christentums zu bewegen oder ihn zu töten. Er begibt sich auf die gefährliche reise. Als er an das gehöft Þorleifs kam, fand er den Þorleif auf einem hügel. Denn er war, heisst es, gewöhnt, wie es sehr der leute art in alter zeit war[3], lange draussen auf einem hügel nicht weit vom gehöft zu sitzen[4]. Hier wird der aufenthalt auf dem hügel als heidensitte hingestellt. Erinnern wir uns der stelle aus der papierhandschrift der Gulaþingslǫg, wo des hügels in der nähe des gehöfts gedacht wird[5], so ist kaum zu bezweifeln, dass man es mit einem grabhügel, dem '*óðalshaugr*', zu tun hat. Der heidnische Nordmann liebt es, auf dem grabhügel der vorfahren zu sitzen.

Im Styrbiarnar þáttr Sviakappa (Flat. II 70) setzt sich der 12 jahre alte (also grossjährig gewordene) sohn des Schwedenkönigs Olaf auf den grabhügel seines vaters und verlangt sein erbe.

In der Friðþjófssaga[6] wird könig Beli im hügel am fjord bestattet und ihm gegenüber in einem anderen hügel sein freund Þorsteinn. Als Friðþjófr um die hand von Ingibjǫrg bei ihren brüdern anhielt, traf er die könige auf dem hügel ihres vaters.

1) Fornm. sögur I s. 280; Heimskr. Ól. saga Tryggv. c. 55.

2) I s. 330.

3) '*fornmennis háttr*'. Der *fornmaðr* ist der heide (Flat. I, 189), der *fornsiðr* das heidentum (Flat. I, 349).

4) Dasselbe berichtet die Hallfreðar saga cap. 6.

5) In der Ketils saga hængs cap. 5 ist der *árhaugr* in der nähe des gehöfts von Bǫðmóðr, dem sohne von könig Framarr.

6) cap. I.

König Gautrekr sitzt jeden tag auf dem grabhügel[1] seiner gemahlin. Jarl Þorgnýr 'hatte seine gemahlin sehr geliebt; ihr grabhügel lag in der nähe der burg. Es sass der jarl da oft bei gutem wetter, sei es, dass er verhandlungen (*málstefnur*) zu führen hatte oder von ihm veranstalteten spielen zuschaute'[2].

In der Þrymskviða[3] trifft Loki, als er nach Jǫtunheim kommt, den riesenherrscher Þrymr auf einem hügel sitzend:

Þrymr sat á haugi
þursa dróttinn.

Ebenso sitzt in der Vǫluspá[4] Eggþér, der riesin hüter, auf einem hügel

'Sat þar á haugi
ok sló hǫrpu
gýgjar hirðir
glaðr Eggþér'.

Es ist anzunehmen, dass das sitzen auf dem hügel, dessen die Eddalieder erwähnung tun, eine kennzeichnung der herrscherstellung sein soll, also in demselben sinne gemeint ist, in dem Snorri von dem hügel als königssitz berichtet.

Von hier aus eröffnet sich eine möglichkeit (mehr ist es für mich zurzeit noch nicht), die schwedische sitte der königswahl zu erklären.

Die wahl des königs der Svear geschah in der art, dass der neugewählte auf einen erhöhten stein gestellt wurde, den Morastein in der nähe von Upsala[5]. Olaus Magnus[6] schreibt von ihm: *Est etiam lapis ingens et rotundus, circumcirca duodecim minores adjacentes habens, cuneatis petris paululum e terra elevatus, non procul a metropoli Upsalensi Morasten dictus: super quem novus Rex eligendus infinita populi multitudine presente suscipitur* und an anderer stelle[7]:

1) Gautrekssaga cap. 8; Hrólfs saga cap. 1.

2) Gǫngu-Hrólfss. cap. 5. 10.

3) Str. 6.

4) Str. 42 (ed. Bugge).

5) Scheffer, Upsalia antiqua 1666 p. 336 ff.; Törner, Dissertatio de Mora Steen, Upsala 1700; Wetterblad (praes. Frondin), Specimen historicum electionem regum ad lapides Morenses, Morastenar, sistens Upsala 1741; Schlyter, Juridiska afhandlingar p. 3. 4, der das Moraþing mit dem Mulaþing in Ol. s. h. helga cap. 81 in verbindung bringt; H. Hildebrand, Sveriges medeltid II s. S. 9; E. Hildebrand, Svenska statsförf. 1897 s. 69.

6) Historia de gent. septentr. I cap. 31. Was Johannes Magnus, Gotorum Sveorumque historia 1558 lib. XXI cap. 1 berichtet, ist viel kürzer und nichtssagender.

7) lib. VIII cap. 1.

Unde (d. h. bei Upsala) *non procul est lapis campestris amplus, ab incolis perpetuo tempore Morasten appellatus, in circuitu XII continens lapides paulo minori forma humi firmatos: in quo loco praedicti senatores, seu regni consiliarii ac nuntii confluere solent. Ibidem ex senatu praecipuus oratione circumspectu proponit, quam necessarium sit pro regni, omniumque incolarum libertate, in unum Regem, ac Principem consentire, prout a majoribus supra talem lapidem, qui firmitatem signat, providentius fuerit observatum.*

Die deutung des wahlsteins als sinnbild der festigkeit der herrschaft ist natürlich rein rationalistisch. Ähnlich sagt schon Saxo Grammaticus[1]: *Lecturi regem veteres affixi humo saxis insistere suffragiaque promere consueverant, subjectorum lapidum firmitate facti constantiam ominaturi.*

Ob Saxo vom Morastein gewusst hat oder ob ihm bräuche in Dänemark vorschwebten, ist zunächst die frage. Sicher wird das letztere anzunehmen sein. Denn die Esromsche chronik erzählt, dass, als die Jüten beschlossen, Dan zum könige zu nehmen, sie ihn zu einem stein führten *'qui dicitur Danærugh' 'posueruntque eum super lapidem, imponentes ei nomen regis'*[2]. In der Hervarar saga ok Heiðreks[3] verlangt Hlǫðr bei der teilung des erbes von seinem bruder Angantýr

'Hafa vil ek hálft alt
þat er Heiðrekr átti
. . . .
grǫf þá ina helgu

1) lib. I im anfang. [Vgl. Gering, Weissag. u. zauber s. 24 (anm. 2). Den dort gesammelten belegen sind hinzuzufügen: Harðar s. Grímk. c. 14 (Ísl. sögur II², 42) und Þorst. s. bœjarm. c. 6 (FMS. III, 185). Red.]

2) Langebek, Scriptores rer. Danic. I, 224. Ob dieser stein identisch ist mit dem, von welchem O. Worm, Danicorum monumentorum libri sex 1643 p. 89 spricht: *In Cimbria prope Viburgum in ejus ferme situm . . . exstat quoque saxum in campo Danerliung dicto, in quo Danum primum inauguratum volunt.* Vgl. A. Huitfeld. Danmarckis rigis kronicke I, 1652 p. 5: *Udvalgelse skeede udi Judland hos en stor Steen paa den Hede, som effter den Hendelse er kaldet Danarliung.* O. Worm behauptet, dass auch in Leire ein 'königsstuhl' existiert habe *'grandi saxo inter reliqua conspicuus'*. In seiner abbildung von Leire auf p. 22 ist der mit O bezeichnete *'Hyldehoy'* wie es scheint, ein grabhügel, der daneben befindliche natürliche hügel O soll dazu gedient haben, dass der zum könig gewählte ihn betrat *'jura populo daturus et omnibus conspiciendum se praebiturus'*. Waren zu Worms zeit die alten denkmäler in Leire noch erhalten, so würde seine abbildung von bedeutung sein.

3) ed. Bugge p. 270.

er stendr á Goðþjóðu
steinn þann enn fagra
er stendr á stǫðum Danpar'.

Schon Munch[1] hat darauf hingewiesen, dass hiermit wohl der stein 'Danærugh' gemeint ist, und ihm schliesst sich S. Bugge in den anmerkungen zur Hervararsaga[2] an. Dass der bericht Saxos also ganz unglaubwürdig sei, wie Müller und Velschow[3] und neuestens auch Jantzen[4] annehmen, ist kaum richtig. Nur seine deutung ist so wenig glaubwürdig, wie die des Olaus Magnus. Dagegen ist die frage zu erheben, ob wir es nicht mit grabdenkmälern zu tun haben. Die steine, die zu Mora den grossen stein umgeben, sind wohl die umfriedung, der grosse stein der deckstein des heidengrabes. Es lag nahe, dass die wahl des königs an heiliger stelle erfolgte. Dazu benutzte man das grab eines königs aus alter zeit (*steinn á stǫðum Danpar*). Wie der deutsche könig später auf den stuhl Karls des grossen zu Aachen, wo der grosse kaiser ruhte, gesetzt wurde, so wurde der schwedische könig schon in der heidenzeit[5] auf das grab eines heidenkönigs aus alter zeit gestellt. Der tote erteilte ihm gewissermassen seine weihe.

Königshügel und thingstätte mögen nicht selten zusammengefallen sein. Der grosse umfang der königshügel konnte sehr wohl zur abhaltung einer versammlung hinreichend sein und die heiligkeit des grabhügels teilte sich der versammlung mit. Vom jarl Þorgnyr wird ja berichtet, dass er '*málstefnur*' auf dem grabhügel seiner gemahlin abhielt.

Ob Saxo[6] etwas derartiges vorschwebte, wenn er von 'Hotherus' berichtet: '*Consueverat autem in editi montis vertice consulenti populo plebiscita depromere*', ist allerdings zweifelhaft. Der *editus mons* ist ja mehr als ein immerhin niedriger hügel. Man wird an das *lǫgberg* und die *þingbrekkur* Islands erinnert[7], von denen Saxo vielleicht

1) Det n. f. historie I s. 248.

2) s. 362. 363.

3) Notae uberiores zu der stelle Saxos.

4) Übersetzung von Saxos ersten neun büchern s. 17 anm. 2.

5) Die ansicht Scheffers und Törners, dass die einführung des Mora-steins erst in eine spätere zeit gehöre, ist willkürlich.

6) Lib. III p. 122 (ed. Müller-Velschow).

7) In der Ólafs saga Tryggvas. (Fornm. sögur I s. 280) heisst es: '*en er þingit var sett, stóð konungr á bergi nǫkkuru ok hans menn umhverfis*'.

gehört hat. Aber es ist erklärlich, dass später bei wachsender grösse der verhältnisse ein fels oder berg den grabhügel ersetzte[1].

Wenn die kultstätten, wie nach den isländischen überlieferungen anzunehmen ist, mit den thingstätten in zusammenhang stehen, und wenn der grabhügel zugleich opferhügel ist[2], so ist wahrscheinlich, dass die grossen königsgräber zugleich thingstätten darstellten, dass das '*sitja á haugi*' des heidenkönigs ein ausüben seiner regierungsgewalt bedeutet, und dass die heiligkeit des grabes zugleich das thing heiligt. Die umfriedung mit den steinen war dann das, was später die *vébond* darstellten: die steine waren zugleich '*dómsteinar*'. J. Grimm führt in seinen Rechtsaltertümern[3] zu dem jahre 789 ein *placitum ad tumulum qui dicitur Walinehoug* an. *Tumulus* ist grabhügel (*tumulus paganorum* in Capitul. de partibus Saxoniae)[4]. E. H. Meyer, Mythologie der Germanen s. 116 bemerkt:

,Da der altgermanische opferhof häufig zum gerichts- und versammlungsplatz diente, so erklärt sich, warum man noch im mittelalter auf grossen grabhügeln, als auf früheren totenopferstätten, gerichte und versammlungen abhielt; so auf dem Gunzenlê bei Augsburg und dem Birtinlê bei Rottenburg am Neckar. Bei dem schiffförmigen grab von Blomsholm in Südschweden steht ein '*dómhringr*', ein gerichtssteinring mit einem mächtigen (opfer?)stein in der mitte'. Diese bemerkungen erfahren eine wichtige bestätigung in der thatsache, dass die berühmte thingstätte der Friesen, der ehemalige Upstalsboomer hügel bei Aurich, nach den urnenfunden zu schliessen, eine heidnische grabstätte gewesen zu sein scheint[5]. Dass ähnliches bei manchen anderen hünengräbern anzunehmen ist, lehrt der augenschein. Die grösse des grabes wie die umfriedung erwecken mitunter den gedanken, dass hier gerichtsversammlungen abgehalten wurden. Gewiss war es schief, die alten steingräber lediglich als

1) Kålund, Histor. topogr. beskr. I s. 368 anm. 1 weist darauf hin, dass auf der þingbrekka in der Mýrasýsla (dem Þverárþing) sich ein grosser stein befand, der, wie es scheint, mit dem thingwesen in verbindung stand.

2) Index superstitionum in Mon. Germ. Leges sect. II 4°. I p. 223: De sacrilegis ad sepulchra mortuorum und hierzu Golther, Handbuch der germ. mythol. s. 92 ff.; E. Mogk bei Paul III s. 257.

3) 4. aufl. bd. II s. 422.

4) Mon. Germ. Leg. sect. II (4°). Tom. I p. 69.

5) Vgl. über den ort Upstalsbom v. Richthofen, Untersuchungen über friesische rechtsgeschichte I s. 297 ff. und die dort wiedergegebenen angaben von Wiarda und Arends, welche mir durch den vorstand der gesellschaft für kunst und vaterländische altertümer in Emden bestätigt werden.

thingplätze aufzufassen. Hiermit hat die neue altertumsforschung aufgeräumt. Aber dass sie zugleich nicht selten thingversammlungen dienten, dafür sprechen die obigen quellenbelege und es ist die frage aufzuwerfen, ob die thingversammlungen nicht gerade ursprünglich an oder auf grossen heidengräbern stattfanden.

ROSTOCK. KARL LEHMANN.

HIATUS UND SYNALOEPHE BEI OTFRID.

(Fortsetzung.)

§ 18. Partikeln.

1. Die negationspartikel *ni*.

A. Im auftakt.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe.

1. Die zweite auftaktsilbe lautet mit *i*- an.

a) Der sonant der negation ist elidiert.

Vor *ir*-.

II 8$_{24}$ *nirzígi, thes síu báti.* II 17$_{3}$ *nirfúlen in then súnton.* II 19$_{6}$ *nirgéit imo iz zi gúate.* III 12$_{35}$ *Nirméginot sih, wizist tház.* III 18$_{23}$ *nirstérbent sie in éwon.* III 24$_{32}$ *nirstírbit er in éwon.*

Vor *int*-.

I 1$_{98}$ *ni intrátent sie nihéinan.* P *nintrátent.* I 18$_{46}$ *ni intratist scádon niamer.* P *nintratist.* II 12$_{30}$ *ni intwirkit wóralt álla.* III 9$_{20}$ *nintweih imo iowanne.* III 20$_{149}$ *Ninthéizit mir iz muat mín.*

Vor *ir*.

II 22$_{28}$ *ni ir súlih sculit niazan.* P *nir.*

Vor *iz*.

III 22$_{54}$ *niz allo wóroltfristi.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

IV 1$_{38}$ *ni iz hiar in érdriche.* IV 13$_{46}$ *ni ih gabi séla mina.* V 23$_{140}$ *ni in júngistemo thínge.*

2. Vor dem pron. *er* als zweiter auftaktsilbe.

Alle hss. zeigen stets die vollformen nebeneinander.

III 23$_{38}$ *ni er blíntilingon wúrne.* IV 15$_{39}$ *ni er alla fráma westi.* IV 26$_{21}$ *ni er untar úns hiar wórahti.* V 17$_{35}$ *ni er úbarfuari ferro.* V 19$_{4}$ *ni er quéme zi themo thínge.*

II. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

IV 9$_{7}$ *Wir ni eigun sár, theist es méist.* V 23$_{93}$ *thaz ni ubarwinten wir mer.*

B. In der senkung.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe.

An zweiter stelle der senkung stehen nur die präfixe *ir- int- in-*.

1. Der sonant der negation ist elidiert.

Vor *ir*.

I 2$_{18}$ *zi wíze nirgange.* I 11$_{5}$ *ouh wiht es io nirduáltin.* I 27$_{50}$ *thero úndono nị irzíhu.* P *nirzíhu.* II 12$_{31}$ *ther géist joh wázar nan nirbére.* $_{58}$ *noh nihéin nirwélit tház.* II 16$_{8}$ *er íamer thar nirstirbit.* II 22$_{22}$ *thu húngiru nirstírbist.* III 12$_{34}$ *thaz sie nirgángen thanan úz.* III 18$_{32}$ *er íamer sar nirstérbe.* III 26$_{34}$ *thaz wir nirwúrtin furdir ál.* IV 2$_{32}$ 5$_{16}$ $_{44}$ 6$_{12}$ 15$_{32}$ 16$_{32}$ 20$_{25}$ 36$_{11}$; V 5$_{17}$ 7$_{1}$ $_{7}$ 9$_{19}$ 21$_{12}$ 23$_{237}$ $_{261}$ $_{274}$.

Vor *int-*.

I 1$_{119}$ *iz álles, wio nintstánte.* II 3$_{48}$ *fon hérzen iz ni intfúarti.* P *nị.* II 6$_{14}$ *tház sies wíht nintsázin.* II 11$_{24}$ *thoh mánn es io ni intgúlti.* P *nintgúlti.* II 12$_{56}$ *thiu hálti ni intfáhet ir thaz.* P *nintfáhet.* II 21$_{3}$ *thaz thír es wiht ni intfálle.* P *nintfalle.* III 9$_{18}$ *bi thiu nintwéih er mo thár.* III 10$_{36}$ *álle man nintnéinent.* III 18$_{6}$ *bi hiu nintdúat sih iuer múat.* IV 16$_{28}$ *tház er iu nintslúpfe.* V 4$_{38}$ *drof nintwérfet iuer múat.*

Vor *in-*.

IV 6$_{26}$ *so ninbízit es hiar.* IV 16$_{20}$ *mit níawihtu er ningíangi.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

III 7$_{68}$ *fúrdir zi úns ni irrihte.* IV 26$_{38}$ *fon réue iz io ni iróugta.*

II. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der sonant der negation ist elidiert.

I 24$_{7}$ *gébe themo, nị éigi.* IV 6$_{45}$ *Er wíht es ouh tho ni álta.* P *nị.* III 25$_{24}$ *joh ír ouh wiht thes ni áhtot.* V *ni* (*i* zukorrigiert). IV 4$_{70}$ *se mo ínnowo ni óndan.* V *ni* (*i* zukorrigiert).

2. Alle hss. zeigen die vollform.

III 15$_{49}$ *sulih ni ábahoti.* II $_{153}$ *Ni lázet, ni ir gihúgget.*

Die negationspartikel *ni* erhält im verse nur selten einen iktus. In der regel erscheint sie in der proklise in auftakt und senkung. Mit dem adv. *io* und der verbalform *ist* verschmilzt sie in betonter und unbetonter satzstellung ausnahmelos zu *nio nist.* Von diesen formen ist daher in der statistik abgesehen.

Mit einer zweiten, auf *i-* anlautenden auftaktsilbe wird die negation regelmässig kontrahiert: es stehen 13 sprechformen 3 schreibformen gegenüber. Vor dem pronomen *er* als zweiter auftaktsilbe zeigen alle hss. in 5 halbversen stets die vollform. Hier scheint der vortrag also keine elision des *-i*, sondern ein diphthongisches kontrak-

tionsprodukt *nier* zu fordern. An zweiter stelle der senkung begegnen nur die präfixe *ir- int- in-*. Die proklitische negation wird stets auf den anlautenden konsonanten reduziert; es finden sich nur 2 schreibformen gegen 39 kontrahierte formen. An zweiter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung hat die schwundstufe der negation statt; sie ist 4mal in der senkung bezeugt. Die vollformen finden sich 2mal im auftakt und 2mal in der senkung.

2. Die affirmativpartikel *jâ*.

Es kommen nur 2 belege in frage. IV 12_{20} *ja iz hérza min ni rúarit.* Das pronomen steht in der enklise hinter der partikel und besitzt ausserdem weit geringere schallfülle. Es ist daher der sonant des pronomens zu elidieren. IV 12_{24} *meistar, ja ih iz ni bin.* Der vortrag hat hier vermutlich keine synalöphe eintreten lassen. Vor der partikel liegt eine zäsur. Auf der bekräftigenden partikel liegt ein bedeutender sinnesnachdruck, der eine elision des sonanten auszuschliessen scheint. Es fragt sich, ob nicht gar auf die partikel ein iktus zu legen ist. Ein sinnvoller vortrag würde dies gebieten, obwohl eine zweisilbige senkung im dritten fuss des zweiten halbverses sehr ungewöhnlich ist; doch sind diese senkungssilben leichtesten gewichts.

§ 19. Die interjektion *wolaga.*

Sie findet sich 2mal unter dem hauptakzent vor vokalisch anlautender hebung. Eine kurzform erweist die vollform als schreibform: I 5_{67} *Wolagą ótmuati,* P *Wólaga.* I 18_{25} *Wolaga élilenti.*

§ 20. Der konjunktiv *sî.*

Hier wird noch der konjunktiv *sî* nachzutragen sein. Er konnte den übrigen verbalformen nicht angereiht werden, weil sein lautkörper ihn synalöphegesetzen unterwirft, für die erst die letzten gruppen genügendes material brachten.

A. Im auftakt.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe.

I 12_{24} *si in érdu fridų ouh állen.*

II. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der sonant des verbums ist elidiert.

I 28_5 *Thaz sį uns thiu wíntworfa.* P *sians* (*i* übergeschrieben). IV 9_{22} *ni si árur mit then sélbon.* IV 31_{36} *theih si émmiziger scálk thin.* P *sį.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

II 4 10 *ni si ékordi thie síne.* IV 8 22 *ni si ékordo in girihti.* IV 12 57 *ni si ékord einlif thégana.* V 23 87 *ni si éinfalte thie gúate.* III 24 94 *ni si ál sos ih thih báti.* III 25 10 *ni si óba wir bigínnen.* V 23 91 *ni si óba iz quéme uns múadon.*

B. In der senkung.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe.

V 3 17 *Mit thiu si ih io bifangan.* P *thíu.*

II. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der sonant des verbums ist elidiert.

II 22 5 *In múate si̥ iu gifestit.* P *si.* I 4 2 *zi gúate si̥ er ginánto.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

L 5 *thémo si íamer héili.* IV 26 37 *Thaz sálig si in giwíssi.* I 11 9 *tharána si er gizálter.*

Wenn der konjunktiv I 12 24 im auftakt mit der praep. *in*, V 3 17 in der senkung mit dem pron. *ih* zusammentrifft, lässt der vortrag zweifellos kontraktion der beiden gleichen vokale zu einem langen *î* statthaben. Wahrscheinlich liefen in der umgangssprache doppelformen um: eine betonte form mit langem vokal und eine quantitativ verkürzte unbetonte form. Diese kurze satzdoppelform werden wir in auftakt und senkung voraussetzen dürfen. Vor vokalisch anlautender hebung an zweiter stelle des auftakts und der senkung wird sie auf die schwundstufe reduziert. Es finden sich 3 sprechformen im auftakt, 2 in der senkung, gegen resp. 7 und 3 vollformen.

§ 21. Pronomina.

A. Ungeschlechtige pronomina.

1. D. pl. *iu.*

Es handelt sich hier nur noch um einige belege des unbetonten pronomens in der senkung.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe.

Vor *iz.*

a) Das pron. *iz* verliert seinen sonanten.

V 4 48 *ja wás iuz er gihéizan.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

II 16 33 *Ni dúet iu iz ouh zi rúachon.* II 21 23 *so minu wórt iu iz súczent.* III 23 50 *'ih wille iu iz zéllen' quad er, 'ér'.* IV 15 9 *sliumo ságeti̥ ih iu iz sár.* V 20 92 *ih scal iu iz zéllen ubar ál.*

Vor *in* (praep.).

II 23 9 *Sie sint iu in ánaratin.* IV 22 9 *Já ist iu in thesa zíti.*

Vor *es*.

S 29 *lono iu es blídlicho.*

Vor *ouh*.

V 4 51 *Ih zéllu iu ouh scono líubi.*

II. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

I 27 28 *ni bin ih thér; ih sagen iu éin.*

Eine in unbetonter satzstellung umlaufende reduktionsstufe des dat. plur. *iu* lässt sich in den Otfridhss. nicht belegen. Die senkung bleibt also überfüllt, wenn I 27 28 das pronomen an zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautende hebung tritt. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe kann synalöphe nur dann statthaben, wenn die zweite senkungssilbe sich enklitisch dem pronomen *iu* unterordnet und nur geringe schallfülle besitzt. Das pronomen *iz* ist V 4 48 hinter *iu* auf die schwundstufe herabgesetzt, indem der auslautende konsonant dem pronomen angeschlagen ist. Danach sind die 5 belege der vollform des pronomens *iz* einzuschätzen. Ebenso wird der vortrag vermutlich den sonanten der praep. *in* (II 23 9 IV 22 9) und des pronomens *es* S 29 elidieren, die sich beide dem pron. *iu* unterordnen. Dagegen ist synalöphe unmöglich, wenn eine schwere, diphthongisch anlautende senkungssilbe folgt: V 4 51 *Ih zéllu iu ouh scono líubi.* Hier muss der hiatus zugelassen werden.

2. *thu.*

Es handelt sich hier nur noch um die belege des unbetonten pronomens in auftakt und senkung.

A. Im auftakt.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe.

1. Der sonant des pronomens *thu* ist elidiert.

I 11 62 *thu̦ uns hélpha druhtin dáti.* P *thu.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Vor *iz*.

II 22 24 *thu iz álles wio gifárawes.*

Vor *es*.

V 22 11 *thu es io gilóubo ni bist.*

II. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der sonant des pronomens *thu* ist elidiert.

a) Die hebung lautet mit *u-* an:

I 2$_{39}$ *Sar thuzar théru menigi.* V *thuúzar* (erstes *u* und acc. rad.). P *thụú-zar theru.* I 19$_{12}$ *thaz thụ úns thia frúma haltes.* P *thuns.* IV 4$_{51}$ *Thaz thúnsih hiar giháltes.* III 22$_{11}$ scheint der akzent in P die synalöphe anzudeuten: *thaz thu unsih spénis sus zi thír.* P *thú.*

b) Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

III 22$_{12}$ *wil du íamer thes írwizzen.* P *dụ.* III 24$_{94}$ *thaz thu álles wio ni dáti.* P *thụ.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

a) Die hebung lautet mit *u-* an:

II 24$_{38}$ *thaz thu úns es muazis thánkon.* IV 19$_{49}$ *Thaz thu unsih nú gidua wís.*

b) Die hebung lautet mit einem qualitativ abweichenden vokal an.

II 7$_{18}$ *war thu émmizigen bíruwis.* II 9$_{89}$ *wil du alla wórolt zellen.* II 14$_{53}$ *Then thu afur nú úabis.* II 21$_{32}$ *so thu éngilon duist nu tháre.* III 24$_{92}$ *thaz thu émmizen io fóllon.* IV 21$_{15}$ *thaz thu iro kúning nu ni bíst.* IV 23$_{32}$ *thaz thu io zi thísu wurti.* V 9$_{17}$ *Bist thu éino ir élilente.* V 22$_{16}$ *thaz thu io gibóran wurti.*

B. In der senkung.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe.

Vor *iz.*

a) Der sonant des pronomens *iz* ist elidiert:

I 18$_{8}$ *ni mahtu ịz óuh noh thanne.* P *máhtu iz.* II 2$_{15}$ *thaz thu ịz báz wízist.* II 3$_{4}$ *sélbo maht thu iz lésan thar.* P *mahtu ịz.* III 24$_{62}$ *sélbo mahtuz séhan thar.* V *mahtu : z* (*i* rad.). V 10$_{8}$ *ni weiz, wár thu iz arur findes.* V *thuiz* (*i* erst ausgelassen).

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

I 2$_{27}$ in V gegen P: *tház thu iz harto háltes.* P *thaz thú iz.* V 13$_{3}$ *sélbo maht thu iz lésan thar.*

Vor *ir-.*

a) Der sonant des pronomens *thu* ist elidiert.

V 22$_{13}$ *Ni mahtu irzéllen thaz in wár.* P *mahtụ.*

b) I 11$_{52}$ zeigt P die form a, während V den präfixvokal elidiert.

I 11$_{52}$ *thaz thu ịrrímen ni máht.* P *thụ irrímen.*

c) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

II 9$_{23}$ *Tharana maht thu irthénken.* P *mahtu.* V 6$_{62}$ *ni mahtu irséhan, wizist tház.* V 25$_{55}$ *Ih wéiz ouh, thaz thu irkénnist.*

Vor *es*.

a) Der sonant des pronomens *thu* ist elidiert.

II 9 19 *tház thu es weses wízo*. P *thaz thu*. V 14 6 in P gegen V: *war thú es lisis méra*. P *war thu es lísis*.

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

II 8 48 *ih weiz, thu es ínnana bist*. V 19 60 *thóh thu es thar bigínnes*.

Vor *uns*.

I 15 18 *thia héili, thia thu uns gárotos*.

Vor *in* (praep.).

II 22 23 *Gidúan ni mahtu in wára*. IV 12 44 *thaz thu in múate fuaris*. P *tház*.

Vor *io*.

V 10 7 *Ni scaltu io nú so gidúan*.

Vor *ouh*.

V 22 15 *thero drúto bistu ouh éiner*. P *bist thu*.

II. An zweiter oder dritter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der sonant des pronomens *thu* ist elidiert.

a) Die hebung lautet mit *u-* an.

I 27 24 *thaz gizéli du uns nu sár*. P *du*. V 24 3 *thaz hábest thu uns gihéizan*. V *duuns* (erstes *u* hinzukorrigiert). IV 23 41 *giwalt ni hábetistu ubar míh*. P *hábetist*.

b) Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

III 7 35 in P gegen V: *Óba thu ra rúachis*. P *Óba thu ira*. III 20 132 *suntar thu ímo folges*. P *thu* (*u* übergeschrieben). IV 21 4 *óba thu iro kúning sis*. P *thu*. II 20 7 *lon ni hábes thu es nihéin*. P *thu es*. IV 28 20 *óba thu es ouh so géro bist*. P *thu*. V 23 202 *thaz hórist thu allaz thánne*. H 26 *thiz fíndistu ana duála*. II 21 1 *Óba thu ouh bigínnes*. P *thu*.

2. Alle hss. zeigen die vollform.

a) Die hebung lautet mit *u-* an.

IV 30 27 *óba thu unser kúning sis*.

b) Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität an.

II 9 22 *erzélist thu ouh thia gúati*. 68 *so drínkist thu io mit wíllen*. 88 *ni drunki thu ío in war mín*. 91 *irfúlli thu io mit máhti*. III 7 77 *Thar findist thu ío thuruh nót*. P *fíndistu*. 85 *Joh findist thu óuh ana tház*. P *findistu*. III 10 21 *Ja hilfist thu io mit willen*. III 20 173 *Gilóubistu in then gótes sun*. V 12 31 *Hiar lisis thu óuh gizami*. V 19 31 *Lási thu io thia rédina*. 59 *Ni wari thu ío so richi*. V 23 37 *Thaz wízist thu in giwíssi*. 203 *Thaz núzist thu iagilícho*. V 23 276 *thia síhistu alla tháre*. H 25 *Alla wórolt zeli thu ál*. 32 *thaz lísist thu ouh zi wáru*. 40 *thaz lísistu ouh in búachon*. 105 *Óba thu es bigínnis*. I 27 15 *Ziu féristu inti dóufist*. P *férist thu*.

Auf grund der synalöpheerscheinungen setzte schon Wilmanns a. a. o. § 59 neben dem betonten pronomen mit langem vokal eine in unbetonter satzstellung quantitativ reduzierte form an. Diese kurzform erscheint bei Otfrid entweder proklitisch oder enklitisch in auftakt und senkung. Häufig steht das pronomen enklitisch hinter seinem verbum. In 7 halbversen folgt auf das unbetonte pronomen *thu* das pronomen *iz* in der senkung, das sich wieder enklitisch an das pronomen *thu* anlehnt. Der sonant des pronomens *iz* wird daher elidiert; in 5 halbversen ist die elision vollzogen; 2mal zeigen alle hss. die vollformen nebeneinander. Vor den pronominibus *es* und *uns* erweist sich jedoch das pronomen *thu* als phonetisch leichter. II 9_{19} V 14_{6} ist es vor dem pronomen *es* auf die schwundstufe herabgesetzt; die druckstärke beider wörter wird in diesen versen gleich sein; hier entscheidet die schallfülle. Danach sind II 8_{48} V 19_{60} einzuschätzen, wo alle hss. die vollformen nebeneinander zeigen. I 15_{18} steht das pronomen *thu* proklitisch vor dem pronomen *uns;* alle hss. zeigen die schwundstufe. V 22_{13} steht das pronomen *thu* in der enklise hinter seinem verbum vor dem präfix *ir-;* P elidiert den vokal des pronomens. Dieselbe art der synalöphe bezeichnet P I 11_{52}, während V den sonanten des präfixes unterpunktiert: I 11_{52} *thaz thu ịrrímen ni máht,* P *thụ irrímen.* Man wird sich hier für das konsequente verfahren der hs. P entscheiden und in jenem vereinzelten beleg der hs. V ein versehen des schreibers annehmen. 3mal zeigen alle hss. die vollformen nebeneinander. Auch hier tritt das phonetische gewicht der senkungssilben als bestimmender faktor der synalöphe hervor. Vor den senkungssilben *in io ouh* kann man mit sicherheit den sonanten des pronomens tilgen. Die belege der senkung vermögen die schreibformen des auftakts zu erhellen. I 11_{62} erscheint das pronomen in der proklise vor dem pronomen *uns*; V unterpunktiert den sonanten des pronomens *thu.* II 22_{24} lehnt sich das pronomen *iz* enklitisch an das pronomen *thu* an; hier ist der sonant des pronomens *iz* zu elidieren, wie auch die analogen sprechformen in der senkung beweisen. V 22_{11} wird man vor dem pronomen *es* als zweiter auftaktsilbe das pronomen *thu* auf die schwundstufe herabsetzen, wie die geringere schallfülle des pronomens *thu* und die analogen sprechformen der senkung nahelegen.

An zweiter und dritter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung wird das pronomen *thu* stets auf den anlautenden konsonanten reduziert. Im auftakt erweisen 6 sprechformen 11 vollformen als schreibformen; in der senkung stehen 11 sprechformen 20 schreibformen gegenüber. III 7_{35} zeigt V eine

andere auffassung des verses und daher eine andere rhythmisierung als die hs. P: III 7 $_{35}$ *Óba thu ra ráachis*, P *Óba thu ira.* Doch beweisen die verse III 20 $_{132}$ und IV 21 $_{4}$, dass die auffassung des schreibers von P die geläufigere ist.

B. Geschlechtiges pronomen der 3. person.

1. *imo.*

A. *imo* unter dem haupt- oder nebeniktus auf der wurzelsilbe vor vokalisch anlautender senkung.

I. Vor endbetontem *inàn.*

Unter dem hauptiktus.

II 8 $_{43}$ *joh zi ímo nan gihólota.* P *zímo.*

II. Vor *iz.*

1. Der endvokal des pronomens *imo* ist elidiert.

a) Unter dem nebeniktus.

II 14 $_{99}$ *tház man imo iz bráhti.* P *imọ.* II 21 $_{22}$ *ér ir imo iz zéllet.* P *imọ.* IV 22 $_{29}$ *Zi hónidu imo iz dátun.* P *imọ.* V 1 $_{39}$ *zeigot ímo iz suntar.* P *ímọ.* V 23 $_{37}$ *thoh imo iz ábwertaz sí.* P *imọ íz* (acc. rad.).

b) Unter dem hauptiktus.

V 20 $_{102}$ *mit ímo iz niaze nóti.* F *im iz io zi noti.*

2. Der sonant des pronomens *iz* fällt hinter der vollform *imo.*

a) Unter dem nebeniktus.

IV 19 $_{60}$ *mit ímo iz sáman zurntin.* P *ịz.*

b) Unter dem hauptiktus.

II 6 $_{42}$ *joh fon ímo iz wanta.* P *ịz.*

3. V zeigt die form 1, P die form 2.

I 27 $_{6}$ *ther ímọ iz untarsáhi.* P *imo ịz.* F *imo iz.*

4. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

I 8 $_{2}$ *was ímo iz harto úngimah.* III 2 $_{36}$ *thaz imo iz drúhtin so gilíaz.* P *ímo.* V 1 $_{31-38}$ *iz zeigot ímo iz allaz.* V 23 $_{41}$ *Thoh imo iz ábwertaz sí.*

b) Unter dem hauptiktus.

III 7 $_{38}$ *er ímo iz ni ginúzta.* IV 18 $_{38}$ *thaz ímo iz hiar al gáganta.*

III. Vor *es.*

1. Der endvokal des pronomens *imo* ist elidiert.

Unter dem nebeniktus.

I 11 $_{6}$ *int imọ es zálạ irgábin.* F *imo es.*

2. V P zeigen die form 1; F elidiert den sonanten des pronomens *es*.

Unter dem hauptiktus.

V 18_{16} *er ím es alles réda duat.* P *ímọ* (*ọ* zugeschrieben). F *imos.*

3. P zeigt die form 1; V F elidieren den sonanten des pronomens *es*.

Unter dem nebeniktus.

II 1_{9} *ni brást imos ío thar.* P *imọ es io.*

4. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

II 4_{33} *ther hungar dúit imo es nót.*

IV. Vor *in* (praep.).

1. Der endvokal des pronomens ist elidiert.

a) Unter dem nebeniktus.

II 3_{18} *sie bráhtun imo in hánton.* P *imọ.* II 4_{84} *int imo in múat quámi.* P *imọ.* V 23_{143} *Léident imo in brústi.* P *imọ.*

b) Unter dem hauptiktus.

III 18_{9} *Ni bírut ir fon imo in wár.* P *imọ.*

2. P zeigt die form 1; V elidiert den sonanten der praep.

Unter dem nebeniktus.

III 23_{46} *nu quimit líhtida imon múat.* V *imo : n* (*ị* rad.). P *líhtidạ imọ in* (*i* übergeschrieben; vorher *in* übergeschrieben und radiert). D *ímo in.*

3. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

I 8_{20} *kúndt er imo in droume.* I 21_{4} *quam ímbot imo in dróume.* II 4_{39} *Tho sprah er zị ímo in thésa wis.* III 22_{10} *sprachun zí imo in fárun.* IV 4_{26} *thaz thíonoti imo in wáru.* IV 9_{26} *joh thie mit ímo in nóte.* IV 17_{6} *thoh slúag er imo in wára.* IV 22_{21} *Joh sáztun sie imo in hóubit.* P *sịe.* IV 35_{19} *Ther bráng mit imo in wára.* V 25_{61} *ist úbilo imo in múate.*

b) Unter dem hauptiktus.

III 20_{84} *joh ímo in thera frísti.* IV 13_{22} *mit ímo in theru nóti.*

V. Vor *ist.*

1. Der endvokal des pronomens *imo* ist elidiert.

Unter dem hauptiktus.

I 15_{39} *Mit ímọ ist sin githígini.* F D P *ímo.* II 11_{67} *Wanta ímo ist al inthékit.* P *imọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

II 12_{41} *thara imo ist múatwillo.* II 13_{7} *fora imo ist bótoscaf ouh mín.*

b) Unter dem hauptiktus.

II 23 15 *thaz ímo ist io gisláhtaz.* V 1 27 *theiz ímo ist al giméinit.* H 43 *In ímo ist uns thiu fórahta.*

VI. Vor *al.*

1. Der endvokal des pronomens ist elidiert.

a) Unter dem nebeniktus.

IV 9 18 *mit imo al sáman azin.* P *ímọ* (acc. rad.).

b) Unter dem hauptiktus.

V 20 7 *mit ímo al sin githígini.* P *ímọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

II 13 33 *thaz imo allíebesten íst.*

b) Unter dem hauptiktus.

II 13 40 *fon ímo al so girédinot.*

VII. Vor *uns.*

Unter dem hauptiktus.

III 21 16 *fon ímo uns iz ni quámi.* P *ímọ.*

VIII. Vor *ouh.*

1. Der endvokal des pronomens ist elidiert.

Unter dem nebeniktus.

III 20 162 *sus sprâchun zi imo ouh hárto.* P *imọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

I 1 103 *Ni sínt, thie imo ouh derien.* I 17 50 *joh imo ouh géba bringe.* III 2 27 *záltun imo ouh innan thés.* V 20 61 *Sie óugun zi imo ouh wéntent.*

b) Unter dem hauptiktus.

II 3 37 *Thaz sie zi ímo ouh giangin.* IV 7 1 *mit ímo ouh sine thégana.* IV 9 24 *ni fon ímo ouh ferron.* P *ní fon imo.*

IX. Vor *io.*

1. Der endvokal des pronomens ist elidiert.

Unter dem hauptiktus.

II 1 43 *Iz was in imo io quégkaz.* P *ímọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

III 7 10 *wir únsih imo io náhen.* III 9 20 *nintweih imo iowanne.* P *ímo.*

b) Unter dem hauptiktus.

II 12 94 *thaz er iz zi ímo io fuage.* IV 18 32 *mit ímo io ni gidáti.*

X. Vor *er*.

Alle hss. zeigen stets die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

II 9_{37} *In ímo er suazo lébeta.* III 25_{29} *fon ímo er súlih hiar ni spráh.* V 4_{50} *mit ímo er mer ni fíhtit.*

b) Unter dem hauptiktus.

I 17_{41} *Zi ímo er ouh tho ládota.*

XI. Vor *ingégin ingégini ein.*

Es finden sich 3 belege der vollform unter dem nebeniktus.

I 3_{49} *Ther ímo ingegin gárota.* II 15_{9} *Thie bráhtun imo ingégini.* $_{13}$ *al quéman imo ingégini.* III 20_{25} *Nánt er ímo ein wázar.*

XII. Vor *ir-*.

Alle hss. zeigen stets die vollformen nebeneinander.

a) Unter dem nebeniktus.

II 12_{48} *fon imo irbóran werdent.* III 22_{8} *then námon imo irwélita.* IV 8_{7} *er wíg zi imo irhúabi.* IV 17_{30} *ni gidórstun zi imo irwíntan.* IV 23_{20} *ni mág ih in imo irfíndan.* IV 26_{23} *thia frúma in imo irlésgen.* IV 35_{10} *híaz er imo irgében sar.*

b) Unter dem hauptiktus.

L $_{37}$ *In ímo irhugg ih thráto.* IV 12_{30} *er zi imo irfrágeti.* P *ímo.* IV 21_{10} *er iz fon ímo irthahti.*

XIII. Vor *in-*.

Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Unter dem nebeniktus.

III 20_{91} *wer thiu óugun imo indáti.* P *thi̧u.* IV 23_{16} *ingegin ímo inbran thaz múat.*

B. *imo* unter dem nebeniktus auf der endsilbe.

Es folgt stets eine unbetonte silbe.

I. Hinter einer konsonantisch auslautenden haupthebung.

a) In zweiter hebung.

L $_{36}$ *súaz imo sin líb al.* L $_{35}$ *láz imo thie dága sin.* I 1_{121} *waz gót imo gibíete.* II 7_{33} *Ér imo i̧z gizéinta.* P *ímo iz* (acc. rad.). II 19_{6} *nirgéit imo iz zi gúate.* II 9_{33} *in thiu wás imo ginúagi.* $_{53}$ *ouh wíht imo ni dároti.* III 2_{6} *then sún imo gihéilti.* III 11_{24} *thia thúrft imo giklágoti.* IV 11_{8} *ál imo zi hénti.* III 5_{4} *thaz wírs imo ni wúrti.* III 11_{23} *then nót imo gizéliti.* IV 4_{36} *then wég imo gistréwitin.* IV 27_{30} *thaz stéit imo giscríban thar.* IV 32_{6} *joh sáh imo thaz jámar.*

b) In dritter hebung.

II 4_{16} *tho ni wárd imo ther sánd.* D *ímo.* III 24_{101} *Quek ward sár imo thaz múat.* IV 4_{12} *saget thio thúrfti imo in wár.*

II. Hinter dem pronomen *er* als senkungssilbe.

V 13₂₆ *ni móht er mo gistéllen.* II 5₁₉ in D gegen V P F: *thóh er mes ni hórti.* P *imọ es.* D *mos.*

III. Hinter dem pronomen *er* als auftaktsilbe.

III 5₃ *Tho er mo firbót thio dáti.*

IV. Hinter einer vokalisch auslautenden senkungssilbe.

1. In mindestens einer hs. findet sich die form *mo.*

a) In zweiter hebung.

L 7 *Hóhe mo gimúato.* 55 *sin ríchi mo gibréitta.* 75 *kríst lóko mo thaz múat sin.* P *krist.* I 2₂₈ *gizáwa mo firlíhe.* II 21₁₀ *sélb so mo ther háls duat.* II 24₈ *fólgete mo githíuto.* IV 18₄₀ *so rúarta mo thaz hérza.* V 11₁₁ *ir súnta mo bilázet.* V 23₂₅₃ *rúere mo thaz blida múat.* III 14₄₁ *joh zálta mo thia wérk thar.* F *imo.* IV 11₂₆ *iz súazo imo giságeta.* P *ịmo.* II 4₈₄ *theiz wári mo gizámi.* P *wárị imo.* F *wari imo.* IV 17₂₃ *so er rúarta imo thaz óra.* F *ruarta mo.* P *rúartạ ịmo.*

b) In dritter hebung.

L 6 *druhtin hóhe mo thaz gúat.*

2. Alle hss. zeigen die vollform *imo.*

a) In zweiter hebung.

II 6₁₇ *zalta imo thia gúati.* II 12₅₂ *er scóno imo iz gizéinta.* III 10₈ *zálta imo thaz ira sér.*

b) In dritter hebung.

IV 35₆ *bat, man gábi imo then mán.*

C. *imo* im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

I. *imo* steht allein im auftakt.

1. Der endvokal ist elidiert.

II 7₂₅ *Imo ílt er sar giságen thaz.* P *Imọ.* IV 18₁₉ *imo ángust ouh tho gróza.* P *imọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

II 4₈₂ *imo ellu wóroltrichi.* II 6₇ *imo ábilo iz gisázi.* IV 4₆ *imo einan ésil holetin.*

II. *imo* an zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

V 23₁₄₁ *Thiu mo állaz liob insélzit.* P *mọ.*

D. *imo* in der senkung.

I. Hinter einer konsonantisch auslautenden hebung vor einer konsonantisch anlautenden hebung.

II 11₆₅ in P gegen V: *ni was ímo thurft thera frága.* V *wás* (acc. rad.). P *ni wás imo.* V 23₁₄₂ *duit imo wídarmuati.* III 20₂₈ *brahtạ imo sélben guat gimáh.* V *ímo* (acc. rad.). P *brahta.*

II. Hinter einer auf -*r* ausgehenden hebung vor einer konsonantisch anlautenden hebung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die form *mo*.

In allen hss.

1. fuss.

IV 15₆₃ *Thaz ér mo sie gihíalti.* V *mo* (*i* rad.). I 25₁₄ *soso er mo sélbo gibot.* I 27₅ *thaz er mo líbi thes thiu mér.* II 6₄ *thaz er mo hárto firspráh.* ₅ *thaz er mo bórgeti thiu baz.* II 7₂₅ *want er mo líobosto was.* ₄₀ *thaz er mo fólgeti sar.* II 12₁₁ *thaz er mo wár zalta.* II 13₁₃ *thes ér mo zuagisprichit.* III 1₃₉ *thoh er mo sére sinaz múat.*

2. fuss.

I 4₃ *Zi híun er mo quénun las.* II 7₃ *Mit zúhtin sier mo húldta.* ₆₂ *joh zéihan er mo zálta.* II 9₃₅ *In bérge, thẹ er mo zéinti.* III 12₂₇ *Githánkota er mo hárto.* I 24₁₈ *gihóufot er mo mánag guat.* II 9₃₇ *zi hérzen er mo klébeta.*

3. fuss.

III 9₁₈ *bi thiu nintwéih er mo thár.* I 4₄₇ *harto fóraht er mo thoh.*

In mindestens einer hs.

II 22₄₀ *gúat ob ir mo fólget.* F *imo.* V 11₃₃ *Híaz er imo thánne.* F *mo.* I 5₅₅ *thar gidúat er ịmo wé.* P *imo.* F *duat er mo.* II 6₅ *Hárto sageta er imo tház.* P *ságetạ er ịmo.* D *ímo.* II 7₆₁ *Sliumo ságeta er mo tház.* P *imo.*

2. Alle hss. zeigen die vollform *imo*.

I 1₁₂₂ *thaz wír imo hiar gisúngun.* I 5₅₆ *gidúat er imo frémidi.* II 12₅₁ *Scono zált er imo tház.* II 4₃₃ in P gegen V: *Nu scephe er ímo hiar brót.* P *ér imo.*

III. Hinter einer vokalisch auslautenden hebung vor einer konsonantisch anlautenden hebung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die form *mo*.

In allen hss.

1. fuss.

II 13₂₆ *thaz síe mo thoh gilóuben.* II 22₂₀ *thu mo líabara bist.* ₃₂ *thaz thu mo stéina bietes.* III 15₄₆ *oba síe mo wollent hóren.* III 20₁₄₀ *thaz síe mo batin úbiles.* IV 29₅₀ *Tho simo skúaf thaz gifánk.*

2. fuss.

II 4₄₉ *Thiu prúanta simo méra.* III 1₃₇ *Mit hénti siu mo scírmit.* III 24₆₁ *Gibót er sie mo zélitin.* IV 4₄₅ *zi wórolti si mo héili.* V 15₄₅ *Er mit thíu mo zálta.*

In mindestens einer hs.

III 12₉ *Sie imo rédinotun.* F *mo.* III 20₁₂₁ *Wío mo so gizámi.* P *Wíọ imo* (*imo* erst ausgelassen). III 1₃₄ *súntar si imo múnto.* P *ịmo.* IV 19₇₃ *Thiu óugun sie imo búntun.* F *mo.* IV 26₁₆ *waz wízen sie imo drúhtin.* F *mo.*

2. Alle hss. zeigen die vollform *imo*.

IV 8_{23} *Sie imo sár thuruh tház.* IV 26_{6} *waz sie imo lewes wízzin.* IV 16_{37} in P gegen V: *sie ímo sar iz záltun.* P *Síe imo sár.*

IV. Hinter einer konsonantisch auslautenden silbe vor vokalisch anlautender hebung.

1. Es geht eine hebung voraus.

a) In mindestens einer hs. ist der endvokal des pronomens elidiert.

I 16_{28} *want iz wás imọ anan hénti.* P *imo.* I 4_{48} *ni was imọ ánawani.* P *mo.* F *imo in.* II 4_{96} *thaz mán imo iogilícho.* P *imọ.* L $_{96}$ *inliuhtẹ imọ ío thar wúnna.* I 25_{10} *kúndtạ imọ, er iz wólta.* P *ér.* F *kundt imo.* III 3_{28} *joh díofo imo ouh ginígen.* P *díofọ imọ.* V 23_{144} *ist méra imo in theru brústi.* P *mérạ imọ* (punkte rad.). I 8_{13} *Er tháhta imọ ouh in gáhi.* P *imo.* F *im ! ouh* (das *!* als trennungszeichen zwischen *m* und *o* gesetzt). IV 6_{29} *joh gérno imo ángust giduan.* P *imọ.*

b) Die elision ist nicht bezeichnet.

1. fuss.

L $_{6}$ *joh frewe mo émmizen thaz múat.* L $_{52}$ *scírmtạ imo iogilícho.* $_{54}$ *gilihtạ imo éllu sinu jár.* L $_{23}$ *Riat gót imo ofto in nótin.* L $_{43}$ *Ríat imo io gimúato.* L $_{53}$ *Ríat imo ío in nótin.* I 8_{11} *Iz was imo úngimuati.* II 4_{37} *tház imo io zi scáden ward.* $_{42}$ *ni wás imo es nihein nót.* II 6_{9} *Tház imo ouh ni wári.* D *thaz ímo.* II 9_{39} *Wárd imo ouh thaz wúntar.* II 13_{30} *joh géb imo al zi hénti.* III 13_{32} in V gegen P: *thaz sínt imo untar hénti.* P *sint ímo.* IV 20_{11} = 23_{21} *gab imo ántwurti.* IV 22_{15} *Riaf imo ál ingégini.* IV 23_{34} *ni gab imo ántwurti.* V 25_{57} *thaz dúit imo úbil herza.*

2. fuss.

I 16_{25} *Wízzi théh imo ana sár.* $_{27}$ *Gótes geist imo ánawas.* II 7_{58} *wán, iz quámi imo in sin múat.* III 15_{17} *thaz er gidáti imo, einan dúam.* IV 24_{23} *Therlíut mit thisu imo ánalag.* II 8_{40} *es wiht ni quám imo ouh in wán.* II 9_{31} *Druhtin kós imo einan wíni.* IV 8_{18} *er wolta dúan imo einan dúam.* IV 15_{25} *thiz selba wás imo untar zuéin.* IV 22_{13} *Thanne wás imo arar thér.* IV 26_{4} *thie folgetun imo álle.*

2. Es geht eine senkung voraus.

Es findet sich nur ein beleg der vollform.

I 27_{8} *gíangun imo al gilíche.*

V. Hinter einer auf *-r* auslautenden silbe vor vokalisch anlautender silbe.

1. Hinter einer betonten vor einer unbetonten silbe.

a) *imo* wird auf den inlautenden konsonanten reduziert.

Vor *iz.*

II 12_{28} *joh ér mo iz al gisúazta.* P *mọ.*

Vor *es.*

III 25_{11} *oba wír mes duen thie frísti.*

b) Hinter der kurzform *mo* ist der sonant des präfixes *ir-* elidiert.

I 5_{57} *Thoh hábet er mo irdéilit.* P *imo irdéilit.* F *mo irdeilit.*

2. Hinter einer unbetonten silbe vor einer betonten silbe.

a) *imo* wird auf den inlautenden konsonanten reduziert.

I 15_5 *Ther gótes geist, ther mo ánawas.* P *imo.* D *mo.* F *imo.* II 7_{57} *Gab er mo ántwurti.* P *mo.* F *erm.* II 12_{27} *Gab er mo ántwurti.* P *mo.* I 5_{53} *thár er imo io instríche.* F *ermo io.* P *er imo io.* II 5_{19} in V F P gegen D: *thóh er mes ni hórti.* P *imo es.* D *mos.*

b) In mindestens einer hs. ist die form *mo* belegt.

I 3_{50} *thie wega ríht er imo ubar ál.* P *imo* (*i* übergeschrieben). F *mo.* I 4_{58} *wás er mo avur ságenti.* II 9_{38} *wárd er mo ouh zi rúame.* III 1_{40} *thoh dúat er mo avur bithérbi.* III 2_9 = IV 11_{25} *gab er mo ántwurti.* II 7_{61} *tház er mo er kúnd was.* IV 15_{10} *kert er mo álleswio thaz múat.* IV 30_{32} *nu hélf er mo, ob er wólle.* F *imó.*

c) Alle hss. zeigen die vollform *imo.*

II 4_{91} *Tho gab er imo ántwurti.* II 13_{34} *thaz gíbit er imo allaz álangaz.* IV 8_8 *er er imo io ingíangi.* P *ér er.*

3. Zwischen zwei unbetonten silben.

II 5_{10} *tho irbónth er imo io thés sindes.*

VI. *imo* in vokalischer umgebung.

1. Hinter einer betonten silbe vor einer unbetonten silbe.

II 5_{12} *ni záweta imo es níawiht.* P *imo.* IV 14_5 *ni sí imo in thiu ginúagi.* P *si í mo.*

2. Hinter einer unbetonten silbe vor einer betonten silbe.

imo wird auf den inlautenden konsonanten reduziert.

III 16_{32} *joh wáz sie imo alle wizun.* P *imo.* F *mo.* I 5_{34} *gab si imo ántwurti.* P *simo.* F *si imo.*

Die ahd. normalform des dat. sg. m. n. seit dem 9. jahrhundert ist *imo.* In dieser gestalt erscheint das pronomen auch in den Otfridhss. regelmässig, wenn in neutraler umgebung auf der wurzelsilbe ein haupt- oder nebeniktus liegt. Vor vokalisch anlautender senkung verliert die betonte vollform ihren endvokal; hier hat die ablautstufe *ím ìm* statt. In 6 halbversen ist vor dem pronomen *iz* das auslautende *-o* elidiert, 5mal in P, 1mal in F; V hält hier auffallend zähe an den schreibformen fest. 2mal hat jedoch der schreiber von P den sonanten des enklitischen pronomens *iz* hinter der vollform *imo* unterpunktiert. I 27_6 zeigt V die form 1, P die form 2: I 27_6 *ther ímo iz untarsáhi,* P *imo iz,* F *imo iz.* Dem endvokal des pronomens müssen

wir danach den wert eines irrationalen vokals zuschreiben. In der umgangssprache des 9. jahrhunderts lief also schon die gestalt des pronomens um, die wir als *ime* erst für die mhd. zeit anzusetzen gewöhnt sind. Zu demselben schluss führen noch andere sprechformen der Otfridhss. Vor der praep. *in* ist 4mal das auslautende *-o* des betonten pronomens elidiert. III 23 $_{46}$ zeigt P diese form 1, während V die sprechform *imon* aufweist, die infolge der notwendigen gleichwertigkeit beider darstellungsformen den endvokal als irrationales *-ə* kennzeichnet: III 23 $_{46}$ *nu quimit líhtida imon múat*, V *imo : n* (*ị* rad.), P *lihtidạ imọ in*, D *ímo in*. Endlich finden sich beide darstellungsformen auch vor dem pronomen *es:* I 11 $_{6}$ *int imọ es zálạ irgábin*, F *imo es*. V 18 $_{16}$ *er ím es alles réda duat*, P *ímọ* (*ọ* zugeschr.), F *imos*. II 1 $_{9}$ *ni brást imos ío thar*, P *imọ es io*. Eignet jedoch dem anlautenden vokal der senkungssilbe stark abweichende qualität, so findet sich nur die form 1. Sie ist belegt vor *al uns ouh io*. Nur die schreibformen begegnen vor den senkungssilben *er ingégin*(*i*) *ein ir- in-*. Überall ist der endvokal des pronomens zu elidieren.

Das pronomen *ímo* kann in den Otfridversen auch auf der zweiten silbe betont sein. Einen akzent erhält sie in den hss. jedoch niemals. Die betonungsstufe *imò* stellt sich am reinsten dar, wenn das pronomen hinter einer auf einen konsonanten – ausser *r* – auslautenden hebung vor einer unbetonten silbe steht. Die wurzelsilbe füllt die senkung. Der vortrag erreicht regelmässigen wechsel von hebung und senkung, indem er auf die zweite silbe des pronomens einen nebeniktus legt. Einen sprachlichen iktus trägt das pronomen hier nicht. Es handelt sich um eine rein im vortrage des verses begründete rhythmische erscheinung. Dabei gilt als *conditio sine qua non*, dass stets eine unbetonte silbe folgt. Schon bei Lachmann und später bei Wilmanns s. 93 findet sich die beobachtung, dass endbetontes *imò* meist in der 2. hebung, selten auf 3. hebung auftritt. Beide fassen die erscheinung als enklise; vgl. Wilmanns s. 93: 'von der ersten hebung war das enklitische pronomen selbstverständlich ausgeschlossen; auf der dritten hebung konnte es nur gebraucht werden, wenn der vers auf eine stammsilbe ausgeht, was ja viel seltener ist als akzentuierung des ersten iktus'.

Lachmann und Wilmanns lassen es unentschieden, ob in der ersten hebung des zweiten halbverses *imo inan ira* vor einer konsonantisch anlautenden unbetonten silbe (II 15 $_{7}$, 4 $_{100}$, IV 33 $_{6}$) wurzel- oder endbetont seien. Es scheint mir richtig wurzelbetonung anzunehmen. Otfrid kennt keine reimbrechung. Gewiss sind seine verse

langzeilen und zeigen eine enge syntaktische verknüpfung. Gewiss hat Wilmanns nachgewiesen, dass sich diese wesenheit der Otfridverse auch in ihrem rhythmischen charakter ausprägt, dass am ende der ersten halbzeile die stimme gehoben bleibt, um auf das folgende hinzuweisen. Aber wir sind doch nur dann befugt, die erscheinung als enklise aufzufassen, wenn sich das endbetonte pronomen unmittelbar einer haupthebung unterordnet. Davon kann nun in jenen 3 versen kaum die rede sein: II 4_{99} *tho warun éngila thár.* $_{100}$ (*ni brást iro iowánne*) *imo zi thiononne.* Hier ist ein selbständiger satz eingeschoben, der den abhängigen infinitiv rhythmisch isoliert; die enklise ist unbedingt aufgehoben. Wir werden auch II 15_7 und IV 33_6 nicht von enklise sprechen dürfen, wo die zweite hälfte des 1. halbverses von erweiternden präpositionalen wendungen eingenommen wird: II 15_7 *Sie gérotun al bi mánne inan zi rínanne.* IV 33_6 *ni liaz in scínan thuruh tház ira gisíuni blídaz.* Ausserdem scheint mir die endbetonung den rhythmischen charakter des 2. halbverses zu zerstören. Die wurzelbetonung bringt in die erste hälfte des halbverses ein rasches, durch die leichten senkungssilben noch erhöhtes tempo, wie es der rasch zur haupthebung im 2. fuss aufsteigenden rhythmischen bewegung angemessen ist, die dann langsam, feierlich absteigt. Die endbetonung würde das gewicht des zweiten iktus wesentlich herabsetzen, zumal in der senkung nur die leichten silben *zi gi-* stehen. Der zweite halbvers würde durch die endbetonung einen leisen bruch in seinem rhythmischen fluss erleiden.

Das endbetonte pronomen *imò* verliert seinen wurzelvokal, wenn er in der senkung mit einem laut grösserer schallfülle zusammentrifft. Diese ablautstufe *mò* hat statt hinter einem zweisilbigen wurzelbetonten vokalisch auslautenden wort. Da dem wurzelvokal des endbetonten pronomens infolge der akzentversetzung nur sehr geringes phonetisches gewicht eignet, muss er fast immer dem vorhergehenden senkungsvokal weichen. Nur ganz selten ist einmal der endvokal elidiert; regelmässig findet sich dann aber auch die form *mò* hinter der vollform des zweisilbigen wortes; es ist damit die phonetische gleichwertigkeit der in der senkung zusammentreffenden sonanten erwiesen. 14mal ist in einer oder in allen hss. die form *mò* belegt; 4mal ist sie aus der orthographischen vollform herzustellen. Hinter dem unbetonten pronomen *er* ist V 13_{26} und III 5_3 der wurzelvokal des endbetonten pronomens gefallen. Der wurzelvokal erlangt keine silbenbildende geltung, indem der vortrag von der artikulation des gerollten *r* gleich zur artikulation des nasals übergeht. Zwischen den

beiden stark hervortretenden artikulationsmomenten wird der wurzelvokal unterdrückt. Abweichend von V P wählt D diese form der rhythmisierung in vers II 5 $_{19}$ *thóh er mes ni hórti,* P *imo es,* D *mos.*

Es erhebt sich die frage, inwieweit diese endbetonung auch für die umgangssprache in anspruch zu nehmen sei. Das streben nach regelmässigem wechsel zwischen betonten und unbetonten silben ist ein wesentlicher zug deutschen sprachgefühls seit alter zeit. Es beherrscht in weitem umfang die naive gesprochene rede und ging so als ein konstituierender faktor in unsere künstlerische, rhythmisch geordnete rede über. Aber die sprache des verses unterscheidet sich von der umgangssprache gerade dadurch, dass die versbetonung die nebenakzente verstärkend herausgreift. So kräftig wie die endbetonung dieser formen – es handelt sich um *imo inan iru ira iro unsih* – uns heute aus Otfrids versen entgegenklingt, so dass wir sie ohne störung des wohlklangs der verse nicht umgehen können, wird sie in der umgangssprache wohl kaum bestanden haben. Unter allen umständen ist aber daran festzuhalten, dass diese endbetonung der gesprochenen sprache geläufig gewesen sein muss. Eine vergewaltigung des sprachgefühls, ein widerspruch zwischen satzbetonung und versbetonung kann durch diese endbetonung unmöglich in den vers hineingetragen sein. In der umgangssprache müssen nach hochbetonter silbe vor unbetonter silbe sich endbetonte formen entwickelt haben. Dieser nebeniktus auf der endsilbe wird in der umgangssprache nur schwach gewesen sein, so dass der wurzelvokal nicht auf die schwundstufe herabgedrückt wurde. Er fällt erst, wenn er mit einem sonanten grösserer schallfülle zusammentrifft.

Unter den ausnahmen von der regel, dass zweisilbige wörter nicht in der senkung stehen, lässt Wilmanns s. 69 das pronomen *imo* nicht gelten. Ein ganz einwandfreier beleg, der dafür spräche, ist allerdings nicht beizubringen: II 11 $_{65}$ *ni was imo thurft thera frága,* V *wás* (acc. rad.), P *ni wás imo.* Die korrektur in V lehrt, dass die stellung in der senkung jedesfalls ganz ungebräuchlich ist: die akzentuierung der hs. P andrerseits beweist, dass sie nicht sprachwidrig ist. III 20 $_{28}$ *brahta imo sélben guat gimáh,* V *ímo* (acc. rad.). Hier wird man das verbum als auftakt fassen und danach auch vers V 23 $_{112}$ lesen: V 23 $_{112}$ *duit ímo widarmuati.*

Neben der betonten kurzform *im* läuft eine satztieftonige kurzform *im* her. Sie tritt im auftakt vor vokalisch anlautender hebung heraus; 2 sprechformen beweisen für 3 schreibformen. Dieselbe ablautstufe hat in der senkung statt hinter einer konsonantisch aus-

lautenden betonten oder unbetonten silbe vor vokalisch anlautender hebung. 9 sprechformen bestätigen hier das synalöphegesetz; in 29 halbversen zeigen alle hss. die orthographische normalform *imo.* An zweiter stelle der senkung ist nur einmal I 27_8 die schreibform belegt. In 2 halbversen ist jedoch auch der wurzelvokal der kurzform *im* hinter konsonantisch auslautender hebung elidiert. II 4_{96} *thaz mán imo iogilícho,* P *man imo iogilicho.* I 4_{48} *ni was imo ánawani,* V *wás* (acc. rad.), P *mo,* F *imo in.* Da derselbe schreiber 2mal diese darstellungsform wählt, erscheint es unzulässig, hier ein versehen anzunehmen. Wir werden das *-m-* in diesen versen als nasalis sonans interpretieren müssen. Der übergangslaut vom auslautenden konsonanten der hebung zu dem folgenden nasal mochte wohl dem wurzelvokal des unbetonten pronomens *im* entsprechen, dem sicher nur geringste druckstärke und schallfülle zukam.

Diese ablautstufe *im* wird auf die schwundstufe, d. h. auf den inlautenden konsonanten reduziert, wenn eine vokalisch auslautende betonte oder unbetonte silbe vorausgeht. Das pronomen lehnt sich enklitisch an das vorhergehende wort an: der sonant geht auf in der artikulationsbewegung des vorhergehenden vokals. Die schwundstufe ist V 23_{141} an zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung belegt. In der senkung ist 4mal die reduktion auf den inlautenden konsonanten bezeichnet, 2mal hinter betontem, 2mal hinter unbetontem vokal.

Die schwundstufe *-m-* hat auch statt, wenn die vorhergehende betonte oder unbetonte silbe auf *-r* auslautet und die folgende betonte oder unbetonte silbe vokalisch anlautet. 8mal haben die schreiber die reduktion auf den inlautenden konsonanten bezeichnet, wenn sich das pronomen enklitisch an eine auf *-r* ausgehende senkungssilbe anlehnt und eine vokalisch anlautende hebung folgt. Häufig ist nur eine der beiden elisionen in den hss. vollzogen, zuweilen in der einen die des wurzelvokals, in der anderen die des endvokals. 9mal zeigen alle hss. die sprechform *mo,* 3mal die orthographische vollform. Ein beispiel mag die verschiedenen darstellungsformen veranschaulichen: II 7_{57} *Gab er mo ántwurti,* P *ermo,* F *erm,* III 2_9 IV 11_{25} *Gab er mo ántwurti.* II 4_{91} *Tho gab er imo ántwurti* in allen hss. Die schwundstufe ist für den vortrag auch einzusetzen, wenn eine vokalisch anlautende senkungssilbe auf das enklitische pronomen folgt: II 5_{10} *tho irbónth er imo io thés sindes.* In 3 halbversen steht das pronomen in der enklise hinter einer auf *-r* auslautenden hebung, während in der senkung die pronomina *iz es*

und das präfix *ir-* folgen. Über die apokope des wurzelvokals kann kein zweifel obwalten; sie ist in allen 3 belegen von allen oder der mehrzahl der hss. vollzogen. Vor den pronominibus *iz* und *es* ist auch der endvokal elidiert. Der regel gemäss fällt der vokal geringeren phonetischen gewichts. Hier wird also in jedem fall der endvokal des pronomens *imo* elidiert, da das pronomen *imo* sich enklitisch an die hebung anlehnt, während die pronomina *iz* und *es* satzrhythmisch zu den folgenden satzgliedern gehören. Dieselben rhythmischen verhältnisse liegen I 5_{57} vor: es muss also wohl ein versehen des schreibers sein, wenn hier V den präfixvokal unterpunktiert: *Thoh hábet er mo ịrdéilit,* P *imo irdéilit,* F *mo irdeilit.* Oder wäre auf grund der qualitativen eigenart des endvokals anzunehmen, die darstellungsform in V sei phonetisch gleichwertig mit der unterpunktierung des endvokals?

Eine satztieftonige ablautsform *mo* tritt heraus, wenn das pronomen in der senkung hinter vokalisch auslautender vor konsonantisch anlautender hebung erscheint. Das pronomen steht regelmässig in der enklise. Es finden sich 16 kurzformen, 4 vollformen. Dieselbe ablautsform hat hinter einer auf *-r* auslautenden hebung statt, wie 24 sprechformen gegen 4 schreibformen dartun. Auch hier erscheint das pronomen stets in der enklise. Diese reduktion des unbetonten pronomens *imo* hinter einer betonten oder unbetonten, auf *-r* auslautenden silbe ist der umgangssprache des 9. jahrhunderts allgemein geläufig gewesen. Mit seltener übereinstimmung und häufigkeit ist sie von den schreibern bezeichnet. Noch heute beobachten wir diese apokope in derselben form, wie sie uns schon in den Otfridhss. entgegentritt[1].

2. *inan.*

A. *inan* unter dem nebeniktus auf der endsilbe.

Es folgt stets eine unbetonte silbe.

I. Es geht eine konsonantisch auslautende hebung voraus.

1. Der wurzelvokal füllt die senkung.

In 2. hebung.

I 8_{27} *héiz inan ouh héilant.* I 11_{49} *Dág inan ni rínit.* I 15_{13} *joh húab inan in sinan árm.* II 5_{6} *giréh inan gimúato.* II 7_{53} *krist inan irknáta.* II 9_{52} *er híaz inan irwíntan.* III 4_{20} *ób inan giwúrti.* F *obanan.* III 8_{40} *ni drúag inan thaz*

1) Die zugrunde liegende phonetische tendenz macht sich in ahd. zeit noch in anderen gruppen bemerkbar, die hier vielleicht zum vergleich herangezogen werden dürfen. Im spätahd. werden kurze mittelvokale nach *r* und *l* häufig synkopiert, besonders nach kurzer wurzelsilbe, obwohl sonst diese vokale in ahd. zeit

zuíval. III 14_{15} *Thráng inan thiu ménigi.* III 18_{47} *Ih wéiz inan giwísso.* III 20_{15} *joh náht inan ni rínit.* IV 5_{10} *ni kánn inan bimídan.* IV 8_{8} *jóh inan irslúagi.* IV 12_{64} 15_{22} 24_{8}, V 1_{45} 7_{51} 10_{14} 23_{260}.

In 3. hebung.

III 24_{81} *joh sliumo dúet inan in éin.* H $_{84}$ *ther selbo níd inan firwánt.*

In 4. hebung.

IV 24_{15} *Hína, hina ním inan.*

2. Der wurzelvokal ist apokopiert.

IV 12_{51} *finstar náht nan intfíang.*

II. Es geht eine vokalisch auslautende silbe voraus.

1. Es geht eine hebung voraus.

III 8_{16} *joh thíe nan firlíazun.* III 16_{31} *thoh síe nan ni éretin.* I 17_{55} in P gegen V: ***sár sie nan gisáhun.*** P ***sar síe.***

2. Es geht eine unbetonte silbe voraus.

a) In mindestens einer hs. findet sich die form *nan.*

Alle belege stehen auf 2. hebung.

I 3_{19} *Thaz lérta nan sin mílti.* I 11_{33} *Wár sinan gibádoti. joh wár sinan gilégiti.* $_{35}$ *biwánt sinan thoh tháre.* I 11_{42} *scóno nan insuébita. inti bị íru nan gilégita.* I 17_{52} *er wólta nan irthuésben.* $_{55}$ in V gegen P: *sár sie nan gisáhun.* P *sar síe.* I 23_{59} *thaz sinan ni hóuwe.* P *tház.* I 25_{2} *mit dóufu inan gibádoti.* P *ịnan.* II 2_{20} ***tház sinan nirkánta.*** II 4_{4} ***so rúarta nan tho húngar.*** $_{14}$ ***joh gerno nan giwínnan.*** II 8_{43} *joh zi ímo nan gihólota.* $_{46}$ *so lángo nan gispáratos.* II 12_{67} *joh hóho nan irháhe.* II 14_{94} ***tház sie nan gisáhin.*** P ***síe*** (acc. rad.). III 8_{44} *ráfsta nan tho wórto.* III 9_{11} *So wér so nan birúarta.* III 14_{18} ***tház siu ịnan birúarti.*** P ***thaz síu inan.*** F ***si inan.*** III 20_{80} ***in thíu sie nan irknátin.*** P ***sịe.*** $_{99}$ ***zi kríste nan gizéliti.*** $_{177}$ in V gegen P: ***tház thu nan gisáhi.*** P ***thaz thú nan.*** III 23_{49} ***wio bi nan gilégan was thaz wár.*** ***:nan*** (*i* rad. V). D ***inan.*** IV 1_{3} ***wío sie inan firlíesen.*** P ***nan.*** IV 5_{40} ***so wóla nan, ther thár ist.*** F ***nen.*** IV 19_{69} ***zi tóthe nan irdéilta.*** IV 22_{30} ***wío sie inan gihóntin.*** P ***nan.*** IV 26_{13} ***So wér so nan birúarit.*** IV 36_{11} *mit stálu nan nirzúcken.* $_{15}$ *wío sie nan gihíaltin.* V *sinan* (*e* übergeschr.). IV 37_{13} ***joh wóla nan giháltes.*** V 6_{22} ***wío sie nan bigrúabun.*** V 7_{32} ***tház sie nan gibúrgin.*** V 8_{42} ***Si irkánta nan, so er wólta.*** P ***sọ.*** V 9_{11} ***thaz sie nan irknátin.*** P ***tház.*** $_{29}$ ***zi tóde nan firsáltun.*** V 11_{36} ***tház sie nan irknátin.*** V 15_{46} ***in krúci nan irhíangi.*** V 16_{3} ***in héllu nan gistréwita.*** V 23_{140} ***thoh élti nan githuínge.*** $_{141}$ ***joh máhto nan gihélzit.*** III 25_{31} ***thaz mánota nan thes wáres.*** V 10_{4} ***tho nóttun sie nan ginúagi.***

durchaus fest sind, soweit nicht die analogie der wg. svarabhaktivokale eingreift. Braune, Ahd. gr.[2] § 66 anm. 2 zitiert z. b. aus N: *gemálnemo verlórnez ervárnêr:* auch nach nebensilben: *ánd'rmo únserro lúzzelmo*, aber auch *manegero lúzzelero.* Den ausschlag über die synkopierung oder erhaltung dieser vokale gibt natürlich in jedem fall der fluss der rede, wie er vom deutschen akzentgesetz beherrscht wird. Aber jene belege zeigen doch, dass die nachbarschaft des *r* und *l* den schwund des vokals begünstigt.

b) Alle hss. zeigen die vollform *inân.*

II 9_{84} *thie líuti inan thar námun.* III 1_{21} *Fon dóthe inan irquíctos.* IV 8_7 *So wér so inan insúabi.* $_{24}$ *so gisuáso inan giláti.*

III. Es geht eine auf -*r* auslautende silbe voraus.

1. Es geht eine hebung voraus.

II 6_{37} in P gegen V: *wánt er nan birúarta.* P *want ér.* III 11_6 in P gegen V: *tház er nan thár gihéilti.* V *thár* (zukorrigiert). P *thaz ér nan gihéilti.*

2. Es geht eine unbetonte silbe voraus.

Es findet sich stets in mindestens einer hs. die form *nan.*

Nur in 2. hebung.

L $_{55}$ *Únz er nan giléitta.* I 5_{58} *tház er nan in béche.* I 25_{24} *so slíum er nan gibádota.* II 2_{24} *ni wás, ther nan intfíangi.* II 4_{44} *thoh bát er nan zi nóte.* $_{101}$ *furi mán er nan ni hábeti.* $_{107}$ *Ni móht er nan birúaren.* II 6_{37} *wánt er nan birúarta.* P *want ér.* II 9_{49} *suntar nan firbránti.* III 21_{28} *ther fáter nan ni sánti.* IV 8_{19} *thaz sélbo er inan firláti.* P *nan.* IV 16_{25} *ni wánu, ir nan irknáhet.* $_{52}$ *intfíang er nan mit thúlti.* IV 17_{11} *Wérit er inan giwísso.* F *werita er nan.* IV 22_{17} *Tho háft er nan, so er wólta.* V *: nan* (*i* rad.). IV 24_1 *tház er nan firlíazi.* IV 24_{37} *Irgáb er nan, so ih zálta.* V *: nan* (*i* rad.). *síd er nan bifílta.* IV 37_{11} *ni láz thir nan ingángan.* $_{12}$ *ni láz thir nan irzúken.* V 12_{69} *Síd gáb er nan fon óbana.*

IV. Es geht eine auf -*n* auslautende unbetonte silbe voraus.

IV 15_{22} *thes íaman inan gibéite.* V *i* vor *nan* übergeschrieben.

Sonst findet sich stets in mindestens einer hs. die form *nan.*

In 2. hebung.

L $_{79}$ *unz wir háben nan gisúntan.* I 7_{12} *in thíu man nan irkénne.* I 24_1 *Tho bátun nan thie líuti.* I 27_{25} *só man nan ginánta.* F *manan.* II 9_{85} *Sie háftun nan mit wúnton.* $_{86}$ *joh hóntun nan bi hérton.* III 8_1 *fáhan nan bi nóti.* III 15_{37} *suáhtun nan thar héizo.* III 16_{74} *tház man nan gifíangi.* III 17_{29} *Sie zígin nan in wára.* III 20_{30} *ni wóltun nan irkénnen.* III 25_{38} *tház man nan irslúagi.* III 23_{44} *wir scúlun nan irwéken.* V *: nan* (*i* rad.). III 26_{53} *Síd man nan bifálta.* $_{54}$ *jóh man nan gidótta.* IV 3_{10} *ér man nan irslúagi.* IV 4_4 *tház man nan gifíangi.* IV 8_4 *wío man nan giwúnni.* V *: nan* (vorgeschriebenes *i* rad.). IV 8_6 *tház man nan gifíangi.* $_{11}$ *wío man inan irslúagi.* P *nan.* $_{20}$ *thár man nan gifíangi.* V *: nan* (*i* rad). IV 16_{20} *tház man nan gifíangi.* V *: nan* (*i* rad.). $_{82}$ *tház man nan irknáti.* *mán* (acc. rad. V). *: nan* (*i* rad. V). IV 18_{20} *thaz man nan irknáti.* IV 20_{24} *in thíu man nan firláze.* IV 23_{17} *thaz man inan irslúagi.* P *nan.* IV 30_{19} *hóntun nan mit wórton.* IV 20_1 *Tho léittun nan thie líuti.* V *: nan* (*i* rad.). IV 22_{19} *Námun nan tho thánana.* IV 26_1 *Tho námun nan, so ih zálta.* $_2$ *joh léittun nan mit zórne.* IV 30_{20} *scúltun nan zi flíze.* IV 35_{21} *Lóstun nan tho thánana.* V 7_{31} *tház man nan irslúagi.* $_{33}$ *wío man nan firquísti.* $_{34}$ *joh wío man nan firduásbti.* V 15_{46} *thaz man nan gifíangi.* V 16_{11} *thi erstántan nan*

gisáhun. F *dierstantinan.* V 23 262 *thaz man nan bigrábe thar.* H 101 *wío man nan irslúagi.* III 15 42 *lóbotun nan zi gúate.* III 26 15 *óba man nan nirslúagi.* IV 30 3 *inti hábetun nan zi húahe.* V 11 32 *sie hábetun nan in hanton.* III 22 9 *Thie Júdeon nan bistúantun.* F *nen.* V 17 2 *tho frágetun nan giméino.*

In 3. hebung.

III 20 170 *thaz sie firwúrfun nan bi thaz.*

In 4. hebung.

I 17 49 *Ih wíllu faran béton nan.* P *beton nán.*

B. *inan* **in der senkung.**

I. In neutraler umgebung.

L 65 *so fram so inan lázit thiu craft.*

II. Hinter einer vokalisch auslautenden hebung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die form *nan.*

a) Die hebung geht auf *-i* aus.

I 23 54 *suntar siu nan suénte.* I 11 36 *in thia kríppha sinan légita.* III 14 10 *so slíumo siu nan rúarta.* V 7 55 *joh sínan sar irkánta.* 66 *sageta in thó, thaz sinan sáh.* V 8 33 *Sí nan sar irkánta.*

b) Die hebung lautet mit einem vokal abweichender qualität aus.

N. pl. masc. *sie.*

I 1 104 *thaz síe nan umbiriten.* I 22 22 *ni fúntun sie nan wergin thár.* II 14 70 *thaz sie nan géistlicho.* 114 *so síe nan thar tho bátun.* III 8 23 *so síe nan tho gisáhun.* III 15 17 *Lértun sie nan, einan rúam.* III 16 9 *Ni sáhun sie nan síz:n.* 67 *Fáhan sie nan wóltun.* III 17 22 *thaz síe nan mohtin rúagen.* III 20 53 *Leittun sie nan ubar tház.* 165 *Sie inan slíumo tho in wár.* P *nan.* III 22 34 *thaz sie nan stéinotin.* 65 *Fáhan sie nan wóltun.* III 19 24 *so wóltun sie nan pínon.* III 20 183 *so wóltun sie nan stéinon.* III 24 61 *wára sie nan légitin.* IV 4 18 *zi kúninge sie nan quáttun.* IV 7 6 *frágetun sie nan súntar.* IV 8 15 *thaz síe nan uns nirzúken.* V *:nan* (*i* rad.). IV 16 38 *thaz síe nan thoh irknátin.* IV 19 25 *Thaz síe nan thoh mit lúginon.* 28 *thaz síe nan in ther fáru.* 64 *thaz síe nan, so ih thir ráchon.* V *:nan* (*i* rad.). IV 20 15 *bigóndun sie nan rúegen.* 40 *zi tóthe sie nan brúngun.* IV 23 15 *So síe nan tho gisáhun.* IV 25 1 *er síe nan sus nu quéllen.* IV 26 23 *Ziu síe nan sus nu thuésben.* IV 27 7 *In thaz crúci sie nan nágaltun.* IV 29 12 *mit thiu thékent sie nan úmbi.* IV 33 19 *Síe nan ouh tho quáltun.* IV 35 25 *oba sie nan thána fuartin.* 27 *Thaz síe nan muasin fúaren.* V 1 11 *Mit fíuru sie nan brántin.* V 10 14 *ál so sie nan béitun.* 35 *wio síe nan ouh irknátun.* V 17 40 *thar sáhun sie nan náhist.* V 20 63 *bigínnent sie nan scówon.*

Varia.

L 54 *thiu nan thúhtun filu suár.* I 1 103 *in thiu nan Fránkon werien.* I 11 40 *joh múater, thiu nan quátta.* 41 *Wóla thiu nan túzta.* 43 *Sálig thiu nan wátta.* 45 *Salig thiu nan wérita.* I 21 1 *joh hina fúarta inan tod.* P *nan.* II 3 7 *thanne in theru ist, thiu nan bár.* II 8 39 *Drank ér tho, so nan lústa.* II 14 33 *thaz er mit thíu nan wihta.* II 19 4 *zi thíu nan es gilúste.* III 8 39 *Ther se nan sár tho sankta.* III 18 56 *war sáhi thu inan thánne.* V *inan* (*i* zukorrigiert). P *ínan*

thanne. F *thu nan.* III 20_{29} *thie nan ér gisahun.* P *inan.* $_{77}$ *thiu sélbun, thiu nan bárun.* III 22_{8} *thaz man zi thíu nan zelta.* III 24_{18} *so wés so thu nan férgos.* V 4_{3} *Joh wío nan fríuntilih gisáh.* V 5_{3} *thie inan mínnotun méist.* *i* in V, *i* in P übergeschrieben. $_{11}$ *mit thiu nan thie biwántun.* $_{12}$ *thie nan thára legitun.* V 7_{49} *oba thú nan námis.* V 9_{29} *Joh wio nan ouh irquáltun.* V 11_{24} *bi thíu nan thoh irknátin.* V 12_{20} *thiu nan bár, so er wólta.*

Anmerkung: II 7_{54} zeigen V F die kurzform *nan* in der senkung hinter vokalisch auslautender hebung, während P ein *-n* an die hebung anschlägt: II 7_{54} *joh lóbota nan zíoro.* P *lóbotan.*

2. Alle hss. zeigen die vollform *inan.*

IV 17_{26} *so slíumo sie inan fúntun.*

III. Hinter einer auf *-r* auslautenden silbe.

1. Es geht eine unbetonte silbe voraus.

III 11_{6} in V gegen P: *tház er nan thár gihéilti.* V *thár* zukorrigiert. P *thaz ér nan giheilti.* II 14_{38} *nub ávar nan thárst githuínge.*

2. Hinter einer betonten silbe.

Alle hss. zeigen stets die kurzform *nan.*

I 4_{26} *tho er nan scíuhen gisah.* I 10_{23} *thaz wír nan harto rúwun.* I 12_{17} *wio ír nan sculut fíndan.* I 17_{25} *ni sáhun wir nan ér io.* II 3_{66} *thaz ér nan ni firsénke.* $_{67}$ *joh wir nan ouh irbarmen.* $_{68}$ *ther nan sélbo ubarwánt.* II 4_{27} *Wanta ér nan harto fórahta.* V *:nan* (*i* rad.). II 4_{51} *Thánana er nan fúarta.* II 5_{22} *in thiu er nan béton wolti.* II 6_{23} *joh uns zi léide er nan kóu.* $_{24}$ *joh uns zi sére er nan nám.* $_{26}$ *want er nan kóu joh firslánt.* $_{27}$ *thaz er nan úz thoh ni spe.* II 7_{35} *so er nan érist gisah.* $_{44}$ *thaz wír nan eigun fúntan.* $_{53}$ *So er nan zi ímo brahta.* P *érnan.* $_{58}$ *thaz er nan zálta so guat.* II 9_{35} *thaz er nan thára léitti.* $_{45}$ *er er nan fásto gibant.* $_{47}$ *In then álteri er nan légita.* II 12_{28} *so wés soso er nan grúazta.* P *soso.* III 14_{14} *so ér nan thar tho báti.* $_{30}$ *wér nan thar tho rúarti.* III 20_{90} *thaz wir nan blíntan barun.* III 21_{33} *Joh wír nan muazin scówon.* III 24_{71} *wio er nan mínnoti.* IV 3_{14} *thaz er nan móhta ana wán.* $_{16}$ *ther ér nan tóde binam.* IV 12_{62} *in éinwigi er nan stréwita.* IV 18_{22} *quad, ér nan in ther gáhi.* $_{31}$ *thaz ér nan sar nirknáti.* IV 19_{5} *Fráget er nan sáre.* $_{74}$ *wér inan thanne slúagi.* IV 20_{14} *thaz wir nan thír brahtin.* $_{30}$ *unz man híar nan nu gifíang.* $_{31}$ *ziu bráhtut ir nan mír bi thiu.* IV 22_{17} *joh er nan sélbo fílta.* IV 24_{7} *bi thiu gábun wir nan thír in hant.* IV 27_{18} *joh thar nan úfirrihtun.* IV 31_{6} *ráfst er nan hárto.* IV 33_{27} *joh zi férehe er nan stáh.* IV 35_{18} *unz ér nan tho thána nam.* V 4_{26} *so er nan érist biréin.* $_{42}$ *joh híar nan ouh bigrúabun.* $_{48}$ *ni thúrfut ir nan ríazan.* $_{52}$ *sid er nan thár ubarwánt.* V 13_{28} *want er nan mínnota so fram.* H $_{79}$ *Érata er nan filu frám.*

IV. Hinter einer auf *-n* auslautenden hebung.

In mindestens einer hs. findet sich die kurzform *nan.*

I 1_{126} *in frénkisgon nan lóbotan.* I 11_{57} *In krípphu man nan légita.* I 14_{4} *híazun inan héilant.* P *nan.* I 22_{22} *sie ni bráhtun nan sar.* I 27_{36} *frágetun nan hárto.* III 4_{4} *in kríahhisgon nan nénnent.* IV 16_{55} *inti fíangun nan sar.*

V :*nan* (*i* rad.). IV 22$_{24}$ *inti dátun inan ín.* P *nan.* $_{25}$ *zi hue hábetun inan ío.* P *nan.* IV 24$_{36}$ *gibót, thaz man nan námi.* IV 25$_{2}$ *tho man nan bísmerota.* IV 26$_{22}$ *na scúlun nan súntilosan.* IV 27$_{5}$ *mit súntigon nan záltun.* $_{17}$ *in thaz crúci man nan nágalta.* IV 30$_{2}$ *intéretun nan hérton.* IV 35$_{24}$ *wára man nan légiti.* IV 36$_{20}$ *thaz mán nan ni firstáli.* V 7$_{39}$ *wára man nan dáti.* $_{40}$ *wára man nan légiti.* V 17$_{39}$ *Sie irlúagatun nan kúmo.*

V. Hinter einer auf einen beliebigen konsonanten ausgehenden hebung in der form *nan.*

III 16$_{21}$ *súachit thes, nan séntit.* P *thés.* IV 23$_{18}$ *crúzo les nan, crúzo.* V 15$_{23}$ *Er thríttun stunt nan grúazta.*

Unter dem haupt- oder nebeniktus auf der wurzelsilbe erscheint das pronomen in den Otfridhss. stets in der ahd. normalform *inan.* Der nach regelmässigem wechsel von hebung und senkung strebende vortrag legt häufig einen nebeniktus auf die endsilbe des pronomens. Es treten ganz analoge erscheinungen heraus, wie wir sie schon bei dem dat. *imo* beobachten konnten. Hinter einer auf einen konsonanten ausser *r n* ausgehenden hebung füllt der wurzelvokal des endbetonten pronomens die senkung. IV 24$_{15}$ ist die endbetonung durch das homöoteleuton gesichert: *Hína, hina ním inan : man.* Der wurzelvokal ist durch die akzentverschiebung auf ein minimum von druckstärke und schallfülle herabgesetzt. IV 12$_{51}$ zeigen alle schreiber die kurzform *nàn: finstar náht nan intfíang.* Der wurzelvokal kommt als gleitlaut von der lösung des -*t*-verschlusses zur *n*-artikulation zur geltung. Geht ein laut grösserer schallfülle als auslaut der vorhergehenden betonten oder unbetonten silbe voran, so wird der wurzelvokal des endbetonten pronomens unterdrückt. 3mal ist die kurzform hinter diphthongisch auslautender hebung belegt, 44mal hinter vokalisch auslautender senkungssilbe. Danach ist II 9$_{84}$, III 1$_{21}$, IV 8$_{24}$ hinter dem zweisilbigen, vokalisch auslautenden nomen die endbetonte vollform in die kurzform *nàn* umzusetzen. Nur IV 8$_{7}$ *So wér so inan insúabi* ist die vollform beizubehalten, da hier das rel. *so* auf die schwundstufe herabgesetzt wird. Auch hier wird hinter auslautendem -*r* der wurzelvokal des pronomens apokopiert, wie wir dies schon beim dat. *imo* beobachteten; das endbetonte pronomen ist nur in der kurzform belegt: 2mal hinter einer auf -*r* ausgehenden hebung, 21mal hinter einer unbetonten silbe. Eine neue tendenz der umgangssprache tritt am acc. *inan* zutage, indem der unbetonte wurzelvokal hinter einer auf -*n* auslautenden unbetonten silbe apokopiert wird. Das endbetonte pronomen ist in 48 halbversen gleich als kurzform in den text gesetzt, nur IV 15$_{22}$ ist die sprechform noch nachträglich in die

schreibform geändert. Das pronomen erscheint stets in der enklise. Der vortrag geht von der artikulation des auslautenden *-n* unmittelbar in die des anlautenden *-n* über; es entsteht eine geminata *ńń* mit deutlicher druckgrenze zwischen beiden silben. In der hs. F sind I 27₂₅ gleich beide formen in ein wort zusammengeschrieben: *só man nan ginánta,* F *manan.*

In der senkung zwischen 2 betonten silben kennt Otfrid nur die kurze ablautsform *nan.* In der enklise konzentriert sich die artikulationsenergie auf der zweiten silbe des pronomens: der wurzelvokal wird apokopiert. Die schreiber haben nur ganz vereinzelt die schreibform *inan* in den text gesetzt; meist findet sich in mindestens einer hs. die kurzform *nan.* Dass diese ablautsstufe hier durchgeht, dass also die qualität des auslauts keinen einfluss hat, beweisen die folgenden 3 verse: III 16_{21} *súachit thes, nan séntit,* P *thés.* IV 23_{1}, *crúzo les nan, crúzo.* V 15_{23} *Er thrítten stunt nan grúazta.* Ferner finden sich 20 kurzformen hinter einer auf *-n* auslautenden hebung. 49mal erscheint die kurzform hinter einer auf *-r* auslautenden hebung. 2mal hinter einer auf *-r* auslautenden ersten senkungssilbe. In 70 halbversen zeigt mindestens eine hs. die sprechform *nan.* Nur IV 17_{26} belegen alle hss. die schreibform.

3mal begegnet in den Otfridhss. die schwundstufe des pronomens *inan* als auslautendes *-n,* das dem betonten, vokalisch auslautenden worte angeschlagen ist. III 20_{176} *scónon es girihta.* IV 35_{35} *Légita nan tho ther éino,* F *Legitan.* II 7_{54} *joh lóbota nan zioro,* P *lóbotan.* Auszugehen ist bei der erklärung dieser form von der reduktionsstufe *in,* die in unbetonter satzstellung schon in ahd. zeit durch reduktion der zweiten silbe der unbetonten vollform *inan* entstanden sein muss. Ein kriterium dafür, dass schon in ahd. zeit der sonant der zweiten silbe auf dem wege der abschwächung war, besitzen wir in den formen *inen* und *nen* der hs. F.

inen.

III 18_{44} *zi thíu ir inan nénnet.* F *inen.* III 20_{170} *thaz sie firwárfun nan bi thaz.* F *inen.* IV 1_{3} *wío sie inan firlíesen.* P *nan.* F *inen.* III 22_{34} *thaz sie nan stéinotin.* F *inen.*

nen.

III 20_{99} *zi krístz nan gizéliti.* F *nen.* III 25_{31} *thaz mánota nan thes wáres.* F *nen.* III 22_{9} *Thie Júdeon nan bistúantun.* F *nen.* III 26_{15} *óba man nan nirslúagi.* F *nen.* IV 3_{15} *ávur nan irquícti.* F *nen.* IV 5_{40} *so wóla nan, ther thár ist.* F *nen.* III 20_{90} *thaz wir nan blíntan barun.* F *nen.* III 21_{33} *Joh wir nan maazin scówon.* F *nen.* III 20_{183} *so wóltun sie nan stéinon.* F *nen.* IV 20_{40} *zi tóthe sie nan brúngun.* F *nen.* IV 23_{15} *So sie nan tho gisáhun.* F *nen.*

Die abschwächung des *a* > *e* ist also auf der ganzen linie vor sich gegangen bei wurzelbetonung wie endbetonung und in unbetonter satzstellung. Die wurzelbetonte form *inen* hat sich bis in die mhd. zeit erhalten. Aus ihr ist durch weitergehende reduktion der zweiten silbe die mhd. betonte normalform *in* entwickelt. In ahd. zeit hat sie noch nicht bestanden. Wohl aber muss schon in ahd. zeit derselbe prozess an der unbetonten form *inen* sich vollzogen haben, und zwar wohl in enklitischer stellung in mehrsilbiger senkung. Lehnt sich diese reduzierte form *in* enklitisch an ein vokalisch auslautendes wort an, so verliert sie ihren sonanten [1].

Bei Otfrid scheint nach III 20_{176} und IV 35_{35} diese schwundstufe des pronomens an zweiter oder dritter stelle der senkung hinter vokalisch auslautender silbe herauszutreten. Man wird daher vers II 7_{54} in P dreihebig lesen müssen: *joh lóbota nan zíoro,* P *lóbotan.*

Neben der betonten zweisilbigen vollform *ínan* lief in satztieftoniger stellung eine unbetonte zweisilbige form um. Sie ist in den Otfridhss. nur L_{65} belegt, wo sie durch reduktionsvorgänge an der vorhergehenden silbe geschützt ist: L_{65} *so fram sọ inan lázit thiu craft.*

3. *iru ira iro.*

A. Unter dem nebeniktus auf der wurzelsilbe vor vokalisch anlautender senkung.

1. Der endvokal des pronomens ist elidiert.

ira vor *ir-*.

IV 33_{13} *joh drúhtin ira irhángan.* P *irạ.*

iro vor *ist.*

III 23_1 *Iro ist fílu thrato.* V *Ero.* P *Erọ* (*ọ* hinzukorrigiert). D *Er ist.* F *Ero ist.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Vor *ir-*.

iru.

I 8_{18} *er sih fon iru irfírti.* I 23_2 *thaz kríst sih iru iróugti.* III 17_{10} *tház man iru irdéilti.*

iro.

IV 24_3 *Stímma sie iro irhúabun.*

Vor *ist.*

III 10_{25} *Íro ist filu irwórtan.*

1) Sowohl die form *in* wie die schwundstufe *-n* sind in ahd. zeit belegt, vgl. Musp. 19 b *daz in es sin muot kispane.* T 134_8 *then ther fater giheilagota inti santan in uueralt.* T 163_6 *santan tho Annas gibuntanan.*

B. Unter dem nebeniktus auf der endsilbe.

I. Hinter konsonantisch auslautender hebung.

iru.

I 9 15 *was iru ther sún drut.* P *wás.* I 14 18 *so thia fárt iru ni wéritun.* II 14 79 *Gáb iru mit mílti.* III 10 46 *thes bát iru thiu múater.* III 14 22 *thaz blúat iru firstúlti.* III 23 12 *joh wás iru thaz súazi.* III 11 26 *intfíang iruz zi gúate.* III 24 10 *irgíang iruz zi gúate.* 47 *unz thaz múat iru so wíal.*

ira.

IV 16 6 *tho méra ira ni hábeta.* P *méra.* IV 29 18 *thaz wíht ira firzári.* 22 *thaz wíht ira firbráchi.*

iro.

II 4 100 *ni brást iro iowánne.*

II. Hinter vokalisch auslautender senkungssilbe.

III 24 39 *thaz déta ru ther wíllo.*

C. Im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

I. Allein im auftakt.

1. Der endvokal ist elidiert.

II 16 39 *Iro ánon ouh so dátun.* P *Iro.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

II 11 20 *iro állero úndati.* III 15 31 *iro ármilichun dáti.*

II. An zweiter stelle des auftakts.

I 11 27 *Want ira ánon warun thánana.* P *Wanta.* V *ira* (*a* zukorrigiert).

D. In der senkung.

I. Hinter konsonantisch auslautender hebung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der endvokal des pronomens ist elidiert.

ira.

I 22 26 *iz was ira éinego sun.* P *ira.*

iro.

II 12 90 *míchil ist ir úbili.* IV 2 13 *Lázarus er was iro éin.* P *iro.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

iru.

I 17 8 *iz wás iru anan hénti.* III 10 12 *ther díufal ist iru ínne.* III 14 12 *ther húlfi iru in theru nóti.* P *húlfi.*

iro.

II 14 115 *Gilóubta iro ouh tho in wára.* P *Gilóubta.*

II. Hinter vokalisch auslautender hebung vor konsonantisch anlautender hebung.

1. Der wurzelvokal des pronomens ist in mindestens einer hs. elidiert.

ira.

III 7₃₅ in V gegen P: *Óba thu ra rúachis.* P *Óba thu ira.*

iro.

IV 20₄₀ *mit wássidu iro zúngun.* P *iro.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

IV 21₁₅ *thaz thu iro kúning nu ni bíst.*

III. Hinter vokalisch auslautender senkung vor vokalisch anlautender hebung.

III 14₁₂ *thoh si ira al spéntoti.* P *sí ira al.*

Da die formen *iru ira* und *iro* schon häufig ineinander übergehen, wird eine zusammenfassende betrachtung der drei pronomina angebracht sein. Die orthographischen normalformen sind für den dat. sg. f. *iru,* für den gen. sg. f. *ira* und für den gen. pl. *iro.* Zuweilen findet sich für den dativ schon eine abgeschwächte form *iro;* die mehrzahl der belege gehört der hs. F an: II 8₁₅ *Spráh tho ziru súazo,* F *zi iro.* II 12₆₆ *thara zi íru sahi,* F *ziro.* II 14₇₉ *Gáb iru mit mílti,* F *iro* (*u* über *o* geschrieben). Die hs. V kennt diese form *iro* auch; wo sie aber dem schreiber in die feder kommt, wird sie in die normalform korrigiert: II 14₃₅ *Quad unser drúhtin zi iru thó,* V *iru* (*u* aus *o*). III 24₄₇ bei endbetontem *irù: unz thaz múat iru so wíal,* V *iru* (*u* aus *o*). Der endvokal ist also schon auf dem wege der reduktion begriffen. III 23₁₂ erscheint in F für den endbetonten dativ die form *ira: joh wás iru thaz súazi,* F *ira.* Da dieser beleg ganz vereinzelt ist, lässt sich nicht entscheiden, ob darin blosser schreibfehler, ob eindringen der genetivform oder ob darin eine abgeschwächte form zu sehen ist, deren endvokal phonetisch als bairisches *a* anzusprechen ist.

Die beiden formen *iru iro* finden wir in den Otfridhss. zuweilen auch für den gen. sg. fem. gebraucht. Bisweilen steht *iru* in allen hss. oder auch *iro;* bisweilen zeigt eine hs. die normalform *ira,* die anderen *iru* oder *iro;* endlich begegnen in den varianten desselben verses gar alle drei formen.

iru in allen hss.

I 6₂ *zi ther iru máginnu.* I 7₂₆ *si zi iru súne wegonti.* I 13₁₇ *thiu wórt in iru brústi.* IV 2₁₇ *mit iru fáhse sie gisuárb.*

iro in allen hss.

L 87 *oba er hábet iro rúah.* I 16 5 *thes líobes zi iro gómman.* III 14 43 endbetont: *joh óuh iro githánko.* IV 29 57 *thio iro suéster zuá.* IV 32 2 *thio rúartun iro brústi.* V 23 124 *sint állo thio iro gúati.* P *thio.* 125 *zua suéster iro gúato.*

V *ira.* P *iro.*

I 3 34 *irbíat er ira gúati.* P *iro.*

V *ira.* P *iru.*

III 17 52 *was iru sér thaz ira múat.* P *iru.*

V *iru.* P *iro.*

I 22 24 *joh rúartun thio iru brústi.* P *iro.*

V *ira* (*a* korrigiert aus *u*). D *iru.* P *iro.* F *ira.*

I 16 7 *joh léita si ira dága thar.* V *ira* (*a* korrigiert aus *u*). F *ira.* D *iru.* P *iro.*

V P *iru* F *ira.*

I 16 3 *zi gote ríhta si iru múat.* F *ira.*

Die -*u*formen im gen. sg. fem. könnten allenfalls aus dem sogenannten offenen *a* verlesen sein. Doch wird man von dieser erklärung keinen gebrauch machen wollen, da es sich um ein nebeneinander der drei formen *iru iro ira* handelt, das sich überdies auch im gen. plur. wird nachweisen lassen. Kelle[1] will diesen bunten formenwechsel aus dem qualitativen vokalcharakter der jeweiligen umgebung erklären. Ein blick auf die zusammengestellten belege zeigt jedoch, dass dieser gesichtspunkt uns ebensooft im stich lässt, wie er uns helfen könnte. Erdmann (anm. zu I 6 2) nimmt fehlerhafte schreibung an. Nach Braune, Ahd. gr.[2] § 283 a. 1 g wäre hier die dativform in den genetiv gedrungen. Für das eindringen des genetivs in den dativ wäre nur jener mehrdeutige beleg aus der hs. F beizubringen: III 23 12 *joh wás iru thaz súazi,* F *ira.* Aber das auftreten der form *iro* im gen. sg. fem. bliebe unerklärt, vollends dass jener dreiklang von formen sich auch im gen. plur. findet. Während F für den dativ oft die form *iro* vorzieht, setzt sie im gen. plur. wiederholt die form *iru:*

IV 9 31 *Nu íst uns thiu iro gómaheit.* F *iru.* V 13 17 *wanta iro was filu thrato.* F *iru.* I 4 16 *sie wárun iro hénti.* F *iru.* IV 3 9 *gibútun iro wórton.* F *iru.* IV 26 9 *Siu blúun iro brústi.* F *iru.*

Zuweilen zeigen V oder P oder beide die form *ira* statt *iro:* IV 16 6 *ther alla wórolt nerita, tho méra ira ni hábeta,* F *iro.* Vgl. 4 *thie nótgistallon.* IV 34 25 *Klágetun thó thiu selbun wíb, thaz ira éigena líb.* Doch könnte an beiden stellen ein wechsel der syntaktischen auffassung massgebend gewesen sein. Dieser umstand

1) Kelle II 333.

scheidet in den folgenden belegen aus, wo es sich um männer handelt: V 9_{22} *sie záltun, so man ofto dúat, thaz iro séraga muat,* P F *iro*, V *ira*. V 11_{15} *Firgáb in thaz zi rúame, theiz wari in iro duame,* V F *ira*. In beiden halbversen nimmt Erdmann schreibfehler an und setzt *iro* in den text. Bei dem charakter unserer überlieferung erscheint es gewagt, hier zweimal der hs. V einen schreibfehler zuzumuten, zumal V 11_{15} F der hs. V folgt. Da ausserdem F 5mal die form *ira* für den gen. plur. aufweist, wird man diesen formenwechsel nicht von dem ganz gleichen wechsel im gen. und dat. sg. fem. trennen können. Dieser bunte willkürliche formenwechsel, der sich auch auf die endbetonten formen erstreckt, wird sich nur durch die annahme begreifen lassen, dass die 3 formen *iru ira iro* in der umgangssprache des 9. jahrhunderts nicht mehr auseinanderzuhalten waren, wenn sie natürlich auch in der orthographie der hauptsache nach noch geschieden wurden. Der phonetische wert des auslautenden vokals dieser formen stellte sich den schreibern wohl am ehesten in dem schriftbild *iro* dar. Daher drängt sich die form *iro* schon in den Otfridhss. hervor, bis sie bei N für alle 3 formen alleinherrschend ist. Die umgangssprache des 9. jahrhunderts zeigt uns also auch in dieser kategorie den ahd. endsilbenvokalismus schon in auflösung und auf dem wege der entwicklung zu mhd. sprachzuständen.

Die sprechformen aller 3 casus können sich wechselseitig erhellen. Vor vokalisch anlautender senkung verlieren die betonten pronomina regelmässig ihren endvokal. Eine kurzform des gen. sg. fem. vor *ir-* und eine zweite des gen. plur. vor *ist* sind beweisend für 5 vollformen vor denselben senkungssilben. Der unbetonte endvokal fällt als der phonetisch leichtere sonant.

Unter denselben rhythmischen bedingungen, die wir bei *imo* und *inan* kennen lernten, werden auch *iru* und *ira* auf der endsilbe betont, wenn sie hinter einer hochbetonten vor einer unbetonten silbe stehen. Lautet die hebung konsonantisch aus, so füllt der unbetonte wurzelvokal die senkung; es finden sich 9 belege für den dativ, 3 für den gen. sg. fem. Hinter einer vokalisch auslautenden senkungssilbe wird der nachdruckslose wurzelvokal des endbetonten pronomens unterdrückt. Es begegnet nur ein beleg für den dativ: III 24_{39} *thaz dóta ru ther wíllo.* Diese ablautsstufe *rù* ist also der form *mò* des dat. m. n. analog. Lachmann, Kl.schr. I 380 bemerkt, dass sich für den gen. plur. die endbetonung nicht belegen lasse. Vielleicht haben wir sie jedoch II 4_{100} anzunehmen: *ni brást iro iowánne. iowánne* ist gewöhnlich auf zweiter silbe betont, während die erste in die

senkung tritt; es können jedoch auch die beiden ersten silben betont sein. Die letzte betonungsweise würde im vorliegenden fall das adverb ungebührlich hervorheben. Die endbetonung scheint mir die flüssigste rhythmisierung des halbverses zu ergeben; ist doch dieser satz nur eingeschoben, um ein reimwort zu beschaffen.

An zweiter oder dritter stelle des auftakts und der senkung wird der endvokal der satztieftonigen pronomina vor vokalisch anlautender hebung stets elidiert. In auftakt und senkung finden sich je 2 sprechformen gegen 2 und 4 schreibformen. Neben der betonten ablautsstufe *ír* läuft also eine satztieftonige parallele *ir* her.

In der senkung zwischen vokalisch auslautender und konsonantisch anlautender hebung treten die ablautsstufen *ra* III 7$_{35}$ und *ro* IV 20$_{40}$ heraus. Der schwache anlaut der pronomina geht unter in der artikulationsbewegung des betonten vokals. III 7$_{35}$ wird der unterpunktierung des schreibers von P eine abweichende auffassung des verses zugrunde liegen. IV 21$_{15}$ trägt das pronomen *thu* den stärkeren logischen nachdruck: *thaz thu iro kúning nu ni bíst.* Man wird daher auf das pronomen *thu* den nebeniktus legen und das pronomen *iro* auf die ablautsstufe *ro* herabsetzen.

III 14$_{12}$ liegt der logische akzent zweifellos auf der einleitenden konjunktion: *thòh si ira ál spéntoti*, P *sí ịra ạl.* Die vokale gleicher qualität verschmelzen in der senkung; der endvokal des pronomens *ira* fällt vor der hebung *ál.* Die elisionspunkte in P treffen phonetisch das richtige; der akzent ist sicher fälschlich gesetzt[1]. Das pronomen *ira* ist hier auf die schwundstufe, auf den inlautenden konsonanten reduziert. Es treten in dieser gruppe dieselben ablautsformen heraus wie im dat. *imo:* die wurzelbetonten vollformen; die endbetonten vollformen; die betonten kurzformen *rù rà rò;* die in neutraler umgebung auftretenden unbetonten vollformen, für die sich allerdings nur 1 beleg (I 11$_{48}$ *ira*) findet; die betonte kurzform *ír* und die satztieftonige parallele *ir;* die unbetonten kurzformen *-ru -ra -ro;* die schwundstufe *-r-*.

4. N. acc. pl. m. *sie*.

A. Unter dem haupt- oder nebeniktus.

Vor konsonantisch und vokalisch anlautender senkung erscheint regelmässig in zahllosen belegen die form *sie.* Daher fällt auf:

1) Vgl. Pipers variante an dieser stelle: 'P *síira al* (unter *r* und unter der zeile zwischen *a* und *l* ein punkt)'.

Acc. pl. m.

II 4_{31} *Mit wati si thar wérita.* D *sie.* P *sier.*

B. Im auftakt.

I. Im einsilbigen auftakt vor konsonantisch anlautender hebung.

Es erscheint regelmässig in zahllosen belegen die vollform *sie.* Ausnahmen sind ganz vereinzelt.

IV 28_{9} zeigt V die form *si: si wúrfin iro lóza.* P *sie.* IV 6_{12} ist in V *si* zu *sie* korrigiert: *sie wíht nirégisota.* V *sie* (*e* zukorrigiert). II 3_{18} zeigt F die form *se: sie bráhtun imo in hánton.* F *se.*

II. Als erste silbe im zweisilbigen auftakt.

1. Vor konsonantisch anlautender zweiter auftaktsilbe.

I 27_{13} *Sie thaz árunti giríatun.*

2. Vor vokalisch anlautender zweiter auftaktsilbe.

a) Vor *iz.*

α) Der sonant des pronomens *iz* ist elidiert.

I 1_{105} *sie ịz al mit góte wirkent.* P F *siez.* I 13_{23} *Sie ịz állaz thar irkántun.* F *siez.* IV 22_{5} *sie iz álles wio giríatin.* P *siez.* IV 30_{22} *siez állaz frámbrahtun.* V *siez* (*e* aus *i* korrigiert).

β) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

II 1_{16} *sie iz allaz sáman rietun.* III 19_{19} *Sie iz allaz ábahotun.* IV 6_{13} *Sie iz óuh tho giméintun.*

b) Vor *imo.*

IV 4_{70} *sie mo ínnowo ni óndun.* P *mọ.*

c) Vor *es.*

I 1_{24} *sies álles wio ni rúachent.* IV 8_{10} *si es álles wio ni tháhtin.*

d) Vor *ouh.*

I 4_{74} *sie ouh wari wíhenti.* P *siẹ.*

e) Vor *in* (praep.).

I 1_{88} *sie in síbbu joh in áhtu.*

f) Vor *ir-.*

α) Der sonant des präfixes ist elidiert.

III 23_{30} *si erquámun odo in thráti.* F *sie irquamun.* V 23_{47} *Si erhúggent kristes wórtes.* F *Sie irhuggent.*

β) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

III 20_{161} *Sie irbúlgun sih in wára.* P *Síe.* V 17_{39} *Sie irlúagatun nan kúmo.*

g) Vor *in-.*

I 27_{44} *sie insázun iz hárto.*

III. In zweiter auftaktsilbe.

1. Vor konsonantisch anlautender hebung.

a) In der form *se*.

IV 15$_{59}$ *So er se lérta thó in thera náht.*

b) In der vollform *sie*.

II 10$_{9}$ *Thaz sie lásun er in ríhti.*

2. Vor vokalisch anlautender hebung.

a) Das pronomen *sie* wird auf den anlautenden konsonanten reduziert.

I 11$_{21}$ *er siro zíns gultin.* I 12$_{5}$ *so sinan ánasahun.* P *sịẹ inan.* I 17$_{64}$ *thaz sịẹ imo géba brahtun.* P *simo.*

Eine kombination verschiedener darstellungsformen bieten die varianten folgender verse:

I 1$_{2}$ *thaz siẹ iro namon breittin.* P *sẹ iro* (*e* aus *i* korrigiert). F *siro.* IV 13$_{51}$ *thaz siẹ ịmo ío giwangtin.* P *simo.* F *sie imo.* III 22$_{52}$ *waz siẹ ịu io ságen scoltun.* P *se iu.* D *sie iu.* F *siu io.* I 1$_{98}$ *unz sẹ ínan eigun héilan.* P F *sínan.* I 11$_{8}$ *thaz sẹ érdrihes niezen.* F *se.* I 15$_{49}$ *thaz sẹ ér ju halun lángo.* D *se er.* F *ser.* II 14$_{100}$ *unz se odo wárun zi theru búrg.* P *sẹ.* III 16$_{54}$ *then se er irsláhan woltun.* P *sẹ́ er.* V 23$_{155}$ *wio er se émmizigen skrénkit.* V *se* (*e* zu- korrigiert). P *sịe* (*ịe* übergeschrieben). F *semmizigen.*

Ebenso ist die schreibung *sịe* in P zu interpretieren:

III 20$_{102}$ *thaz sie untar ín er wórahtun.* P *sịe.* V 6$_{50}$ *thaz sie after thémo gúate.* P *sịe.* V 11$_{24}$ *thaz sie álleswio ni dátin.* P *sịe.* V 20$_{50}$ *thaz sie ér io mínnotun.* P *sịe.* IV 24$_{14}$ *so sie inan ánasahun.* P *sịe.* F *nan.* Vgl. I 12$_{5}$.

b) Die form *siẹ* findet sich 1mal in V P, 9mal in P.

I 11$_{5}$ *Thaz siẹ érdrichi zállin.* F *sie.* III 17$_{7}$ *so sie úbilwillig wárun.* V *sie* (*i* übergeschrieben). P *siẹ.* IV 1$_{14}$ *joh sie álles wio ni dátin.* P *siẹ.* IV 5$_{27}$ *Thaz sie únsih muadon fúntin.* V *siẹ.* $_{28}$ *thaz sie unsih zímo leittin.* P *siẹ.* IV 15$_{58}$ *joh sie íamer, sar tház wúrti.* P *siẹ.* IV 36$_{10}$ *thaz sie únsih ni bisuíchen* P *siẹ.* V 17$_{23}$ *joh sie after ímo sahun.* P *siẹ.*

c) V F zeigen die form *se*.

III 16$_{10}$ *ther se inan lérti wanne.* P *sia* (*i* zwischengeschrieben). Piper: *sia inan] saman:* zwischen *s* und *a* ist unten ein *i* eingeschoben; nach dem ersten strich des *m* ist ein punkt. IV 25$_{8}$ *duent se únsih úngaate.*

d) Alle hss. zeigen die vollform *sie*.

III 6$_{37}$ *thar sie alle zúasahun.* III 8$_{8}$ *thaz sie ouh giwár warin.* III 13$_{48}$ *wio sie ouh mit únredinon.* III 14$_{115}$ *thoh sie óugtin argan willon.* IV 26$_{45}$ *thaz sie íuih theken óbana.* IV 29$_{4}$ *sint sie álang io zi gúate.* II 8$_{7}$ *Wio sie avur gót thar drósta.*

IV. In dritter auftaktsilbe vor vokalisch anlautender hebung.

II 9 14 *mit thiu sie únsih iagilícho.* P *sie.*

C. In der senkung vor konsonantisch anlautender hebung.

I. Das pronomen allein in der senkung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die form *se.*

Im ersten fuss.

a) 1. halbvers.

N. pl. m.

II 12 80 *in thíu se thes bigínnen.* II 24 12 *thia se thár innan thés.* V 23 180 *mit thiu se thén warbon.* 181 *Mit thiu se drúta sine.* I 1 78 *ni sie bi íro gúati.* P *ni se bíro.* I 11 8 *in thíu se tház gilíezen.* IV 3 13 *Bi híu se thes ni hógetin.* F *si.* IV 6 37 *Wío se mínnotun thár.* F *sie.* IV 7 17 *Wío se scoltun fáhan.* F *sie.* IV 7 14 korrigiert V *se* in *sie: thíe sie scoltun rínan.* V *sie* (*i* zukorrigiert). P *thie síe.* IV 3 13 *Bi híu se thes ni hógetin.*

Acc. pl. m.

I 27 44 *nirthróz se thero wórto.* I 24 15 *Thaz er se híar lérit.* P *ér.* III 8 21 *Bizóh se, tho iz zi dáge want.* III 20 152 *thaz ér se sar ni hórit.* IV 7 82 *gideta ér se filu riche.* IV 15 60 *gizóh se thar tho fóllon.* III 15 45 in V gegen P: *Joh ér se thes gibéitti.* P *Jóh er se.* II 23 28 ändert V *se* in *sie: theih er sie hál ju lango.* P *ér.* V *sie* (*i* übergeschrieben).

b) 2. halbvers.

N. pl. m.

I 11 7 *in thíu se wóllen haben líb.* V 9 54 *thia se scríbun thanana.* V 23 32 *thaz se thára wollent.*

Acc. pl. m.

II 20 12 *thaz sie se lóbon thanne.* II 21 11 *ther liut se lóbo bi thíu.* P *lóbo thar.* II 22 38 *thaz ír se ni bisuíchet.* IV 6 4 *joh wío er se brédigoti.* IV 15 53 *want ér se selbo wélita.* F *se* (*e* aus *i*). V 12 63 *mit thiu er se drósta sidor méist.* P *ér.* IV 6 21 *er slúag sie sár joh sie ráh.* F *se.* Die varianten der ausgaben lassen nicht unzweideutig erkennen, ob die form *se* in F sich auf beide formen des halbverses oder nur auf eine der beiden beziehen soll. IV 6 55 *wio ér se wolti mínnon.* F *sie.* IV 16 12 *joh sie thára leitta.* F *se.* V 13 8 *thar er sie físgon gisah.* F *se.* IV 6 37 *thaz mán sie hiazi méistar.* V *sie* (*i* zukorrigiert). P *sie* (*i* übergeschrieben). I 4 71 ändert V *se* in *sie: wás sie filu wúntar.* V *sie* (korrigiert aus *se*).

Im zweiten fuss.

a) 1. halbvers.

N. pl. m.

III 4 39 *Frágetun se thuruh nót.* IV 5 4 *joh thie ésti, thie se zétitun.* IV 9 29 *Irthíonotun se hárto.* IV 26 27 *Wéinotun se lángo.* IV 35 37 *Wúllun se, ér se fuarin héim.* III 15 25 *Ni gilóuptun, so se scóltun.* F *sie.* IV 6 51 *Ouh dátun, so sie wóltun.* F *se.* V 17 37 *Kápfetun sie lángo.* P *se.* I 17 19 ändert V *se* in *sie: Ságetun, thaz sie gáhun.* V *sie* (*i* hinzukorrigiert).

Acc. pl. m.

I 1$_{102}$ *joh zíuhit er se réine.* IV 4$_{67}$ *Dáges er se lérta.* IV 11$_{31}$ in P gegen V: *Ni wasgu ih síe, quad er, thír.* P *wásgu ih se.*

b) 2. halbvers.

N. pl. m.

I 12$_{34}$ *thar zámun se scono.*

Acc. pl. m.

II 7$_{73}$ *sehet ir se stígan.* V 16$_{38}$ *so slíumo so ir se rúaret.* V *se* (*e* aus *o*).

Im dritten fuss.

a) 1. halbvers.

N. pl. m.

II 11$_{47}$ *Thaz ziwúrfun se, les.* IV 14$_{13}$ *Drúhtin, quádun se sár.* IV 28$_{11}$ *Ny dúemes, quádun se, lés.* I 17$_{37}$ *Thia burg nántun se sár.* P *sie.* III 24$_{62}$ *drúhtin. quadun se sár.* F *sie.* IV 22$_{27}$ *Heil thu, quádun sie, kríst.* P *se.*

b) 2. halbvers.

N. pl. m.

III 17$_{49}$ *bi thiu so skíuhtun se thár.* IV 9$_{28}$ *thaz githíonotun se thar.* V 4$_{22}$ *bi thiu hintarquámun se só.* H$_{102}$ *thaz irfúltun se sár.* III 15$_{32}$ *bi thiu inkúnnun sie mih.* V *sie* (*i* übergeschrieben). P *se.* F *sie.*

Acc. pl. m.

IV 6$_{21}$ *er slúag sie sár joh sie ráh.* F *se.* Die varianten in den ausgaben lassen nicht unzweideutig erkennen, ob die form *se* in F sich auf beide formen des halbverses oder nur auf eine der beiden bezieht.

2. Alle hss. zeigen die form *sie.*

Im ersten fuss.

a) 1. halbvers.

N. pl. m.

I 1$_{108}$ *tház sie thaz gilérnen.* $_{109}$ *tház sie thes bigínnen.* I 2$_{38}$ *jóh sie thih irknátin.* P *síe* (acc. rad.). I 17$_{59}$ *Thaz hús sie tho gisáhun.* $_{62}$ *thaz kínd sie thar tho bétotun.* II 3$_{37}$ 7$_{15}$ 11$_{30}$ 12$_{36}$ $_{85}$ 13$_{28}$ 14$_{12}$ 16$_{26}$ 17$_{3}$ 22$_{12}$; III 6$_{43}$ 13$_{41}$ $_{47}$ 14$_{87}$ $_{107}$ 15$_{11}$ $_{33}$ 24$_{88}$ 26$_{16}$ (V); IV 1$_{22}$ 4$_{6}$ $_{8}$ 5$_{25}$ 6$_{42}$ $_{54}$ 7$_{44}$ 11$_{1}$ 12$_{50}$ 27$_{5}$ 36$_{11}$; V 4$_{43}$ 6$_{5}$ $_{71}$ 9$_{11}$ 10$_{9}$ 12$_{45}$ $_{70}$ 13$_{13}$ $_{17}$ 15$_{1}$ 18$_{1}$ 25$_{26}$ $_{67}$ $_{73}$ $_{74}$ $_{75}$ 16$_{31}$; H$_{20}$ $_{69}$ $_{103}$. I 20$_{29}$ steht *sie* für den n. pl. fem.: *Quád, sie thaz ni wóltin.* Sc. *thiu wíb.*

Acc. pl. m.

I 1$_{118}$ *ther sie zímo holeta.* P *thér.* III 7$_{60}$ *ni mán sie sus íowánne.* IV 5$_{52}$ *nu wir sie híar zi guate.* IV 15$_{64}$ 16$_{49}$ 29$_{19}$; V 12$_{59}$ 23$_{169}$.

b) 2. halbvers.

N. pl. m.

I 1$_{62}$ *so sint sie sámabalde.* I 1$_{94}$ *ni si thíe sie zugun héime.* I 17$_{74}$ *then weg, sie fáran scoltun.* II 2$_{28}$ 8$_{42}$ 12$_{80}$; III 8$_{7}$ $_{21}$ 14$_{91}$ 17$_{46}$ 24$_{74}$; IV 11$_{15}$ 16$_{13}$ 20$_{36}$; IV 22$_{29}$ 26$_{11}$; V 8$_{9}$ 10$_{15}$ 17$_{38}$ 23$_{281}$.

Acc. pl. m.

III 22$_{50}$ *thaz man sie nénnit thar zi thíu.* IV 6$_{50}$ *thaz búah sie dúan hiazun* V 16$_{11}$ *joh sie súazlicho intfiang.*

Im zweiten fuss.

a) 1. halbvers.

N. pl. m.

I 22 2 *sie flízzun, thaz sie gúltin.* 8 *so íltun sie héim sar.* II 8 37 *Tho quád er, thaz sie skánetin.* II 11 14 *thie stúala ouh, thar sie sázun.* II 23 17, III 2 32 13 38 16 58; IV 9 18 16 42 19 40 60 24 35 36 15; V 10 13 16 7 25 21.

Acc. pl. m.

I 3 12 *thes wáges er sie wísta.* I 22 37 *Wúntar was sie hárto.* II 2 12 *suntar quam, sie mánoti.* IV 6 28 19 35; V 20 65 21 3.

b) 2. halbvers.

N. pl. m.

I 9 37 *ih ságen thir, wio sie datun.* II 3 17 *thaz kíndilin sie sáhun.* II 15 17 *náhor, so sie múasun.* III 22 9 *ni wéstun, was sie fúartun.*

Acc. pl. m.

I 22 36 *inti frágeta sie kléino.* III 8 9 *joh ángusti sie rúartun.*

Im dritten fuss.

a) 1. halbvers.

N. pl. m.

V 23 45 *Thara súftent sie zúa.* H 99 *Erist áhtun sie sín.*

Acc. pl. m.

III 12 11 *Súme, quadun, duent sie wís.*

b) 2. halbvers.

N. pl. m.

I 17 61 *thes guates wárun sie báld.* IV 7 44 *so war in wórolti sie sín.* 66 *bi thiu missigíangun sie thar.* V 22 4 *hiar githíenetun sie tház.*

Acc. pl. m.

IV 9 20 *giwerdan móhta sie thés.*

II. Das pronomen an zweiter stelle der senkung. Alle belege gehören dem ersten fuss an.

1. In mindestens einer hs. findet sich die form *se.*

a) 1. halbvers.

N. pl. m.

II 16 35 *Thanne se zéllent thuruh mih.* F *sie.* IV 7 39 *So séhent se mit githuínge.*

Acc. pl. m.

II 12 79 *Sunter se zi ímo leitti.* III 22 27 *Ni nímit se ménnisgenház.*

b) 2. halbvers.

N. pl. m.

V 20 113 *biginnent sie thána keren.* P *sie.*

2. Alle hss. zeigen die vollform *sie.*

a) 1. halbvers.

N. pl. m.

III 15 2 *wanta sie wárun thuruh nót.* IV 4 13 *Fúarun sie thó iro pád.* IV 27 1 *Ni námun sie thía meina.*

b) 2. halbvers.

N. pl. m.

IV 12_{32} *hábetun sie mihila éra.* V *sie* (zukorrigiert). IV 3_{13} *óba sie thaz gifrúmitin.*

Acc. pl. m.

III 7_{57} *bi hiu man sie kórbi heizit.* P *híu.* V 17_{37} *was wúntar sie thero thíngo.*

D. In der senkung vor vokalisch anlautender silbe.

I. Vor vokalisch anlautender zweiter senkungssilbe.

1. Vor *es.*

a) Das pronomen *sie* wird innerhalb des kontraktionsproduktes *sies* auf den anlautenden konsonanten reduziert.

N. pl. m.

II 1_{16} *so wás ses io gidátun.* III 16_{32} *er zálta, bi hiu si es flízun.* P *sị es.* III 26_{7} *joh was sies dúan scoltin.* P *sị es.*

Acc. pl. m.

IV 19_{12} *in thíu sies frágen wolles.* V *sies* (*i* zukorrigiert). P *sịes.* F *in diu du ses fragen wolles.*

b) Alle hss. zeigen das kontraktionsprodukt *sies.*

N. pl. m.

I 1_{106} *ni dúent sies wíht in noti.* II 6_{14} *tház sies wiht nintsázin.* V 11_{16} *thaz sies álles wialtin.* $_{17}$ *Thaz sies wíaltin filu fråm.* H$_{19}$ *Wóla sies io ginúzzun.* I 1_{105} *Wanta állaz, thaz sies thénkent.* III 26_{7} *Sie ríetun, was sies wóltin.* IV 10_{10} *gibót, thaz sies ázin.* II 3_{25} *thóh sies tho ni rúahtin.* III 12_{9} *wáz sies alle hórtun.* III 18_{38} *thoh wíht sies ni firnámin.* IV 30_{22} *so wás sies thó githáhtun.* IV 37_{27} *tház sies ni giwúagin.* V 10_{25} *só sies wiht ni wéstun.* V 13_{11} *tház sies wiht ni hábetun.* V 25_{25} *thaz sies góte thankon.*

Acc. pl. m.

II 24_{11} *Tház sies wola lústi.* III 20_{42} *was sies wúntar thrato.* III 18_{54} *bi thiu wás sies filu wúntar.*

2. Vor *ir-*.

a) Das pronomen wird auf den anlautenden konsonanten reduziert.

V 21_{4} *suntar ziu se irgázin.* P *sẹ.* F *sie.*

b) Es finden sich die reduktionsstufen *si* und *se* in mindestens einer hs.

II 16_{18} *thaz iro léid sie irbarme.* F *se.* V 4_{17} *Sie tháhtun, thaz sie erbátin.* P *si.* F *sie irbatin.*

c) Die form *sie* findet sich:

II 24_{13} in P gegen V: *thaz síe irwáchetin frúa.* P *Tház sie irwáchetin frua.*

3. Vor *int-*.

II 15_{14} *mit ougon blíden er sie intfíang.* P *siẹ.* F *se.*

4. Vor *in-*.

I 24_{2} *wío sie ingíangin álle.* P *se.*

5. Vor *ouh.*

II 4_{31} *fon hímile sie ouh nérita.* P *siẹ.*

6. Vor *iz*.

a) Das pronomen *sie* wird auf den anlautenden konsonanten reduziert.

I 1_{110} *joh síe iz ouh irfúllen.* P *jóh sie̜ iz.* V 4_6 *in fríadag sie iz dátun.* P *sie̜ i̜z.*

b) In mindestens einer hs. findet sich das kontraktionsprodukt *siez*.

V 6_7 *Joh wío siez ouh firnámun.* F *sie iz.* V 25_{68} *tház siez io bihéllen.* F *sie iz.* V 20_{46} *ni múgun siez thar giwéizen.* I 9_8 *tház sie i̜z ouh giquáttin.* P *iz.*

c) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

I 17_{44} in P gegen V: *bat síe iz ouh birúahtin.* P *bát sie iz.* II 16_{32} *in thíu sie iz iogilícho.* III 7_{54} *in búah sie iz duent zisámane.* IV 1_{16} *tház sie iz mer intríetin.* IV 18_3 *zi wíu sie iz ouh bibráhtin.* V *síe* (acc. rad.). IV 16_{38} *náles, thaz sie iz dátin.* II 5_{17} *in thíu sie iz ni firbárin.* P *siu.* III 5_{15} *thoh sie iz ábahotin só.* III $13_{1=57}$ *thaz sie iz hálin thuruh nót.* IV 7_{16} *so frám sie iz múgun bríngan.*

7. Vor endbetontem *inàn*.

a) Das pronomen *sie* ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

III 20_{80} *in thíu sie nan irknátin.* P *sie̜.* IV 36_{15} *wío sie nan gihíaltin.* V *sinan* (*e* übergeschrieben).

b) Alle hss. zeigen *sie nan*.

I 17_{55} *sár sie nan gisáhun.* P *sar síe.* II 14_{94} *tház sie nan gisáhin.* P *síe* (acc. rad.). V 6_{22} *wío sie nan bigrúabun.* V 7_{32} *tház sie nan gibúrgin.* V 9_{11} *thaz sie nan irknátin* = 11_{36}. P *tház.*

c) Die hss. zeigen *sie inan* oder *sie nan*.

IV 1_3 *wío sie inan firlíesen.* P *nan.* F *wia sia inen.* IV 22_{30} *wío sie inan gihóntin.* P *nan.*

d) Das pronomen *sie* steht an zweiter stelle der senkung vor endbetontem *nan*.

V 10_4 *tho nóttun sie nan ginúagi.*

8. Vor *imo*.

III 16_{32} *joh wáz sie imo alle wízun.* P *imo̜.* F *mo.*

9. Vor *al*.

V 16_{10} *thia fárt sie al so gisítotun.*

10. Vor *uns*.

se.

IV 5_{59} *Thar dúent se uns io zi múatе.*

sie.

III 7_{56} in P gegen V: *thaz síe uns scono zélitun.* P *tház sie uns.*

11. Vor *in* (praep.).

a) In mindestens einer hs. findet sich die form *se*.

N. pl. m.

III 15_{13} *Wío sie in thésa redina.* P *se.* V 10_{36} *joh wío sie in thera férti.* P *se.*

Acc. pl. m.

II 2_{28} *giérета̜ er se in thén sind.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

IV 5_{32} *thia wát sie in thih ni léggen.* IV 20_5 *Tház sie in thén gizitin.*

II. Das pronomen an zweiter und dritter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Das pronomen ist in mindestens einer hs. auf den anlautenden konsonanten reduziert.

a) Durch die schreibung *sịẹ*.

N. pl. m.

1. fuss.

I 1_{14} *iz máchont sịẹ al girústit.* P *sẹ al* (*ẹ* aus *i* korrigiert). F *sie.* I 3_3 *Zéllent sịẹ úns hiar filu frám.* F *sie.* P *sịeuns* (*ie* nach dem *s* übergeschrieben). *hiar* fehlt in P. I 9_{10} *sih warun sịẹ éinonti.* F *seinonti.* I 12_5 *fórahtun sịẹ in tho gáhun.* P *sịẹ* (*ịẹ* übergeschrieben). I 13_7 *Tho fuarun sịẹ ílenti.* P F *sie.* I 27_{22} *fragetun sịẹ ávur thuruh nót.* P *sịẹ.* F *savur.* 43 *bi thiu fragetun sịẹ ávur mera.* P *sẹ́.* F *savur.* I 16_6 *bi thíu sint sịẹ únscante.* P *se.* F *sie.* II 9_{16} *so skénkent sịẹ uns then gúatan win.* P *sịẹ.* F *sie.* 15 *so scénkent sịẹ uns mit wúnnon.* P *sịẹ.* F *sie.*

2. fuss.

I 14_4 *thes namen wéstun sịẹ ouh giwánt.* P *se.* F *sie.*

Acc. pl. m.

I 1_{83} *Sie lértun sịẹ iz mit suérton.* P *sịẹ.* I 23_{34} *joh ráfsta sịẹ iogilícho.* V *io* hinzukorrigiert; dabei *ie* von *sie* unterpunktiert. V 11_9 *Ouh blías er sie ána* (*so thu wéist*). P *sịẹ.*

b) Durch die schreibung *sẹ*.

N. pl. m.

1. fuss.

I 3_2 *uns zéllent sẹ ana bága.* P *sanabága.* F *se.* I 5_{20} *wárun sẹ allo wórolti.* F *sie.* I 20_4 *joh dátun sẹ ana féhta.* P *se.* F *sie.* III 21_{10} *ni líazun se unsih fráwon.* P *sẹ.* IV 9_{16} *thes zilotun se io thuruh nót.* P *sẹ.* F *sie.* IV 35_{37} *Wúllun se, ér se fuarin héim.* P *sẹ.* L 85 *niazen sẹ íamer, soso ih quád.* I 1_{80} *al éigun se iro forahta.* P *sẹ iro.* 100 *thero éigun sie ío ginúagi.* P *sẹ io.* F *sie* (*io* fehlt). II 16_{36} *thaz líegent sịẹ ál thuruh mih.* P *sẹ.* F *sie.* V 23_{31} *thoh ságent se alle thánana.* P *sẹ.*

Acc. pl. m.

I 10_{22} *inti sẹ ouh irwénte.* V *souh* (*ẹ* hinzukorrigiert). F *sie ouh.* I 1_{76} *sie éigun sẹ ubarwúnnan.* F *se.* III 17_3 *joh lerta se ávur* (*so imo zám*). P *sẹ.*

c) Durch die schreibung *sịe*.

N. pl. m.

1. fuss.

V 20_{111} *Biginnent sie ángusten.* P *sịe.* IV 22_{21} *Joh sáztun sie imo in hóubit.* P *sịe.*

2. fuss.

V 4_{10} *zi themo grábe se iltun.* P *sịe* (*ị* übergeschrieben).

Acc. pl. m.

V 13_{35} *Joh híaz er sie ouh giwísso.* P *sịe.* V 20_{112} *er dríbit sie alle thánana.* P *sịe.* IV 12_{36} *fon suórgon sie al irrétiti.* P *sịe.*

d) Durch die schreibung *się* vor folgendem *i*-.

N. pl. m.

1. fuss.

I 1$_{97}$ *Thes éigun sie io núzzi.* P *się io.* I 13$_{24}$ *thes lóbotun sie iogilicho.* P *się.* I 17$_{74}$ *in dróume sie in zélitun.* P *się in.* IV 16$_{46}$ *thaz sélba sie imo ságetun.* P *się imo.* IV 20$_{35}$ *Thaz, quádun sie, in ni dóhti.* P *się.* IV 28$_{2}$ *in fíeru sie iz gidéiltun.* P *się iz.* IV 22$_{32}$ *so blúun sie imo thiu órun.* P *się thiu.* IV 23$_{22}$ *ni móhtun sie in gistíllen.* P *się.* IV 6$_{40}$ *thaz nígin se in bi nótin.* P *się* (*i* übergeschrieben). F *sie in.*

2. fuss.

V 5$_{4}$ *zi themo grábe se iltun.* P *się.* F *sie.*

2. In mindestens einer hs. findet sich die form *se*.

N. pl. m.

1. fuss.

I 4$_{10}$ *so wárun se unzan élti.* I 27$_{35}$ *Sprachun se ávur sliumo.* P *sie.* V 4$_{13}$ *Drúagun se iro sálbun.* V 7$_{32}$ *súntar se ouh biwúrbin.* V 21$_{23}$ *Thar brínnent sie unz in éwon.* F *se.* I 9$_{6}$ *so wárun se alle sámant thar.* F *sie.* P *al.* IV 11$_{16}$ *wúasgin se unz in énti.* IV 33$_{20}$ *thaz dátun se al bi níde.* V 10$_{26}$ *then míthont se ánasahun.* H$_{92}$ *then wóltun se ofto irsláhan thar.* IV 17$_{25}$ *thes thahtun sie ér ju filu fórn.* F *se.* P *thes tháhtun sie er.*

2. fuss.

II 11$_{29}$ *In imo sáhun se odowán.* IV 30$_{24}$ *thaz scéltan líezun se allaz frám.* F *sie.*

Acc. pl. m.

1. fuss.

II 11$_{10}$ *uzstíaz er se iagilícho.* P *úzstiaz.* F *sie.* II 21$_{12}$ *joh sie se éren thuruh tház.* III 14$_{77}$ *So heilte se álle druhtin sár.* V 16$_{12}$ *thoh ráfst er se erist hárto.* V 10$_{20}$ *tho ruartun se ángusti.* V 17$_{36}$ *alle drát er se untar fuaz.*

3. Vor einer nicht auf *i*- anlautenden hebung findet sich in mindestens einer hs. die form *się*.

N. pl. m.

1. fuss.

I 27$_{30}$ *uns záltun sie ofto wáhaz.* P *się.* III 18$_{11}$ *Bigondun sie ántwurten.* P *się.* III 18$_{26}$ *so wurtun sie ámblide.* P *się.* IV 23$_{15}$ *so ríafun sie alle gáhun.* P *się.*

2. fuss.

I 1$_{5}$ *Tharána dátun sie ouh thaz dúam.* P *się.* IV 17$_{32}$ *zi thémo leittun sie érist.* P *się.* IV 26$_{20}$ *thaz líb bigondun sie ávaron.* P *się.*

Acc. pl. m.

III 22$_{36}$ *lerta sie ávur tho thaz gúat.* P *lérta się.* V 20$_{96}$ *biginnit sie ánafarton.* P *się.* III 23$_{32}$ *nu súachist sie avur thánne.* P *się.*

Mit dem betonten pronomen *er* kontrahiert.

II 7$_{3}$ *Mit zúhtin sier mo húldta.* F *sie ermo.*

4. Alle hss. zeigen die vollform *sie.*

N. pl. m.

1. fuss.

III 24₄ *bátun sie in gistíltin.* IV 3₄ *súntar sie in then fértin.* IV 4₃₀ *thes íltun sie io zi nóti.* IV 5₂₉ *Mit léru sie unsih tháktin.* IV 6₂₀ *wánta sie in iz ságetun.* ₅₀ *wanta sie ál firliazun.* IV 7₂ *óugtun sie ímo innan thés.* IV 9₅ *Bigondun sie ántwurten.* IV 12₁₉ *Tho sprachun si álle fon ín.* IV 19₇₁ *Tho spíun sie óuh ubar tház.* IV 24₃ *Stímma sie iro irhúabun.* IV 26₆ 27₃ ₉: V 4₁₉; H ₉₀. III 7₆₂ *thia scríbent sie uns zi núzzi.* V *sie* zukorrigiert. P übergeschrieben. III 14₉₇ *thaz fuarin sie éinluzze.* F *si.* III 20₂₀ in V gegen P: *thés sin sie ío giwisse.* V *ío* übergeschrieben. P *thes sín sie io giwísse.* IV 19₉ *thar wárun sie al gisámanot.*

2. fuss.

IV 26₄₁ *Sálih quément sie iu noh héim.* V 6₁₉ *zi wízzanne sie áltan.* II 9₆₃ *héra losen sie álle.*

Acc. pl. m.

IV 24₂₄ *ni móht er sie io giwéichen.* IV 25₁₃ *Er nágalta sie in thaz crúzi.* V 16₂₈ *tóufet sie inti brédigot.* IV 11₁₈ *lerte sie ótmuati.*

Unter dem haupt- und nebeniktus erscheint in den Otfridhss. in zahllosen belegen stets die form *sie.* Vers II 4₃₁ *mit wati si thar wérita,* F *si,* D *sie,* P *si er* muss daher in V ein blosser schreibfehler vorliegen; P beseitigt ihn durch einschieben des pronominalen subjekts, D setzt die regelmässige vollform *sie;* nur F übernimmt den fehler.

Im auftakt vor vokalisch anlautender hebung wird der konsonantische faktor des diphthongen unterdrückt; hier tritt die ablautstufe *si* heraus. Vor konsonantisch anlautender hebung begegnet durchgehends die vollform *sie.* Als schreibfehler ist daher IV 28₉ in V die form *si* gegen *sie* P F einzuschätzen; IV 28₉ *si wúrfin iro lóza* P F *sie*[1]. IV 6₁₂ ist daher die schreibung *si* in V noch nachträglich in *sie* geändert. IV 6₁₂ *sie wíht nirégisota,* V *sie* (*e* zukorrigiert). In F findet sich endlich noch einmal die form *se* gegen *sie* V P II 3₁₈. Man wird auch I 27₁₃ vor einer zweiten konsonantisch anlautenden auftaktsilbe die vollform *sie* gelten lassen; eine sichere entscheidung ist nicht möglich, da sich kein vergleichsmaterial bietet.

Auch die synalöpheerscheinungen vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe beweisen, dass wir im auftakt nur mit der vollform *sie* zu tun haben. Das pronomen *iz* verliert an zweiter stelle des auftakts seinen sonanten; es erscheint hier in der enklise hinter dem pronominalen subjekt *sie.* 4mal ist die synalöphe in den hss. bezeichnet durch die schreibungen *siez* und *sie iz;* 3mal zeigen alle hss. die schreibformen nebeneinander. Ebenso wird das enklitische

1) Piper scheint übrigens von dieser abweichung in V nichts zu wissen.

pronomen *imo* hinter seinem pronominalen subjekt auf die schwundstufe herabgesetzt. Vor auftaktsilben von grossem phonetischen gewicht wird jedoch das pronomen *sie* reduziert; das consonantische element des diphthongen wird unterdrückt. Die ablautstufe *si* ist I 4_{74} vor *ouh,* I 1_{24} IV 8_{10} vor dem pronomen *es* belegt. Vor dem präfix *ir-* erweist sich das pronomen als gewichtiger; III 23_{30} V 23_{47} ist der präfixvokal hinter der vollform *sie* elidiert; III 20_{161} V 17_{39} zeigen alle hss. die schreibformen. Auf grund dieser belege wird man I 27_{44} hinter der vollform *sie* den sonanten des präfixes *in-* elidieren. Wahrscheinlich ist auch I 1_{88} die praep. *in* auf die schwundstufe herabzusetzen. Doch sind dies singuläre fälle.

Die erste auftaktsilbe erhebt sich deutlich über die senkungssilben im versinnern; ihr eignet eine entschieden grössere artikulationsenergie. In einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung wird das pronomen auf den anlautenden konsonanten reduziert, während wir im einsilbigen auftakt vor vokalisch anlautender hebung die ablautstufe *si* vorfanden. An erster stelle des auftakts vor konsonantisch anlautender hebung hat nur die vollform statt. In der senkung vor konsonantisch anlautender betonter silbe kennt die umgangssprache nur die ablautstufe *se.* Diese sprechform findet sich in zahlreichen belegen in allen 3 füssen beider halbverse. Sie beweisen mit sicherheit, dass in unbetonter satzstellung vor konsonantisch anlautender hebung nur diese reduktionsstufe geltung hat. Darnach sind die belege der vollform umzusetzen.

1. fuss:		
1. halbvers:	66 *sie*	19 *se*
2. halbvers:	24 *sie*	14 *se.*
2. fuss.		
1. halbvers:	25 *sie*	11 *se*
2. halbvers:	6 *sie*	3 *se.*
3. fuss.		
1. halbvers:	3 *sie*	6 *se*
2. halbvers:	5 *sie*	6 *se.*

An zweiter stelle der senkung stehen 5 sprechformen 7 schreibformen gegenüber. In der mehrzahl aller belege erscheint das pronominale subjekt oder akkusativobjekt in der proklise oder enklise neben dem verbum. Die sprechform *se* wird sich in satztieftoniger stellung aus der diphthongischen form entwickelt haben. Aus dem fallenden wurde ein steigender diphthong; das konsonantische *i̯* schwindet wie

jedes postkonsonantische *i̯* in frühahd. zeit. Die tiefstufe des ablauts hat auch an zweiter stelle des auftakts vor konsonantisch anlautender hebung statt: vgl. IV 15_{59} *So er se lérta thó in thera náht* beweist für II 10_{9} *Thaz sie lásun er in ríhti.*

Diese tiefstufe des ablauts wird auf die schwundstufe *s-* herabgesetzt, wenn das pronomen in unbetonter satzstellung vor eine vokalisch anlautende betonte silbe tritt. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung ist die reduktion in 17 versen durch die schreibungen *s- sịẹ sẹ sịe* und *siẹ* (vor *i-*) eindeutig gesichert. In den varianten dieser verse finden sich wiederholt auch die übrigen nicht ohne weiteres eindeutigen darstellungsformen *siẹ* (vor einer nicht auf *i* anlautenden hebung), *se* neben der schreibform *sie.* Die synalöphe ist somit auch für die übrigen belege bewiesen. An dritter stelle des auftakts ist II 9_{14} die reduktion auf den anlautenden konsonanten durch die schreibung *sịe* dargestellt. Genau dieselben graphischen varianten treten an zweiter und dritter stelle der senkung hervor. Für 44 verse sind die schreibungen *s- sịẹ sẹ sị siẹ* beweisend. 19mal begegnet die form *se,* 11mal *siẹ,* 27mal die vollform *sie.* Das pronomen erscheint regelmässig in proklitischer oder enklitischer stellung, meist neben dem verbum.

Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe wird die tiefstufe des ablauts auf die schwundstufe herabgesetzt. Die in der senkung folgenden wörter erweisen sich als gewichtiger. Die verhältnisse treten hier nicht überall klar hervor, da die schreiber sehr oft die orthographische vollform des pronomens gesetzt haben. Die schwundstufe ist zunächst handschriftlich belegt vor den präfixen *ir- int-* und vor *ouh:* V 21_{4} *suntar ziu se irgázin,* P *sẹ,* F *sie.* II 15_{14} *mit ougon blíden er sie intfíang,* P *siẹ,* F *se.* II 4_{31} *fon hímile sie ouh nérita,* P *sịe.* Die varianten dieser 3 verse weisen alle nur vorkommenden darstellungsformen des pronomens auf. Die orthographie ist von konstanz der darstellung hier noch weit entfernt, wenn sich die vollform auch schon stark in den vordergrund drängt. Das gleiche bunte bild gewähren die verse, in denen die synalöphe nicht bezeichnet ist vgl. II 16_{18} V 4_{17} II 24_{13}. Vor dem pronomen *es* ist der n. a. pl. m. in 4 versen auf den anlautenden konsonanten reduziert; die hss. zeigen die formen *ses sịes,* in den varianten *sies.* Die beiden vollformen *sie es* finden sich nirgends nebeneinander. In 19 halbversen haben die schreiber das kontraktionsprodukt *sies* in den text gesetzt, das also wohl durch die orthographie sanktioniert war und als schreibform zur sprechform *ses sịes* aufzufassen ist. Ähnliche zustände, nur weniger

konsequent durchgeführt, treten in die erscheinung, wenn das pronomen *iz* an zweiter stelle der senkung steht. 11mal finden sich die vollformen beider pronomina nebeneinander; 4mal begegnet das kontraktionsprodukt *siez sie ịz.* Nur I 1$_{100}$ und V 4$_{6}$ haben die schreiber die vollform des grammatischen subjekts angetastet: I 1$_{110}$ *joh sie iz ouh irfúllen,* P *jóh sie̩ iz.* V 4$_{6}$ *in fríadag sie iz dátun,* P *sie̩ ịz.* P I 1$_{110}$ belegt die sprechform [*siz*], die allein hier der umgangssprache geläufig gewesen sein wird. Der schreiber wird den punkt hier mit vollem bedacht gesetzt haben, da er von der akzentuierung des verses in V bewusst abwich und dies durch die sprechform zum ausdruck bringen wollte. V 4$_{6}$ hat er wahrscheinlich erst den sonanten des pronomens *iz* unterpunktiert; dann hat er die vollform des pronomens *sie* in V in die sprechform umgesetzt. Dabei hat er den punkt entweder falsch gesetzt oder er vergass den punkt unter *iz* wieder zu tilgen. Vielleicht aber waren ihm auch die formen [*siz*] und [*sez*] phonetisch annähernd gleichwertig, da man den sonanten der tiefstufe *se* wohl am ehesten als irrationalen vokal ansprechen wird. Die elision vor den präfixen *ir-* und *int-* beweist jedenfalls für das ganz geringe phonetische gewicht der form *se.* Vor dem präfix *ịn-,* der praep. *in,* vor *al* und vor *uns* ist danach mit sicherheit die schwundstufe des pronomens anzusetzen; die hss. zeigen hier die formen *se* und *sie.* Tritt das pronomen *sie* vor das endbetonte pronomen *inàn,* so zeigen die hss. 5mal die darstellungsform *sie nan,* 2mal *sie inan* V, *sie nan* P. Die statistik für das pronomen *inan* hat gezeigt, dass die endbetonte form *nàn* in den Otfridhss. durchaus orthographische selbständigkeit gewonnen hat: nur selten schreiben die hss. *sie inàn.* Wir können hier *sie nan* also als normale schreibform ansprechen. Die zugehörige sprechform springt heraus, wenn P III 20$_{80}$ *sie̩ nan* schreibt: *in thiu sie nan irknátin,* P *sie̩.* IV 36$_{15}$ ist in V die form *sinan* durch überschreiben des *e* in *sienan* geändert. Diese sprechform *sie̩ nàn* kann nur besagen, dass hier das pronomen *sie,* das in satztieftoniger stellung in der tiefstufe *se* umläuft, auf die schwundstufe *s-* herabgesetzt wird, während der wurzelvokal des endbetonten pronomens *inàn* in die senkung tritt. Der tiefstufe *se* eignet nur geringste druckstärke und schallfülle; das pronomen weicht allen in der senkung folgenden silben, selbst ganz leichten silben wie *ir- iz int- inàn.* Danach ist auch III 16$_{32}$ die sprechform [*sim*] einzusetzen.

KIEL. RUDOLF KAPPE.

(Schluss folgt.)

STUDIEN ÜBER DIE NIBELUNGENHANDSCHRIFT A.

(Fortsetzung und schluss[1].)

Kapitel II.

Beiträge zur textkritischen beurteilung der hs. A.

1. Das verhältnis der schreiber zu dem strophenbestande der vorlage.

Unter ausscheidung der für diesen zweck unergiebigen, weil zu wenig umfangreichen partien des dritten bis sechsten schreibers untersuche ich den anteil der beiden haupthände an den veränderungen im strophen- bezw. zeilenbestande der beiden gedichte – gemessen im allgemeinen an dem umfange der rezension B* –, um die verschiedene stellung beider zu ihrer vorlage, die die untersuchung der orthographie ergeben hatte, auch in diesem stücke nachzuweisen.

In der ganz von der zweiten hand geschriebenen Kl. sind, abgesehen von dem in A mit recht fehlenden schlusse (4323–60), der in B erst nachträglich aus C* interpoliert ist[2], folgende differenzen festzustellen. In A fehlen: 171–72, 2205, 2445–48, 3849–56. Schon Lachmann hat diese 15 zeilen gegen das zeugnis von A in den text aufgenommen, ihr fehlen also auf flüchtigkeit des schreibers zurückgeführt[3]. Über ihre unentbehrlichkeit besteht kein zweifel.

Eine nur scheinbare differenz liegt vor bezüglich der in Lachmanns texte fehlenden zeilen 3769–70, die auch in dem variantenapparat von Bartsch[4] und Edzardi[5] als der hs. fehlend verzeichnet sind. Aus ihrem übereinstimmenden fehlen in A und C zog dann Bartsch den schluss[6], dass sie 'als ein zusatz betrachtet werden müssen' und setzt sie eingeklammert in den text. Tatsächlich stehen beide zeilen nach ausweis der phototypie in der hs. (fol. 57 r, sp. a) und sind von Lachmann übersprungen, was merkwürdigerweise Vollmer, der zwei andere von Lachmann ausgelassene verspaare entdeckte[7], entgangen ist. Zu bedauern ist, dass der alte fehler noch in die neueste behandlung der frage bei

1) Vgl. zeitschr. 41, 271. 437.

2) Vgl. die zutreffenden ausführungen von Ursinus, a. a. o. s. 38–40. Sommermeier (Diss. Halle 1905, s. 50) schreibt die entlehnung des schlusses bereits einer direkten vorstufe von B' zu.

3) So auch zuletzt von Ursinus (Diss. Halle 1908) s. 38 beurteilt.

4) Die Klage, s. 195 zu 3769 f.

5) Die Klage, s. 226 zu 4105 f.

6) A. a. o. s. XVI.

7) Der Nibelunge not (Leipzig 1843) zu 294 7–8 und zu 307 15–16.

Ursinus[1] übergegangen ist, obwohl ihm Laistners publikation vorlag: auch er spricht das verspaar dem echten texte ab unter der irrigen voraussetzung seines fehlens in A. Da es sonst nur in B und d überliefert ist, dient es weiter dazu, eine engere verwandtschaft zwischen diesen beiden hss. zu begründen[2]. Die durch A B d bezeugten verse sind aber jetzt mit Edzardi[3] dem original zuzuweisen: in C* sind sie ausgeschieden; dass sie mit C* übereinstimmend zufällig auch in b, an dieser stelle dem einzigen zeugen von Db*, fehlen, kann ihre echtheit nicht ernsthaft in frage stellen.

Durch die tatsache, dass Lachmann dies verspaar übersehen hat, sind auch die 'abschnitte zu dreissigen'[4] endgiltig beseitigt[5].

Die aus der betrachtung der zeilendifferenzen in der Kl. gewonnene einsicht in die gelegentliche flüchtigkeit des zweiten schreibers ist auch für die von ihm geschriebene liedpartie zu verwerten: das fehlen von str. 1818 $_{5-8}$ ist konsequenterweise auf auslassung infolge von flüchtigkeit zurückzuführen[6].

Weit bedeutendere differenzen im strophenbestande weist die von dem ersten schreiber stammende partie der hs. auf: gegenüber B fehlen hier 62 strophen. Von diesen sind 60 allein in A, zwei (str. 102 $_{5-12}$) dagegen auch in Id nicht vorhanden. Beider zugehörigkeit zu der rezension C* hat Braune[7] hinreichend wahrscheinlich gemacht; sie sind 'nur von der hs. B oder einer ihrer direkten vorgänger' aus ihr aufgenommen[8], A hat also in diesem punkte das

1) A. a. o. s. 38; danach ist auch Ursinus s. 59 zu berichtigen. [Vgl. jetzt Afda. 33, 314. Red.]

2) A. a. o. s. 44. Damit fällt ein wichtiger grund für diese annahme.

3) Auch Sommermeier s. 52 f. hält sie ohne kenntnis des tatsächlichen zustandes der überlieferung für echt.

4) Lachmann, Der Nibelunge nôt, s. XII. So sind auch z. b. die bemerkungen Scherers hinfällig, vgl. Kl. schr. I, $_{108}$; ferner Deutsche stud. I, 303 und 308.

5) In genau entsprechender weise hatte Vollmers entdeckung die ursprüngliche einteilung der Kl. in abschnitte zu 28 versen (vgl. Lachmann, Anmerkungen s. 163) unmöglich gemacht.

6) Dies tat auch Zarncke; vgl. Edzardi, Die Klage, s. 3.

7) PBB 25, $_{64}$ f.

8) Mit unrecht spricht Roediger (Herrigs Archiv 108, $_{159}$) von dem 'unwahrscheinlichen auswege einer entlehnung aus der rezension C'. Die handschriftliche überlieferung berechtigt, die strophen 102 $_{5-12}$ anders zu beurteilen als die übrigen plusstrophen. (So auch Panzer, Zeitschr. 34, $_{539}$.) Andererseits bietet der schluss der Kl. ein entsprechendes gegenstück einer solchen entlehnung in hs. B (vgl. s. 57).

ursprüngliche gewahrt. In verbindung mit der überlieferung entscheidet auch der stil dieser strophen gegen ihre echtheit [1].

Da die weiteren differenzen erst nach str. 338 auftreten, ist A an der gruppe Db* zu kontrollieren, die von str. 268_2 ab den text von B* bietet. Db* fordert sämtliche 60 fehlstrophen für die gemeinsame vorlage ADb.

Die verteilung der fehlstrophen ist folgende:

In av.	6:	11 str.	(auf 64 str. nach Bartsch)
„ „	7:	19 „	(„ 93 „)
„ „	8:	1 „	(„ 47 „)!
„ „	9:	8 „	(„ 50 „)
„ „	10:	12 „	(„ 111 „)
„ „	11:	4 „	(„ 44 „).

Von fünf weiteren vereinzelten strophen entfallen zwei auf die 16., eine auf die 17. und zwei auf die 27. aventiure.

Während Lachmann alle in A fehlenden strophen dem original des Nl. absprach, nahm v. d. Hagen [2] an, manche strophen seien 'offenbar nur vergessen'; 'die meisten könnten daher fehlen, wenn dies nicht in einer gewissen partie so häufig wäre und mehrere sich nicht als merkliche zusätze kenntlich machten'. Holtzmann hielt sämtliche strophen für echt und suchte für einzelne den nachweis der unentbehrlichkeit zu erbringen [3]; so gelangte er zu dem ergebnis [4]: 'einige strophen sind absichtlich übergangen, einige aus versehen'. In der sache mit ihm eins, nahm Bartsch [5] allzu äusserlich in zahlreichen fällen 'graphische auslassungen' an, entsprechend der auch sonst feststellbaren flüchtigkeit des schreibers. Unter den verteidigern von A gieng Scherer soweit, dass er in dem von ihm berechneten umfange des urkodex 'eine art äusserer beglaubigung des strophenbestandes' in A sah [6]. Die von Bartsch kaum gestreifte absichtlichkeit in den auslassungen betonte erst wieder Braune [7] mit nachdruck unter abweisung des subjektiven kriteriums der 'überflüssigkeit'. Andererseits versuchte er für eine reihe von strophen den nachweis ihrer unentbehrlichkeit. So hält er die fehlstrophen für 'auslassungen von z'.

1) Vgl. Zwierzina, Zfda. 44, 67 f.

2) Der Nibelungen lied, 3. aufl. (Breslau 1820), s. XLVI.

3) Untersuchungen, s. 6 ff.

4) A. a. o. s. 9.

5) Untersuchungen, s. 304 ff.

6) Wiener sitzungsber., phil.-hist. kl., 1870, bd. 64, 305.

7) A. a. o. s. 79 ff.

der durch planmässige tätigkeit eines bearbeiters entstandenen vorlage von A, 'soweit nicht einige davon etwa erst versehentliche auslassungen von hs. A sind'[1]. Da die lesartendifferenzen von A gegenüber B* 'durch das ganze gedicht hindurch ungefähr die gleichen sind'[2], da sich also in dem abschnitte zwischen der 6. und der 11. avent. kein anderes verhältnis der lesartendifferenzen entdecken lasse als in den übrigen teilen des gedichts, sei eine mechanische mischung eines kürzeren und eines längeren textes, wie sie Hofmann[3] und Rautenberg[4] annahmen, abzuweisen.

Während Zwierzina[5] ursprünglich in A 'eine klasse' sah, 'die B* gegenüber vor allem im strophenbestand das ursprünglichere bewahrt hat', erkennt er unter dem eindruck von Braunes beweisführung nicht nur die fünf strophen ausserhalb der partie 324–666 als auslassungen von A an[6], sondern will auch innerhalb dieses abschnittes den ausfall der einen oder der anderen strophe durch unachtsamkeit des schreibers zugeben, zumal sie 'dem zusammenhang der erzählung nach als zusätze nur schwer ihre erklärung finden'. Dass A mit absicht einzelne auslassungen begangen habe, hält er nicht für wahrscheinlich[7]. Gegen 628_5, 392_5 und 531_6 bleiben stilkritische bedenken bestehen, zumal die möglichkeit[8] vorliegt, dass Db aus einer B-hs. strophen aufgenommen haben, A jedoch 'innerhalb der gruppe ADb von dieser zutat frei geblieben sein' kann.

Eine ähnliche vermittelnde stellung nehmen auch Roediger und Panzer ein. Ersterer ist der ansicht, Braune habe A 'namentlich in bezug auf den strophenbestand' unterschätzt[9]. Nicht alle plusstrophen von B seien in A absichtlich ausgelassen[10]; zur stütze der auffassung, dass der strophenbestand in A 'ursprünglicher' sei, wird 'nachdrücklich' auf Zwierzinas an die reime anknüpfende erörterungen hingewiesen[11].

1) A. a. o. s. 75.
2) A. a. o. s. 76 f.
3) Münchener sitzungsber. 1870, s. 527 f. Münchener abhandl., phil.-philol. kl., 1872, bd. XIII, 1. abt., s. 3 ff.
4) Germ. 17, 433 ff.
5) Zfda. 44, 32.
6) Zfda. 45, 393 f.
7) Ebd. s. 394.
8) Ebd. s. 394 f.
9) Jahresbericht 22 (1900), s. 89.
10) Herrigs Archiv 108, 159.
11) Ergebnisse und fortschritte s. 594.

Panzer[1] vermag dem standpunkte Zwierzinas 'eine gewisse prinzipielle berechtigung' nicht abzusprechen. 'Die anstösse sind mindestens an zwei stellen (531_7, 392_{5-6}) sehr bedeutend.' Überhaupt sei 'in noch ausgedehnterem masse, als Braune angenommen hatte, mit der entlehnung einzelner strophen aus einer anderen handschrift als der jeweiligen vorlage zu rechnen'.

Jegliches kompromiss verwirft Kettner[2]; er bestreitet die echtheit aller sogenannten 'plusstrophen'. 'Ob die eine oder andere zum original gehören und von A übersprungen sein mag, kommt nicht in betracht'[3]. Insbesondere bemüht er sich, die unursprünglichkeit der von Braune aus dem zusammenhang als notwendig erwiesenen strophen darzutun, doch scheinen mir seine gründe gegenüber letzterem in keinem falle durchzuschlagen[4].

Mit Braune ist die annahme einer mechanischen mischung des textes in A abzulehnen. Andererseits weist nicht nur die verteilung der fehlstrophen, sondern auch die tatsache, dass gelegentlich vor und nach ihnen durch den neuen zusammenhang erforderlich gewordene textänderungen vorgenommen sind[5], gebieterisch darauf hin, dass diese strophen zum teil mit überlegung ausgeschieden sind. Die frühere, z. b. von Bartsch vertretene meinung, dass ihr fehlen auf flüchtigkeit des schreibers zurückzuführen sei, ist offenbar lediglich aus seiner sonst oft erkennbaren nachlässigkeit gefolgert; aus ihr werden nun auch die meisten strophendifferenzen erklärt. Dem widerspricht ausser den oben angeführten tatsachen der besondere, nur auf planmässige änderung zurückführbare charakter zahlreicher lesarten, deren zusammenhang mit den differenzen im strophenbestande nachdrücklich zu betonen ist (vgl. unten s. 68 ff.). Daher suchte Braune ein überlegtes vorgehen in den strophenauslassungen wahrscheinlich zu machen, glaubte aber dies dem sonst so nachlässigen schreiber ebensowenig zutrauen zu dürfen als die zahlreichen varianten von ausgeprägtem charakter und kam so zur aufstellung eines bearbeiters *z*. Für die Kl. hat allerdings Ursinus[6] die

1) Zeitschr. 34, 539.

2) Zeitschr. 34, 323—39.

3) A. a. o. s. 323.

4) Ablehnend verhält sich gegenüber dieser schon in den älteren arbeiten Kettners (Zeitschr. 20, 202 ff., 26. 433 ff.) vertretenen einseitigen bevorzugung von A Roediger (Ergebnisse und fortschritte s. 594): Kettner 'überschätzt A und verwirft mit unrecht alle plusstrophen von B'.

5) Braune a. a. o. s. 79.

6) A. a. o. s. 39; vgl. Zeitschr. 41, 279.

unnötigkeit dieser aufstellung behauptet. Die tatsächliche existenz einer von ADb abweichenden vorlage *z*[1] wird aber sichergestellt durch eine anzahl von varianten, die noch altmodische, den schreibern von A nicht mehr geläufige orthographische eigentümlichkeiten aufweisen. Man vergleiche z. b. 370_4 *schüne* (= *schœne*) *vrouwen* st. *hôhgemuote vr.*[2]: 636_4 *ez sciet von dannen manic degen* st. *daz wolde Gunther der degen*[3]: 969_3 *Sigmunt der rîke* st. *hêrre*[4]. Zweifelhaft bleibt dagegen, ob das fehlen der umlautsbezeichnung in folgenden fällen über die hs. A hinausreicht: vgl. 384_4 *des kuonen* (st. *starken*) *Sîvrides wîp;* 334_4 *in grôzen nôten* (st. *sorgen*): 463_1 *Albrîch was kuone* (st. *vil grimme*). Nicht nur der orthographische habitus, sondern vielleicht auch das ähnliche gepräge einzelner varianten bei beiden schreibern (vgl. s. 95 zu 1681_4 und 1901_1, s. 95 zu 1922_4) weisen auf ein älteres stadium der textgeschichte, eine vorlage *z*, zurück. Diese halte ich jedoch nicht für eine wesentlich mit A gleichlautende überarbeitung der hs. ADb, sondern ich glaube, zwischen *z* und ADb keine wesentlichen differenzen ansetzen zu dürfen.

Denn das für die partien der beiden haupthände völlig verschiedene verhältnis von A zu den hss. der gruppe ADb (und ferner auch zu allen übrigen hss.)[5] spricht nicht für die annahme eines redaktors *z* – man müsste sonst eine ungleichmässige bearbeitung annehmen –, sondern erklärt sich am einfachsten aus der abweichenden stellung zweier verschiedener individualitäten zu ihrer vorlage: der text A ist im wesentlichen nicht älter als die hs. A; erst aus der einschneidenden, in strophenausscheidungen und textumgestaltungen erfassbaren, planmässigen arbeit des ersten schreibers stammt der text A mit seinen charakteristischen besonderheiten gegenüber sämtlichen übrigen hss. Ein wesentlich anderes bild zeigt er in der von der zweiten hand herrührenden schlusspartie des Nl. und dem texte der Kl.: dieser schreiber steht seiner vorlage keineswegs so selbständig gegenüber wie der erste.

Wenn in A eine planmässige bearbeitung eines älteren textes vorliegt, so muss es gelingen, einige der für die tätigkeit des redaktors richtunggebenden tendenzen blosszulegen. Ich behandle zunächst

1) Hiernach ist Zeitschr. 41, 279 zu berichtigen.

2) Vgl. Zeitschr. 41, 291.

3) Vgl. Zeitschr. 41, 314.

4) Vgl. Zeitschr. 41, 310.

5) Dies abweichende verhalten tritt gleichmässig in den veränderungen des strophenbestandes und in der verteilung der erheblichen varianten heraus. Über die stellung der schreiber zur vorlage vgl. s. 75 ff.

den zusammenhang zwischen der verteilung der fehlstrophen und der der varianten, abgesehen von denen rein sprachlichen charakters; ferner versuche ich nachzuweisen, dass das fehlen einer reihe von strophen auf dieselben gründe zurückgeht, die auch für die umgestaltung vieler lesarten massgebend waren. Danach beruhen die strophendifferenzen zum grossen teil auf bewusster tätigkeit eines der überlieferung gegenüber allmählich selbständig werdenden bearbeiters; nur wenige strophen dürften daneben durch seine unachtsamkeit übergangen sein.

1. Die av. 1–3 (nach A 137 str.) bieten verhältnismässig wenige, bedeutungslose varianten. Aus av. 4 sind als stärkere abweichungen etwa die umstellung der zweiten halbzeilen in 146_{1-2} und die einen formelhaften ausdruck durch einen individualisierenden ersetzende[1] lesart 143_4 zu notieren. Im übrigen handelt es sich fast ausschliesslich um differenzen in einzelnen wörtern beziehungsweise um kleine auslassungen; etwas stärker geändert sind 227_4 und 245_4; durch einfügung des höfischen *hêrren*[2] wird die langzeile 204_4 metrisch zerstört. Die durch A I bezeugten varianten reichen zum teil wahrscheinlich in ein älteres stadium der textgeschichte zurück.

2. Nachdem der anfangs nur in geringem umfange ändernde schreiber sich in der 4. av. schon etwas erheblichere eingriffe erlaubt hat, nimmt er in der durch ihren inhalt dazu besonders herausfordernden 5. av. eine tief eingreifende umarbeitung in höfisch minniglichem stile vor[3]: in den 60 strophen häufen sich die varianten, darunter qualitativ sehr bedeutende; auch der reim wird angetastet (292_{1-2}). Der strophenbestand bleibt jedoch noch gewahrt.

3. Die freiheit der bearbeitung setzt sich fort in den lesarten der 6. av.; zugleich fallen 11 von den 64 strophen dem bestreben des bearbeiters, die komposition straffer zu gestalten, zum opfer; obwohl er keineswegs ohne geschick verfährt, hat er sich doch nach Braunes nachweis bezüglich 338_{5-12}[4] und 348_{5-20}[5] vergriffen.

1) Vgl. Braune a. a. o. s. 112 ff.

2) Vgl. Bartsch, Nib. nôt, II 2, XXI f.; Braune s. 107.

3) Den von Bartsch festgestellten höfischen charakter der in A vorliegenden überarbeitung des Nl. erkennt nicht nur Braune (s. 106 ff.), sondern auch Roediger (Herrigs Archiv 108, 159) an.

4) A. a. o. s. 81; dagegen Kettner s. 325 f. In 338_{9-12} mochte der höfische bearbeiter anstoss nehmen an 338_9 *wir suln in recken wîse varn;* man vergleiche zu diesem zuge Roth. 560 *in recke wîs over mere varn.* Die streichung von 338_{5-8} mag der von Kettner (Zeitschr. 26, 435 und 34, 325 f.) berührte widerspruch zwischen 338_{5-7} und 339_4 veranlasst haben.

5) S. 81 f.; dagegen Kettner s. 326.

4. In der 7. av. streicht er 19 von 93 strophen, also mehr als ein volles fünftel. Von seinem durchaus absichtsvollen vorgehen zeugt der zwischen kürzungen und textänderungen bestehende zusammenhang. So wird die dem höfischen geschmack anstössige dienerrolle des königssohnes Siegfried, deren völlige beseitigung die spätere bedeutung dieses zuges verbot, planmässig abgeschwächt[1]: ausgeschieden wird zunächst str. 376_{5-8}, in der Siegfried sein auftreten als Gunthers mann motiviert und dadurch die aufmerksamkeit besonders auf diesen zug hinlenkt. Die details des dienens (str. 383_{5-16}) werden konsequent beseitigt. Durch die weitere streichung von 394_{5-20} wird nicht nur erreicht, dass Siegfried besonders hervortritt, sondern zugleich auch eine konzentration der handlung herbeigeführt. Völlig entsprechend zeigt sich in den lesarten eine durchgängige abschwächung des angeblichen dienstverhältnisses. Das 399_4 unentbehrliche *mîn herre* wird 400_4 durch ein farbloses *er* ersetzt. Noch charakteristischer sind folgende änderungen: 401_3 *durch dich mit im ich her gevarn hân* st. *ja gebôt mir her ze varne der recke wol getân*[2] und 401_4 *wærer niht mîn herre, ich hetez nimmer getân* st. *möht ich es im geweigert haben, ich het iz gerne verlân.* Während zeile 4 sehr glücklich geraten ist, ist der rhythmus von zeile 3 höchst ungeschickt. Es muss also keineswegs '400. 401 in der fassung A vom standpunkt B* aus als eine sachlich völlig zwecklose stilistische verschlechterung des durchaus unanstössigen B*-textes angesehen werden'[3], vielmehr ist ein wohlüberlegtes vorgehen des bearbeitenden schreibers in A erkennbar. Dass jedoch hierbei infolge der in ihren motiven begreiflichen auslassung von str. 383_{5-16} der zusammenhang zerrissen wird, woraus die unentbehrlichkeit jener strophen folgt, hat Braune[4]

1) Kettner findet dagegen (Zeitschr. 26, 437) bei dem redaktor B* 'eine mehrfach hervortretende neigung, den gegensatz von schein und wirklichkeit möglichst klar zu machen'.

2) Hierdurch wird zugleich das unhöfische epitheton für den könig *der recke wol getân* beseitigt; vgl. s. 73, anm. 1.

3) Kettner a. a. o. s. 326. Zeitschr. 26, 437 erkannte K. selbst dem redaktor B ein planvolles vorgehen zu: dieser bemühte sich, 'der sache einen möglichst scharfen ausdruck zu geben'.

4) S. 82 f. Kettners einwände (s. 326) bleiben völlig erfolglos. Aus der äusserung: '377–81 reden nur Gunther und Siegfried, auch 382. 383 werden die beiden anderen nicht genannt' scheint hervorzugehen, dass K. die allgemeinen wendungen 382_3 *die fremden*, 383_1 *die unkunden*, 383_4 *die helde* statt auf alle ankömmlinge gewaltsam nur auf G. und S. beziehen will oder vielmehr muss. Denn das in der unmittelbar folgenden zeile 384_1 begegnende *den helden*, das klärlich

zwingend aufgezeigt. Damit ist auch str. 385_{5-8} als notwendig anerkannt. Abgesehen von Braunes bemerkungen[1] bestätigt dies die von Kettner gemachte beobachtung 'der $383_{7, 16}$, 385_8 durchgeführten wiederholung'[2]. Wenn Kettner dagegen geltend macht, dass 385_{5-8} den parallelismus von 384. 385 und 386. 387 aufhebe, so ist dies argument nicht ausreichend, die strophe für unecht zu erklären[3].

Überlegung verrät ferner die nach der auslassung von 428_{5-8} vorgenommene änderung von 429_1, die eine allerdings nur sehr harte verbindung herstellt[4]; ebenso ermöglichte erst die änderung von 442_4 die beseitigung der folgenden drei strophen[5]; wenn Kettner[6] A 442_{3-4} als 'altepische formel' verteidigt, so ist demgegenüber zu konstatieren, dass es die wendung *leides vergezzen* im Nl. nicht gibt, und dass die berufung auf Roth. 1337. 2507 deshalb unzulässig ist, weil dort die helden bei speise und trank ihr leid vergessen, nicht aber bei den frauen wie in der fraglichen, von höfischem geiste erfüllten A-lesart[7]. In ihr ist überdies 443_1 *mære* hart, weil der ausgang des kampfes Siegfried noch nicht mitgeteilt ist, wie es *mære* voraussetzt. Der inhalt der 3 strophen — der ein wenig plumpe versuch, Brunhilde zu täuschen — gab dem bearbeiter die veranlassung zu ihrer streichung; seinem geschmacke widerstrebte auch ein epitheton wie *der listige man* (442_8) für Siegfried (vgl. s. 85 zu 434_4).

In ergänzung von Braunes ausführungen sei hier auf die unentbehrlichkeit der fehlstrophe 392_{5-8} verwiesen: zu dem höfischen besuchszeremoniell gehört unumgänglich die offizielle anmeldung fremder gäste, wenn sie auch schon längst gesehen sind; vgl. die parallelszene str. 80[8] (vgl. auch $513_{3\ ff.}$).

nur auf S. und G. allein gehen kann, muss dem zusammenhange in A nach identisch sein mit 383_4 *die helde*, d. h. es muss auf alle vier helden bezogen werden. So führt Kettners auffassung zu offenbaren widersprüchen oder zu gewaltsamer interpretation. Eine solche ist auch 429_1 erforderlich; vgl. Zeitschr. 26, 438 anm. 1.

1) S. 83 f.

2) A. a. o. s. 327. Wenn aber von einer dieser strophen erwiesen ist, dass sie in A absichtlich ausgelassen ist, so sind alle vier als echt anzuerkennen.

3) Bartsch, Unters., s. 305 nimmt fehlerhaftes überspringen der str. an, weil 385_5 und 386_1 mit *Mit* beginnen.

4) Anders Kettner, Zeitschr. 26, 438 f. Gezwungen erscheint, was a. a. o. anm. 1 zur rettung der ursprünglichkeit des zusammenhanges bemerkt ist.

5) Braune s. 79.

6) A. a. o. s. 328. *leides vergezzen* begegnet z. B. Er. 6410.

7) Auch $370_{4\,b}$ findet sich die erwähnung der *schœnen frouwen* nur in A! Dem entspricht auch die stärkere betonung des frauendienstes in A: Braune s. 108 f.

8) Dagegen Kettner, Zeitschr. 26, 435.

Die berührte tendenz, unhöfische züge zu tilgen bezw. zu mildern, liegt auch der streichung von 419_{5-8} und 421_{5-8} zugrunde: ihr fällt die an feigheit grenzende äusserung des königs Gunther[1] ebenso zum opfer wie die drohung Dankwarts, Brunhilde gegebenenfalls zu töten (zu beachten ist auch 421_6!).

Für 432_{5-8} muss man die von Kettner (Z. 26, 435 f.) dargelegten widersprüche anerkennen; dennoch ist es an sich unwahrscheinlicher, dass ein zudichter die widersprüche in den text gebracht haben soll, als dass ein bearbeiter, der auch sonst an widersprüchen anstoss nahm (vgl. s. 67 anm. 4), hier ebenfalls besserte. Die echt spielmännische übertreibung, dass das stumpfe ende des gers den schild durchschlagen und feuer aus den ringen habe stieben lassen, lag dem dichter des originals deswegen nahe, weil das sprühen der funken ein durchaus stereotyper zug der kampfschilderungen ist: sie stieben vom schilde (430_4, 1552_3), von den ringen (431_2, 433_1, 1980_1, 2215_1), von der brünne 2009_3 usw.

Neben den eingriffen in den strophenbestand legen auch erhebliche varianten in grosser zahl zeugnis ab für die umgestaltende tätigkeit des bearbeiters.

5. Ein stark abweichendes bild bietet die 8. av. Stärkere lesartendifferenzen treten nur 470_4, 485_4 und etwa 488_4 heraus. Höfische retouche zeigen 478_4 und 493_1. Für die änderung von 494_4 bot das reimwort *sint* wahrscheinlich den anlass (vgl. unten s. 85 f.). Der (auch angesichts des geringen umfangs der av. [47 str.]) wenig eingreifenden änderung des wortlauts entspricht das festhalten am strophenbestande; nur 486_{5-8} wurde gestrichen, aus demselben grunde wie str. 882_{5-8}: beide male beseitigte der schreiber den für ihn geschmacklosen, aber echt spielmännischen witz; so nahm er auch an dem 'grimmen humor'[2] Hagens 497_{5-8} anstoss.

6. Diese fehlstrophe fällt schon in die 9. av., die von 50 auf 42 strophen reduziert ist. Dass, abgesehen von dem erwähnten zuge, str. 497_{5-8} auch sonst anstössig war, beweist die streichung von str. 499_{5-8}. In beiden fällen lässt der redaktor die unhöfische und scheinbar zwecklose weigerung Hagens beziehungsweise Siegfrieds aus[3] (beachte 499_{8b}!); zugleich erzielt er hierdurch einen schnelleren fort-

1) So scheint mir auch 1530_2 durch die auslassung der worte *vor leide* eine abschwächung des unritterlichen erschreckens beabsichtigt zu sein.

2) Braune s. 80, anm. 1.

3) Damit ist Kettners frage (Zeitschr. 26, 438) beantwortet, weshalb A nicht str. 499_{5-8} habe stehen lassen, obwohl die strophe Siegfrieds unabhängigkeit bezeuge.

schritt der handlung. Dennoch führte der ausfall von str. 499_{5-8} zu einer härte: das folgende *er sprach* 500_1 ist wegen 499_2 störend und überflüssig; verständlicher ist es, wenn Gunthers rede durch Siegfrieds anfängliche weigerung unterbrochen worden ist. (Doch vgl. 601_5 und 602_1). Die streichung der übrigen 6 strophen zeugt von einer geschickten hand. Die varianten sind kaum zahlreicher als in der 8. av.: von geringeren lesarten abgesehen, begegnen immerhin einige energische umstellungen (503_2, 519_{1-2}) beziehungsweise änderungen (502_1, 504_2, 522_4, 526_2, 533_2).

7. In der 10. av. fehlen 12 von 111 strophen. Als abschwächung anstössiger stellen[1] ist die auslassung von 582_{5-8}, 585_{5-8}, 628_{5-8} aufzufassen: durchweg werden hier die details des nächtlichen kampfes bezw. des beilagers Gunthers gekürzt. Auch die Gunthers sinnlichkeit betonende str. 607_{5-8} fiel fort[2]. Die ausscheidung von str. 589_{5-8} schränkte die details der fatalen lage des königs Gunther ein und verringerte ihre dauer zugleich auf eine kurze zeit[3]; die notwendigkeit dieser strophe und die von 582_{5-8} scheint mir jedoch durch Braune[4] hinlänglich erwiesen zu sein.

Die auslassung von 601_{5-8} veranlasste eine offensichtliche härte: 602_1 *er sprach* muss man nach dem zusammenhange in A durchaus auf Gunther beziehen; erst nachträglich sieht man, dass Siegfried spricht (vgl. oben s. 68, anm. 4). Wenn man Kettner glauben darf, so hat erst diese härte 'die interpolation der aus völlig leerem gerede bestehenden strophe veranlasst'! 'Ähnlich noch 438_1'; auch *er sprach* in 429_1 hat diese merkwürdige wirkung gehabt[5].

Bezüglich der übrigen 7 strophen ist durchaus das bei ihrer streichung bewiesene geschick anzuerkennen. Nach beseitigung von 607_{5-8} wurde der anfang von 608 geändert, wobei das allein in A vorkommende verbum *beiten*[6] in den text drang. Von den wenig zahlreichen lesarten der ersten 25 strophen ist nur bemerkenswert die ersetzung des dem schreiber unverständlichen reimwortes *kradem* 558_1

1) Dass diese tendenz auch die gestaltung der lesarten beeinflusst hat, zeigt Braune s. 109.

2) Bartsch, Unters., s. 304 nahm hier rein graphischen ausfall an: 'beide strophen fangen mit *der künec* an'; doch ist dies in 608_1 erst von A des zusammenhanges wegen eingesetzt.

3) Vgl. Braunes berechtigte bedenken s. 86; dagegen Kettner s. 327 f.

4) Braune s. 85 f.; dagegen Kettner s. 327.

5) Zeitschr. 26, 439, anm. 1.

6) Bartsch, Nib. nôt II 2, IX.

(:*gadem*) durch das dem sinne nach passende, den reim aber zerstörende *schal*. (Der zweite schreiber leistet sich 2007_2 ein sinnloses *starcken*.) In den letzten 75 strophen hingegen begegnen zahlreiche varianten von bedeutung (z. b. 563_4, 565_4, 568_1, 569_3, 572_4, 577_{4a}, 593_{3-4}, 599_{1-2}, 614_4, 617_4, 620_{4b}, 636_4), charakteristisch für die freiheit der bearbeitung.

8. In der kurzen 11. av. (34 str.) sind geschickt 4 strophen ausgeschieden. Gleich im eingange der av. bietet sich dem bearbeiter ein anlass zum eingreifen: er beseitigt die im texte B* vorliegende zwiespältige stellung Siegfrieds und Kriemhildens in der frage der ihr auf Burgund zustehenden ansprüche. So fällt zunächst str. 637_{5-8}, in der Kriemhilde die Siegfried höchst unwillkommene absicht ausspricht, vor der abreise ihre ansprüche durchzusetzen[1]. Er verzichtet denn auch str. 640_{4-5} in Kriemhildens namen auf den ihnen angebotenen teil des landes trotz ihrer in str. 637_7 ausgesprochenen gegenteiligen absicht. Die streichung der str. 637_{5-8} verdeckt diesen gegensatz, der nun erheblich abgeschwächt, aber dennoch deutlich ausgeprägt, in str. 641 hervortritt. Sie verzichtet hier keineswegs völlig auf ihre ansprüche, sondern fordert eine teilung der burgundischen helden. — Die gewandte änderung von 640_4 beseitigte die unhöfische wendung *diu liebe wine*[2] *mîn*, führte aber zum ausfall der mit str. 640_{1-4} grammatisch eng verbundenen str. 640_{5-8}.

Für 655_{5-8} ist darauf hinzuweisen, dass das bei feierlichen gelegenheiten übliche schenken von festkleidern[3] durchaus ein fester bestandteil des zeremoniells ist. Ganz ähnlich verhält es sich mit str. 662_{5-8}: der hinweis auf die sorgfältige beaufsichtigung und erziehung des jungen prinzen ist auch sonst geläufig (vgl. 24_1) und hier um so unentbehrlicher, als sein fehlen den parallelismus zu 660_4 aufheben würde. Offenbar sind die strophen 659. 660 und 662. 662_{5-8} ursprünglich beabsichtigte parallelschilderungen.

An varianten ist auf 30 strophen nicht viel zu erwarten: als etwas stärkere abweichungen sind nur 639_3, 648_2, 652_4, 656_4 zu nennen.

9. In der 12.–15. av. bleibt der strophenbestand intakt. Gleich-

1) Ganz anders versteht Kettner (Zeitschr. 26, 436) die strophe. Für ihre echtheit spricht die tatsache, dass 637_4 und 637_8 einander, sicherlich nicht zufällig, korrespondieren; auch schliesst sich 638_1 *zuo im* besser an 637_8 an.

2) Ebenso wird 841_2 dies wort ersetzt, wie selbst Kettner zugesteht, dazu von dem 2. schreiber 1684_1; vgl. Braune s. 112 anm.; Kettner s. 352 zu 1684_1.

3) Vgl. 42_1, 634_2, $635_{2,3}$, 1309_1 f. und Kettner, Zeitschr. 16, 50 f.

zeitig nehmen in der 12. av. die lesarten an zahl und insbesondere an bedeutung ab; erwähnenswert sind nur etwa 670_4, 682_4, 701_1. Unhöfisches *hôhlîche* ist 689_4 durch *zierlîche, recke* als epitheton von *Gêre* 693_1 durch *riter* ersetzt. Auch die 13. av. bietet auf 36 strophen nur ca. 4 stärkere varianten; 736_{3-4} sind die reime verändert und die höfischen farben stark aufgetragen; daneben ist noch die modernisierung von 727_4, ferner 734_4 und 751_1 hervorzuheben. Zu dem ersatz von unhöfischem *frumte* 755_4 durch *schuof* ist zu vergleichen 432_4: hier ist *frumte* ersetzt durch *schôz.*

10. Die 56 strophen der 14. av. sind wiederum stärker mit lesarten durchsetzt. Ausser der beseitigung einzelner unhöfischer wörter (*eigendiu* 771_4 und 781_4, *vriedel* 790_3 und 798_4) zeigt sich 816_{1b} klar das bestreben, unhöfische wendungen abzuschwächen: während in der echten lesart *ir muget wol stille dagen* Hagen seinen herrn, den könig Gunther, zum schweigen auffordert, beseitigt A diesen verstoss gegen die etikette durch die allgemeine, sonst unbelegte redensart: *lât iu ez wol behagen!*

Eine rhetorische, keineswegs ungeschickte belebung der ausdrucksweise tritt daneben klar zutage: vgl. 779_4, 797_4, 800_{3-4}, 801_1, 965_1: auch die umstellung von 954_4 und die beseitigung des formelhaften *ich wæne* zugunsten einer rhetorischen wendung mit vorangestelltem *nie* rechne ich hierzu.

11. Unter den ziemlich unerheblichen varianten der 15. av. begegnet wieder der ersatz unhöfischer wörter: 841_2 *wine* ist beseitigt (vgl. s. 72 anm. 2); 858_1 bekommt Siegfried das epitheton *riter* st. *recke*[1]; über den höfischen charakter von 832_1 *vater mîn her Sigemunt* st. *mîn vater Sigemunt* vgl. unten s. 93 (zu beachten ist auch 836_1, 935_1). Ähnlich wie *her* wird *vrouwe* in den text gebracht: 948_2, 394_4, 1436_3 und besonders 976_4 *vrouwe liep* als stilwidrige anrede (vgl. unten s. 93).

12. In der 16. av. sind 2 strophen ausgeschieden: über 882_{5-8} vgl. oben s. 70; auch 886_{5-8} dürfte wohl absichtlich ausgelassen sein (vgl. 886_8).

Bemerkenswert unter den zahlreichen varianten ist: 863_4 *wunder-*

1) So wurde 240_3 die unhöfische wendung *der wætlîche recke Sîvrit der junge man* gebessert in *S. der junge der wætlîche man.* Dass *Sîvrit der junge* stilwidrig ist, betont Braune s. 108, anm. 3. (Der plur. *wætlîche recken* wird 547_3 geduldet, vgl. Kettner s. 355 f.) Der könig Gunther verliert 324_1 das epitheton *recke* und die völlige abänderung von 401_3 tilgt das unhöfische beiwort des königs: *der recke wol getân* (das adj. gilt auch vom manne, vgl. 1859_2); zu vergleichen ist 693_1.

schœne, weil dies wort sonst dem Nl. fremd[1] ist; 869_3 die einführung Siegfrieds, der 891_4 *degen* (auch in J) statt *recke* heisst; 904_4 das epitheton *stolz* st. *edel* (s. unten s. 95 zu 1502_4).

13. Einschneidende änderungen erlitt die 17. av. Das fehlen von 999_{5-8} ist nicht zufällig, sondern erklärt sich aus der absicht des schreibers, das spielmännische element zurückzudrängen: die erwähnung der fahrenden ist getilgt. Charakteristisch sind auch die varianten 634_3 A *küene man* st. *varnde man*[2] und 1613_1 A *der selbe spilman* st. *der edele spilman* (1416_1 ist dies bewahrt). 39_2 und 42_1 blieb die erwähnung der fahrenden stehen, weil stärkere, von grösserer freiheit der vorlage gegenüber zeugende eingriffe des schreibers erst später einsetzen. Höfisches *her* bezw. *mîn her* wird 974_1 und 999_3 zugesetzt. Zu 988_1 ist die änderung 927_4 zu vergleichen.

14. Während in der 18. av. noch einige stärkere varianten begegnen, treten sie in der 19. 26. av. an zahl und bedeutung auffällig zurück. Der schreiber hat hier, aus welchen gründen steht dahin, die stellung zu seiner vorlage wesentlich verändert. In der 27. av., der letzten von seiner hand, erscheinen wiederum einige erhebliche lesarten (1614_1, 1633_4, 1596_2); ferner sind die str. 1598_{5-8} und 1614_{5-8} ausgelassen; die fehlerhafte umstellung von 1633 und 1634 ist wohl veranlasst durch anfängliches überspringen von 1633 (infolge des gleichen anfangs von 1634); dann bemerkte der schreiber das versehen und trug die ausgelassene strophe nach[3].

Die übersicht über die verteilung der lesarten und die der fehlstrophen dürfte gezeigt haben, dass oft zwischen ihnen ein zusammenhang besteht; daraus folgt zwingend, dass einzelne partien des liedes eine energische, wohlüberlegte, keineswegs stümperhafte bearbeitung erfahren haben[4], die den für uns erfassbaren motiven nach einerseits das spielmännische element zurückdrängt, andererseits das höfische element entschieden bevorzugt und sich so als von einem entwickelteren geschmacke eingegeben erweist.

1) Vgl. Braune s. 108, anm. 2.

2) Anders Kettner, Zeitschr. 26, 446 f. und Österr. Nibel. s. 139.

3) Bartsch, Unters., s. 75.

4) Vgl. die bemerkung Braunes (s. 115), dass die von zahlreichen lesarten durchsetzte partie str. 292—470 'sich wenigstens zum teil deckt mit derjenigen, in der α auch so viele strophen seiner vorlage ausgeschieden hat'.

Wenn Kettner[1] in dem gelegentlich hervorbrechenden witz (vgl. 419_{5-8}, 486_{5-8}, 882_{5-8}) ein spielmännisches element erblickt und ähnliches 607_{5-8}, 628_{5-8} und in der originalen lesart von 599_2 feststellt, so ist dies gewiss zutreffend; wenn er jedoch[2] behauptet, der spielmännische einfluss sei nur in den 'plusstrophen' nachweisbar, so verkennt er die originale kunstform des Nl., die, auf stilmischung beruhend, eine veredelung des stils der spielmannspoesie durch den der höfischen poesie darstellt.

Unter den für den bearbeiter charakteristischen stilelementen wurde die rhetorische färbung des ausdrucks[3] schon hervorgehoben (s. 73, vgl. auch s. 85 zu 434_4). Eine weitere stilistische manier ist bezeugt durch folgende A-lesarten, die sämtlich ein ähnliches gepräge tragen: 485_4 *ez was ir swære unde leit* (st. *ez was ir wærlîche leit*), 820_4 *grôzer jâmer unde leit* (st. *diu aller græzesten leit*), 845_4 *des hân ich sorge unde leit* (st. *des ist mir sorgen vil bereit*), 1594_4 *si wâren hübsch unde clâr* (st. *daz ist an den triuwen wâr*); ferner 401_1 *ein künec rîch unde hêr* (st. *und ist ein k. hêr*), 568_1 *von liebe und ouch von vröuden* (st. *von lieber ougen blicke*). Wertvoll sind auch Braunes beobachtungen s. 112 ff. Von geschickter stilistischer retusche zeugt nicht nur die verwendung kleinerer nüancen (vgl. 981_1 *wie vil da glokenklanc*, 841_4 *diu vil bezzer wæren verlân*, 591_4 *selten* st. *nimmer*), sondern auch die nicht seltene beseitigung des einförmigen *dô* im strophenanfange: vgl. 347_1, 508_1, 555_1, 879_1, 883_1, 950_1, 968_1, 972_1, 1574_1; *nû* st. *dô* 343_1, 735_1; *doch* st. *dô* 495_1; *dar* st. *dô* 530_1 (durch umstellung). Im stropheninnern sind beispiele für ersparung des *dô* viel häufiger.

2. Die schreiber und die lesarten.

a) Die stellung der schreiber zum text der vorlage.

Für jeden der 6 schreiber ist das verhältnis zur vorlage annäherungsweise feststellbar aus der zahl und bedeutung der varianten gegenüber Db + B (als repräsentant der ADb-lesart); wo der textzeuge Db versagt, ist auf B allein zurückzugreifen (nur für str. 89).

In den partien des dritten bis sechsten schreibers, die im zusammenhange vorab behandelt werden, sind die differenzen geringfügig.

1) Zeitschr. 26, 448.

2) A. a. o. s. 444 ff.

3) Über die vergrösserung von zahlangaben (474_1, 704_1) vgl. Bartsch, Unters., s. 191, anm. 2.

1. Für den dritten schreiber fehlt die kontrolle durch Db; gegen B weist die von ihm geschriebene strophe nur folgende abweichungen auf: 89_3 A *als mir ist geseit* (B *daz ist mir wol geseit*). Nach Kettner[1] hätte A hier die originale lesart, jedenfalls darf man sie schon ADb mit wahrscheinlichkeit zurechnen; 89_4 *vil vremde* (*vil* fehlt in B).

2. Schreiber 4: 1665_2 *waz* (B: *wes*, abhängig von *vrâgen*, also rein sprachlich): 1665_3 *her* fehlt ADb; 1665_4 *manich* ADb, *menigiu* B; 1666_2 *nû* fehlt AD.

3. Schreiber 5: 1768_2 *ich* fehlt; 1768_3 *heint der schiltwach* st. *der schiltwahte hînte.*

4. Schreiber 6: *dem* (st. *den*) *tischen.*

Abgesehen von schreibfehlern (dazu gehört auch das fehlen von *ich* 1768_2) und der umstellung 1768_3 sind diese lesarten älter als die hs. A, also schon in der vorlage vorhanden gewesen, die diese hände ziemlich treu kopierten.

Ein weit klareres bild lässt sich von der tätigkeit der beiden haupthände gewinnen. Der umfang der betreffenden partien beträgt 1658½ bezw. 652¼ strophen + text der Kl.; für das Nl. ist also das umfangsverhältnis etwa 2½ : 1. Dass für die stellung jeder hs. neben dem strophenbestande vorwiegend die lesarten in anschlag zu bringen sind, betonte schon Lachmann[2] und noch nachdrücklicher Zacher[3]. Auch Braune[4] erkannte im verlaufe seiner untersuchungen das zeugnis der lesarten als für die handschriftenfiliation allein entscheidend. Der nachweis der unursprünglichkeit von A in diesem punkte, den zuerst Holtzmann in seinen Untersuchungen unternahm, wäre nach Zarncke[5] überzeugender geworden durch eine derartige gruppierung der lesarten, 'dass aus ihnen sogleich die art und weise deutlich geworden wäre, wie die schreiber von A (ob beide gleich schuldig waren, darauf geht der verfasser nicht ein, so nahe die frage liegen musste) verfuhren'. Die von Zarncke geforderte zusammenstellung der varianten gab z. b. Bartsch[6]; unbeachtet blieb

1) A. a. o. s. 338.

2) Kl. schr. I, 216.

3) Briefe über neuere erscheinungen auf dem gebiete der deutschen phil. = Neue jahrb. f. phil. u. pädagogik 78, 232.

4) A. a. o. s. 3. Vgl. dazu Roediger (Ergebnisse und fortschritte, s. 594): 'Braune hält sich, wie notwendig, vor allem an die lesarten.' Ferner Panzer, Zeitschr. 34, 530.

5) Literar. zentralblatt 1854, sp. 116.

6) Nib. nôt II 2, einleitung.

jedoch die anregung Zarnckes, die stellung der beiden schreiberindividualitäten zu ihrer vorlage zum gegenstand der untersuchung zu machen. Dass sich erst aus der scheidung beider autoren bezüglich ihres anteils an den textabweichungen ein anschauliches bild von ihrer individualität gewinnen lässt, zeigt die nachfolgende statistik der von Bartsch gesammelten belege.

Charakteristisch ist die liste bewusster umänderungen meist ganzer zeilen, 'die . . . den charakter der höfischen lyrik und epik des 13. jahrhunderts an sich tragen'[1] oder statt der typischen formel einen individualisierenden ausdruck bieten. Unter berücksichtigung eines aus Nib. nôt I, XIX nicht wiederholten beispiels sind es 30 fälle[2]: davon entfallen 4 auf die partie des zweiten, 26 auf die des ersten schreibers: im verhältnis zum umfange würde man nur ca. 10 erwarten.

Von den nur in A vorkommenden wörtern[3] entstammen 6 der partie des zweiten, 26 (davon vielleicht 3 schreibfehler) der des ersten schreibers (statt ca. 15).

Eine dritte kategorie von belegen[4] erscheint 19mal bei II, 99mal bei I. Lehrreich für die verschiedenheit beider schreiber ist auch die sammlung Kettners[5]: von 67 fällen, an denen in B stärkerer parallelismus vorliegt, A also vom stilistischen standpunkte aus verdächtig erscheint, gehören 9 dem zweiten, 58(!) dem ersten schreiber; unter einrechnung der 4 von Kettner eingeklammerten belege sind die zahlen 10 bezw. 61 (statt ca. 25).

Das aus dem strophenbestande gewonnene bild von der gänzlich verschiedenen arbeitsweise der beiden schreiber erhält aus der verteilung der lesarten seine ergänzung und bestätigung: während II sich bei den änderungen zurückhaltung auferlegt, steht I der vorlage selbständig redigierend gegenüber.

b) Zur frage des stilkriteriums.

Eine umfassende beurteilung der lesarten vom standpunkte des stils aus hat neuerdings Kettner[6] vorgenommen. Er geht von dem

1) Bartsch a. a. o. II $_2$, XIX f.

2) In 904 $_4$ *riter spise* st. *richer spise* sehe ich einen lesefehler (*t* für *c*, vgl. Zeitschr. 41, 309 oben).

3) A. a. o. s. IX ff. Ich übergehe die in der erstgenannten tabelle schon enthaltenen, bei Bartsch hier zum teil wieder erscheinenden fälle.

4) A. a. o. s. XIV ff.

5) Zeitschr. 34, 355—62.

6) Zeitschr. 34, 335 ff. Vgl. dazu die ältere arbeit Kettners, Zeitschr. 20, 202 ff.

prinzip aus: 'der text, der die meisten und stärksten parallelstellen hat und innerhalb der gemeinsamen parallelstellen die grössere ähnlichkeit zeigt, steht dem original am nächsten'. So kommt er zu dem ergebnis [1], dass der text A entweder 'den anderen texten übergeordnet' ist, 'oder, wenn er dem texte B*(+Db*) nur nebengeordnet ist, so befindet er sich doch mit dem weit überwiegenden teil seiner abweichungen in übereinstimmung mit dem original'.

Dies überraschende ergebnis zwingt zu einer genaueren prüfung der tragweite des stilkriteriums im allgemeinen und der art seiner anwendung im besonderen. Unzweifelhaft geben beobachtungen über den stil eines werkes ein objektives kriterium für die textkritik ab; insbesondere ist dies für das Nl. der fall, in dem die 'epische formel' noch eine bedeutende rolle spielt. Kettner hält sich jedoch nicht an diesen begriff, sondern an den umfassenderen, aber auch unbestimmteren des 'parallelismus' [2]. Für die parallelstellen ist indessen eine grössere variabilität möglich als für die formeln im engeren sinne, und dementsprechend ist bei ihnen die textkritik nicht so sichergestellt.

Kettner verkennt keineswegs die möglichkeit des sekundären ursprungs solcher parallelstellen, sondern gibt zu, dass auch an dem originaltexte vorgenommene änderungen den stilcharakter getroffen haben können, wenn eben 'ein bearbeiter eine ihm nicht genehme redeform in ermangelung von besserem durch eine der in seinem gedächtnis haftenden redensarten und formeln ersetzte, von denen manche fast überall hinpassen' [3]. Infolgedessen sei zwar nicht jeder parallelismus für die echtheit der betreffenden lesart unbedingt beweisend, 'wohl aber ist das zahl- und wortverhältnis des gesamten parallelismus beweisend für die ursprünglichkeit ganzer rezensionen' [4].

Damit nimmt aber die unsicherheit, die jeder einzelnen lesart gegenüber bestehen bleibt, auch der summe der lesarten gegenüber keineswegs ab [5]. Zuverlässiger wird das stilkriterium erst in verbindung

1) A. a. o. s. 362.

2) Nach Kettner (Zeitschr. 20, 202 f.) ist das bestehen eines formelhaften epischen stils nur eine der ursachen des parallelismus. Neben diesem traditionellen elemente kann ferner die individuelle eigentümlichkeit des dichters oder drittens die tätigkeit eines 'bearbeitenden und ergänzenden dichters' parallelstellen verursachen.

3) Zeitschr. 34, 336.

4) A. a. o. s. 337.

5) Roediger sagt zutreffend mit bezug auf Kettners ältere arbeiten (Zeit-

mit den anderweitig gewonnenen einsichten in das handschriftenverhältnis; für sich genommen kann es jedoch keine entscheidung über die 'ursprünglichkeit ganzer rezensionen' herbeiführen. Gegenüber dem zeugnis aller anderen hss. eine A-lesart wegen eines stärkeren parallelismus zu bevorzugen, ist nur möglich, wenn für A eine sonderstellung auf grund des handschriftenverhältnisses als schon erwiesen angesehen werden darf.

Wenn ich das vertrauen Kettners auf das prinzip des parallelismus nur in sehr beschränktem masse, d. h. unter berücksichtigung des anderweitig festgelegten handschriftenverhältnisses, zu teilen vermag, so erscheint mir sein verfahren im einzelnen nicht minder bedenklich. Das oben berührte moment der unsicherheit ist konsequenterweise für beide zeugen, A und B* (die prinzipielle berechtigung dieser gegenüberstellung sei einmal zugegeben), entweder zu ignorieren oder gleichmässig geltend zu machen. Kettner nimmt aber einseitig nur für B* innerhalb des stilcharakters sich bewegende änderungen an, setzt also damit die zu erweisende sonderstellung von A als bewiesen voraus.

Für 1014_{3b} gibt er zu[1], dass 'eine der lesart A entsprechende wendung sich nicht findet', während die von BDbdJCa gebotene variante noch durch die parallelen 523_4 und 2053_4 gesichert ist. Kettner scheint zwar geneigt, A hier preiszugeben[2]; 'aber für A3b *ich tuon iu triwen schîn* spricht der gegensatz zu dem vordersatze *Sîd daz uns untriuwe âne hât getân*'! Auch 1014_4 haben Bd eine gut epische formel, also sicher ein kriterium der echtheit nach Kettner, und doch konstatiert[3] er, dass 'die schlussformel, für die Ca und J eine andere eingesetzt haben, den eindruck einer willkürlichen änderung' mache. An anderer stelle (s. 360) heisst es: 'doch ist der wiederholte gebrauch solcher leicht sich einstellenden, zur versfüllung besonders geeigneter formeln kaum als ein beweis für originalität zu betrachten'[4]. Damit wird willkürlicher anwendung des stilkriteriums

schrift 20, 202—25, 26, 433—481: 'Kettner baut auf einen anfechtbaren grundsatz' (Ergebnisse u. fortschritte, s. 594).

1) A. a. o. s. 360.

2) A. a. o. s. 321.

3) A. a. o. s. 320 f.

4) So sei auch in C* die formel *des sult ir âne zwîvel sîn* an den stellen 143_{4b} und 1392_{4b} nicht original. Die unursprünglichkeit von C* folgt hier aber nicht aus dem stil, sondern aus der überlieferung und der arbeitsweise des redaktors C*. Da die stilform nach Kettner für originalität sprechen müsste, zeigt sich die unsicherheit des formalistischen kriteriums, sofern es für sich allein genommen wird.

tür und tor geöffnet. Wo es überhaupt versagt (wie 1014_{3b} A) versucht Kettner, z. b. auf grund eines 'gegensatzes zu dem vordersatze' die A-lesart für echt auszugeben. Dies ist um so weniger einleuchtend, als gerade hier ein verständlicher grund für die offenbar von A vorgenommene änderung in dem rührenden reime vorliegt: für 1014_{3b} ist durch alle hss. ausser A als echt bezeugt: *ich wil in wæge sîn.* Dazu bieten BdCa 1014_{4b} den rührenden reim *des sult ir âne zwîvel* (*gar ân angest* Ca) *sîn.* ADb beseitigte den metrischen anstoss: für den zweiten inf. *sîn* trat das possessivum *sîn* ein (*und durch des edelen kindes sîn* ADb)[1]. Während A dies beibehielt, in 1014_{3b} aber für die formel ein stilistisch anfechtbares *ich tuon in triwen schîn* einführte, begnügte sich Db mit dem durch ein gleiches bedenken veranlassten ersatz von *sîn* in zeile 4b durch *dîn*[2]. Für die form der änderung 1014_{3b} A mag der von Kettner angedeutete gegensatz mitbestimmend gewesen sein. Immerhin führt Kettner diesen fall unter den stellen mit stärkerem parallelismus in B* auf.

Für 292_2 B* wird zugegeben (s. 339), dass B* 'eine auch sonst im Nl. begegnende wendung' enthält, die B* ausser 292_2 noch 526_3 und (in einer 'plusstrophe') 662_5 gegenüber A bietet: Kettner schliesst hieraus nicht auf die echtheit der B*-lesart 292_2 und weiter der beiden parallelstellen, sondern es heisst[3]: 'dass B diese wendung gern anbringt, zeigt ihr vorkommen an drei stellen, wo sie A nicht hat, unter denen 526_3 der zusammenhang *anders* (A) statt *wie rehte* (B*) ver-

1) Anders Braune s. 48. Doch vermied der schreiber von ADb auch 1433_2 den rührenden reim: als lückenbüsser trat hier ein stilwidriges *als ich* (*nû*) *gesagen kan* ein (vgl. Bartsch, Unt., s. 179 f.; Braune s. 42). Derselbe grund führte 1066_2 zu der schlimmbesserung *gesunder sîn genesen* Ab (selbständig auch a); D zog der sprachlichen unmöglichkeit die metrische härte vor und setzte das echte *gewesen* wieder ein (anders Braune s. 73). Der von ADb eingeführte rührende reim 1988_{3-4} beruht sicher auf einem schreibfehler (vgl. Braune s. 42). Nicht ausgeschlossen erscheint es dagegen, dass die gruppe ADb 759_{1-2} mit dem rührenden reim das echte bewahrt (vgl. Bartsch s. 179; Braune s. 48).

2) Um des rührenden reimes willen behilft sich A 327_2 mit dem höchst auffälligen *ein ritter wol verstân* (st. *wol getân*); Jh ändert in *lobesam!* (1245_{3-4} duldet A die härte); vgl. Bartsch s. 179. Auch 509_2 war für A und Jd metrisch anstössig, vgl. Bartsch s. 179. Braune s. 74; bei der änderung 1168_{1-2} wurde der reim *meit : gemeit* in den kauf genommen; vgl. Zeitschr. 41, 288 und unten s. 94. A erzeugte irrtümlich rührenden reim durch dittographie des reimworts (vgl. 1988_{3-4} ADb): 273_{1-2}, 382_{1-2}, 532_{1-2}, 697_{1-2}, 1401_{3-4} und 1498_{3-4}; vgl. ferner Bartsch, Unters., s. 72 f. (Wieder getilgt 686_{3-4}, 1186_{3-4}.)

3) S. 339.

langt'. Ferner wird die 'eigentümlichkeit' mehrerer stellen betont[1], 'dass die lesart A in engerer logischer verbindung mit der ganzen oder der folgenden strophe steht', . . . 'wo B* überall formelhafte wendungen zeigt, über deren wert ich mich oben ausgesprochen habe'.

Die in diesen äusserungen liegende durchbrechung des vorangestellten prinzips schlägt auffälligerweise stets zu ungunsten von B* aus: verständlich ist dies nur unter stillschweigender annahme der erst nachzuweisenden ansicht, dass B* eine überarbeitung des A-textes ist[2].

Eine weitere verletzung des prinzips sehe ich darin, dass Kettner trotz des von ihm selbst gelieferten[3], überzeugenden nachweises, dass der stil der 'plusstrophen' durchaus zu dem des originals stimmt, jene strophen dennoch für unecht erklärt. Der konsequenten anerkennung ihrer echtheit kann er nur dadurch entgehen, dass er den begriff der 'nachahmung' einführt. Wenn das sekundäre entstehen von parallelismus bei geläufigen formeln auf 'eine momentane eingebung des gedächtnisses' zurückgeht, 'so sind stellen von grösserem umfang oder individuellerem ausdruck bei ihrer nachahmung wohl meist nachgelesen worden'[4]. Dies verfahren ist nicht allein bei dem hinzudichten der plusstrophen in B* befolgt worden[5], sondern auch der selbständig arbeitende redaktor C* scheute sich nicht davor[6]. Zahlreiche nachahmungen weisen auch die dJ-zusatzstrophen auf (Kettner s. 323 25). In keinem dieser fälle kann meines erachtens aus dem mit dem originale zusammengehenden stile der plusstrophen ein schluss auf ihre unechtheit gezogen werden. Gegen die echtheit, z. b. der angeführten C*-plusstrophe 622_{12-16} spricht ausser dem zustande der überlieferung

1) S. 363.

2) Die zahl der inkonsequenzen lässt sich noch vermehren: zu 1038_2 wird (s. 349) für 6 fälle 'eine besondere vorliebe' von B für das wort *sint* (adv.) konstatiert; zu 368_2 bemerkt Kettner (s. 357): '*der kreftige man* ist ein häufiger versschluss, der sich bei der aus metrischen gründen erfolgten änderung in B* leicht einstellte'. An anderer stelle (s. 346) behauptet er wiederum einige änderungen für B*: 'bei diesen änderungen haben reminiszenzen eingewirkt, weshalb jede der beiden lesarten sich durch parallelen stützen lässt'.

Aus einer älteren arbeit Kettners schlagen folgende stellen hier ein: Zeitschr. 20, 207 wird ein 'textverderb an nicht wenigen stellen von B' angenommen; ebd. s. 216 wird entstehen von parallelismus durch abweichung vom original nur für B* konstatiert.

3) Zeitschr. 20, 217–24 und 26, 440 ff.

4) S. 336.

5) Ihr verfasser hat nach Kettner, Zeitschr. 20, 219 ff. die Lachmannschen lieder XVI–XVIII 'stark ausgenutzt'.

6) Kettner gibt s. 323 eine beweisende probe davon.

die arbeitsweise des redaktors C*, die es wahrscheinlich macht ihm die strophe zuzuschreiben. Der stil allein würde in der mehrzahl der fälle für echtheit sprechen.

Nachahmung soll aber nicht ausschliesslich in zusatzstrophen anzutreffen sein, doch ist sie 'bei änderung des textes selten, und sie kommt mehr auf die zusatzstrophen'[1]. Immerhin soll ein solcher fall in dem folgenden parallelismus vorliegen:

C 1352_{3-4} . . . *daz mîner frouwen friunde darzuo mügen komen?*
des wart der küneginne ir leides harte vil benomen.
AB 1751_{3-4} . . . *daz ir mir sît bekomen*
des ist der küneginne vil michel trûren benomen.

Der parallelismus ist hier keineswegs auffällig und beruht wesentlich auf einer formelhaften wendung: vgl. *vreude benemen* 956_3, 1149_4; *wunne benemen* 1445_4; *leit benemen* 654_3, vgl. ferner 699_2, 1249_4. Auch in einer plusstrophe (519_8) begegnet die durchaus übliche ausdrucksweise. Der redaktor C* hat also keine 'nachahmung' begangen, bei der ihm der text von AB 1751_{3-4} als muster vorlag, sondern er griff geschickt aus dem sprachschatze des Nl. einen viel gebrauchten ausdruck auf und traf so den ton des gedichtes.

Der redaktor B* soll sich nicht darauf beschränkt haben, entfernt liegende partien zur dichtung der plusstrophen auszubeuten, auch der text soll davon zeugen. So hat nach Kettner z. b. 1691_2 *er ist geborn von Tronije* zur 'umformung' von 400_1 *Er ist künec ze Rîne* in *Er ist geborn von Rîne* gedient[2]!

Der versuch Kettners, das prinzip der nachahmung als das treibende motiv an textvarianten nachzuweisen, ist völlig unbefriedigend. Ein solches prinzip aber allein für die plusstrophen aufzustellen, ist unzulässig und in sich haltlos. Es ist leicht ersichtlich, dass in Kettners statistik die zahl der parallelstellen von B* mit 67 viel zu niedrig angesetzt worden ist. Andererseits ist die zahl von 114 parallelstellen in A beträchtlich zu reduzieren. Zunächst entfallen 14 von ihnen auf ADb-varianten (als solche bezeugt); hinzu kommen noch 1103_1 AD (b fehlt hier); 1445_4 AB (Db ändert die fehlerhafte vorlage); 1674_1 Ab *holden willen* (D ändert in *guoten willen*); 792_4 Ab

1) S. 336.

2) S. 336. Zeitschr. 20, 219 wurde die lesart 398_2 B* auf benutzung von 1661_2 zurückgeführt: 'der interpolator hat also diesen entfernt gelegenen abschnitt (= Lachmanns XVI. bis XVIII. lied) nicht bloss für seine zusätze, sondern auch für abänderung des textes ausgebeutet'. Zu 400_1 A vgl. unten s. 89 f.

mîn fehlt (D setzt *mîn lieber* zu). Diese 18 ADb-varianten sind (als nicht für A allein charakteristisch) abzuziehen; aber auch unter den verbleibenden 96 stellen werden noch einige, allerdings nicht sicher nachweisbare ADb-lesarten enthalten sein. Von den 7 aus str. 1–268 – hier ist A einziger vertreter von ADb – in betracht kommenden stellen[1] halte ich mindestens 3 für ADb-varianten: in 13_1 und 18_1 sehe ich die echten lesarten; für 150_4 veranlasst mich die entsprechende änderung 1507_3 ADb zu der annahme, die lesart schon ADb zuzuschreiben.

Eine reihe der von Kettner beigebrachten parallelen kommt aber ferner als nicht zutreffend in wegfall. Ich greife nur einige beispiele heraus.

253_1: die s. 338 angezogenen parallelen betreffen (*vil*) *güetlîche pflegen;* in betracht kommt jedoch nur die steigerung von *wol*. Das von B* gebotene *grœzlîche* ist vor adj. und adv. in steigernder funktion durchaus üblich: vgl. 1044_2, 624_4, 654_4 AD (wohl hs. ADb): hingegen ist *güetlîche* in dieser verwendung nur hier belegbar! Bei der abneigung des ersten schreibers von A gegen *grœzlîch*[2] ist die änderung in A durchaus begreiflich; beeinflusst scheint sie durch 253_3 *güetlîchen pflegen*.

275_2: B* *der edelen wæte* 'nur hier' (s. 339); A *der guoten wæte* 'so oft'. Kettner war allerdings berechtigt, diesen fall zu zählen. Wenn man jedoch erwägt, dass 592_3 *schœne wât*, 380_2 *snêwîze wât*, 392_3 *furstlîche wât* auch nur je einmal belegt sind, so zeigt sich eine variabilität des epithetons, der gegenüber die lesart von B* um ihrer isoliertheit willen nicht von vornherein verdächtig ist. Andererseits ist für die A-lesart die möglichkeit einer wiederholung des *guot* aus der vorhergehenden zeile nicht abzuweisen.

292–93: Kettner gegenüber (s. 339 f.) stelle ich die ἅπαξ εἰρημένα in A noch einmal zusammen. Str. 292: 1. 292_1 *genâde bieten*, 2. 292_2 *gen einander twingen*[3], 3. 292_2 *senede minne*, 4. 292_2 *der minne nôt*.

1) Kettner s. 338.

2) Einige stellen verzeichnet Kettner s. 340 zu 307_4 (gegen B*). Vgl. Bartsch, Unters., s. 212; Braune s. 115 (9 stellen!). Hinzu kommt noch 1535_4 A *vreislîche nôt* st. *grœzlîche n.* (mit *g* zusammen). (Bequem überschaut man die überlieferung in der übersichtlichen tabelle IX a [und XIX zu 1535_4] bei Alice Vorkampff-Laue, Leben und vergehen einiger mhd. wörter). Die 10malige beseitigung von *grœzlîche* zeigt, dass das wort im höfischen stil als veraltet empfunden wurde.

3) Kettner verweist (s. 339) für A *si twanch gen einander der seneden minne nôt* irrtümlich auf die ziemlich häufige wendung *mich twinget eines dinges nôt:* das allein in betracht kommende *gen einander twingen* ist völlig beispiellos im Nl.

Zwar bemüht sich Kettner, die zwei ganze halbverse füllende 'reimformel' in B* zu verdächtigen, doch muss er 292_2 B* als 'eine auch sonst im Nl. begegnende wendung' anerkennen. Aber auch 292_1 B* *bî der hende vâhen* ist ein durchaus üblicher zug im höfischen zeremoniell (vgl. z. b. 737_1 usw.). Die varianten halten sich also nicht die wage, vielmehr sind zwei zu den B*-parallelen hinzuzurechnen (292_1 u. $_2$). Str. 293: zu 293_1 A kann allerdings 609_3 verglichen werden; dagegen ist für 293_4 *zwei minne gerndiu herzen* der verweis auf *der êre gernde man* (733_1, 2155_3) deshalb unzulässig, weil aus dieser wendung eine ganz andere anschauungsweise spricht. Auch individuell gefärbtes *swer ir minne gerte* (326_2) darf man nicht in parallele stellen zu der abstrakt-allgemeinen A-lesart 293_4. *missetuon* 293_4: der gebrauch des verbums an dieser stelle ist ganz isoliert. Die gekünstelte wendung *heten anders missetân* ähnelt 526_3 *anders* (st. *wie rehte*) *minneclîche,* wodurch eine gute formel ohne zwingende inhaltliche gründe beseitigt wird.

Der einen A-parallele 293_1 entspricht auf seiten von B* die formel *holder wille* 293_4; die wendung *holden willen kunt tuon* ist zwar nur hier belegt, doch genügt dies nicht, sie zu beanstanden, da sie durchaus nicht stilwidrig ist (vgl. *holden willen tragen* 355_4 usw., andererseits für den gebrauch von *kunt tuon:* 1551_4 *strîten kunt tuon*)[1]. So ist in str. 293 für A (293_1) und für B* (293_4) je eine parallele nachweisbar. Die von Kettner anscheinend für A gerechneten zwei parallelen kommen in fortfall; die entscheidung für B* bringt die tatsache, dass A in den beiden fraglichen strophen 6 alleinstehende ausdrücke enthält, die man nur dann für echt ansehen darf, wenn die ausnahmestellung von A völlig gesichert ist.

307_4: hier versagt das formalistische kriterium; die s. 340 angezogenen drei parallelen stehen in der 6. halbzeile, die verglichene stelle aber steht in der achten, also unter veränderten rhythmischen bedingungen. Nicht der parallelismus, sondern nur die metrik kann hier für *grœzlîch* entscheiden: der dreihebige vers *si héten michel kráft* ist bei dem ersatz von *grœzlîch* durch *michel* (s. zu 253_1 s. 83, anm. 2) entstanden.

319_2 *er wânde niht erwerben:* in der fälschlich zitierten parallelstelle 1413_4 (s. 340) ist *wænen* mit *ze* – inf. konstruiert. *wænen* mit blossem inf. ist 319_2 vereinzelt und (ganz abgesehen von dem zeugnis der hss.) an sich auffällig; gegenüber dem geläufigen *trûwen* – inf.

1) Vgl. Zwierzinas treffende bemerkungen über die für fragen der echtheit entscheidenden ἅπαξ εἰρημένα: Zfda. 44, 68.

der anderen hss. erweist es sich als sekundäre änderung. Die A-parallele scheidet also aus; zu den B*-parallelen ist diese stelle hinzuzurechnen, oder es sind 2 A-parallelen in abzug zu bringen.

369_{3a}: *ebene stân* (vgl. s. 341) ist nirgends sonst belegt: die konstruktion mit einem verbum der ruhe ist im Nl. unerhört. *ebene* ist irrtümlich von dem schreiber aus der folgenden zeile übernommen, in der er *ouch* hinzufügte, um die folgen seines irrtums abzuschwächen (vgl. 253_1, 275_2).

351_1 (s. 341): der ersatz des stilgemäss umschriebenen imp.: *ir sult vil rehte merken* durch prosaisches *merket rehte* ist auch sonst von dem schreiber vorgenommen: 390_1 *gebet uns* st. *ir sult uns geben;* 961_2 *sô vernemet selbe* st. *sô muget ir selbe hœren.*

Was die parallelen zu 321_{1b}, 356_3, 386_4 (s. 340 f.) beweisen sollen, ist, da es sich nicht um formelhafte elemente handelt, um so weniger einzusehen, als die fraglichen stellen sich nicht völlig decken.

434_{2a} (s. 342): je eine parallele für A und für B*, d. h. das stilkriterium versagt; entscheiden kann nur die anderweit gewonnene einsicht in das handschriftenverhältnis.

434_4: die s. 342 beigebrachte parallele scheint für A zu sprechen. Die B*-lesart *ir was darnâch geslichen* . . . konnte jedoch einem höfischen bearbeiter zu einer änderung anstoss geben[1]. Für die form *nein, si hete gerellet* ist zu beachten, dass der schreiber auch 801_1 ein rhetorisches *nein ich* und 951_3 (unter zerstörung der metrischen kunstform) ein weiteres lebhaftes *nein* einführte.

469_2: *degenlîch* als adj. zwar nur hier, aber nicht stilwidrig.

470_4: die s. 342 angezogenen parallelen reichen nicht aus: die wendung in A *leit geschehen lâzen* ist singulär. Auf grund der ähnlichkeit von 470_4 B* und 1713_4 ADb wird s. 336 konstatiert, dass B* 470_4 'veranlasst' ist durch die parallelstelle 1713_4 ADb.

494_4 (s. 343): den anlass zu der glücklich den stil des Nl. treffenden änderung bot das reimwort *sint* (vgl. 943_1, 988_4, 989_1, 1038_2 und die fehlstrophe 540_{5-8}). Bei den umgestaltungen geriet 988_4 das stilwidrige *nazzes blint* in den text: 943_1 ist sprachlich falsch; 1038_2 führt gleich zwei vereinzelte wendungen ein. Zu 1038_2 *sorgen âne* vergleicht Kettner[2] zwar die beiden kurz vorher begeg-

1) So heisst es auch 670_4 von Brünhilde: *in vil hôchverten* (st. *listigen*) *siten.* (Db setzte *kunstigen* ein.) Das epitheton *der listige man* wird 442_8 für Siegfried gemieden: es ist spielmännisch (vgl. Salman und Morolf).

2) A. a. o. s. 349.

nenden verbindungen *âne sorge varn* (1030_1) und *vröuden âne rîten* (1034_3); m. e. reicht dies nicht aus, weil das Nl. nur *âne tuon* mit gen., nicht *âne bringen* kennt. *sorgen âne bringen* ist also eine änderung von A, auf deren form vielleicht die von Kettner zitierten wendungen gewirkt haben. Jeden zweifel daran, dass A geändert hat, schliesst der in derselben zeile begegnende ausdruck *bî leide sîn* aus, zu dem es kein analogon gibt. Wenn sich nun diese härten beziehungsweise stilistischen mängel in A gerade an den stellen zeigen, wo B* das nur im reim belegbare adv. *sint* hat, so muss geschlossen werden, dass der modernisierende überarbeiter versucht hat – keineswegs ohne geschick –, das ihm anstössige *sint* gelegentlich zu beseitigen[1], nicht aber, dass der verfasser von B* 'eine besondere vorliebe für das wort'[2] besass, der er auffallenderweise nur dann frönt, wenn sich *sint* in reimstellung befindet; ausserhalb des reimes perhorresziert er das wort.

968_3 (s. 348): die variante *in disem hûse* st. *in dirre bürge* ist noch von der rein sprachlichen seite zu beleuchten. Dem schreiber war im gen. und dat. sg. die form *burc* geläufig (nicht *bürge*); 377_2 (dat.) und 456_1 (gen.) führte er diese form ohne bedenken ein. Schwierigkeiten ergaben sich, wenn die form in der zäsur stand; hier hätte *burc* eine nebenhebung ausfallen lassen. So wurde 391_1 und 727_3 gleichzeitig mit der einführung der sprechform eine umstellung vorgenommen, um dem verse aufzuhelfen; 393_2 wurde die anstössige form entfernt und bei der improvisierten änderung *ich* vergessen; 968_3 wurde eine form *hûse* st. *bürge* eingesetzt[3]. Neben den 6 geänderten belegen sind 8 fälle vorhanden, wo der schreiber aus seiner schon berührten inkonsequenz (vgl. *sint* usw.) *bürge* stehen liess, ausserhalb der zäsur jedoch n u r 653_3. (391_1 entschied sich z. b. Hofmann[4] für B).

969_4: für A ist eine parallele angeführt (s. 348), unter den B*-parallelen fehlt aber die formelhafte B*-lesart; das stilkriterium kann widerum nicht entscheiden. Andererseits zeigt Braune (s. 113 f.), dass es sich in A 927_4 und 969_4 um den e r s a t z d e r f o r m e l *des gie im wærlîchen nôt* handelt. Eine individualisierung des formelhaften *ez was ir wærlîchen leit* ist nicht nur 973_4, sondern auch 485_4 durchgeführt

1) Vgl. seine stellung zu den rührenden reimen (s. 80).

2) So Kettner s. 349.

3) So erklärt sich wahrscheinlich auch 620_4 *bî dem bette an einen schrîn* st. *zwischen d e r w e n d e und einen schrîn.*

4) Zur textkritik der Nib. s. 85.

(vgl. s. 75); darauf beruht auch die änderung von 970_4 *daz was ir grœzlîchen leit.* Dass 377_4 A *daz was im warlîche leit* (st. *Gunthere leit*) eintrat, hängt zusammen mit dem ersatz des eigennamens (bezw. substantivs) durch das pronomen (vgl. 788_4! 333_1, 346_4, 620_2, 774_4, 779_4, 959_3, 1030_3, 1054_4) Schon Schnedes (Kieler Diss. 1893, s. 49) gab 774_4, 788_4 und 1054_4 die A-lesart preis.

1103_4: zu der lesart von A wird (s. 349) mit recht auf 261_4 verwiesen, wozu 1593_4 fast völlig stimmt. Während jedoch 261_4 alle hss. *von schœnen frouwen* bieten, steht 1593_4 in AD und B *wîben*, in d *maiden*, in Jh *frawen*. Danach ist mit Lachmann *wîben* zu lesen gegen Bartsch, der *frouwen* schrieb. Da nämlich *schœniu wîp*[1] ebenso stilgemäss ist als *schœne vrouwen*, so besteht keine veranlassung, gegen das zeugnis von ADB einem äusserlichen schematismus zuliebe zu uniformieren. Ebenso steht es nun 1103_4: da *schœniu kint* auch sonst belegt ist (z. b. 554_3), so besteht kein stilistisches bedenken gegen die B*-lesart; ADb (b fehlt hier) setzt *vrouwen* st. *kint*[2] ein. Die 3 belege 261_4, 1103_4 und 1593_4 sind ein schöner ausdruck des wesens der epischen formel: in ihren festgefügten rahmen können je nach bedürfnis variable, auch ihrerseits formelhafte glieder eintreten[3].

Ich breche die nachprüfung ab. Sie dürfte gezeigt haben, dass das sehr dehnbare prinzip des parallelismus vielfach eine entscheidung nicht gestattet; erst in verbindung mit den anderen mitteln der textkritik kann es sich als fruchtbar erweisen. In fällen, wo die überlieferung auseinander geht, kann der stil den ausschlag geben, jedoch nur, soweit es sich um völlig aus der diktion des Nl. herausfallende lesarten handelt (z. b. 102_{11} *wizze Krist*). Doch reichen die stilkritischen bedenken Zwierzinas[4], deren wert zum teil unverkennbar ist (so zu 392_5, 531_6, 628_5), für mich nicht aus, das fehlen von strophen in A als etwas ursprüngliches zu stützen. Mindestens ebenso schwer wiegt die tatsache, dass eine grosse anzahl strophen als von A absichtlich ausgeschieden erkannt worden ist; und durch diese tatsache halte ich mich für berechtigt, das 'kritische grundgesetz' Zarnckes[5] zu adop-

1) Die belege jetzt am bequemsten bei Hawel: 'Das schmückende beiwort in den mhd. volkstümlichen epen', Diss. Greifswald 1908, s. 84; für *frouwe* [mit *schœne* verbunden] s. 81.

2) 477_1 setzte A *wîp* für *kint* ein, sah sich aber des reimes wegen genötigt, *wîp* zu tilgen und *kint* wieder einzuführen.

3) Eine höchst treffende charakterisierung des wesens und der bedeutung epischer formeln gibt Vogt, Salman und Morolf, s. CXXXVI.

4) Zfda. 44, 69 ff.

5) Lit. zentralbl. 1854, sp. 116.

tieren: 'jede strophendifferenz ist auslassung in A, wenn sich von ihr nicht das gegenteil besonders beweisen lässt' (wie z. b. für 102_{5-12}).

Durch Kettners 'ergebnisse' halte ich Braunes grundlegende aufstellungen nicht für ernstlich bedroht. Andererseits sehe ich in dem von diesem als dem Nl. adäquat nachgewiesenen stil der plusstrophen, für deren absichtliche auslassung zum teil gründe wahrscheinlich zu machen waren, ein argument für ihre echtheit, das im verein mit der von Braune für eine reihe von strophen erwiesene unentbehrlichkeit durchschlagend sein dürfte.

Zur ergänzung der sammlung Kettners bespreche ich – ohne vollständigkeit anzustreben – eine reihe von A-lesarten, die, abgesehen von der handschriftlichen überlieferung, auf grund des stils als änderungen des schreibers erscheinen.

80_3 *rîche brünne* A: nur hier belegt. *wîze brünne* (B*) wird durch 187_2 gestützt (vgl. Bartsch, Unters., s. 219).

102_3 *sîn lîp der ist so schœne* A (st. *küene*), von Siegfried gesagt (vgl. Braune s. 108); so heisst es bezeichnenderweise in der 'zudichtung' des schreibers[1] $21_{1.2}$: *Ich sage iu von dem degne wie schœne der wart.* Dazu stimmt die änderung 422_4 *der schœnen* (st. *starken*) *vrouwen übermuot;* auch Db nahm hier anstoss und änderte. Ferner vergleiche man 635_4 *schœniu* (st. *und ouch diu*) *ros;* das attributive adj. steht hier völlig isoliert, üblich ist *guot;* vgl. Hawel s. 94 (69_1, 86_3).

146_3 *hân ich guoter* (st. *getriuwer*) *iemen:* substantiviertes *guot* ist als *diu guote* nur 14_2 im reim bekannt. 18_2 (im zäsurreim) stellt es die C*-lesart dar, das echte bieten AJ[2]. So ist *guoter iemen* vereinzelt; B wird gestützt durch 1759_2 *hât er getriuwen iemen;* zu vergleichen ist auch 1025_2, wo A ebenfalls ändert.

235_3 *degenlîchen tuon* + obj.: die alleinstehende A-lesart durchbricht den formelhaften gebrauch von *willeclîche tuon,* das B* bietet (vgl. 260_2, 348_{16}, 513_2, 516_3, 811_4 usw.).

264_{4b} *ros unde* (*hêrlîch* fehlt) *gewant:* das fehlen des formelhaften *hêrlîch* führt zu einem metrischen anstoss: alle vergleichbaren stellen haben einen takt mehr als A 264_{4b}: 28_4, 705_4, 1222_4, 1469_4. A hat also *hêrlîch* ausgelassen.

1) Vgl. darüber Braune s. 179. Man beachte, dass auch die betonung der stärke gelegentlich unterbleibt, vgl. s. 90 (zu 417_1).

2) So auch Braune s. 180 ff.

272_4 (*hie* fehlt) *zen Burgonden sint:* die parallelen 121_4 und 1205_4 erweisen zwingend die notwendigkeit des *hie* und damit die viertaktigkeit der halbzeile (vgl. 481_4, 1032_4, 2304_4).

275_4 *sich zierte riterlîche* (st. *vlîzeclîche*) *manic watlîchiu meit:* schon Bartsch, Nib. nôt II $_2$, XVII betonte, dass dies epitheton, auf frauen angewandt – offenbar stilwidrig –, nur hier belegt ist. Kurz nachher (292_1) wird *vlîzeclîche* ebenfalls ersetzt (durch *minneclîche*): zu beachten ist, dass A auch 681_4 für *der chunig hiez mit geleite die boten vlîzeclîch bewarn* BDbd die änderung *der künic mit gewalte*(!) (*mit cleidern* Jh) *hiez die boten wol bewarn* vornimmt; J ändert in *hêrlîch bewarn,* während C *wol bewarn* bietet.

301_1: *si . . . kom gestân* A: die anstössige lesart ist sonst nicht belegbar.

303_4 *ze dienste tuon* A: die formel *dienst tuon* (bezw. *vil, lützel d. t.*) wird von A durchbrochen.

321_3 *ich wolde sîn ze lant* A (st. *ja wold ich in mîn lant*): abgesehen von der form *ze lant* statt des allein üblichen *ze lande* befremdet die bedeutung 'zu hause', 'in meinem lande': *ze lande* bedeutet 'heimwärts' (siehe Bartsch II $_2$, 189).

342_3 *ze lobe* (st. *ze wunsche*) *wol gekleit* A: für A kein beleg, zu B* ist zu vergleichen: 45_3 *ze wunsche wol getân;* 1603_2 *den was wol ze wunsche geschaffen der lîp.*

353_4 *diu* (*vil* fehlt) *hêrlîche meit:* dass *vil* ebenso wie 55_4 ausgelassen[1] ist, beweisen 51_4, 59_4, 122_4 (mit auftakt). 623_4 ist es durch umstellung beseitigt.

398_2 *zuhteclîche sprechen* A statt einer von B* gebotenen formelhaften wendung kommt zwar 1126_1 noch vor, ist aber verdächtig, wenn man berücksichtigt, dass A 1615_4 *zühteclîche antwurten* (sonst unbelegt!) und 298_3 *zühteclîche gân* als plus gegen B* bietet (letzteres nur 1126_1 belegt). Die 3 gemeinsamen belege des höfischen wortes vermehrt der erste schreiber von A um 3 weitere[2]! Den anstoss zu der änderung 398_2 gab die echt spielmännische formel: *nu muget ir gerne hœren* (vgl. Vogt, Salman und Morolf, s. CXXXIX und CXLI; Piper, Spielmannsdichtung I, 70). Während H sie 1661_2 duldet, bietet I ein höfisches surrogat.

400_1: *künec ze Rîne* (A) st. *geborn von Rîne* (B*)[3]. A ist falsch.

1) Ebenso Hofmann, Zur textkritik d. Nib., s. 83 und 84.

2) Vgl. Braune s. 108.

3) Nach Kettner (s. 336) hat 1691_2 *er ist geborn von Tronije* 'zur unfor-

denn es gibt nur die verbindung *künec von Rîne* (mehrfach). Der schreiber vergreift sich bei dem bestreben, die ihm offenbar zu wenig aussagende echte lesart zu verbessern. Hier, wie auch sonst, kam es ihm darauf an, die bezeichnung des ranges als könig anzubringen; so erhält Siegfried 638_2 die völlig stilwidrige anrede *künec* (st. *her*) *Sîfrit,* so heisst er 635_1 *der künec Sîfrit* st. *Sîfrit der herre:* der titel steht im echten text nur 700_4 (vgl. 569_4). So ändert auch A (mit C zufällig zusammentreffend) 523_3 die von BDbdJh als echt gesicherte lesart *wes iuch bittet Gunther* in *wes iuch der künec bittet,* was schon Hofmann aus metrischen rücksichten aufgab (Zur textkritik der Nibelungen s. 87).

Auch Brunhilde bekommt so den königinnentitel: vgl. 403_4 *ein alse schœne künigin* A (st. *magedîn*), siehe auch Braune s. 108; 450_4 *der küniginne* A (st. *Prünhilde*); 614_1 *der küniginne* A (st. *der iuncfrouwen*); 1222_1 *diu clagende kunigin* A (st. *vrouwe*).

408_4 . . . *schein liehte dar an* st. *daz sach man schînen daran:* die gut epische, umschreibende wendung ist präziser wiedergegeben; siehe oben zu 351_1 (s. 85).

412_{4b} *die wârheit sagen:* eine völlig ungebräuchliche wendung, nur hier allein in A belegt.

415_3 *maniger leie* A (st. *hande* B*): die dem Nl. fremde ausdrucksweise ist, gegen die geläufige in B* gehalten, auffällig.

417_1 *der degen Hagne* (st. *der starke Hagne*): hier verletzt A in schroffer weise die diktion des Nl. Während *Hagene der degen* eine weit verbreitete formel ist, gibt es die A-lesart *der degen Hagene* nirgends: sie ist unzweifelhaft eine ungeschickte änderung des schreibers, der gleich darauf 422_4 *der starken vrouwen* ebenfalls beseitigt. So trat auch 348_4 für *des starken Sîvrides wîp* ein: *des küenen Sîvr. w.* und ebenso verliert Siegfried 368_2 das epitheton *der kreftige man.*

424_3 *der küene* (st. *snelle*) *man* A; auch 591_1 ist die formel getilgt: *der edel* (st. *snelle*) *man!* Weitere belege für die abneigung des schreibers gegen *snel*[1]: 22_1 *der selbe* (st. *snelle*) *degen guot* A unter zerstörung der formel, die Hawel s. 37 belegt; 514_1 *Gîselher der iunge* (st. *snelle*) A, ebenso geändert 1431_2 A; nur 1232_1 bleibt die echte lesart stehen. Auch 1596_2 beseitigt nur A *Rüedegêr der snelle.* Alle diese eingriffe entspringen offensichtlich dem höfischen

mung' von 400_1 *Er ist künec ze Rîne* in *Er ist geborn von Rîne* 'gedient'. Dies ist eine der stellen, die 'bei ihrer nachahmung wohl meist nachgelesen worden' sind!

1) Auffälligerweise führt A das wort 436_3 ein (vgl. s. 91).

geschmack des ersten schreibers; der zweite duldet 2021_2 die von I 2mal geänderte formel *der snelle man*.

425_4 *der küenen helde unde snel:* die unnatürliche wortstellung, für die es kein seitenstück gibt[1], beruht auf einer änderung; es hätte noch *unde* getilgt werden müssen (vgl. die änderung 397_4 *die küenen helde gemeit* A st. *die helde küene unde gemeit*, dazu 1036_4).

434_1 . . . *balde ûfspranc* A st. *wie balde si ûfspranc* B*. Gegen die dem stil des Nl. konforme wendung, die in B* erhalten ist, zeigt der schreiber auch sonst seine abneigung durch auslassung des formelhaften *wie* (vgl. 795_2, 799_2, 503_4, 526_3, 1034_1, 1507_2, 1596_2). Auch 292_2 ist *wie* bei der änderung beseitigt. Der grund für die änderungen des schreibers liegt darin, dass in der verbindung *wie* + adv. ein festes element des spielmännischen stils vorliegt (vgl. Vogt, Salman und Morolf, s. CLIV).

436_3 *der snelle Sîfrit* A st. *der herre S.* B*. Diese lesart gibt es nirgends; wohl ist *Sîfrit der snelle* belegbar (442_1); die änderung führte ähnlich wie 417_1 zu einer entgleisung.

564_4 *mîn swester wan aleine* A st. *niwan mîn swester eine* B*: vgl. 227_4 *wan aleine Sîfrit* A st. *unz eine an Sîfriden* B*. *wan aleine* ist nur an diesen 2 stellen von A nachzuweisen. Kettner belegt zu 227_{3-4} (s. 355) den stärkeren parallelismus in B*: unverkennbar zeigt aber A 564_4 dasselbe gepräge wie A 227_4. Das Nl. kennt nur *niwan . . . aleine* 1698_2, 1769_3, 2245_2 ADb (b lässt *aleine* aus), 2258_4: weder *wan* (st. *niwan*) an beiden stellen von A, noch die stellung entspricht dem sprachgebrauch des Nl. Ausser 227_4 und 564_4 wird *aleine* noch 941_3 gegenüber *eine* bevorzugt.

580_4 *noch was ez beidenthalben âne nît* st. *noch was ez ân ir beider nît*. Den durch änderung entstandenen fehlerhaften halbvers besserte Lachmann in *beidenthalp ân nît* und brachte damit gegen den klaren sprachgebrauch des Nl. (belege in Bartschs Wb.) den einzigen fall von *beidenthalp* als adv. in den text. Die zweifelnd vorgetragene konjektur Hofmanns (Zur textkritik der Nib., s. 87) ist gegenüber der einwandfreien lesart aller hss. überflüssig.

587_3 *eime starken borten* A st. *daz was ein starker borte* B*: vgl. 887_4 *einen beren wilden* A st. *daz was ein bere wilde*. Unter vermeidung des formelhaften *daz was* strebt der schreiber nach engerem syntaktischen anschlusse; auch 619_2, 652_4, 655_4 legen davon zeugnis ab.

1) Vgl. die sammlungen von Radke, Epische formel im Nl., s. 25 f. (Progr. von Fraustadt 1890).

593 $_{3-4}$ *trûrec was sîn muot* (st. *was genuoc*) *der herre des landes* (st. *von dem lande*), *ir fröude dûht in niht ze guot* (st. *swie er des tages krône truoc*). Kettner versucht (s. 344) die A-lesart durch parallelen zu verteidigen: 593 $_{3}$ b in der fassung von A ist in der tat stilistisch einwandfrei; ebenso aber die B*-lesart (vgl. 442 $_{1}$ usw.). *trûrec* ist in der formelhaften verbindung adj. + *was* (bezw. *wart*) *genuoc* zwar nur 593 $_{3}$ belegt; dies spricht aber keineswegs gegen diese lesart, da das adj. in der formel variabel ist. So versagt 593 $_{3}$ das formalistische kriterium, entscheidet aber 593 $_{4}$ zugunsten von B*. Die gekünstelte wendung *niht ze guot dünken* [1] ist nur 669 $_{4}$ aus C* belegbar, fehlt sonst dem Nl., denn 409 $_{4}$ *niht ze guot wesen* (auch 1249 $_{2}$, 1246 $_{4}$, wo A *ze* auslässt) wird man nicht anziehen dürfen. Andererseits ist der zug des *krône tragen* (in B*) häufig belegt, auch gerade im reim auf *genuoc* (vgl. 559 $_{3-4}$, ähnlich 772 $_{3-4}$). Braune versucht in seiner textkritischen behandlung der stelle (s. 72 f.) hier ADb einen fehler zu vindizieren; wahrscheinlicher ist, dass das von hs. b gebotene *gemuot* st. *genuoc* 593 $_{3}$ eine auch sonst vorkommende vertauschung, wie die von Braune (s. 72) angeführten fälle zeigen – erst ein schreibfehler dieser hs. ist; damit hat Db die korrekte lesart erhalten, und nur A weicht mit einer die reime antastenden änderung ab; zu ihr vgl. man den ähnlichen charakter der änderung von 324 $_{3-4}$.

595 $_{4}$ *under krône . . . schône* (B* *vrœlîchen*) *stân:* in der verbindung *under krône stân* (bezw. *gân*) begegnet sonst kein epitheton; doch berechtigt die verbindung *vrœlîchen stân* 807 $_{4}$, 1949 $_{4}$, die B*-lesart zu bevorzugen. Die einsetzung von *schône* (hs. *schœne*) durch den schreiber ist bezeichnend, vgl. oben zu 102 $_{3}$ (s. 88).

618 $_{2}$ *iu zimet niht zefüeren* A st. *ir sult mir niht zefüeren* [2]. Die höfisch stilisierte A-lesart entspricht der schon gestreiften tendenz zur milderung starker ausdrücke: so bedient sich hier Brunhilde dem scheinbaren Gunther gegenüber einer zeremoniell höflichen ausdrucksweise, vgl. s. 73 zu 816 $_{1}$: hier steht A infolge der änderung allein, während die lesart der anderen hss. genau gleich 575 $_{1}$ ist, wo A ebenfalls, wenn auch in geringem masse, änderte. (Zur sache vgl. 1145 $_{1}$, wo die formulierung weniger anstössig ist.)

622 $_{4}$ *versuochende angestlîchen an* usw. A st. *er versuoht ez angestlîchen* usw. B*. Gegen das auffällige partizipium in A spricht entscheidend, dass *versuochen* einer beziehung bedarf, ausgedrückt

1) Sie ist vielleicht auf reimzwang zurückzuführen (vgl. Zeitschr. 41, 287 f.).
2) Die hs. bietet sinnloses *mich niht zefüeren.*

entweder durch ein acc.- obj. oder einen abhängigen satz: A durchbricht hier den sprachgebrauch des Nl. (vgl. 1049_4).

639_3: das bei der änderung ausgefallene *rîche* ist unbedingt aufzunehmen, weil ein plur. *diu wîten* nicht vorkommt.

656_4 *sus pflac vlîzeclîchen ir diu edel kunigin:* die unnatürliche wortstellung genügt zum mindesten, A für verdächtig anzusehen.

832_1 *vater mîn her Sigemunt* A st. *mîn vater* S. B*. Über den höfischen charakter der lesart von A vgl. Braune s. 107; stilistisch betrachtet dürfte sie ein unikum sein: es gibt nur *mîn vater* oder mit adj. *vil lieber vater mîn.*

841_2 *man den lieben mîn* A st. *den holden* (bezw. *lieben* siehe hss.) *wine mîn* B* (vgl. s. 72, anm. 2): die wortstellung in A sucht ihresgleichen; es könnte nur heissen *den lieben man mîn*, aber dies kommt ebensowenig vor als die A-lesart. Es heisst stets *mîn* (*vil*) *lieber man.* Da nun in der nächsten zeile 841_3 *den mînen lieben man* begegnete, musste der schreiber, um die wiederholung weniger fühlbar zu machen, auch hier die feste formel antasten: *daz dû wol behüetest mir den lieben man* A st. *daz dû mir wol behüetest den mînen lieben man:* vgl. dazu 843_3, 844_3, 1841_3, ferner 976_3, 1727_3, wo *den* fehlt eine rein sprachliche änderung jüngeren alters gegenüber dem echten text. Der anstoss zu den änderungen gieng aus von der unhöfischen wendung 841_2 *der holde wine mîn.*

886_1 *den iägern wol geborn* (st. *ûzerkorn*): *wol geborn* erscheint an den drei sonst belegten stellen 326_3, 1369_4, 2087_4 noch nicht in abgeblasster bedeutung, sondern wird nur von personen aus königlichem geschlechte gebraucht.

976_4 *vrouwe liep, daz sî getân* A st. *daz sol werden getân:* die höfische anrede geht gegen den stil des Nl.; es gibt nur (*vil*) *liebiu vrouwe* mit vorangestelltem adj.

992_4 *Sîfrides wætlîchen lîp* A st. *den sînen wætlîchen lîp* B* = 1455_4; vgl. 1086_4.

1030_{4b} das von A zugesetzte *guoten* zerstört den achten halbvers: um es zu retten, schrieb Lachmann *gnâde* (st. *genâde*) gegen die hs.; ferner änderte er die von der hs. beibehaltene echte zäsur: seine zäsur ist aber auffällig, weil sie das adj. vom zugehörigen subst. trennt: *in guoten/reken.* Auch die zäsur 333_2, beruht nur auf dem festhalten an der A-lesart *in daz lant* statt der von allen hss. (ausser D) gebotenen *her in ditze lant.* Hofmann (Zur textkritik d. Nl., s. 84) las

deshalb mit B. Vgl. die zäsur 1530_2: Hofmann (s. 93) folgte auch hier B*[1].

1097_4 *mit wârheite iehen* A st. mit *rehter wârheite iehen* B*[2]. Auch 84_4 hat A die tautologische verbindung *der rehten wârheite iehen* mit auslassung des adj. geändert zu *hie der wârheite verjehen.*

1168_{1-2}: 1168_1 *vil manige schœne meit* A st. *vil manic schœne wîp* B*. Kettner (s. 349) verweist für A auf 1237_2; da jedoch die B*-lesart gleich 806_1 ist, scheidet die stelle aus. 1168_2 steht dem vereinzelten *diu vrouwe vil gemeit* A in B* *Kriemhilde lîp* gegenüber, das alle hss. 1961_2 bieten; ebenso 779_4, wo nur A stärker ändert[3]. Der stil entscheidet also 1168_2 für B*.

1173_4 *einen* A (st. *ein den besten*): die zum mindesten unverständliche lesart von A ist eine änderung des schreibers: vgl. 666_3 *daz er wære der beste* A st. *ein der beste* B* (1157_2 hat auch A *ein der aller beste* bewahrt).

1270_1 *Der bischof vriuntlîche* (st. *minneclîche*) *von sîner nifteln schiet* A: *vriuntlîche scheiden* ist nur hier in A belegbar; andererseits repräsentiert *minneclîche scheiden* die stehende formel (ausser dieser stelle noch 4 weitere belege).

1272_1 A *der künec ûz Hiunen lant* st. *von H. lant* B*; letzteres bestätigt der gemeinsame text 1108_3 und 1190_3 (hier schreibt Bartsch mit unrecht *ûz*). Vgl. 689_2 A *Gêre ûz* (st. *von*) *Burgonden lant.* (695_1 hat A nicht geändert).

1340_4 *daz vil wætlîche* (st. *hêrlîche* B*) *wîp;* das epitheton *wætlîch* wird nie von einer einzelnen, bestimmten frau gebraucht: es individualisiert nicht, sondern gilt von der gattung; nur der plur. oder die unbestimmt allgemeine formel *vil manec wætlîchez wîp* kommt vor. *daz vil hêrlîche wîp* ist feststehende bezeichnung für Kriemhilde 336_4, 1010_3. Auch 286_4, wo A *manec wætlîchez* (st. *hêrlîchez*) *wîp* bietet (Kettner s. 339), ist die B*-lesart stilistisch zu rechtfertigen, da 273_2 und 753_1

1) Auch 470_2 hat der eingriff des schreibers die zäsur *der besten recken* veranlasst; doch vgl. z. b. 393_2, 1307_2.

2) Hs. B hat die verschreibung *rehter êren mit maniger wârheite iehen* st. *maniger êren mit rehter wârheite iehen.*

3) Vgl. Zeitschr. 41, 288. Dass die änderung von 1268_1 gedankenlos geschah unter psychologischer einwirkung einer sonst geläufigen wendung und dann die variante 1168_2 improvisiert wurde, zeigen z. b. folgende, wieder getilgte fehler: 1047_3 *der Nibelunge lant golt (: holt)*: 1263_1 *der Nibelunge hort golt (: holt)*: 1156_1 *dâ er Kriemhilte vant sach (: sprach.* Vgl. ferner 477_1, 1145_3, 1186_1, 631_2. 1049_{1-2} *dô daz was geschehen* (st. *getân*) *: gân.*

das epitheton *hêrlîch* in allgemeiner verwendung aufweisen. Die von Kettner urgierte verbindung mit *schœne meide* spricht nicht gegen die zulässigkeit des epithetons *hêrlîch* in str. 286_4.

1411_4 *vil werlîchen* (st. *gewerlîchen* B*) *varn;* B* wird bestätigt durch 1528_4, 1958_2.

1448_4 A *got müeze si* (st. *ir êre*) *dâ bewarn.* Für B* spricht 449_2 *got müeze iuwer êre die zît wol bewarn.*

1502_4 *den* (*stolzen* fehlt) *Burgonden kunt;* hier wollte auch Lachmann eventuell *stolzen* aus B* aufnehmen. 802_4 ist die formel *die stolzen Burgonden* ersetzt (erhalten 231_3) durch *die von Burgonden* (ohne *lant!*), eine wendung, die derselbe schreiber 1602_4 *an den von Burgonden* (st. *an den B.*) ein zweites mal einführt; siê begegnet sonst nur 202_1.

Aus der partie des 2. schreibers greife ich folgende varianten heraus. Sie tragen überwiegend leichteren charakter: umstellungen, ersatz einzelner wörter, kleine zusätze mehren sich allmählich, worin das selbständigerwerden des schreibers klar wird. In den ersten 100 strophen von seiner hand sind ernsthafte varianten nur spärlich vertreten.

Die varianten charakterisieren sich gelegentlich durch ihre stilwidrigkeit als änderungen; das streben, formeln zu ersetzen, ist jedoch weniger oft belegbar als bei I.

1681_4 *des hân ich zît vil swœre und manegen trûrigen tac* A st. *des hân ich alle zîte vil m. tr. t.* B*. Da *zît* nie mit einem adj. wie *swære* verbunden ist, kann die lesart nicht original sein. Kettners parallele 998_4 (s. 352) versagt. Der stil des höfischen romans war für die änderung massgebend; man vergleiche etwa *swæren tac* Iw. 1749, *übele zît* Iw. 1741. Über ähnliche änderungen des ersten schreibers siehe oben zu 820_4 (s. 75).

1766_4 A *wend ez* (st. *sô genese*) *danne swer der mac*: mit neutralem *ez* ist *wenden* nicht nachweisbar: 155_2 A *wenden elliu iuriu leit*, ähnlich 1183_{2-3}, wo ADb *swenden* bietet.

1901_1 *sprach Wærbel sân* A st. *sprach Wærbel der spileman*: vgl. dazu 1710_1 *ein wundernküene man* (st. *ein küene spilman*), wohl um *videlære* und *spilman* in einer zeile zu vermeiden. Auffällig ist die 1901_1 ähnelnde änderung von I 1614_1 *sprach der degen sân* (st. *der spileman*); vgl. s. 74.

1922_4: der schreiber ersetzt die formelhafte zeile durch einen individuellen ausdruck nach seinem geschmack: vgl. dazu die änderungen der ersten hand in 927_4 und 988_1. 1922_4 A *jâmers sorge*

steht aber völlig allein; ebenso verhält es sich mit *ez gât mir an des lîbes nôt.* Kettner belegt die stelle nicht, führt sie aber auch nicht zugunsten von B* an. Braune (s. 113) verweist mit recht auf 988_1; über die verwendung von *twingen* vgl. weiter 927_4 A (nicht ganz dazu stimmt 292_2 A).

1935_3 hat A allein: *daz was von den herren durch triuwe getân.* Gegenüber Kettner (s. 353) ist zu unterstreichen, dass die verbindung *durch triuwe tuon* nur hier vorkommt: vgl. 1221_4 *mit grôzen triuwen getân;* 1432_4 *ez was mit triuwen getân* (ebenso 1770_4 *daz* st. *ez*). *durch triuwe* ganz allgemein gefasst ist nicht nachweisbar, wohl aber mit personalpronomen: 1007_4 *durch iuwer triuwe,* 1018_4 *durch dîne tr.,* 1153_4 *durch die tr. dîn.* Dagegen begegnet *durch triuwe* im höfischen roman, z. b. Er. 3415, 3961; Iw. 3151 usw.

1978_4 *Guntheren / der Burgonden künic* st. *Guntheren von den Burgonden:* A singulär. Dieser und der folgende beleg sprechen deutlich für die auch bei dem ersten schreiber nachweisbare vorliebe, den titel bezw. rang hinzuzufügen, siehe oben zu 400_1 (s. 90).

1980_3 *der künic Gêrnôt* st. *der starke Gêrnôt* direkt stilwidrig. Vgl. Kettner s. 362.

2036_1 A *ziere reken* st. *Hiunen reken* B*: eine ähnliche änderung ist 2268_3 A *ziere reken* st. *guote reken* B*. Diese dem Nl. fremde verbindung setzte auch I 1512_4 in den text (statt *rîche reken*): das zeugnis von Hd verbürgt ihre echtheit nicht ausreichend. Bartsch setzte sie ohne grund 752_4 (= 809_4 seines textes) ein, obwohl BAJd *ziere riter* überliefern.

2152_3 *zorns was* (st. *gie* B*) *im nôt: mir ist nôt eines dinges* bedeutet im Nl. nur 'ich bedarf eines dinges'; so liegt die änderung auf der hand. Der parallelismus von B* wird durch A nicht aufgehoben, weil A keinen befriedigenden sinn gibt.

2199_{3-4} . . . *er hât getân* (st. *begân*) *an uns vil grôze triuwe: triuwe tuon* fehlt dem Nl.; zu *triuwe begân an* + dat.-obj. vgl. 937_2.

2251_2 A *des gêt mir grôziu nôt* st. (*ein iâmer*) *vor aller mîner nôt* B*. Kettner (s. 354) sucht A zu verteidigen: *mir gêt grôziu nôt* mit gen. ist aber schlechterdings unmöglich im stile des Nl., denn in der formel *mir gêt nôt* mit gen. steht nie ein adjektivum. Vergleichbar ist nur 1812_2 C!

2299_{3-4}: die ausserordentlichen schwierigkeiten dieser stelle behebt auch Braune (s. 145 f.) nicht gänzlich. Hier nur einige stilistische bemerkungen zu A: $2299_{3\,\text{I}}$ ist nicht nur metrisch anfechtbar, sondern stilistisch geradezu falsch: das epitheton *ein helt ûz Burgonde lant*

kommt Gunther nicht zu (kein beleg!). Zu seiner führung ist lediglich Dankwart berechtigt; sonst erscheint es nur pluralisch. 2299_{4b} ist ein höchst verdächtiges ἅπαξ εἰρημένον, in dem ein ähnlicher geschmack zutage tritt wie in den änderungen 969_4 und 1014_3 des ersten schreibers. B* bietet dagegen 2299_{4b} eine formelhafte, von Kettner allerdings nicht zugunsten von B* aufgeführte wendung.

Höfisches *her* ist analog dem geschmacke des ersten schreibers zugesetzt in 2265_4, 2276_1 vgl. Bartsch, Nib. nôt II $_{2}$, XXI.

KIEL. CARL CORVES.

MISZELLE.

Zu Ambrosius Österreichers Schwerdttanz.

(Zeitschr. 40, 349 ff.)

So verdienstlich es von M. Schneider war, uns den text dieses gedichtes abzudrucken, so bedauerlich ist es, daß seine einleitung und anmerkungen in so vielen punkten der berichtigung und ergänzung bedürfen. Um es kurz zu sagen, ist nämlich kaum weniger als alles falsch, was sich auf die topographie der stadt Nürnberg und auf ihre reichsstädtische verfassung bezieht. Aber auch einzelnes andere. Ich bin weit entfernt, dem herausgeber des gedichtes daraus einen vorwurf zu machen. Handelt es sich doch dabei größtenteils um dinge, deren verständnis ebensowohl eingehende kenntnis der verfassungsgeschichte wie eine nur an ort und stelle erwerbbare vertrautheit mit der topographie meiner vaterstadt voraussetzt. Es gilt eben auch für diese kulturhistorisch so lehrreiche, ästhetisch aber recht unbedeutende dichtung das wort

'Wer den dichter will verstehen,
muss in dichters lande gehen.'

Bei der bedeutung, die der Nürnberger meistergesang in der literaturgeschichte, der schwerttanz in der volkskunde spielt, sind daher vielleicht die folgenden bemerkungen manchem leser der zeitschrift nicht unwillkommen.

Was zunächst die person Österreichers betrifft, so wäre es ein grosser irrtum, mit Schneider s. 348[9] anzunehmen, er habe fingiert, 1561 dem schwerttanz 'als kleiner knabe' zugeschaut zu haben. Denn auch wenn wir nicht durch Goedeke[1] und Th. Hampe[2] wüssten, dass bereits 1558 meistergesänge Österreichers im druck erschienen sind, die er also sozusagen als säugling müsste gedichtet haben, so sagt ja Schneider selber eine seite vorher und wenige seiten nachher das gegenteil seiner erstangeführten behauptung. S. 351 druckt er ja das schon im folgenden jahr 1562 erschienene geistliche gedicht Österreichers auf die pestilenz ab, und s. 347 anm. 1

1) Grundriss 2, 260, 41 f.
2) Hans Sachs-forschungen, herausg. von A. L. Stiefel, Nürnberg 1894, s. 399.

stellt er selber ihn uns im jahr 1566 als b ü r g e r und poeten vor. Fürwahr, ein sehr plötzliches ausziehen der kinderschuhe!

Österreichers worte (vers 326 f.)

Ich lieff mit als ein kleiner pub
Und wolt auch sehen diesen strauss

besagen doch auch sprachlich nichts weiter, als dass er w i e ein kleiner junge, mit der neugierde eines kleinen jungen dem menschenschwarm nachgelaufen ist.

Wir wissen nicht viel über Österreicher. Herrn direktor Hampe verdanke ich den nachweis, dass in dem IV., die jahre 1569 bis 1571 umfassenden Nürnberger totenbuch des kgl. kreisarchivs daselbst sich zum 31. mai 1571 auf blatt 177 der eintrag befinde: 'Ambrosius Österreicher, maler in der Ledergassen, † im Spittal' und gegenüber 'der vormundtpieter hat angetzaigt er konns nit erfragen [nämlich, wie es sich mit der verwandtschaft, den erben usw. verhält], actum den 21t. july 1571'. Ob aber dieser maler A. Ö. mit dem dichter und 'teutschen schreiber' identisch ist?

Als ich mir am 10. september 1909 das buch am kgl. kreisarchiv selber vorlegen liess, las ich aber deutlich Lodergassen, nicht Ledergassen, was für uns von bedeutung ist.

'Das buch d⁹ ůstorbē' des Heilig-Geist-spitals [1] enthält zum 31. mai 1571 nur den eintrag:

'31 / starb ambrosi9 / osterreicher ein maler'.

Nun besitzt nach den 'Libri literarum' des Nürnberger stadtarchivs, d. h. den bei amte verbliebenen abschriften gerichtlicher verlautbarungen, band XIII, blatt 62 [b]. 63, ein Hermann Österreich(er) am Eritag vor Sannt Mertinstag 1495 ein haus in der Lodergasse, der jetzigen Ottostraße, das er nach Libri lit. XI, 25 [b], wo aber die belegenheit nicht angegeben ist, am montag nach Bonifacius 1494 von Michel und Elsbeth Schmid gekauft hatte [2].

W e n n nun unser Ambrosius Österreicher identisch mit dem 1571 mai 31 begrabenen maler A. Ö., oder wenn er der erbe jenes Hermann Österreicher war, möglichkeiten von denen sowohl die eine wie die andere, wie auch alle beide denkbar sind, so stimmt zur lage seines hauses in der Lodergasse vortrefflich seine angabe vers 22, dass er nicht weit von seiner wohnung in die *Kotgasse* kommt.

Es ist nämlich ein widriges schicksalsspiel, dass von den zwei nach dem alten druck möglichen lesungen *Kotgassen* und *Korgassen* der herausgeber nicht die einzig mögliche erste, sondern die sachlich unmögliche zweite in den text aufgenommen hat.

1) Nürnberger stadtarchiv S XVII [a], 120 in fol., ohne seitenzählung, aber nach der zeit angeordnet, umfassend die jahre 1536–1577.

2) Wenn Hermann Österreichers haus, Lib. lit. XXII, 18 [b], am Pfinztag nach sant Franciscen tag 1506 und, XXIII, 111, mitwoch nach Martini 1508 als in der Ledergassen gelegen erwähnt wird, so beruht diese angabe sicher gleich Hampes zitat auf einem nicht allzu seltenen lesefehler *e* für *o*, also Ledergasse für Lodergasse, denn das haus kommt, XXIV, 10, zum 29. november 1507 vor als anstossend an das hinterhaus eines anwesens 'an der Schmidgassen', d. i. der jetzigen Ludwigsstrasse und gegenüber der Jakobskirche. Lodergasse und Schmidgasse aber laufen parallel zu einander an beiden seiten eines häuserblocks, während die Ledergassen ganz wo anders liegen.

Denn eine *Korgasse* hat es in Nürnberg nie gegeben, wohl aber eine Kotgasse. Und zwar werden wir unten sehen, dass sicher diese gemeint ist. *Kotgasse* ist der alte name für die jetzige *Brunnengasse*, eine der nächsten und bequemsten verbindungen von der gegend bei St. Jakob nach *Sanct Lorentzen.* Dieser name *Kotgasse* ist im täglichen verkehr noch in der jugend der jetzt zum absterben kommenden generation, also noch bis über die mitte des 19. jahrhunderts, gebräuchlich gewesen, und so finde ich ihn auch noch 1842 in einem halbamtlichen adressbuch in klammer neben dem jetzigen namen Brunnengasse aufgeführt [1]. Auch in der literaturgeschichte ist sie nicht ganz unbekannt: in ihr war Hans Sachs geboren [2].

War nun auch die Kotgasse eine der bequemsten, so war sie doch nicht die bequemste verbindung zwischen den gegenden um die Jakober und die Lorenzer kirche an sich. Allein wenn Österreicher vorgibt, er sei zufällig zum schwerttanze gekommen, so fällt er gerade damit aus der rolle, dass er in die Kotgasse kommt und verrät sich, dass es seine absicht war, zu des 'alten herrn Im Hoff' hause zu gehen, wo er wusste, dass die messerer tanzen würden.

Und abgesehen davon, dass vermutlich der schwerttanz der messerer eine aufführung war, auf die die Nürnberger damals mit vielleicht der gleichen spannung warteten wie kürzlich auf das luftschiff des grafen Zeppelin und heute auf den Parseval-ballon, und der tanz vor den ältesten im rat jedesmal stattfand, abgesehen davon glaube ich, dass unser dichter höchstwahrscheinlich nahe beziehungen zu messerermeistern selber hatte.

Nach dem protokoll des schwerttanzes 1561 [3] befand sich unter denjenigen meistern 'die neben vnd vmb die Rosen getantzt', auch Endres Österreicher, und unter den gesellen ein Hanns Österreicher [4], vielleicht Endres' sohn.

Und wenn wir auch trotz der gleichheit des immerhin nicht gerade sehr häufigen familiennamens noch nicht auf verwandtschaft zu schliessen brauchen, so war der messerer Endres Österreicher ein nachbar des malers Österreicher in der Lodergasse, denn wir finden in dem verzeichnis der ins Hl. Geistspital aufgenommenen [5] in der rubrik mit der überschrift 'Ao 1605 hereingekommen' folgenden eintrag 'Margretha Österreichin. Andreaß Österreichen geweßnen messerschmidts hind'laßne Tochter. In der Engletsgaß. burg. den 23 Marti 1605', und in der zweiten 'hinaus. den 14. October. Ao 1605'. Zwar können in dem namen der gasse der fünfte und sechste buchstabe ebensogut als *n* und *d* oder als blosse schnörkel gelesen werden. Allein die abkürzung kann nicht anders verstanden werden denn als *Engelhardsgasse* und diese stösst im rechten winkel auf die Lodergasse, und zwar an dem nach dem stadtinneren gehenden, also verkehrsreicheren ende

1) Vollständiges adressbuch und handlungsschematismus der stadt Nürnberg und des ganzen Burgfriedens. Nach den besten quellen bearbeitet. Nürnberg 1842. Verlag von Carl Felssecker, s. 104 f., 109 ff.

2) Ernst Mummenhoff, Hans Sachs. Nürnberg 1894, s. 6 f.

3) Der Messerer Schwertttantz, wie der Im 1561 *ten* Iar von einem ganntzen Hanndtwerck In der Löblichen Reichsstadt Nuremberg von Maistern Gesellen vnnd Puben zu löblicher gedechtnus Irer All*ten* Freyheiten gehallten vnnd getanntzet worden Ist, in einem sammelbande der messererzunft — dem von Müllenhoff, Festg. f. Homeyer s. 119 für verschwunden erklärten? — jetzt im städtischen archiv zu Nürnberg unter der sign. 'Messerer 1', fol., blatt 6 rückseite.

4) Ebd. blatt 10 vorders.

5) Städtisches archiv S XVII [a], 122 fol., blatt 132.

beider gassen, sodass wir annehmen können, die beiden männer hatten schon manches stücklein weg miteinander gemacht.

In dem protokoll über den schwerttanz 1570[1] hab ich keinen Österreicher mehr gefunden, wohl aber in dem stück 'Steur angelegt In das verprentt greffenburck 1567 Iar an 16 ~ Junius'[1, 2]. Da gibt Hanns osterreicher 15 ₰.

Bei der sammlung zum ersatz für drei aus der truhe des messererhandwerks in der Lorenzkirche um 1567 gestohlenen *Leücht-Tüecher* gibt Eñdres Ostereicher mit noch fünf anderen zusammen 20 ₰[1].

Auch hieraus können wir vielleicht auf eine verwandtschaft unseres Ambrosius mit der messererfamilie Österreicher schliessen, dass diese 1567 zum letzten mal vorkommt, und dass nach Ambrosius' tode der vormundbieter keinerlei verwandtschaftsverhältnisse ausfinden kann. Aber beim heutigen stande der aktenrepertorisierung sind das alles vorläufig noch offene fragen.

Was aber Schneider mit den worten s. 348[25] 'zur stadt hinaus zum hause des ersten ratsherrn' meint, das ist mir schlechterdings unverständlich. Von einem austritt aus der stadt ist mit keinem worte die rede. Denn wenn der dichter sagt

35 Als ich kam durch die gassen nauss
Fürs alten Herren im Hof hauss

so bedeutet das *[hi]naus* eben nur den übergang aus der engen *Kotgasse*, die gelegentlich im gegensatze zu der ihr nächst liegenden *Breiten* auch die *Schmale gasse* hiess[3], auf den offenen, freien Lorenzer platz. Dieser aber und sämtliche an und nahe bei ihm liegenden Imhöffischen häuser lagen und liegen in der inneren stadt, nicht nur innerhalb der dritten und letzten um 1380 angelegten umwallung, sondern noch innerhalb der vorhergehenden zweiten.

Nach Lochner[4] waren zu beginn des 16. jahrhunderts eine ganze anzahl von häusern in der nähe der Lorenzkirche in Imhöffischem besitz. In betracht kommt aber höchstwahrscheinlich nur das tafel XVIII angedeutete jetzt bankier Kohnsche eckanwesen Königsstrasse 24, 26 und Brunnengasse 2, alte nummern L 367, 368, 369, also die ecke der hier zu einem platze erweiterten Königsstrasse und der ehemaligen Kotgasse, dessen aussen- und innenansichten um 1700 uns in zeichnungen von J. A. Böner[5] erhalten sind.

Schon die ganze darstellung Österreichers, sein weg durch die Kotgasse und vor allem das sichstauen der menge gerade am ausgang der Kotgasse sprechen deutlich für dieses unter den vielen Imhöffischen häusern, das auch sonst bekannt ist durch die legende, die sich daran knüpft. Im jahr 1386 soll nach einem gastmahl der damalige besitzer dieses hauses, auch schon ein Im Hoff, einen goldenen becher vermisst und des diebstahls daran seinen alten treuen diener bezichtigt haben, der denn auch trotz allen leugnens hingerichtet wurde. Als dann Im Hoff

1) Im sammelband 'Messerer 1' des stadtarchivs.

2) Das nürnbergische städtchen Gräfenberg — Wirnts vaterstadt — war am 4. juni 1567 vollständig abgebrannt durch die unvorsichtigkeit eines pferdeknechtes, der beim reiten in die schwemme den kienspan an einer hölzernen säule im stall hatte brennen lassen. Vgl. G. K. Adler, Geschichte und beschreibung des städtchens Gräfenberg, Nürnberg 1850, s. 52 f.

3) Mummenhoff a. a. o.

4) Topographische tafeln zur geschichte der reichsstadt Nürnberg. Herausgegeben von Georg Wolfgang Karl Lochner. Dresden [1874], tafel XVII. XVIII.

5) Nachgebildet bei Hugo Barbeck, Altnürnberg, mappe 7. Nürnberg 1896, tafel 5 und mappe 11 [o. j., zwischen 1896 und 1900], tafel 7.

den becher in seinem eignen geheimschranke fand, wurde zum ewigen gedächtnis, dass er eigentlich selbst den tod durch den strick verdient habe, ein solcher über seiner haustüre aufgehängt, wo er jahrhunderte lang zu sehen gewesen sein soll [1].

Dieses haus ist auch auf dem plane hinter dem XI. bande der Chroniken deutscher städte mit dem titel 'Nürnberg im 15. und 16. jahrhundert' unter nr. 43 als 'Andreas Imhoff' bezeichnet. Freilich ist die quelle für diese angabe nicht nachgewiesen. Allein da dieser plan nach angaben Hegels s. 888 unter mithife des damaligen stadtarchivars Lochner gefertigt ist, so dürfen wir die bezeichnung als zuverlässig betrachten.

Auf diesen plan verweise ich auch für andere noch vorkommende örtlichkeiten, und kann mit rücksicht darauf die ursprünglich beabsichtigte beigabe einer kartenskizze zu diesen ausführungen unterlassen. Das haus Furtenbachs wäre auf diesem plane in feld C 3 einzutragen, da wo die buchstaben *b* und *L* von 'unterhalb Lorenzen' an den häuserblock östlich davon rühren. Der 'Herrenmarkt' steht auf ihm als 'Salzmarkt'.

Es ist nämlich ferner ein irrtum, wenn Schneider s. 349 [8] und anm. 6 angibt, die bezeichnungen '*Herrenmarckt*' vers 7. 240. 319, *marckt* 286. 309. 324 und *platz* 315 seien ein und dasselbe. Der dichter sagt ja ausdrücklich, dass er an den *Herren Marckt* hinaufgeht (319), weil ihm am *Marckt* (309) der platz zu eng wurde (315). Unter *Herrenmarckt* ist also etwas anderes zu verstehen als unter *Marckt*, nämlich der strassenähnliche nordwestliche ausläufer des marktplatzes, etwa vom Schönen brunnen bis zur Sebalduskirche [2], während *Marckt* bei Österreicher eben den eigentlichen marktplatz meint. Dass heute auch offiziell beide unter dem einen namen *Hauptmarkt* zusammengefasst sind, und éine häuserzählung durch beide durchgeht, tut nichts zur sache: noch in meiner jugend wurden in der täglichen umgangssprache beide als *Herrenmarkt* und *Markt* oder *Marktplatz* auseinandergehalten. Da beim Schembart bisweilen die 'hölle' vor dem rathause gestürmt oder verbrannt wurde, so sind uns gerade in den Schembartbüchern des öfteren abbildungen der obersten, dem rathause schräg gegenüberliegenden häuser am Herrenmarkt, vor allem der alten von Bayern abgerissenen 'Schau', als hintergrund erhalten, so auf blatt 12 13 des Schembartbuchs der Hamburger stadtbibliothek [3] als hintergrund zur abbildung der hölle beim letzten Schembart 1539, sodann in demjenigen, das M. M. Mayer benutzt hat, als hintergrund zum 'zämertanz' der metzger [4], und wie es nach Müllenhoffs andeutung [5] scheint, auch im Berliner cod. Germ. fol. 442. 3. blatt 86 [6].

Dass endlich *platz* (315) kein eigenname einer bestimmten örtlichkeit, sondern gleichbedeutend ist mit *raum*, ergibt sich schon aus dem wortlaut *der platz wurd beengt*.

1) J. M. Lotter, Sagen, legenden und geschichten der stadt Nürnberg. Nürnberg 1896, nr. 106.

2) Lochner, tafel VIII.

3) Herausg. von Karl Drescher, Weimar 1908.

4) Des alten Nürnbergs sitten und gebräuche geschildert von Moritz Maximilian Mayer, I. abteilung, erstes heft. Nürnbergisches Schembartbuch, Nürnberg 1831, abb. vor seite 25.

5) Festg. für Homeyer s. 119.

6) Nach einer pause, die mir herr professor Drescher davon zu nehmen die güte hatte, ist es die den westlichen abschluss des marktplatzes bildende südliche fortsetzung jener häuserreihe (korrekturnote).

Nach seinen worten 349 11, der tanz am abend des zweiten tages finde statt 'am Fortenbach', scheint Schneider den Fortenbach für ein durch die stadt fliessendes gewässer zu halten.

Des dichters worte (vers 352)

Sie giengen ein zum Fortenbach

besagen aber deutlich, dass die schwerttänzer in das nachmals Waldstromerische, jetzt Kuglerische, haus, alte nr. L 11, neue Königsstrasse 11, eintraten, das der bekannte Bonaventura Furtenbach 1503 erworben hatte und bis zu seinem tode 1564 juni 24 bewohnte [1].

s Stromers haus (vers 328) vermag ich nicht zu bestimmen, wie es denn gerade bei den angehörigen der ratsfähigen geschlechter mit ihren ruhigen gesicherten verhältnissen überhaupt oft sehr schwierig ist, festzustellen, wo sie gewohnt haben, da nach Nürnberger recht nur verkäufe, nicht aber besitzübertragungen im erbgang verbrieft wurden. Nach Biedermann [2] waren damals nur zwei erwachsene männliche glieder dieses geschlechts in Nürnberg vorhanden: Hans IV, des reiches stadt-, blut- und bannrichter, geb. 1517 nov. 1, † 1592 und Fritz Friederich, alt genannter, geb. 1522 juli 8, † 1580 aug. 30, von denen aber nur der letztere in betracht kommt, da Hans 'um Entleibung eines Edelmanns willen durch das Kriegsrecht zum Todt verurteilt, aber von E. E. Rath zu Nürnberg zu ewiger Gefängniß erbetten' sich von 1554 an bis zu seinem tode 1592 'in solcher gefängniß' befand [3]. Darum nennt auch das protokoll wie den Fortenbach, so auch nur den herrn Stromer, während alle anderen, dort sowohl, wie bei Ambrosius Österreicher, entweder durch den vornamen oder den titel näher bezeichnet sind, z. b. 'der alte herr Im Hoff' oder 'Enndres Im Hoff', 'herr Barnabas Bömer'. Aber wo Fritz Friederich gewohnt, liesse sich wohl nur feststellen, wenn sein haus einmal als nachbarhaus zur bestimmung der lage anderer angegeben ist. Daraufhin sind aber leider die Libri lit. aus der zeit um 1560 noch nicht repertorisch bearbeitet. Das stattliche, jetzt Meisenbachische, haus des berühmten Ulmann Stromer am Markte, alte nr. S 880, neue Obstgasse 2 [4], war seit 1479 nicht mehr in Stromerischem besitz [5], und 'Stromer zu den Rosen' [6] kommt wegen seiner lage in der Dillinggasse, der jetzigen Theresienstrasse, wohl nicht in betracht.

Wenn Schneider s. 348 anm. 4 sagt 'wie der zusatz „alter herr“ ergibt, kann 1561 kein anderer als Johann II Imhoff . . . der gemahl der Felicitas Pirkheimer . . . gemeint sein', und sich dafür mit einem hässlichen druckfehler auf Witt statt Will, Nürnberg. Gelehrtenlexikon II, 231 beruft, so behaupte ich mit mindestens eben derselben sicherheit: wie der zusatz 'alter herr' ergibt, kann 1561 unmöglich Johann II Im Hoff, sondern kann kein anderer gemeint sein als sein jüngerer bruder Endres Im Hoff (der ältere), geboren 1491 nov. 29, der 1523 in den rat und zum jungen bürgermeister, 1529 zum alten bürgermeister, 1539 zum

1) [Georg Wolfgang Karl] Lochner, Die noch vorhandenen abzeichen Nürnberger häuser. Nürnberg 1855, s. 45 und desselben Topographische tafeln, tafel XVII.

2) Johann Gottlieb Biedermann, Geschlechtsregister des hochadeligen patriciats zu Nürnberg. Bayreuth 1748, tafel 467. 469.

3) Wappenbuch des Germ. mus. 7178 fol., s. 77.

4) Plan hinten in Chron. d. deutsch. städte XI, nr. 36, feld C 2.

5) [Lochner,] Abzeichen s. 9 f.

6) Plan, nr. 37, feld C 2.

alten herrn, 1544 zum obersten hauptmann und losungsherrn gewählt worden war und als solcher 1579 okt. 28 gestorben ist, nachdem er 56 jahre 'regiert' hatte [1].

Ein bildnis von ihm gibt Reicke in dem in der nächsten anmerkung angeführten werke s. 282 wieder. In seiner jugend war Endres Im Hoff selber der beteiligung an öffentlichen lustbarkeiten nicht abgeneigt gewesen, und so wissen wir von ihm aus den Schembartbüchern, z. b. demjenigen der Ambergerschen sammlung in der Nürnberger stadtbibliothek nr. 427, blatt 60, dass er 1518, also in seinem 28sten jahre, im Schembart mitgelaufen ist.

Es ist eben das missliche, dass man solche dinge aus dem alten Nürnberg nicht kommentieren kann, ohne zu beachten, dass in dem damaligen Nürnberger sprachgebrauch, der ebenso verknöchert war wie die ganze streng oligarchische reichsstädtische verfassung, dass da die wortgruppe *alter herr* durchaus nicht im natürlichen sinn zu verstehen ist, sondern eine ganz bestimmte stellung innerhalb des rates angibt, genau wie ein jeder angehörige der 'geschlechter' von seinem eintritt in den rat an den titel *alter genannter* führte, wenn er auch noch so jung war, im gegensatz zu den gewöhnlichen genannten, die aus den 'ehrbaren' gewählt waren und kaum ein anderes recht hatten, als dass sie siegelmässig waren.

Da auch bei Hans Sachs und anderen dichtern öfters auf die Nürnberger verfassungsverhältnisse angespielt, beziehungsweise ihre kenntnis vorausgesetzt wird, so mag es erlaubt sein, auch hier in dieser germanistischen zeitschrift die zusammensetzung des rates in der 'freien' reichsstadt Nürnberg kurz, schematisch, anzugeben, unter vorausschickung, dass in der regel nur derjenige zu den höheren ämtern berufen werden konnte, der vorher die niederen bekleidet hatte, und dass die 8 handwerker überhaupt zu keinen eigentlichen ämtern zugelassen wurden. Sie wurden auch nicht regelmässig zu den sitzungen zugezogen und hatten auch dann kaum etwas zu sagen, sondern waren bloss eine art saalordner und türschliesser.

Es sassen also im rate:

<table>
<tr><td>2 losunger, duumviri, quaestores,</td><td rowspan="2">3 oberste hauptleut, triumviri,</td><td rowspan="3">7 (bisw. 8) alte herren, elteste, septemviri,</td><td rowspan="4">13 alte bürgermeister, consules,</td></tr>
<tr><td>1 oberster hauptmann,</td></tr>
<tr><td colspan="2">4, bisweilen 5, alte herren, elteste,</td></tr>
<tr><td colspan="3">6, bisweilen 5, alte bürgermeister,</td></tr>
</table>

13 junge bürgermeister,

---

26 bürgermeister,
8 alte genannte,

---

34 ratsherren, durchweg aus den 'geschlechtern',
8 handwerker, je einer aus acht bestimmmten gewerben,

---

42 bürger des rats.

1) Biedermann, tafel 244. Ferner u. a. handschriftliches 'Rathsbuch der Statt Nurmberg . . . von mir N. M. beschriben Anno Christi 1619', in kleinstem 4[to] auf der stadtbibliothek, Sign. Amb[ergersche sammlung] 88 4[to], angeordnet nach den jahren der wahl in den rat, zum jahr 1523.

Ein anderes anonymes 'Nürnbergisches Rathsbuch', Amb 376 fol., mit schönen gemalten wappen, nach dem abc der geschlechternamen angelegt ende des 17. jahrhunderts, letzter eintrag 1737, lässt ihn blatt 41 vord. schon 1543 zum obersten hauptmann und dann das jahr darauf zum losunger, 1565 zum schultheissen wählen.

Er war der erste, der mit dem losungeramte das des reichsschultheissen verband, das vorher stets von nichtpatrizischen adeligen bekleidet war.

Aus dieser zusammenstellung ist zugleich ersichtlich, wie die inhaber der obersten amtsstellen alle zugleich auch noch der nächstfolgenden gruppe angehören. Mit der einteilung der 26 bürgermeister in 13 alte und 13 junge kreuzte sich aber noch eine andere in 13 eigentliche bürgermeister, consules i. e. s. und schöpfen, scabini [1].

Da nun einerseits 1561 Endres Im Hoff (der ältere) losunger war, ein Johann Im Hoff aber überhaupt nicht im rate sass, so ist es schon deshalb ausgeschlossen, an Hanß II zu denken. Denn angenommen, er wäre damals der an jahren älteste gewesen, so spielt das lebensalter dem zeremoniell gegenüber nicht die mindeste rolle.

Selbst wenn wir es aber nicht aus zeremoniellen gründen für ausgeschlossen halten müssten, dass der von Österreicher gemeinte alte herr Im Hoff Johann II, der gemahl der Felicitas Pirckheimer gewesen sei, von dem es Schneider mit solch bestechender sicherheit behauptet, selbst dann hätten wir einen sicheren beweis, dass er es nicht war: Hanß II. Im Hoff war nämlich bereits vor mehr als einem dritteljahrhundert, am 2. juli 1526, gestorben [2].

Wenn nun Österreicher sagt:

v. 251 Sie werden tantzen in der stat
Für den vier eltesten im rat,

Hans Sachs dagegen in 'Der mesrer schwertancz im 1540 jahr':

die gestert mit
v. 35 Auch haben gedanczet zu ern
Vür den hewsern der sieben hern,

so ist dieser widerspruch nur scheinbar.

Wir sahen aus unserer zusammenstellung der höchsten ämter, dass unter den eigentlich regierenden sieben alten herren oder sieben eltesten dreie noch eine besondere stellung inne hatten, nämlich als die obersten hauptleut, und unter diesen wieder zweie als die losunger von dem dritten sich abhoben.

Wenn nun die schwerttänzer von des alten herrn Im Hoff haus abziehen und noch vor denen der 'vier eltesten' zu tanzen haben, so gebraucht eben Österreicher die bezeichnung *die vier eltesten* in dem sinne 'diejenigen vier unter den sieben eltesten, die nicht ein noch höheres amt bekleiden', während Hans Sachs, wenn er am zweiten festtage von den begebenheiten des ersten erzählt, die drei obersten hauptleut und die übrigen vier eltesten als *die sieben hern* zusammenfasst.

Ja, vielleicht können wir sogar einen weiteren schluss auf das zeremoniell aus der erzählung Österreichers ziehen.

Im rate vollzog sich nämlich die abstimmung nicht so, dass zuerst der erste losunger, dann der zweite losunger, dann der dritte oberste hauptmann, dann der viertälteste herr seine stimme abgegeben hätte usw., sondern es war eine andere

1) Vgl. hierzu z. b. Merians Topographia Franconiæ, Frankfurt a. M. [1650], s. 69 oder den, übrigens sehr schwer verständlichen, brief Christophs Scheurls an Johann Staupitz vom 15. dezember 1516, abgedruckt bei Joh. Christoph Wagenseil, De civitate Noribergensi commentatio, Altdorf 1697, p. 191 ff. und in alter deutscher übersetzung in Chroniken deutscher städte Bd. XI: Nürnberg, Bd. V, Leipzig 1874, s. 785 ff., oder Emil Reicke, Geschichte der reichstadt Nürnberg. Nürnberg 1896, s. 260 ff.

2) Biedermann, Tafel 235.

mit grossem scharfsinn, um nicht zu sagen, grösster spitzfindigkeit ausgetüftelte reihenfolge üblich [1].

Nach der handschrift des Germanischen museums 31 794, einem bis 1762 reichenden Rathsbuch in folio, in der gleichfalls bei jeder neuaufzählung des rates vor jedem namen eines ratsmitgliedes die zahl beigefügt ist, nach der er 'an der frag' war, war Endres Im Hoff, obgleich losunger, dennoch der dritte an der frag.

Wenn nun beim wegzug von Im Hoffs hause noch vor vier eltesten zu tanzen übrig war, so scheint daraus hervorzugehen, dass auch bei solchen huldigungen der bürgerschaft vor den herrschenden die gleiche reihenfolge eingehalten werden musste, wie sie innerhalb des rates bei der abstimmung üblich war.

Möglich ist aber auch eine andere auffassung der zahlangabe. Im Protokoll blatt 14, rückseite, finden wir unter den einnahmen auch verzeichnet, es habe verehrt: 'H. Endres Im Hoff 3 thaler, H. Linhart Tucher vnd H. Iheronimus Baumgartner Ieder 3 thaler, H. Jacob Muffel 3 thaler, H. Barnabas Bemer 4 thaler und H. Sebald Haller 3 thaler'.

Also haben fünf herren den gleichen betrag von 3 talern gegeben. Da wir nun wissen, dass vor Endres Im Hoff getanzt wurde, und da ferner die übrigen 4 drei-taler-schenker auch 'alte herren' waren, so fällt es auf, warum die beiden übrigen alten herren dieses amtsjahrs, Jobst Tetzel, der damals 'der erste an der frag' war, und Caspar Nützel sich weniger erkenntlich für die huldigung zeigten als die anderen. Caspar Nützel war aber schon im laufe des jahres 1560 gestorben [2]; und vielleicht war Tetzel damals abwesend, so dass also 1561 vielleicht nur vor 5 alten herren getanzt worden ist, und wenn etwa bei Endres Im Hoff angefangen war, so blieb nachher noch vor vieren zu tanzen übrig, wie Österreicher vers 251 sagt, während die oben besprochene andere möglichkeit nur dann anzunehmen ist, wenn für den im amtsjahr gestorbenen ein anderer zum elteren herrn aufgerückt ist, was ich nicht weiss.

Der ratsherr, der sich freigebiger gezeigt, als diejenigen eltesten, die durch ihre 3 taler ihre erkenntlichkeit für die huldigung durch den tanz vor ihren häusern ausgedrückt haben, Barnabas Pömer, war seit 1557 'Zeug-Herr' [3] und hat durch seine gabe eine sehr reichlich bemessene gegengabe geleistet für ein andenken, das ihm die zunft überreicht hatte, wie wir gleich sehen werden. Dass dem handwerk 'ein E. Rath Auß gemeiner statt Losungstuben verehrt 50 thaler' [4], daran hatte er wohl keinen anteil, er, der ja kein losunger, ja nicht einmal alter herr, sondern nur altbürgermeister war [5]. So hatte der gute wille, den er bewiesen, und für den er ein ganz besonderes andenken erhalten hatte, wohl darin bestanden, dass er als zeugherr sich für die stellung von stadtknechten und reitern, stadt- und ratspfeifern und trommlern verwendet haben dürfte.

Vielleicht mag nämlich den lesern der zeitschrift auch mit einer weiteren rechnerischen mitteilung gedient sein, nämlich der, dass sowohl der herr Stromer, als der Fortenbach durch ein andenken dafür entschädigt wurden, dass sie ihre häuser zur verfügung gestellt haben. Wir lesen nämlich in dem Protokoll über

1) Chroniken XI, 805 nach hs. Germ. mus. 5052, 4to.
2) Germ. mus. 31 794 zum jahr 1560, blatt 97.
3) Biedermann, Tafel 573 B.
4) Protokoll im sammelband 'Messerer 1' des stadtarchivs, blatt 1, rückseite.
5) Rathsbuch des Germ. mus. 31 794 fol. blatt 97.

den schwerttanz[1] 'Item so haben wir vier Credentz schaiden mit eyseren messeren machen lassen, die wir hernachuermellten herrn geschenckt vnnd verehrt haben Costen In alles fl 7 ƒ 3 ₰ 23 nemblich [1] herrn Barnabas Bömer eine d^s vns dann allen guten willen bewisen hatt. [2] Mer dem herrn Stromer eine, bey dem sich die 2 preutt, auch Frauen und Junckfrauen versamblet haben. [3] Mer dem Fortenpach eine da d^s schwerttantz außgangen vnnd nachuolgenndts d^s Frauen vnd Junckfrauen tanntz gewest. [4] Mer dem Jörg Thrainer eine, d^s vns dz haus darInn ettlich maister gezecht vergunth hat'.

Über den empfänger des vierten gedenkmessers finde ich in der Topochronographia Noribergensis[2] folgende angabe 'Görg Trainer stehet unter den Genanten zu Nürnberg im jahr 1537, wurde ein Viertheilmeister der Burgerschaft im Jahr 1562'. Er war also 'ehrbar', was die vorbedingung zum genanntenamt war, aber ebensowenig ratsfähig wie der Fortenbach, wie schon äusserlich an dem mangel des titels *herr* zu erkennen.

Sieht man schon aus der 'verehrung' für den guten willen an den herrn Pömer, dass damals den regierenden die annahme kleiner geschenke nicht als unrecht erschien, so darf vielleicht bei dieser gelegenheit noch auf einen anderen ähnlichen umstand hingewiesen werden.

Die entstehung des Schembarts der metzger wie des schwerttanzprivilegs der messerer sind in das gleiche mystische dunkel gehüllt wie der ganze aufstand von 1349, auf den sie zurückgeführt werden. Bei diesem aufruhr 's o l l e n[3] die messerschmiede (und die metzger) dem rate treu beigestanden haben' sagt Schneider s. 348 anm. 2: ist es nicht merkwürdig, dass gerade diejenigen zünfte ihre standesgenossen im kampfe um die bürgerlichen rechte im stich gelassen haben s o l l e n, die f l e i s c h und w a f f e n liefern? Gerade diese erwägung ist wohl am besten geeignet, die richtigkeit der alten begründung für die privilegien zu bestätigen, so dass wir eigentlich des hilfszeitworts *sollen* nicht bedürfen. Und selbst dieses privileg haben zwar nicht die messerer, wohl aber die metzger wiederum gar oft um schnöden mammon verkauft, indem sie den Schembart an die 'ehrbaren' - d. h. ratsfähigen und einige wenige andere, nicht ganz rechtlose, bürger — 'vmbs geld zu kauffen geben'; oder, wie es meist umgekehrt ausgedrückt ist, wurde der Schembart durch die ehrbaren 'bestanden von Metzkern' um so und so viel fl.[4].

Zu der angabe des Hans Sachs, es hätten beim schwerttanz 1540 431 fechter mitgewirkt, macht Schneider s. 348 ein ausrufezeichen. Das staunen über diese hohe zahl ist begreiflich, und nach dem protokoll kommt auch diese zahl für 1561 nicht zustande, wenn wir bloss die eigentlichen schwerttänzer rechnen. Wohl aber mag die gesamtzahl aller beteiligten diese höhe annähernd erreicht haben. Wir finden darin ausgegeben:

maister so in der ersten rosen getanzt haben	28
" " " " anndern " " "	27
" " " " dritten " " "	27
" " " " vierten " " "	28
" " neben und um die " " "	48

1) Stadtarchiv, im sammelband 'Messerer 1', blatt 14 vorn.
2) Germ. mus. 7178, fol., s. 842.
3) Von Gebhardt gesperrt.
4) Z. b. 1485. 1489. 1490 usf. Schembartbuch der Hbg. stadtbibl., hrsgg. von Drescher s. 8 ff.

summa aller maister	158
gesellen	89
meistersöhne und lehrjungen	114
alte maister so vor dem schwerttanz vorhergegangen sind	21
	382[1].

Dazu kamen aber noch, wie wir aus den kostenberechnungen[1] sehen:

die stattpfeiffer
der vorhengela[2]
der herrn Trummelschlager und pfeiffer
die Stattknecht
Jorg Zeyh maisterpott
10 Reuter, so daß, wenn wir 'der herren — d. h. des rats — trummelschlager und pfeiffer' als éine gruppe rechnen, auf sie und die stadtpfeiffer und stadtknechte nur je 12 oder 13 mann kommen, um die zahl von 431 teilnehmern voll zu machen. Rechnen wir aber die ratstrommler und pfeifer als zwei gruppen, so besteht durchschnittlich jede aus 9 oder 10 mann. Dass nämlich die stadtpfeifer und die ratspfeifer nicht die selben sind, ergibt sich aus dem posten in der kostenrechnung: 'Item bey dem Suessen wein für d. Statpfeiffer vnd pfeiffer vnnd Drummelschlag stattknecht vnd 10 Reutter fl 5 ʃ — —'[3].

Dringend hätte übrigens vers 285 einer anmerkung bedurft, am nächsten festtag

Zu morgens frü, da es vier schlug,
Gmachsam am Marckt ich fürhin zug,
Des Tantz het ich lust in gedancken.

Vier uhr früh am 17. februar alten stils, das war also 2½ stunden vor sonnenaufgang, eine zeit die auf ein festfieber schliessen liesse, das noch weit über das eines kleinen buben (vers 326) hinausgienge. Und auch der beginn des tanzes zwei stunden später (vers 289), also ½ stunde vor sonnenaufgang, wäre in der februarkälte kaum von den tänzern zu verlangen gewesen.

Hier war eine anmerkung zu machen, dass es sich selbstverständlich um 4 uhr auf der sogenannten 'grossen uhr'[4] handelte, also ½ 11 unserer heutigen, von den alten Nürnbergern, Rothenburgern, Windsheimern usw. 'die kleine uhr' genannten stundenzählung.

Was sollen wir aber mit der sprachlich und sachlich gleich unbegreiflichen angabe s. 348, anm. 3 machen, das wort *Göckelman* vers 262 sei = Gökelhahn? Es bedeutet doch, wie sich auch mit Österreichers darstellung aufs beste verträgt, nichts anderes als einen spassmacher, oder wie wir heute sagen würden, einen clown, vgl. Dwb. IV, I, I, 1552 samt den zahlreichen belegen daselbst. Damit fällt auch Schneiders behauptung in sich zusammen, dieses wort sei nicht nachweisbar. Ebenso ist diese behauptung völlig aus der luft gegriffen bezüglich *Waidner*

1) Protokoll, auf verschiedenen blättern.
2) Vortänzer oder ausrufer; vgl. Schmeller-Frommann, I, 1069 und die dort angeführten stellen.
3) Protokoll 12, rückseite.
4) Vgl. Wagenseil s. 137 ff., Friedrich Nicolai, Beschreibung einer reise durch Deutschland und die Schweiz, I, Berlin und Stettin 1783, s. 107 ff.

vers 134 = waidmesser und *tussecke* vers 191 = eine waffe zum stoss. Ersteres war schon mittelhochdeutsch (Lexer III, 740), und über das letztere handelt Schmeller-Frommann I, 549 eine viertel, das Dwb. II, 1189 gar eine halbe spalte lang. Unter anderem kommt es aber auch vor bei Nikolaus Pol in seiner beschreibung des schwerttanzes der kürschnermeister zu Breslau 1620, in dem satze 'da hielten sie ihren schwerttanz, schlossen einen zirkel, fochten im schwert und tussaken', den Müllenhoff beibringt auf seite 121 seines auch von Schneider benutzten und mehrfach angeführten aufsatzes über den schwerttanz in den Festgaben für Homeyer. Es dürfte also höchstens heissen, dass Österreicher ausser *hartzkittel* noch éin nicht nachweisbares wort, *weittorff*, und von den übrigens bekannten wörtern *göckelman* und *tusseck* diese bisher nicht belegte wortgestalt oder schreibung gebraucht.

Doch scheinen die beiden wörter *hartzkittel* und *tusseck* gerade für die beim schwerttanz 1561 verwendeten gegenstände die technischen bezeichnungen gewesen zu sein. Das protokoll spricht blatt 21 vord. von *3 par Dussecken* und vom *macherlohn solcher hartzkitl.*

Zum schwerttanz selber könnte jetzt nachgetragen werden, dass alte handzeichnungen dieser aufführung nunmehr allgemeiner zugänglich sind durch nachbildung auf der neunten und zehnten bildseite von 'Das Nürnbergische Schönbartbuch. Nach der Hamburger Handschrift herausgegeben von Karl Drescher. Mit 97 Abbildungen auf 78 handkolorierten Tafeln', Weimar 1908, Gesellschaft der Bibliophilen.

Ein paar stellen im texte sind der entstellung durch druckfehler dermassen verdächtig, dass im anderen falle der herausgeber zur beruhigung der leser einen hinweis hätte bringen sollen, dass es wirklich so im alten drucke steht:

1. vers 109: 'Für den Ehrnuesten Herren hauss im Hof' ist wohl zu lesen: 'Für des' usw.;
2. vers 145: 'Hupauff' gegenüber s. 348 drittletzte textzeile 'Hupfauf';
3. vers 265: 'An einem grossen kam der klein', wohl: 'An einen'?
4. vers 274: 'Ich sah in zu': im?
5. vers 307: 'Die Ratsherren theten zuschawen,
   Stunden oben bei unser Frawen
   Gegen dem Marckt auff einen gang;
   Dem gfiel ir weiss wol . . .': 'auff einem gang'? 'Den gfiel'?
6. vers 349: 'Yegkliche Junckfraw zu dem tantz
   Het iten fürer gebn ein krantz': iren oder noch eher irem für iten?

Endlich hiess der s. 347 unten und 348 anm. 2 genannte gelehrte nicht Siebenkaes, sondern Siebenkees.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

LITERATUR.

Paul Diels, Die stellung des verbums in der älteren althochdeutschen prosa [Palaestra LIX]. Berlin, Mayer & Müller 1906. 206 s. 7,60 m.

Das buch bietet mehr, als der titel besagt. Seit Braune[1] den begriff der 'gedeckten anfangsstellung' eingeführt hatte, musste den formwörtern eine grössere rolle bei der untersuchung der wortstellungsprobleme zufallen. So hat auch Diels, obwohl er die stellung des verbums als einteilungsprinzip beibehält, dem demonstrativpronomen, persönlichen pronomen und den unbetonten adverbien eine eingehende untersuchung gewidmet und sah sich, um diese im zusammenhang besprechen zu können, genötigt, von dem ursprünglichen einteilungsprinzip vielfach abzuweichen. Er behandelt im ersten teil die stellung des verbums im hauptsatz, und zwar nacheinander die mittelstellung, anfangsstellung und schlussstellung des verbums[2]. Das material wird für die einzelnen teile ausgebreitet und dann in besonderen, an die einzelnen teile sich anschliessenden abschnitten besprochen. Für die materialsammlung, die unter genauer scheidung der belege nach ihrem jeweiligen verhältnis zur lateinischen vorlage angelegt ist, sind neben den Glossen und der Benediktinerregel in erster linie Isidor, die Monseer fragmente, der Tatian und die kleineren prosadenkmäler verarbeitet. Für die spätere prosa ist (mangels eines genauen index für diesen schriftsteller) nicht Notker, sondern Williram berücksichtigt. Die kleineren poetischen denkmäler sind gelegentlich zum vergleich herangezogen.

Bei der dürftigkeit des zur verfügung stehenden materials, seiner abhängigkeit vom lateinischen und bei der schwierigkeit, sich von der rhythmik der ahd. prosa ein bild zu machen, nimmt es nicht wunder, wenn Diels trotz seiner eingehenden und sorgfältigen untersuchungen häufig zu keinen positiven resultaten gelangt ist[3].

Ich weise jedoch auf die folgenden bedeutsamen ergebnisse seiner arbeit hin:

1. Einige betonte wortklassen erweisen sich in bezug auf die wortstellung als einheit, nämlich das prädikatsnomen, die nominale ergänzung des prädikats (infinitiv und partizip), die von adjektiven abgeleiteten *o*-adverbien und die präpositionaladverbien. Sie alle sind zur einleitung des hauptsatzes ungeeignet[4].

2. Das ergebnis der untersuchung über die formwörter findet sich auf s. 112: 'dass die sogenannte gedeckte anfangsstellung ein sekundäres produkt sei, d. h. dass der satz ursprünglich nur mit einem betonten wort oder mit dem verb beginnen konnte, nicht aber mit einem proklitischen wort'.

Für die beiden hauptgruppen der proklitika, das demonstrativ- und personalpronomen, ergeben sich nämlich folgende stellungsmöglichkeiten:

a) die durch besondere bedeutungsmomente (emphase) bedingte voranstellung;

1) Forschungen zur deutschen philologie, festgabe für R. Hildebrand.

2) Hierbei ist nur der unabhängige aussagesatz berücksichtigt, da der verfasser zur erkenntnis des fragesatzes, wunschsatzes und der partizipialkonstruktionen 'nicht wesentliches beizutragen vermochte'.

3) Das gilt z. b. von der schlussstellung des verbums, für die eine allgemeine erklärung sich 'noch nicht versuchen' lässt.

4) Ungeeignet ist offenbar auch die reihe: *io, nio, ioman, nioman, iowiht, niowiht.*

b) die stellung hinter dem satzbeginnenden verb in reiner anfangsstellung. Diese stellung ist jedenfalls in den älteren denkmälern noch nachzuweisen und hält sich bei vorantretendem *inti* auch noch länger [1];

c) aus der stellung b erst entwickelt hat sich offenbar die in späterer zeit ganz allgemein durchgeführte stellung als deckung des satzbeginnenden verbs.

Bei dem demonstrativpronomen ist die entwicklung von b zu c noch deutlicher zu verfolgen als beim persönlichen pronomen, wo sich belege für die ältere stellung ausser nach *inti* nur bei gleichzeitigem auftreten eines demonstrativpronomens finden.

Was von dem pronominalen subjekt gilt, trifft bei den unpersönlichen verben auch für die casus obliqui zu. Im übrigen lässt sich über die casus obliqui des persönlichen pronomens nur sagen, dass neben einigen fällen von voranstellung, die durch emphase ihre erklärung finden, doch 'eine reihe anderer bleibt', die ihrem inhalt nach durchaus als unbetont gelten müssen.

Für das demonstrativpronomen kommt noch die stellung hinter einem verb in mittelstellung in betracht. Gegen die oben ausgesprochene anschauung lässt sich nicht die anfangsstellung gewisser unbetonter adverbia wie *ouh*, *abur*, *doh*, *iu* (schon) ins feld führen, da diese worte erst 'im verlaufe der sprachentwicklung die fähigkeit, vor den fertigen satz zu treten', gewinnen (s. 109). Auch die untrennbaren verbalpräfixe widersprechen dieser anschauung nur scheinbar (vgl. s. 112 f.).

3. Nach den fällen von gedeckter oder gestützter anfangsstellung, die bereits in dem abschnitt über die formwörter behandelt sind, bleiben noch die fälle von echter anfangsstellung zu erledigen. Im anschluss an sie gibt Diels nochmals eine übersicht über sämtliche fälle von anfangsstellung des verbums und kommt (s. 136 f.) zu dem ergebnis, dass es sich fast in allen fällen um verben handelt, denen ein schwach betontes persönliches pronomen folgt [2]. Diels hat die verben zu diesem zweck in drei gruppen geordnet. In den beiden ersten gruppen geht das gesetz unmittelbar aus den belegen hervor. Die dritte gruppe aber 'braucht nicht anders erklärt zu werden, denn diese reihe ist fast identisch mit der reihe der sogenannten medialen verben, d. h. der verben, die im as. und ags. (auch in der mhd. volkssprache) mit einem unbetonten reflexiven pronomen verbunden werden. Dahin gehören *wesan*, *werdan*, *queman*, *arqueman*, *gangan*, *faran*, *stantan*' usw. (s. 135). Die anfangsstellung im angeschlossenen hauptsatz gleichen subjekts scheint dieselbe erklärung zuzulassen, wenn sich hier auch eine reihe von belegen der obigen regel zu entziehen scheinen (vgl. s. 124).

Eine besondere untersuchung ist auch der inversion im nachsatz, die von den konjunktionen des vordersatzes abzuhängen scheint, und der anfangsstellung des verbums nach der negation gewidmet.

Der zweite teil des buches untersucht die stellung des verbums im n e b e n s a t z. Den angeführten erscheinungen der hauptsatzstellung treten die folgenden ergebnisse über die nebensatzstellung zur seite:

1. Die zur einleitung des hauptsatzes als ungeeignet erscheinenden wortklassen

1) Bei dem demonstrativpronomen bleibt diese stellung auch lebendig in sätzen, die sich unmittelbar an einen satz gleichen subjekts anschliessen.

2) Diels schliesst sich dabei an den schon von Todt (Anglia XVI) und Reis (Zeitschrift 33) geäusserten gedanken an, dass es sich bei der anfangsstellung um die eigentümlichkeit gewisser verben handelt.

erweisen sich auch in bezug auf ihre stellung im nebensatz als einheit. Der älteste zustand, vertreten durch den Isidor und die Monseer fragmente, ist der, dass nach einem andern betonten wort (subjekt usw.) diese wortklassen hinter dem verbum stehen[1]; im laufe des 9.–12. jahrhunderts werden sie jedoch vor das verbum gedrängt und sind nun ziemlich streng an die stelle direkt vor dem verbum gebannt. Selbst bei den verben, die sonst anfangsstellung zeigen, treten sie vor das verbum und 'stören so das bild', das sich von der anfangsstellung dieser verben ergibt. Es lässt sich daher ein entwicklungszustand rekonstruieren, in dem für haupt- und nebensatz übereinstimmung herrschte, und sich die regel aufstellen: 'von den voll betonten wortklassen hat keine im nebensatz vor das verb treten können, die es nicht auch im hauptsatz konnte, und wir gewinnen für eine unzahl von häufigen typen die dem hauptsatz völlig entsprechende doppelheit: das verbum geht allen betonten gliedern voran (reine oder gedeckte anfangsstellung), oder es schliesst sich einem dazu geeigneten, voll betonten wort, am häufigsten natürlich auch hier dem subjekt, an' (s. 203). Der hypothetische charakter dieses schlusses lässt sich freilich nicht leugnen. Diels sucht die rückwärtsverlängerung der entwicklungslinie noch dadurch zu stützen, dass er auf ihren verlauf in der neuesten zeit hinweist. Hier habe das verbum im nebensatz auch die andern betonten wortklassen (die inhaltsreichen akkusative, präpositionalverbindungen usw.) übersprungen und als regel der unendlichen häufigkeit die endstellung eingenommen (s. 202). Das trifft zwar für die schriftsprache, aber nicht für die umgangssprache zu, auf die wir uns doch wohl in erster linie zu beziehen haben[2].

2. Für die stellung der enklitika lässt sich das gesetz aufstellen, dass sie im nebensatz vor alle andern satzteile an den anfang, d. h. hinter die einleitung des nebensatzes, treten. Ein älterer zustand wie im hauptsatz, wo sie anfangs hinter dem satzbeginnenden verbum stehen, ist für den nebensatz nicht nachzuweisen.

3. Die anfangsstellung im nebensatz erweist sich als 'wesensgleich mit der im hauptsatz' (s. 201). Sieht man von den abhängigen finalsätzen und den angeknüpften nebensätzen ab, so sind auch im nebensatz zur anfangsstellung nur diejenigen verben befähigt, denen ein dativ oder akkusativ des persönlichen pronomens folgt, beziehungsweise die sogenannten medialen verben.

'Vielleicht der einzige unterschied zwischen hauptsatz- und nebensatzstellung, den man als von anfang an gegeben anerkennen muss', ist demnach in der verschiedenen stellung der enklitika zu suchen: 'im hauptsatz können die enkliticae in älterer zeit dem satzbeginnenden verbum folgen, im nebensatz gehören sie unmittelbar hinter die einleitung und stets vor das verb'.

Das buch liest sich nicht gerade leicht. Durch die grosse fülle des ausgebreiteten materials werden die einzelnen erörterungen und ergebnisse vielfach weit voneinander getrennt. Im zweiten teil sind die belege, die der lateinischen vorlage entsprechen, fortgelassen, und sammlung und darstellung sind zum vorteil für die lektüre 'nach möglichkeit verwoben'. Der verfasser selber hat übrigens die

1) Deutlich nachweisen lässt sich diese entwicklungsstufe allerdings nur bei der nominalen ergänzung des prädikats (insbesondere bei der passivumschreibung).

2) Vgl. Reis, Zeitschr. 33, 348. R. gelangt hier zu dem resultat: die endstellung des zeitworts ist im ahd. entschiedener durchgeführt als in der nhd. umgangssprache.

mängel der darstellung empfunden (s. 8) und seinem buch eine einleitung vorausgeschickt, die von der begrenzung und anordnung des stoffes rechenschaft gibt.

Am schluss derselben glaubt er 'den vorwurf, zu mechanisch gewesen zu sein', zurückweisen zu müssen. Dieser vorwurf soll gewiss gegen die sorgfältige und reichhaltige arbeit nicht erhoben werden. Aber wenn der verfasser sagt, 'das recht, ein allgemeines und umfassendes bild der germ., der indogerm. wortstellung zu zeichnen', könne erst der erwerben, 'der zugleich alle einzelheiten an ihren platz, der vor allem jeden beliebigen querschnitt durch die geschichte dieser wortstellung als ein in sich widerspruchsloses system aufzuweisen vermöchte', so hiesse das wohl auf ein bild der germ. wortstellung verzichten. Gegen wen diese bemerkung in erster linie gerichtet ist, ersieht man aus einer anmerkung auf s. 4, wo gegen Braune der vorwurf erhoben wird, seine schlüsse zu leichtfertig, ohne eindringende untersuchung des materials, gezogen zu haben: 'Die an. und ae. fälle der schlussstellung werden ohne weiteres in parallele zu den deutschen gesetzt. Und dieses chaos, in dem der einzeluntersuchung nur noch die aufgabe zufällt, die typen zu zählen, wird als der weisheit letzter schluss ausgegeben: die urgerm. wortstellung war eine freie.' Dass die Braunische arbeit ihrem ganzen charakter nach nichts anderes ist und sein will als eine die detailforschung durch allgemeine, vielfach hypothetische richtlinien vorbereitende skizze, scheint Diels übersehen zu haben.

Ohne solche hypothesen werden wir aber auf dem gebiete der wortstellung am allerwenigsten auskommen können. Jedesfalls aber erscheint es schwer verständlich, warum Diels die Wackernagelsche hypothese gegen die von Braune in schutz nimmt. Spricht doch das ergebnis seiner eigenen arbeit dafür, die scheidung zwischen hauptsatz- und nebensatzstellung nicht als ursprünglich, sondern als sekundäre, erst germanische entwicklungsstufe anzusehen. Eine ursprüngliche fülle von stellungsmöglichkeiten macht im laufe der sprachentwicklung einem sich immer mehr ausbreitenden schematismus platz, das ist das bild, das auch die Dielsschen untersuchungen wieder bestätigen. Dass eine entwicklung von freier wortstellung zur stabilisierung auch vom psychologischen standpunkt die einzig fruchtbare theorie ist, darf dabei nicht unbeachtet bleiben. Wundt hat in seiner Völkerpsychologie[1] der stabilisierung der wortstellungen einen besonderen abschnitt gewidmet, in dem es heisst: 'da nun bei einer solchen stabilisierung der satzordnung die assoziative einübung eine hauptrolle spielt, diese aber natürlich einer gewissen zeit bedarf, so ist von vornherein zu erwarten, dass innerhalb derjenigen sprachfamilien, die wir in längerer entwicklung verfolgen können, die älteren formen in der regel über eine freiere wortstellung verfügen werden als die jüngeren' (s. 362).

1) Bd. 1, teil 2.

HAMBURG. HANS STOLZENBURG.

Bruno Crome, Das Markuskreuz vom Göttinger Leinebusch. Ein zeugnis und ein exkurs zur deutschen heldensage. Mit einer tafel. Strassburg, Karl J. Trübner 1906. 1 m.

Der verfasser dieses büchleins besitzt ein bedeutendes kombinationstalent, aber ein geringes mass von selbstkritik und von philologischer methode. So kommt

es, dass der leser wiederholt sich über die scharfsinnigen einfälle wundert, aber nirgends durch die beweisführung überzeugt wird.

Auf einem steinkreuz, dessen jahreszahl (durch absprengung) unsicher ist — aus zwei zuerst von dem verfasser angenommenen möglichkeiten wählt er die, dass 1260 die richtige zahl sei —, steht eine zirka 20 buchstaben umfassende inschrift. Zu lesen ist am anfang der name *Willehelm*, ferner ein *e*, die buchstaben *wy*, und mit wahrscheinlichkeit noch ein *e* und ein *i*. Die lückenhafte stelle wird zu *ex wylaendis* ergänzt; dass weder das *d* noch das *s* noch das *n* die zu erwartende form aufweist, wird hinwegerklärt, für die beiden zuerst genannten buchstaben mit einem argumente, das der verfasser gleich am fuss derselben seite zu widerrufen genötigt ist; von den übrigen zeichen beruhen *x* und *a* auf zum teil nicht unbedenklicher konjektur, während das *l* unsicher bleibt[1]. Aus der zeichnung lässt sich ferner ersehen, dass zwischen dem angenommenen *l* und *a* noch platz für einen buchstaben ist; also fehlt entweder ein buchstabe, oder mit dem *l* schliesst ein wort.

Der auf diese weise gewonnene inhalt der inschrift wird zum ausgangspunkt der weiteren untersuchung. Die worte sollen bedeuten: 'Wilhelm aus dem geschlechte der Wielande'. Wunderlich ist das *ae* der vorletzten silbe. Aber damit 'werden wir uns abfinden müssen' (s. 9); auf welche weise, wird nicht gesagt. Die möglichkeit, dass eine familie ihre herkunft von Wieland hergeleitet haben sollte, sowie die andere, dass ein kunstfertiger handwerker von anderen leuten Wieland genannt worden sei, wird dann s. 10 abgefertigt als eine denkbare vermutung weniger 'skeptische(r) leute . . . noch dazu in einer zeit, wo das kritische vermögen sich so gerne zu eitler spiegelfechterei verkehrt', bezw. als eine vorstellung, die zeugt für ein 'sich scheuklappen vorbinden, damit man die hier sich bergenden rätsel in ihrer wirklichkeit nicht sehe', was dann weiter noch in anderen für die heutige wissenschaft wenig schmeichelhaften worten ausgeführt wird. Und so bleibt denn s. 11 nur die möglichkeit übrig, dass das kreuz zur erinnerung an einen sagenhaften Wilhelm aus Wielands geschlecht gesetzt worden sei.

Das veranlasst einen exkurs über die Wielandsage, dem 13 seiten, d. h. nahezu ein drittel des büchleins gewidmet sind. Der versuch, aus den quellen eine ursprüngliche sagenform zu konstruieren, muss methodisch als vollständig misslungen bezeichnet werden. Die heutige forschung ist wohl so weit gekommen, dass sie weiss, dass durch addierung der quellen und auswahl nach belieben keine einsicht in die geschichte einer überlieferung gewonnen wird[2]. Die methode erklärt sich aus dem

1) Nach der beigegebenen zeichnung lässt es sich auch als ein *i* mit darauffolgendem rest eines verlorenen buchstaben deuten.

2) Auch im einzelnen ist hier vieles fehlerhaft und willkürlich. Dass *Slagfiðr* nur eine fähigkeit Wielands bedeute (s. 12), ist eine leere behauptung. Von anfang hat er mit Wieland gar nichts zu schaffen (Arkiv 23, 129 f.), und da dasselbe für seinen bruder Egill gilt, ist ein alter zusammenhang zwischen diesem und dem Egill der Þiðrekssaga sehr unsicher. S. 12 13 heisst es, die darstellung eines bogenschützen auf dem ags. runenkästchen 'gehöre' zu der Wielandsage. Im besten fall kann die frage aufgeworfen werden, ob dieser Egil genannte schütze derselbe ist, den die þS Vélents bruder nennt; dass aber ein kampf eines schützen gegen eine übermacht jemals in irgendeiner überlieferung ein teil der Wielandsage gewesen sei, wird nicht leicht zu beweisen sein, und wird auch durch die vorderseite des runenkästchens nicht bewiesen, selbst dann, wenn man die darauf befindlichen darstellungen richtig auf Wieland bezogen hat, was übrigens sehr unsicher ist. Denn auf dem kästchen stehen sehr verschiedene dinge, die weder zu Wieland noch zu Egil gehören, noch untereinander zusammenhängen. Bezeichnend aber ist die

bei liebhabern bestehenden hang, in den varianten einer überlieferung versprengte reste einer alten, nicht nur reichen, sondern auch breiten tradition zu erblicken. Im grunde hat diese ausführung für den zweck der schrift, die nicht Wieland, sondern Wilhelm zu seinem recht verhelfen soll, eine verhältnismässig geringe bedeutung; der zusammenhang mit dem folgenden besteht darin, dass auf das resultat hingesteuert wird, dass die sage von dem bogenschützen, der in der Þiðrekssaga als Wielands bruder auftritt, ein 'uralter bestand der Wielandsage' sei. Die annektierung der erzählung von Wielands jugend verhilft ferner zu dem schluss, dass Wate und Wieland von anfang an zusammengehören, und daraus wird wiederum geschlossen, dass diese von der blinden wissenschaft unserer tage für aus- und anwüchse der sage angesehenen erzählungen ihr schon angehörten, als das prinzip der alliteration noch die namengebung beherrschte. Zu diesem behuf werden auch Viðga und sogar die nur einem gedichte von der zuverlässigkeit der Rabenschlacht bekannte mutter Wates, Wâchilt, herbeigeholt. Damit ist dann der weg zu der später (s. 26) folgenden behauptung, der schütze könne unmöglich Egil geheissen haben, sein richtiger name aber sei notwendigerweise Wilhelm, und Egil sei ein beiname dieses Wilhelm, gebahnt.

So wird nun eine brücke zu der Tellsage hinübergeschlagen. Dass Wilhelm Tell mit dem Egill der Þiðrekssaga und ferner mit dem helden der ballade von William of Cloudesly, die Wadstein mit den sagen von Wieland und von Egill verglichen hat, sowie mit dem schützen auf dem deckel des angelsächsischen runenkästchens und schliesslich mit dem auf dem kreuze genannten Wilhelm identisch sei, daran zweifelt herr C. keinen augenblick, und dieser schütze wird nun dem leser vorgestellt als ein 'göttlicher held, ein helfer der menschheit', der 'von dem ausgehenden mittelalter politisch tendenziös ausgedeutet, des ursprünglich auf ihm liegenden himmlischen glanzes beraubt und in den kreis menschlicher wirklichkeiten herabgezogen' wurde (s. 34). Der name Tell soll ein spottname sein. Dass die sagenforschung die göttliche bedeutung dieses helden nicht eher erfasst hat,

leichtigkeit, mit der s. 16 über die schwer verständlichen darstellungen geurteilt wird. - S. 16, 17 geht der verfasser in seiner darstellung der sage sehr willkürlich von der þS auf die Vólkv. über und umgekehrt; ähnlich s. 20. — Ganz haltlos ist die wunderlicherweise von Heusler gutgeheissene verdrehung der erzählung von dem einen ring, der aus 700 anderen allein fortgenommen wird; die diebe sollen knechte des königs sein, die den ring 'als wahrzeichen' mitnehmen, und dem dichter des Vólkv. wird eine fälschung der überlieferung zur last gelegt, die den zweck haben soll, vorzeitig einen erst später in der erzählung auftretenden flugring zu erwähnen. Aber dass der fortgenommene ring ein flugring ist, sagt der dichter gar nicht; er hat das als allbekannt vorausgesetzt, während die heutige forschung, der die voraussetzungen des dichters nicht bekannt sind, das erst aus dem zusammenhang des ganzen hat schliessen müssen. Über die bedeutung der durchschneidung der sehnen (s. 19) ist Arkiv 23. 139 zu vergleichen. – Dass der schlaftrank, den Vólundr der Boðvild kredenzt, ein liebestrank gewesen sei (s. 21), wäre zu beweisen; dass sie nach dem, was zwischen ihr und ihm vorgefallen, sich ihm verbunden fühlt, ist etwas ganz anderes; aus der Þiðrekssaga, die 'hätte lehren sollen', 'dass hier ein auch für Wielands geschick bedeutsames tragisches moment der alten sage hervorblickt', habe auch ich das nicht gelernt. Denn dass Boðvild und Vélent vorläufig die sache dem könige verheimlichen, versteht sich auch ohne liebestrank. Der friede, der c. 79 geschlossen wird, ist natürlich eine zutat aus der zeit der genealogischen verbindung mit Viðga. — S. 23 findet sich eine berufung auf die autorität des gedichtes von Friedrich von Schwaben, die man zurzeit nicht mehr für möglich halten sollte.

liegt daran, dass sie zu ausschliesslich damit beschäftigt gewesen ist, den nationalistisch-euhemeristischen tendenzen der schweizerischen gelehrten, die Tell zu einem nationalen helden herabwürdigten, entgegenzuarbeiten, und in ihrem eifer, zu beweisen, dass die gestalt aus dem norden importiert sei, 'das kind mit dem bad ausschüttete' (s. 27 f. und passim).

Über den ursprung der Tellsage ist das letzte wort noch nicht gesprochen. Ein gewisser zusammenhang mit Wielands bruder lässt sich freilich nicht leugnen, aber im grunde haben die beiden gestalten nur das motiv von dem apfelschuss gemein, und für diese gleichheit sind eine reihe erklärungen denkbar, zwischen denen sich nicht im handumdrehen eine wahl treffen lässt. An Egils geschichte ist das motiv augenscheinlich sekundär angehängt worden, und auch bei Tell gehört es nicht zu der haupthandlung. Dass es auch ein wandermotiv sein kann, das in sagen von meisterschützen leicht aufgenommen wurde, fällt herrn C. gar nicht ein. Dass der verfasser auch schweizerische quellen in die untersuchung hineinzieht, ist zu loben, aber um ein resultat zu erzielen, müsste das weit gründlicher und methodischer geschehen, als hier geschehen ist. Wenn sich hie und da ansätze zu der auffassung des nationalen helden als eines heiligen finden, so ist der schluss gewiss nicht berechtigt, der held sei von anfang an eine heidnische gottheit, der als katholischer heiliger einen teil seiner alten göttlichkeit bewahrt habe. Ziehen wir dann in betracht, dass die einzige stütze für eine allgemeinere verbreitung dieses Wilhelmkultus das kreuz vom Leinebusch mit seiner unsicheren inschrift ist, so werden wir schliessen müssen, dass der göttliche ursprung Wilhelms, des bruders Wielands, ungeachtet der datierung auf dem kreuze *7. crastino. bti. Marci. (ewn)*. vorläufig im fabelland seine heimat hat.

Für die meinung des verfassers, dass das kreuz für einen verwandten Wielands errichtet worden sei, werden auch die darauf befindlichen bildlichen darstellungen angeführt. Hammer und zange passen zu Wieland, aber auch zu jedem beliebigen schmiede. Eine dritte figur, die ein beil darzustellen scheint, wird für einen fittig ausgegeben und soll sich auf Wielands flugmaschine beziehen. Weshalb auf einem dem Wilhelm zu ehren errichteten denkmal hammer, zange und fittig anstatt pfeil und bogen dargestellt sind, vernehmen wir nicht.

AMSTERDAM. R. C. BOER.

Hermann Reichert, Die deutschen familiennamen nach Breslauer quellen des 13. und 14. jahrhunderts. [Wort und brauch. Volkskundliche arbeiten, namens der Schlesischen gesellschaft für volkskunde in zwanglosen heften herausgegeben von Theodor Siebs und Max Hippe. 1. heft.] Breslau, M. u. H. Marcus 1908. IX, 192 s. 6,40 m.

Die Schlesische gesellschaft für volkskunde, 1894 gegründet von Friedrich Vogt, schuf zunächst in ihrer zeitschrift, den 'Mitteilungen', ein organ, das in weiten kreisen zu beobachtungen, mitteilungen und sammlungen anregen und über das geleistete rechenschaft geben sollte. Daneben begann alsbald die wissenschaftliche verarbeitung des gewonnenen materials, und so konnten bereits als weihnachtsgruss für 1900 Friedrich Vogts 'Schlesische weihnachtsspiele' erscheinen, denen sich 1903 und 1906 Paul Drechslers 'Sitte, brauch und volks-

glaube' (2 teile) anschloss, der erste versuch einer zusammenfassenden behandlung schlesischen volksglaubens und volksbrauches und ein ergebnis langjähriger sammelarbeit. Diesen drei ersten bänden von 'Schlesiens volkstümlichen überlieferungen' (herausgegeben von Theodor Siebs, verlag von B. G. Teubner) werden in den nächsten jahren weitere folgen, die sage, märchen, volkslied usw. behandeln. Daneben beginnt, von dem rührigen vorsitzenden der gesellschaft angeregt und gefördert, seit 1908 unter dem kennwort 'Wort und brauch' ein neues sammelwerk für volkskundliche einzelarbeiten in zwanglosen heften zu erscheinen, das auch untersuchungen, die nicht aus der gesellschaft hervorgehen, und arbeiten, die nicht der schlesischen volkskunde angehören, aufnahme gewähren soll. Von den vier bisher erschienenen abhandlungen bewegen sich die drei ersten noch auf rein schlesischem gebiete. Wolf von Unwerth behandelt die schlesische mundart in ihren lautverhältnissen, Jäschke gibt ein lateinisch-romanisches fremdwörterbuch der schlesischen mundart, und Reichert bearbeitet die deutschen familiennamen nach Breslauer quellen des 13. und 14. jahrhunderts.

Die neuhochdeutsche namenkunde ist ein interessantes, immer wieder zur bearbeitung anregendes gebiet, und mehr oder weniger wissenschaftlich gehaltene einzelarbeiten sind auch schon in menge vorhanden. Einen überblick über den gesamtbestand und die entwicklung aller deutschen familiennamen zu gewinnen, dazu reichen freilich die vorhandenen einzelarbeiten bei weitem nicht aus; das ist der zukunft vorbehalten. Um so dankenswerter aber ist es, wenn in gründlicher vorarbeit das material mit möglichster vollständigkeit in örtlicher und zeitlicher beschränkung gegeben wird, wie es in Reicherts arbeit geschieht. Von den früheren untersuchungen über schlesische personennamen [Hoffmann von Fallersleben, 'Breslauer namenbüchlein', 1843; Damroth, 'Die schlesisch-polnischen personennamen älterer zeit (anhang zu 'Die älteren ortsnamen Schlesiens', 1896); Ondrusch, 'Die familiennamen in Neustadt O.-S., 1894—99; Jecht, 'Beiträge zur Görlitzer namenkunde', N.-Laus. magazin bd. 68 (1892)] ist Jechts arbeit vor allem wertvoll; ihm standen ja auch die reichen archivalischen schätze der 700 jahre alten, einst gewaltigen stadt Görlitz zur verfügung, so dass seine 'Beiträge' über Görlitzer namen des 14. jahrhunderts unser wissen von den mittelhochdeutschen namen erfreulich bereichert haben. Eine erkenntnis des mittelhochdeutschen namensystems ist aber, wie auch Socin erkannte, die unumgängliche vorbedingung für unsere kenntnis der neuhochdeutschen; wie aber Socin trotz des allgemeinen titels 'Mittelhochdeutsches namenbuch' (1903) sich auf das 12. und 13. jahrhundert und auf Basel und umgebung beschränkte, so hat auch Reichert trotz des scheinbar allgemeinen titels in richtiger erkenntnis des vorläufig möglichen nur die Breslauer namen des 13. und 14. jahrhunderts behandelt.

An erster stelle stehen die taufnamen, dann werden die aus taufnamen entstandenen familiennamen besprochen; ihnen schliessen sich die an, welche von örtlichkeiten, ländern oder stämmen hergenommen sind. Unter dem kennwort 'übernamen' zusammengefasst, erscheinen dann die von allerlei eigenschaften, zufälligkeiten oder vergleichungen hergenommenen, darauf die zusammengesetzten familiennamen. Reichert legt dabei, wozu die verleitung oft nahe lag, absichtlich nicht das hauptgewicht auf die erklärung der einzelnen namen — die nur allzu oft unsicher bleibt —, sondern auf die namenbildung als system. Hier sind denn auch gewisse richtlinien gewonnen, an die weitere untersuchungen sich halten können; unter 6. (übernamen) liessen sich durch noch schärfere disposition später vielleicht

übergeordnete gesichtspunkte herstellen, die den überblick erleichtern würden. Das material ist überall mit sorgfalt und genauigkeit zusammengetragen, durch besonders charakteristische beispiele gut erläutert, durch kulturgeschichtliche hinweise, vergleichende rückblicke, parallelerscheinungen aus der neuzeit belebt und beleuchtet. Besonders anregend sind die eingestreuten statistischen zusammenstellungen, z. b. über das verschiedene verhältnis der deutschen und der fremden (biblisch-kirchlichen, slawischen, wallonischen) vornamen bei beiden geschlechtern (s. 6 und 30), über die wandelungen im bestande der verbreitetsten namen (29. 30. 36). wo durch vergleichung sich bereits eine grosse stetigkeit über weite strecken ergibt, die zusammenstellungen über die verschiebungen der frequenz in den einzelnen klassen (1. alte taufnamen, 2. ortsnamen, 3. berufsnamen, 4. übernamen) in den jahren 1287–1400 mit dem charakteristischen ergebnis, dass gegenüber der stetigen klasse 1 die namen von 2 und 4 stark schwanken, 4 allmählich überwiegt und andererseits die doppelnamigkeit begünstigt u. a. m.

Reichert hat in mühevoller arbeit seinen stoff aus teils handschriftlichen, teils gedruckt vorliegenden quellen (handwerkersatzungen, schöffen-, bürger-, signaturbüchern — Grünhagen-Wutkes regesten, Korns Breslauer urkundenbuch, Markgraf-Frenzels Breslauer stadtbuch) gewonnen. Es wäre wünschenswert, dass auch anderwärts, namentlich, wo reiche alte archivschätze zur verfügung stehen, gleich gründliche und vollständige arbeiten entständen; nur so kann, wie oben betont wurde, allmählich eine allgemeindeutsche namenkunde entstehen.

BRESLAU. K. OLBRICH.

Erich Jäschke, Lateinisch-romanisches fremdwörterbuch der schlesischen mundart. [Wort und brauch, heft 2.] Breslau 1908. XVI, 160 s. 5,60 m.

Wenn 'Schlesiens volkstümliche überlieferungen' zur mitteilung mundartlicher texte reichlich gelegenheit gegeben haben und noch geben werden, wurde für die grammatikalische und lexikalische bearbeitung der mundarten von Vogt zunächst die form von selbständigen 'beiheften' der vereinszeitschrift als am meisten geeignet gewählt. Die von Siebs und Hippe neu herausgegebene sammlung 'Wort und brauch' kann jetzt auch umfangreichere arbeiten auf diesem gebiete in ihren rahmen aufnehmen, wie bereits die abhandlungen von W. von Unwerth und E. Jäschke zeigen.

Während die versuche einer darstellung der schlesischen mundart nach ihren lautverhältnissen, ihrer grammatik, der geographischen verteilung ihrer abarten usw. seit Weinholds grundlegenden vorstudien nie völlig aufhörten, ist für die fremden bestandteile des dialekts nur wenig geschehen. Eingehender untersucht wurden bisher nur die slawischen bestandteile (vgl. 'Mitteilungen' I, 17 ff. Nehring: 'Slawische niederschläge im schlesischen deutsch'); über die lateinisch-romanischen sind so gut wie gar keine arbeiten vorhanden. Und doch sind sie in grosser zahl vertreten: der Schlesier gebraucht noch heute in vielen fällen das vielleicht schon veraltete fremdwort lieber als das entsprechende gute deutsche wort. Freilich gilt dies nicht vom Schlesier allein, sondern trotz aller sprachreinigungsbestrebungen auch vom Deutschen im allgemeinen; aus dieser unendlichen fremdwörterflut das

spezifisch echt schlesische herauszuheben, war gewiss keine leichte arbeit und erforderte einen geschulten, sicheren blick. Jäschke hat solche gemeinsamen wörter nur dann aufgenommen, wenn sie in der dialektform grössere abweichungen vom deutschen zeigten, als durch die regelmässigen lautveränderungen bedingt sind. Da dabei, wie bei den slawischen bestandteilen, die volksetymologie umformend und angleichend besonders tätig war, musste sie häufig erklärend herangezogen werden.

Auch bei der gewinnung des stoffes war grosse vorsicht geboten. Gesellschaftliche konvention und literarische tradition, ja, willkürliche selbstbildungen setzen den wert der dialektschriftsteller als quelle für solche forschungen sehr herab; mit recht zieht daher Jäschke sie erst in zweiter linie heran und stützt sich bei der feststellung eines fremdwortes, einer volkstümlichen redensart, wo es ihm möglich ist, vor allem auf ihr auftreten im noch lebenden dialekte, von dessen zahlreichen schattierungen er meistens den am leichtesten verständlichen 'kleinstädterdialekt' zur darstellung wählte; eine ganze anzahl von wörtern musste natürlich in der form d e s flachland- resp. gebirgsdialekts aufgenommen werden, in dem sie üblich sind. Einen anspruch auf vollständigkeit, sowohl bei der aufzählung der fremdwörter selbst als ihrer formen, darf man bei einer solchen arbeit nicht erheben; was aber fleissige, oft recht mühevolle arbeit leisten konnte, ist hier geschehen; was etwa noch fehlen sollte, wird gewiss unter der anregung dieser veröffentlichung bald nachgetragen werden.

Durch kirchen- und staatsterminologie, jurisprudenz und medizin sind, wie anderswo, so auch im schlesischen lateinische fremdworte in die volkssprache eingedrungen; aber auch in der bezeichnung von pflanzen, in der landwirtschaft, bei haus und kleidung usw. treten sie auf. Die französischen bestandteile sind zu verschiedenen zeiten unter dem überwiegenden einflusse dieser nation auch in die unteren schichten eingedrungen und bilden auf manchen gebieten (heerwesen, handel, verkehr, putz, kleidung usw.) einen festen bestandteil der sprache. Die italienischen lehnworte sind vielfach durch die oberdeutsch-österreichischen dialekte von süden her nach Schlesien eingewandert und konkurrieren auf manchen gebieten mit dem lateinischen und französischen; nicht wenige können ebensogut aus zwei von diesen sprachen stammen.

Die gewählte form der lexikalischen darstellung ist durchaus anzuerkennen: auf das in annähernd mundartlicher form gegebene stichwort folgt die phonetische lautform (ev. in mehreren abarten); bedeutung und anwendung wird dann an phonetisch transskribierten, selbst gehörten volkstümlichen redensarten und stellen aus schriftlichen quellen (in i h r e r schrift) gezeigt und belegt. Am schluss jedes artikels steht in einer anmerkung die (mit kluger vorsicht gehandhabte) etymologische erklärung nebst kritischen bemerkungen und verweisen auf andere dialekte. An übersichtlichkeit und praktischer brauchbarkeit kann so dieses wörterbuch vorbildlich für ähnliche arbeiten auf dem gebiete anderer dialekte sein. Einer späteren forschung wird es vorbehalten bleiben, auf grund einer genaueren kenntnis der schlesischen einzeldialekte mit ihren unterschiedsmerkmalen zu verschiedenen zeiten festzustellen, wann und in welcher gestalt das fremdwort in die mundart eintrat, ob und welchen lautwandel in der heimischen entwicklung es mitmachte, ob es vielleicht mehrmals aufgenommen wurde u. a. m.

BRESLAU. K. OLBRICH.

C. Borchling, Die niederdeutschen rechtsquellen Ostfrieslands. Bd. I: Die rechte der einzellandschaften. Aurich, A. H. F. Dunckmann. 1908. [Quellen zur geschichte Ostfrieslands. Herausgeg. vom kgl. staatsarchiv zu Aurich. Bd. 1.] CXL, 282 s. und 1 taf. 8 m.

Die nd. rechtsquellen Ostfrieslands, die sämtlich in dem jahrhundert von 1450–1550 entstanden sind, schliessen sich zeitlich und inhaltlich eng an die altfriesischen rechtsdenkmäler an und sind daher in gleicher weise für den sprachforscher wie für den rechtshistoriker wichtig. Der rechtshistoriker erkennt hier, wie nach der 1464 erfolgten gründung der reichsgrafschaft Ostfriesland die rechtsbildung allmählich von der freien volksgemeinde auf die landesherren übergeht. In den küren und landrechten treten die 'herren' an die stelle der 'lude', des freien volks. Daneben macht sich seit der wende des 15. und 16. jahrhunderts das eindringen des römischen rechts in die altheimischen rechtssatzungen in immer stärkerem masse bemerkbar.

Für den sprachforscher bieten diese nd. ostfriesischen rechtsquellen eine hauptquelle für altfriesische sprachreste im ostfriesischen niederdeutsch. Um 1450 dringt die nd. sprache in die rechtsprosa Ostfrieslands ein. Aber durch den engen zusammenhang mit den rechtsquellen in friesischer sprache, die teilweise als direkte vorlagen der nd. übersetzungen gedient haben, ist friesisches in die nd. fassungen hinübergerettet. Ausserdem gestattet die überlieferung dadurch, dass ältere und jüngere fassungen derselben rechte vorhanden sind, reiche beobachtungen zur geschichte der alten rechtstermini.

Die einleitung Borchlings gibt zunächst eine kurze historische übersicht über die einzelnen rechtsgebiete und ausführliche handschriftenbeschreibungen. Die nähere untersuchung über die verwandtschaft der quellen und ihre abhängigkeit von der friesischen vorlage ist nur für das Rüstringer recht eingehend behandelt. Für die schwierigeren Emsgauer texte gibt verfasser nur die resultate spezieller untersuchungen; die genaue quellenanalyse soll an anderer stelle veröffentlicht werden. An Emsgauer texten enthält dieser band alle dem allgemeinen ostfriesischen landrecht von 1515, dem der zweite band dieser publikation vorbehalten ist, vorausgehenden geistlichen und weltlichen rechte. Die älteste rezension, wie sie in einer hs. der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts vorliegt, zerfällt in drei abschnitte, die auf drei verschiedene friesische vorlagen zurückgehen, und zwar ist der erste teil – die grösseren allgemeinfriesischen rechtsquellen: die 17 küren und 24 landrechte mit der kurzen vorrede – aus einer nicht mehr erhaltenen friesischen vorlage geflossen. Die direkte quelle des zweiten teils, einer sammlung von kürzeren nachträgen und ergänzungen zu den allgemeinfriesischen gesetzen des ersten teils, ist die bei Richthofen. Fries. rqu. als E I bezeichnete friesische hs. des Emsgaus. Die stücke des dritten hauptteils – spezialgesetze des Emsgaus: emsiger domen von 1312, das penningschuldbok, die speziellen busstaxen und die sog. bischofssühne von 1276 – haben eine ebenfalls verloren gegangene, aber der friesischen hs. E II bei Richthofen nahe verwandte friesische hs. zur vorlage gehabt. Die fremdrechtlichen teile dieser rezension – hinter küre 3 und küre 5 und das erbrecht (s. 27–33) – sind übersetzungen aus den italienischen juristen des 14. 15. jahrhunderts. Die fussnoten des textes enthalten die nachweise zu den römischen und kanonischen quellenzitaten. Was sonst noch an Emsgauer rechten mitgeteilt ist, entstammt jüngeren hss., die zwar von der ältesten rezension ausgegangen sind, aber infolge selbständiger quellenbenutzung, erheblich von dieser

abweichen. Das seendrecht, die bestimmungen des seendgerichts, beschliesst die Emsgauer quellen.

Einfacher liegen die verhältnisse bei den nd. Rüstringer texten. Die überlieferung ist zwar jünger, dafür aber einheitlicher. Zwei rezensionen, an umfang verschieden, nicht aber nach ihren quellen, gehören beide derselben übersetzung an, die auf das alte Rüstringer asegabok, die älteren der grossen Rüstringer friesischen hss. (R I bei Richthofen), zurückgeht. Neben den allgemeinfriesischen küren, landrechten und busstaxen enthalten sie die speziellen gesetze des Rüstringer landes. Als anhang I folgen jüngere Rüstringer texte: Butjadinger küren von 1479, Wurster willküren von 1508, die jüngeren Wurster busstaxen, das Würder bussbuch von 1627. Anhang II enthält die sagenhaften stücke der Wurster hss.

Den dritten hauptabschnitt umfasst ein kurzes stück von 12 kapiteln aus dem Harlingerland und ein bruchstück eines seendrechts für Östringen und Wangerland, der einzige beitrag aus dem Jeverland.

Ein reichhaltiges lesartenverzeichnis beschliesst diesen ersten band. Ein glossar soll am schluss des zweiten bandes folgen.

TÖNNING (SCHLESWIG-HOLSTEIN). V. PAULS.

Hermann Möller, Semitisch und indogermanisch. Erster teil. Konsonanten. Kopenhagen, H. Hagerup 1907. XVI, 395 s. 16 m.

Die sprachwissenschaft stand in Europa in ihren anfängen, wie fast alle disziplinen, unter dem einflusse der biblischen urgeschichte. Gott und die ersten menschen, bis zur sprachverwirrung, sprachen hebräisch, das hebräische war die 'alma mater omnium linguarum', also müssen sich alle sprachen daraus ableiten lassen. Seit dem aufkommen der hebräischen studien in Europa suchte man, wo man überhaupt dem ursprunge der sprachen nachgieng, sie auf das hebräische zurückzuführen. Das 19. jahrhundert räumte auch hiermit auf. Kein ernster gelehrter stellte mehr das hebräische als die mutter der europäischen sprachen hin, aber es wurden noch oft genug versuche gemacht, eine verwandtschaft zwischen der neuentdeckten indoeuropäischen sprachenfamilie und den schon früher als einheit erkannten semitischen sprachen nachzuweisen. Möller strebt in dem gross angelegten werke, dessen erster band vorliegt, demselben ziele zu. Sein versuch ist gründlicher, gediegener, wissenschaftlicher als alle seine vorläufer, und doch ist auch er abzulehnen. Eine verwandtschaft zwischen den indogermanischen und semitischen sprachen ist nicht a limine abzuweisen. Von den wörtern sicherer oder möglicher entlehnung und der dehnbaren masse der onomatopöien abgesehen, zeigen beide sprachenfamilien berührungspunkte, die vielleicht zufällig zusammengetroffen sind, aber auch auf gemeinsamem ursprunge beruhen können. Dies fällt auch dem semitisten auf, und schon mancher hat sich die frage vorgelegt, ob das problem sich nicht mit sicherer methode untersuchen und nach der einen oder anderen seite hin entscheiden lasse. Aber die überzeugung drängt sich bald auf, dass die semitische sprachwissenschaft nicht soweit vorgeschritten ist, um über sie hinaus fäden nach dem arischen hin zu ziehen. Die semitische sprachwissenschaft ist weit hinter der indogermanischen zurück, und es kann nicht anders sein. Die zahl der semitisten

ist verhältnismässig gering. Durch die ununterbrochenen ausgrabungen und viele einzelfunde wird ihnen neues sprachliches material in so rascher folge und in solchem umfange zugetragen, wie auf keinem anderen linguistischen gebiete. Es vergeht fast kein monat, ohne dass neue funde, kein jahr, ohne dass umstürzende entdeckungen gemacht würden. Dabei steht man erst am anfange der ausgrabungstätigkeit. Der reichtum an neuem, so erfreulich er an sich sein mag, hemmt eine gründliche durchforschung des alten, und darunter leidet auch die sprachwissenschaft. Schon vor der trennung der uns bekannten semitischen völker war das semitische triliteral ausgebildet. Dies kann aber nur ein sekundärer zustand sein, durch eine weitgehende, straffe analogiebildung durchgeführt. Die voraussetzung für eine gesunde semitisch-indogermanische sprachvergleichung ist eine auf grund exakter forschung vom semitischen aus durchgeführte analyse der semitischen wortstämme, eine beantwortung der frage, bei welchen die triliteralität primär, bei welchen sie durch erweiterungen entstanden ist, ob und wie die afformative die älteren bestandteile beeinflusst haben, welcher zusammenhang zwischen ihnen und den flexionsaffixen bestehe. Ob es uns aber möglich sein wird, diese fragen, die in zeiten hineinreichen, die um viele jahrtausende vor jeder schriftlichen aufzeichnung liegen, mit einiger sicherheit zu beantworten, lässt sich jetzt nicht voraussehen. Manche aufklärung wird das ägyptische bringen, und wenn erst nach fertigstellung des ägyptischen thesaurus die ägyptische wortforschung eine sichere grundlage erhalten hat, wird auch auf die ältere geschichte der asiatischen semitischen sprachen ein licht fallen. Die lautliche erforschung der wurzeln muss hand in hand mit dem versuche gehen, die wortbedeutungen möglichst weit nach rückwärts zu verfolgen. Hier sind aber die voraussetzungen jetzt noch weit ungünstiger. Selbst bei innersemitischen studien hemmt die mangelhaftigkeit der lexikalischen hilfsmittel. Nur für das hebräische, d. h. das kleine buch des alten testaments, besitzen wir ein wissenschaftlichen anforderungen genügendes wörterbuch. Für das arabische, das wegen des reichtums seines wortschatzes und seiner literatur wichtigste semitische idiom, gibt es kein wörterbuch, das auch nur bescheidenen ansprüchen genügte. In keinem sind die übrigen semitischen sprachen berücksichtigt, kaum dass sich aus ihnen altes und neues sprachgut auseinanderhalten oder sich unterscheiden lässt, was aus den einheimischen lexikographen geschöpft, was der literatur entnommen ist. Man bedenke, was herauskäme, wenn jemand auf grund eines griechischen, lateinischen und deutschen wörterbuches, nicht etwa der Thesauri und des Grimm, sondern des Passow, Freund und des alten Adelung arische urwurzeln herstellen und daraufhin eine indogermanisch-finnische sprachvergleichung aufbauen wollte. Wenn der verfasser die vorhandenen hilfsmittel gewissenhaft benutzte, auch verstecktes erspähte, das für die lösung seiner frage von nutzen sein konnte, so ist es bei der weiten entfernung der semitischen linguistik von seinem eigenen arbeitsgebiete ganz besonders anzuerkennen; der objektive wert seiner arbeit gewinnt dadurch nicht. Im jahr 1875 schrieb Whitney (Leben und wachstum der sprache, übersetzt von Leskien, s. 269): 'Es kann nicht stark genug betont werden, dass es verfrüht ist über die verwandtschaft des semitischen mit irgend welcher andern sprache eine meinung auszusprechen, ehe die besonderheiten desselben wenigstens annähernd erklärt sind.' Diese warnung gilt noch jetzt.

GREIFSWALD. M. LIDZBARSKI.

Jac. van Ginnecken, Principes de linguistique psychologique, essai de synthèse. Paris, Leipzig, Amsterdam 1907 (Bd. IV der Bibliothèque de philosophie expérimentale). VIII u. 552 s. 10 m.

Auf den letzten seiten dieses umfangreichen und fleissigen werkes steht zu lesen:

'Unmöglich wäre mir die synthese gewesen, wenn ich nach der positivistischen methode, wie sie in der indogermanischen sprachvergleichung als die einzig sichere anerkannt ist, hätte arbeiten müssen. Sehr leicht wäre mir die synthese geworden, wenn ich mich blindlings auf eine rein idealistische theorie hätte werfen wollen, etwa so, wie es einst Bopp und Pott getan haben und wie es neuerdings wieder K. Vossler und B. Croce tun möchten. — Eine richtige synthese wäre ferner diese synthese niemals geworden, wenn ich mich auf den standpunkt derer gestellt hätte, die mit H. Paul an der sprache immer nur die geschichte sehen, oder derer, die als gefolgsleute der phonetiker und dialektologen sich lediglich mit aktuellen tatsachen beschäftigen. Diese sind gerade so einseitig wie jene.

Vielmehr habe ich getrachtet, mir von allen zusammen etwas anzueignen. Von den positivisten die sicherheit ihrer methode, von den idealisten den zusammenfassenden überblick, von den historisten die einsicht in entstehung und wechsel der sprache, von den phonetisten und dialektologen die einsicht in die beschaffenheit und in die kleinen einzelheiten der sprache.'

So mangelhaft und anfechtbar mir immer die zusammenstellung und charakteristik dieser 4 klassen von -isten erscheinen mag, so muss ich dennoch anerkennen, dass der verfasser mit den obigen worten sein werk in durchschlagender weise charakterisiert hat. Es ist in der tat eine auf dem wege teilweiser entlehnungen und aneignungen zustande gebrachte synthese, in wirklichkeit also keine synthese, sondern eine eklektische kompilation. Ein haltbarer grundgedanke, der das ganze beherrschte, ist, soviel ich sehe, nicht vorhanden. Der verfasser versichert uns zwar, dass er kraft eines solchen grundgedankens, kraft einer solchen 'virtus in medio' die vier genannten -isten-klassen umschlungen und bezwungen habe, und dass dieser grundgedanke der psychologische sei. — Indessen bezeugt uns ein psychologe von fach, dr. K. Bühler, auf grund einer eingehenden besprechung, dass das werk für die heutige psychologie keine sonderliche bedeutung hat, ja sogar von psychologischen irrtümern wimmelt (Zeitschr. f. psychol. und physiol. d. sinnesorgane, Leipzig 1908, I. abt. s. 274-294). Aber es wäre denkbar, dass Ginneckens psychologischer grundgedanke sich dafür um so fruchtbarer für die sprachwissenschaft erwiese.

Die sprache von ihrer entstehung beim sprecher bis zu ihrem verständnis beim hörer zu verfolgen und all die typischen vorgänge, die sich auf diesem wege abspielen können, in ein möglichst genaues begriffssystem einzugliedern, das ist in kürze der grundgedanke. Dabei wird natürlich vorausgesetzt, dass das psychologisch typische immer auch ein sprachwissenschaftliches typicum zu sein hat; denn, wäre dem nicht so, bestände zwischen den gesetzen, die der psychologe findet, und denjenigen, die der sprachforscher konstatiert, keine durchgängige kongruenz, analogie oder korrelation, so müsste entweder auf eine linguistique psychologique verzichtet werden, oder es müsste durch irgendwelche art der bearbeitung das gesamte psychologische begriffssystem in das sprachwissenschaftliche eingepasst und eingefügt werden. Diese einpassung wäre eben gerade die hauptaufgabe einer linguistique psychologique.

Eine psychologie linguistique, d. h. eine eingliederung und auflösung sprachwissenschaftlicher begriffe, wie z. b. lautwandel, flexionssystem, kasus, modus usw., in eine psychologische begriffsordnung, wie z. b. ausdrucksbewegung, assoziation, apperzeption, affekt und dergleichen, ist etwas mögliches, wünschenswertes und zum teil auch schon vollbrachtes. Es werden dabei typische vorgänge des sprachlichen lebens auf typische vorgänge des seelenlebens überhaupt zurückgeführt, und der grammatiker sowohl wie der psychologe gewinnen, jeder in seine besonderen probleme, eine vertiefte einsicht.

Welchen vorteil wir uns aber von einer linguistique psychologique zu versprechen haben, ist mir unerfindlich. Denn so gewiss es ist, dass alles sprachliche leben ausnahmslos und unterschiedslos aus dem leben der seele quillt und nur von hier aus zu begreifen ist, ebenso sicher ist es, dass entfernt nicht alles seelische leben von der sprache aus begreiflich wird. Wir kennen unterhalb sowohl wie oberhalb der sprachlichen sphäre ein reiches seelisches leben. Es ist darum für eine reihe jüngst erschienener psychologisch-sprachwissenschaftlicher arbeiten charakteristisch, dass sie eine unmasse von tatsachen, begriffen und gesetzen mit sich schleppen, die mit den interessen des sprachforschers nicht das geringste mehr zu tun haben. Sie hoffen unsere kenntnis zu vertiefen, indem sie uns in die breite führen. Wenn man von dem werke W. Wundts, das ich übrigens nicht als linguistique psychologique, sondern als psychologie linguistique ansprechen möchte, absieht, so wüsste ich nicht, was die anderen uns nennenswertes oder brauchbares gebracht hätten. In der hauptsache haben sie uns nur schutt herbeigeschleppt, den der kritiker seine liebe mühe hat, wieder auszuscheiden und wegzuschaffen. Aus dem untersprachlichen reiche kommend, erzählen sie uns von den ausdrucksbewegungen der tiere, vom herzschlag, von kongestionen und krankheiten. Aus dem übersprachlichen himmel herab werfen sie uns die ganzen logischen kategorien wieder auf das dach, nachdem wir doch längst erkannt hatten, dass die kategorien der sprache (verbum, nomen, adjektiv) weder logisch noch unlogisch, sondern eben sprachlich, d. h. alogisch sind.

So bringt denn auch, wie sich bei dieser sachlage erwarten liess, das werk Ginneckens eine flut von material, von tatsachen, beobachtungen, begriffen, begriffstabellen, begriffskombinationen, unter denen man nur mit grosser geduld und anstrengung das wenige, das neu und zugleich brauchbar ist, sich suchen muss.

In dem streben, vollständig zu sein, ist der verfasser ermüdend geworden; das streben nach neuen gesichtspunkten hat ihn oft von den spezifisch sprachwissenschaftlichen interessen abgeführt. Kurzum, der leitende grundgedanke ist nicht sprachwissenschaftlich genug, um dem psychologen, und nicht psychologisch genug, um dem sprachwissenschaftler eine wesentliche förderung zu bringen. In der hauptsache bleibt es bei einer fleissigen, emsigen, unermüdlichen sammlung und verquickung ungleichartiger dinge. Die ganze einteilung ist dogmatisch und paragraphenmässig, denn gedankenmässig konnte sie schwerlich gestaltet werden.

Das erste buch handelt von sach- und wortvorstellungen, von ihrer jeweiligen sinnlichen färbung und von den verbindungen, die sie eingehen. Das zweite handelt vom verstehen (intelligence et son adhésion). Dieses verstehen oder einwilligen in die vorstellungen der sachen und wörter ist, wie Ginnecken zu beweisen sucht, der eigentliche lebensnerv alles sprechens. Das verständnislose vorstellen und verknüpfen von vorstellungen macht noch keine sprache. Trotzdem der verfasser diese lehre erst im zweiten buche entwickelt, mutet er uns schon im ersten eine unter-

scheidung von worten und sachen zu und spricht uns von den quatre phases dans la compréhension du mot, macht also den zweiten schritt, bevor er den ersten getan hat.

Aus dem begriff des verstehens (adhésion) werden nun sämtliche wortkategorien der grammatik abgeleitet. Verstehen wir etwas als existierend, so entspricht diesem vorgang die wortklasse der substantiva oder die des präsens indikativ. Verstehen wir etwas als möglich, so pflegt sich das in adjektiven oder modal- und tempusformen, die nicht präsentisch oder indikativisch sind, darzustellen. Ist unser verstehen isoliert, einmalig, neu, absolut, so drückt es sich im zeitwort aus; ist es zusammenhängend, mehrmalig, auf etwas früheres bezogen und relativ, so kommt ein nomen zustande. Verstehen wir etwas durch rein abstrakte bezeichnung, so bedienen wir uns der klassen des hilfszeitwortes, des pronomens, der zahlwörter, der eigennamen und dergleichen; verstehen wir es in seiner anschaulichen gegenständlichkeit, so treten adjektive, substantive und zeitwörter zutage.

Wie man leicht sieht, liegt dieser subtilen spielerei ein kolossaler irrtum zugrunde: nämlich die gleichsetzung von logischem oder wissenschaftlichem und sprachlichem oder künstlerischem verstehen und der glaube, dass diese grundverschiedenen formen unserer geistigen tätigkeit auf dem boden einer alles nivellierenden psychologie sich miteinander kombinieren lassen.

Derselbe irrtum setzt sich im dritten buche fort, indem hier die psychologische kategorie des gefühles mit der grammatischen der indeklinabeln oder unflektierten worte in kausalzusammenhang gebracht wird.

Das vierte, letzte und längste buch versucht, die psychologische kategorie des willens in die grammatik hineinzuarbeiten. Automatismus und bewusster wille liegen allen dynamischen erscheinungen des sprachlichen lebens zugrunde, eine tatsache, die, richtig verstanden, gewiss von niemand bestritten wird. Aber selbst in diesem vierten buche, wo der oben gekennzeichnete grundirrtum sich hätte neutralisieren können, selbst hier verdirbt die psychologisch-spekulative barbarei des verfassers den reichen schatz von kenntnissen, tatsachen und beobachtungen, den er zusammenhäuft. Auf vier psychologische grundgesetze, die selbst von den psychologen noch als fragwürdig bezeichnet werden, führt er durch zahlreiche kombinationen hindurch sämtliche wandlungen der sprache zurück. Also auch hier liegt der wert nicht in der synthese, sondern in den einzelheiten. Solcher einzelheiten, teil- und einzelerklärungen findet man eine fülle. Das buch ist eine fundgrube instruktiver beispiele, lehrreicher kuriosa, interessanter exkurse, scharfsinniger polemik und ein staunenswertes zeugnis allseitiger sprachgeschichtlicher gelehrsamkeit. Um so mehr ist zu bedauern, dass eine so überaus tüchtige arbeitskraft sich in spekulativen spielereien vergeudet, und dass der verfasser den schatz seines gediegenen linguistischen wissens in den dienst eines hinfälligen gedankensystems gestellt hat.

WÜRZBURG. KARL VOSSLER.

Hans Gerhard Graef, Goethe über seine dichtungen. II. teil: Die dramatischen dichtungen, IV. band. (Des ganzen werkes VI. band.) Frankfurt a. M., Literarische anstalt, 1908. VIII, 711 s. 20 m.

Die hoffnung, mit der ich meine besprechung des letzten bandes schloss, scheint sich nicht im vollen umfange, oder wenigstens nicht so rasch, erfüllen zu

sollen. Der verfasser sieht sich bei dem vorliegenden bande leider zu der erklärung veranlasst, dass er infolge der übergrossen, diesem seinem geliebten schmerzenskinde gebrachten pekuniären opfer von ihm abschied nehmen und die vollendung des dritten, die lyrischen dichtungen behandelnden teiles 'wo nicht ganz aufgeben, so doch bis auf unbestimmte zeit vertagen' müsse. So sehr man das bedauert, so muss man ihm und der verlagsbuchhandlung auch dankbar sein, liegt doch mit diesem VI. bande der II. teil des werkes, der sich auf Goethes dramatische dichtungen bezieht, als ein geschlossenes ganzes vor. Nach anlage und stoffbehandlung schliesst er sich seinen vorgängern würdig an. Eine grössere menge kleinerer arbeiten und entwürfe, die er umfasst, weist deutlich auf eine anzahl lücken in der heutigen Goetheforschung hin, von denen allerdings ein gut teil wohl niemals ausgefüllt werden wird. Dass Goethe sich 1767 in Leipzig mit einem Romeostoff trug und damit das bürgerliche trauerspiel von Chr. Felix Weisse übertreffen wollte, ist bekannt. Ob er seiner arbeit aber wirklich, wie Minor (Zeitschr. für allgem. geschichte IX, 655) meint, den titel 'Der neue Romeo' geben wollte, welcher art sein plan und seine absichten waren, und ob er schon an die ausführung gegangen ist, muss dahingestellt bleiben, so sehr auch die kenntnis des Leipziger studiosus Goethe der kombination tür und tor zu öffnen scheint. Eine ansprechende vermutung, wenngleich vorläufig auch nichts weiter als eben eine solche, ist es, wenn Graef die möglichkeit hervorhebt, dass der gleichfalls schon in das jahr 1767 zurückreichende plan einer dichterischen behandlung des buches Ruth nicht ein drama, sondern ein epos zum ziel gehabt habe. Bielschowsky (I, 40) und andere bringen diese arbeit in verbindung mit jener heerschar dramatischer dichtungen nach französischem typus, denen die theaterbegeisterung des jungen Goethe in der Frankfurter zeit das leben schenkte. Möglich ist das natürlich, zwingend aber nicht. Es kann sich hier ebensogut um einen epischen plan handeln, und wer weiss, ob sich nicht noch einmal geheime fäden aufdecken lassen, die von 1767 in die mitte der 90er jahre, von Ruth nach 'Hermann und Dorothea' hinüberführen? Berichtet doch Schiller selbst, dass Goethe sich mit dem letzteren werke mehrere jahre herumgetragen habe, und leiten doch auch sonst manche brücken (vgl. unter anderem den Richter und Goethes gleichzeitige beschäftigung mit dem Mosesstoff) von 'Hermann und Dorothea' zur biblischen geschichte zurück. Interessant ist es ferner, im vorliegenden bande des Graefschen werkes im zusammenhange zu beobachten, wie sorgsam Goethe bei 'Scherz, list und rache' das komponieren seines stückes durch Christoph Kayser verfolgt, eine sorgsamkeit, die freilich durch Mozarts auftreten mit der 'Entführung aus dem serail' um den erhofften lohn kam. Dass die theaterreden von grosser bedeutung für die kenntnis von Goethes tätigkeit als theaterleiter und dramaturg sind, liegt auf der hand. Eine wichtige frage bleibt dabei aber die, ob der 'Epilog zu Schillers glocke' als eine selbständige theaterrede (Graef) oder als ein teil, und zwar als das 'einzig ausgeführte stück' von 'Schillers totenfeier' (Morris 2. aufl. I, 318 ff.) aufzufassen sei. Nicht mit unrecht führt Graef an, dass Goethe das vaterland doch nicht selbst die am schlusse der ersten fassung des 'Epilogs' sich findenden worte hätte sagen lassen können:

> O möge doch den heil'gen letzten willen
> das vaterland vernehmen und erfüllen!

Neben dem 'Tasso' und der 'Stella' sei hier noch auf einige kleinere pläne beziehungsweise dichterische vorwürfe hingewiesen. Aus dem jahre 1771 auf

den 'Sokrates'. Bekanntlich sieht ein moderner, viel gelesener und belesener schriftsteller (Chamberlain) in dem griechischen philosophen nur einen abergläubischen, von priesterinnen belehrten und von dämonen besessenen philister. Was muss dieser sagen, wenn er sieht, wie ein Goethe einerseits den lehrer des Plato mit Christus vergleicht, anderseits in ihm einen grossen menschen erblickt, den er mit 'liebenthusiasmus' an die brust drücken möchte. Das sind worte aus Goethes jünglingszeit. Wie wunderbar aber erscheint uns der dichter, wenn wir ihn dann als greis im höchsten alter mit gleichem feuer seiner augenblicklichen laune nachgeben und vor den erstaunten zuhörern (Eckermann beziehungsweise graf Kozmian und anderen) plan und gedanken zu einer 'Moses'oper oder zu einem epos 'Kasimir, der mönch' äussern hören! Für die Goetheforscher sei noch erwähnt, dass der vorliegende band das ausführliche register für die bände III–VI (dramatische werke) und eine vollständige übersicht der dramatischen dichtungen nach den jahren ihrer entstehung bringt, und verfasser und verleger sei endlich die frage vorgelegt, ob es nicht ratsam ist, sich zugunsten der beendigung ihres ganzen werkes an die Goethegesellschaft zu wenden[1].

1) Dies ist inzwischen geschehen und die fortführung des Graefschen werkes dadurch gesichert worden.

ALTONA. RUDOLF SOKOLOWSKY.

Grammatiken deutscher mundarten bd. VII: Grammatik der Nürnberger mundart von **August Gebhardt,** unter mitwirkung von **Otto Bremer.** Leipzig, Breitkopf & Härtel 1907. XVI, 392 s. 12 m.

Die besondere aufgabe, vor die sich die bearbeiter der Nürnberger mundart gestellt sahen, lag darin, dass sie es mit einem städtischen dialekt zu tun hatten. Ich hätte darum den ausdruck 'Nürnberger mundart' lieber vermieden gesehen. Denn ein stadtdialekt ist etwas anderes als eine volksmundart des platten landes. Gebhardt deutet dies mit der bemerkung an, dass in den einzelnen stadtvierteln die zahl der mundartsprecher grösser oder kleiner ist (s. 3). Als beobachtungsfeld hat er das Egidierviertel gewählt: 'hier herrscht noch der kleinbürger, der mit wenigen gesellen sein geschäft betreibt, beim abliefern seiner waren an den exporteur selbst nicht in berührung kommt mit fremden — es sind meist rotgiesser, zirkelschmiede und verwandte handwerker, die hier in betracht kommen – und abends nach des tages last und mühe unter seinesgleichen in einer kleinen, aber saubern bierstube der nachbarschaft, am sonntag aber auf einem spaziergang mit seinen angehörigen erholung sucht' (s. 5). Der sprachkreis ist also etwa dem zu vergleichen, aus dem Hans Sachs hervorgegangen ist; durch die werke dieses autors gewinnt er seine bedeutsame perspektive. Leider erfahren wir s. IX (vgl. s. 311 anm. 2), dass 'eine mehr als gelegentliche heranziehung der sprache der chroniken und der mundartanklänge bei Hans Sachs grundsätzlich ausgeschlossen war'. Wir erwarteten vergeblich von dem umfangreichen buch die entscheidenden aufschlüsse über den sprachtypus des alten Nürnberger meisters. Denn der wird als grossstädter ungefähr ebensoweit von der volksmundart der Pegnitz sich entfernt haben wie der von Gebhardt bevorzugte Grübel (vgl. s. 312 f.) und wie die heutigen klein-

bürger seiner vaterstadt. Die analyse eines modernen stadtbürgerdeutsch ist nun aber an und für sich willkommen. Gebhardt spricht von einer zwischenstufe zwischen mundart und schriftsprache (s. 8), will jedoch diese 'halbmundart der gebildeten' von dem echten nürnbergerisch strenger auseinandergehalten sehen als in den älteren darstellungen seines vorgängers Frommann (s. 34). Die 'nürnbergerische volkssprache', die sich einerseits von der gesellschaftssprache der gebildeten, andererseits vom jargon des pöbels sondern lässt, ist aber darum noch nicht ein und dasselbe wie eine 'alte mundart' (s. 9; vgl. z. b. s. 52 f. 86, 2). Im vorwort sagt uns der verfasser selbst: 'rein wird die mundart nie mehr gesprochen'. Darum hätte statt des allzu bequemen ausdrucks 'mundart' ein adäquater terminus gewählt werden sollen, durch den zugleich die ältere, dialektische literatursprache Nürnbergs gedeckt und in die erörterung einbezogen worden wäre (vgl. s. 10 und die dankenswerte übersicht s. 35 ff.). Weil die ältere sprachüberlieferung Nürnbergs nicht genügend berücksichtigt wurde, haben die sehr breit vorgetragenen vermutungen über die chronologie der lautveränderungen fast bloss den wert einer spekulation (vgl. s. 245 f.). Auffallend wenig idiotismen enthält der wortschatz, den Gebhardt vor uns ausbreitet; auch dies moment beeinträchtigt in hohem grad den 'mundartlichen' charakter der sprache (s. 141) und steigert ihren ausgeprägten mischcharakter, der auch für die phonetischen elemente immer wieder erwogen werden musste. Ich kann mich z. b. nicht davon überzeugen, dass die belege für stimmhaftes *-d-* (§§ 112, 114) oder für *-g* > *-k* (§ 121, 4; vgl. s. 133, 140, 184) beweiskräftig und die weit hergeholten argumente des bearbeiters erforderlich seien. Auch die 'ausnahmen' von dem quantitätsgesetz (§ 130 anm. 2) werden schwerlich dialektgemäss sein (vgl. § 131 anm. 1 u. ö.).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Brugmann, Karl, Das wesen der lautlichen dissimilationen. [Abhandl. der philol.-hist. klasse der kgl. sächs. gesellsch. d. wiss. XXVII. 5]. Leipzig. Teubner 1909. (II), 40 s. 1,60 m.

Busch, Wilhelm. — Volkmann, Otto Felix, Wilhelm Busch der poet. [Untersuchungen zur neueren sprach- u. lit.gesch., herausg. O. F. Walzel. N. f. V.] Leipzig, Haessel 1910. (VI), 85 s. 2 m.

Egils saga Skallagrímssonar. — Bley, A., Eigla-studien. [Université de Gand. Recueil de travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres. fasc. 39.] Gand, E. van Goethem & cie. 1910. X, 253 s. 13 fr.

Fischer, Frank, Die lehnwörter des altwestnordischen. [Palaestra LXXXV.] Berlin. Mayer & Müller 1909. X, 233 s. 6,50 m.

Goethe. — Döll, Alfred, Goethes Mitschuldigen. Mit anhang: Abdruck der ältesten handschrift. [Bausteine zur gesch. der neueren deutschen lit., herausg. von Franz Saran. III.] Halle, Niemeyer 1909. XIII, 275 s. 5 m.

— François-Poncet, André, Les Affinités électives de Goethe. Avec une préface de Henri Lichtenberger. Paris, Félix Alcan 1910. VII, 276 s. 5 fr.

Traumann, Ernst, Zu Goethes leben und werken. Berlin, Emil Felber 1909. VIII, 161 s. 2,50 m.

Heine. — Eckertz, Erich, Heine und sein witz. [Lit.hist. forschungen, herausg. von J. Schick und M. frh. von Waldberg. 26.] Berlin, Emil Felber 1908. VI, 196 s. 4 m.

Jürgensen, Wilh., Martinslieder. Untersuchung u. texte. [Wort u. brauch . . ., herausg. von Th. Siebs u. M. Hippe. VI.] Breslau, Marcus 1910. VI, 174 s. 5,60 m.

Kobilinski, Maximilian v., Alter und neuer versrhythmus. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger 1909. IV, 87 s. 2 m.

Lessing. — Schmidt, Erich, Lessing. Geschichte seines lebens und seiner schriften. 3. aufl. Berlin, Weidmann 1909. 2 bde. VIII, 734; VIII, 668 s. 20 m.

Manacorda, Guido, Germania filologica. Guida bibliografica per gli studiosi e per gli insegnanti di lingua e letteratura tedesca con circa 20 000 indicazioni. Cremona, Pietro Fezzi 1910. 280 s. 10 l.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häfte 40. Bibehållighet — bildning. Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Pehrsson) 1909. Sp. 2401 bis 2560. 1,50 kr.

Ranke, Friedr., Die deutschen volkssagen. [Deutsches sagenbuch . . ., herausg. von Friedr. v. d. Leyen. IV.] München, Beck 1910. XVII, 294 s. Geb. 3 m.

Rómverja saga (AM. 595, 4°) herausgegeben von Rudolf Meissner. [Palaestra LXXXVIII.] Berlin, Mayer & Müller 1910. IV, 330 s. 14 m.

Rübezahl. — de Wyl, Karl, Rübezahl-forschungen. Die schriften des M. Johannes Prätorius. [Wort u. brauch . . ., herausg. von Th. Siebs u. M. Hippe. V.] Breslau, Marcus 1909. VIII, 159 s. 5,60 m.

Sagen, Schlesische. I. Spuk- und gespenstersagen. Von Rich. Kühnau. [Schlesiens volkstüml. überlieferungen . . ., herausg. von Th. Siebs. III, 1.] Leipzig, Teubner 1910. XXXVIII, 618 s. 8 m.

Schiller. — Thiemann, Georg, Schiller und Goethe in den Xenien. [Münsterer dissert.] Borna-Leipzig 1909. (X), 58 s.

Stockmayer, Gertrud, Über naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. jahrhundert. [Beiträge zur kulturgesch. des mittelalters und der renaissance, herausg. von Walter Goetz. 4.] [Tübinger dissert.] Leipzig, Teubner 1910. (VI), 86 s. 2,40 m.

Weise, Oskar, Unsere mundarten, ihr werden und ihr wesen. Leipzig u. Berlin, Teubner 1910. XII, 279 s. Geb. 2,80 m.

NACHRICHTEN.

Der ordentl. professor an der universität Strassburg dr. Ernst Martin tritt am 1. april 1910 in den ruhestand. An seine stelle ist der bisherige privatdozent an der universität Bonn dr. Franz Schultz berufen worden.

Dem ordentl. professor an der universität Krakau dr. Wilh. Creizenach wurde der hofratstitel verliehen, dem ausserordentl. professor an der universität Prag dr. Ad. Hauffen titel und rang eines ord. professors.

BRAUT UND GEMAHL.

Bräutigam und braut einerseits, gemahl und gemahlin andererseits werden in der nhd. schriftsprache so unterschieden, dass jene bezeichnungen durch die verlobung, diese durch die vermählung oder trauung begründet erscheinen. Die 'magd' (junges mädchen) und der 'knecht' (junger mann) heissen nach ihrer verlobung 'braut' und 'bräutigam', und ihre vermählung wird erst durch die nachfolgende trauung vollzogen. Der moderne sprachgebrauch hängt also mit der zeremoniellen trennung und zeitlichen aufeinanderfolge von 'verlobung' und 'vermählung' zusammen: nicht durch die verlobung, sondern erst durch die trauung wird ein junger mann zum ehemann und ein mädchen zur ehefrau erhoben; denn in den neueren zeiten wird nicht durch die verlobung, sondern durch die kirchliche bezw. die ziviltrauung eine ehe geschlossen.

Nach alter deutscher sitte ist aber die ehe durch den kaufvertrag ('heirat') einer verlobung, die zugleich vermählung war, begründet worden. Die nachfolgende laientrauung hatte nur die funktion, den 'verspruch' oder den vorhergehenden heiratsvertrag zu erfüllen. Dieser ursprüngliche sachverhalt ergibt sich sofort, wenn man die in den neueren zeiten zu einer selbständigen zeremonie gewordene kirchliche trauung auf ihre wesenheit prüft und erkennt, dass sie nur dazu dient, ein verlöbnis unter gottesdienstlichen formen zu wiederholen[1].

Eines der frühesten und anschaulichsten beispiele liefert der mhd. Lohengrin.

Hier wird erst eine verlobung und danach deren wiederholung als sogenannte kirchliche trauung erwähnt. Beiden partien ist der entscheidende verlobungsterminus *verjehen* gemeinsam: *der ê man beidenthalb verjach* heisst es v. 2308 und ein andermal (v. 6811 ff.): *dem Lutringer gegeben wart keiser Heinrichs tohter.* Auf diese

1) R. Sohm, Das recht der eheschliessung s. 101 ff.

'trauung' (als hingebung) folgt das beilager. Am anderen tag, nachdem die morgengabe überreicht worden ist, lädt der glocken klang die vermählten zur kirchlichen trauung, und diese ist im text ausdrücklich als wiederholte verlobung bezeichnet (v. 6837): *der ê nu anderweide verjâhens vor des münsters tür dem bischof von Menze*[1].

Die eheleute wurden also kirchlich getraut, indem sie vor der kirchtür noch einmal ihren auf die ehe gerichteten willen bekannten. Diese kirchliche wiederholung der verlobungsformalitäten ist seit dem ausgang des mittelalters allgemeine volkssitte geworden. Auch im kanonischen recht liess man auf die *traditio prima* die *traditio secunda* folgen[2], und bis auf den heutigen tag weist die kirchliche trauung die wiederholung der verlobungsformeln auf[3]. So ist es gekommen, dass auch die alte verlobungsterminologie unserer sprache auf die neumodische trauung übergegangen ist[4]. Es gab eine reihe von synonymen wörtern für 'verloben'. Aus ihnen konnte jetzt eine auswahl für die verschiedenen akte der veränderten eheschliessungszeremonie getroffen werden. Tatsächlich hat sich der ausdruck 'vermählen', der bisher 'verloben' bedeutet hatte, bei der trauung eingebürgert. Folgerichtig ist auch bei 'gemahl' ein bedeutungswechsel eingeleitet worden. Denn seitdem dies wort bei der wiederholten verlobung, bei der trauung sich festsetzte, kam es im 15.–16. jahrhundert nicht mehr den verlobten, sondern den getrauten eheleuten zu (vgl. Luthers traubüchlein)[5]. Dies konnte um so leichter geschehen, als nicht bloss das volk, sondern auch die kirche vorerst an dem fundamentalsatz festhielt, dass die ehe durch die verlobung geschlossen werde[6]; erst im 17.–18. jahrhundert haben sich die dinge noch weiter gewandelt, als die trauung an stelle der verlobung der allein zulässige und recht-

1) Vgl. Zfda. 13, 159 f. Zeitschr. 1, 272 anm. Sohm a. a. o. s. 101 anm. 61; s. 177 anm. 53.

2) Sohm s. 149, vgl. s. 159 ff.

3) Sohm s. 104. 105 anm. 70; 'es waren während des ganzen mittelalters nur verlobungsformen, welche in die kirchliche trauungshandlung aufnahme gefunden hatten' s. 179 (vgl. s. 216. 217 ff.). Aus dem *mähelring* (d. h. verlobungsring) ist ein trauring geworden, weil er nicht mehr bloss beim verlöbnis, sondern nochmals bei der trauung gegeben wurde.

4) Sohm s. 104 f.; in Deutschland gehört dieser vorgang der zweiten hälfte des mittelalters an (s. 166. 185).

5) Sohm s. 170. Braune, Beitr. 32, 33.

6) Sohm s. 197; 'vermählt': 'verlobt': 'getraut' traten in freien wechsel s. 213 (vgl. Braune, Beitr. 32, 32 anm. 2); eine 'verlobung' wird noch im 16. jahrhundert eine 'vermählung' und ebenso die 'braut' ein ehelich 'gemahl' genannt (s. 198).

lich unentbehrliche bestandteil der eheschliessung geworden ist[1]. Bedeutete fortan 'gemahlin' nicht bloss die vermählte (bezw. verlobte), sondern die getraute ehefrau, so fehlte im deutschen sprachgebrauch eine sonderbezeichnung der verlobten frau. Hiefür ist in Ostmitteldeutschland als neuerer ersatz der name 'braut' aufgekommen[2].

Will man von diesen neuerungen absehen und die ältere bedeutung von 'braut' und 'gemahl' ergründen, so dürfen diese ausdrücke keinesfalls in die seit dem 13. jahrhundert in stärkere aufnahme gekommene trauung (vermählung) eingestellt werden. Sie könnten eventuell höchstens auf die altdeutsche verlobung bezogen werden, und es ist in der tat sowohl ahd. *brût* als ahd. *gemalda* für die verlobte belegbar[3]. Auch ist niemals bestritten worden, dass seit ältester zeit 'gemahl' ein epitheton der verlobten gewesen ist. Während man aber früher das wort 'braut' ebenfalls durch 'verlobte' wiedergegeben hat, ist neuerdings von W. Braune mit erfolg erwiesen worden, dass man sich dabei im irrtum befand, dass für 'braut' die bedeutung 'verlobte' vollständig ausgeschaltet werden muss. Wenn Braune sagte, es müsse der begriff 'verlobte, versprochene' von dem wort *brût* in allen älteren germanischen sprachen vollständig ferngehalten werden, so fügte er positiv hinzu, als wesentliches moment habe vielmehr bei diesem ausdruck der vollzug der ehe zu gelten[4]. Es lag ihm zwar fern, das wort 'braut' in die trauungszeremonie einzuschalten, er empfahl vielmehr als kennzeichen der braut die am abend des hochzeitstags beginnende geschlechtliche aktivität, hielt es aber doch für den neuhochdeutschen sprachgebrauch charakteristisch, dass die bezeichnung 'braut' von der am hochzeitstag jung vermählten auf eben diesen hochzeitstag als den letzten tag ihres jungfräulichen standes ausgedehnt worden sei[5]. Braune spricht in diesem zusammenhang davon, 'dass der hochzeitstag nur durch eine art vorausnahme schon zum zustand des neuvermähltseins hinzugezogen wird'. Jedoch nach altem deutschen recht ist die braut schon durch die eidliche bekräftigung des verlöbnisvertrags vermählt und hat seit alters ihren hoch-

1) Doch ist der unterschied zwischen katholischer und protestantischer auffassung in den konfessionell gemischten deutschen landschaften nicht zu übersehen (Sohm s. 272 f. u. ö.); bei den protestanten ist die alte deutsche verlobung ganz verloren gegangen (s. 283), bis die ziviltrauung sie wieder hergestellt hat (s. 286).

2) Braune, Beitr. 32, 53 ff. 56.

3) Braune, Beitr. 32, 44 f. anm.

4) Beitr. 32, 36.

5) Beitr. 32, 45.

zeitstag als 'vermählte' gefeiert; denn dieser ausdruck hat dieselbe bedeutung wie 'verlobt'[1].

Die darlegung Braunes leidet also zum mindesten unter den von ihm gebrauchten wendungen, die den irrtum befestigen könnten, die synonyma 'verloben' und 'vermählen' auf zwei zeitlich getrennte vorgänge zu verteilen. Eine weitere unklarheit entstand dadurch, dass Braune unter 'vermählung' zwar nicht die trauung, wohl aber die hochzeitsfeierlichkeiten verstanden wissen will. Er bemerkt z. b., in der altnordischen prosa gelte *brúþr* nur von der braut während der hochzeitsfeierlichkeiten, zu denen auch schon die reise zum haus des bräutigams, wo die hochzeit gehalten wurde, proleptisch eingerechnet werde[2]. Nun ist aber diese 'reise zum hause des bräutigams' gerade eine der allerwichtigsten hochzeitsfeierlichkeiten[3] und unter dem namen heimführung oder heimholung allgemein bekannt. Neben ihr sind von hochzeitsfeierlichkeiten nur noch das hochzeitsmahl und der hochzeitstanz zu nennen. Braune fügt allerdings auch das beilager hinzu als den nach seinem urteil letzten und entscheidenden akt der hochzeitsfeier. Er meint, erst durch das beilager werde die ehe vollzogen; er hält das beilager für den wesentlichsten moment der eheschliessung und leitet aus ihm gerade das wort 'braut' ab. Erst nach der durch das beilager vollzogenen 'vermählung' soll von haus aus die bezeichnung des mädchens als 'braut' berechtigt gewesen sein.

So gelangte Braune zu der schlussfolgerung, für 'braut' sei als zentrale bedeutung gesichert: uxor quae concumbit cum viro.

Diese these ist aus wortgeschichtlichen gründen schon von Kluge angefochten worden[4]; ich möchte sie auch sachgeschichtlich widerlegen.

Braune scheint anzunehmen

1. zur hochzeitsfeier gehöre die copula carnalis auch in dem sinne, dass sie nicht auf die 'verlobung', sondern erst auf die zeitlich davon getrennte 'vermählung' folge;

2. das auf hochzeitsmahl und hochzeitstanz folgende beilager bedeute den vollzug der ehe[5].

1) Zfda. 2, 548. Sohm s. 78. 198.

2) Beitr. 32, 49.

3) Wolfram von Eschenbach nennt schon *der brûtloufte hochgezît.*

4) Beitr. 34, 561 ff.

5) Er stellt es z. b. als ganz unzweifelhaft hin, 'dass das nord. *brud*, welches nur noch den anfangstermin der altgermanischen brautzeit, die hochzeitsfeier festhält, das hauptgebiet seines alten bedeutungsumfangs eingebüsst hat'.

Dem ersten satz steht die im deutschen volk zähe sich erhaltende lebensauffassung entgegen, dass die copula carnalis vorwurfsfrei vor dem hochzeitstag nach der verlobung schon am heiratstag eintreten könne. Diese gegeninstanz hat übrigens Braune selbst anerkannt, wenn er den bedeutungswandel, den das wort 'gemahl' erfahren hat, sachlich auch dadurch bedingt sein lässt, dass in vielen fällen der 'vollzug der ehe' unmittelbar auf die verlobung gefolgt sei[1], also ein brautstand entfiel. Verhält es sich so, dann durfte das entscheidende kennzeichen der braut nicht auf den hochzeitstag datiert werden, weil in vielen fällen nichts im wege stünde[2], dass die 'braut' bereits als solche, und zwar nicht als 'jung vermählte' (Beitr. 32, 52), sondern als verlobte lagergenossin, in die öffentlichen feierlichkeiten des hochzeitstags einträte. Ferner brauchte Braune keine schwierigkeiten darin zu sehen, 'dass der hochzeitstag nur durch eine art vorausnahme schon zum zustand des neuvermähltseins hinzugezogen wird', würde es sich doch unter jener volkstümlichen datierung der copula carnalis von selbst verstehen, dass das hochzeitsfest in dem sexualbegriff 'braut' enthalten wäre[3].

Gegen den zweiten satz kann ich mich kurzerhand auf Sohm berufen. Dieser scharfsinnige historiker hat mit der in der älteren rechtsliteratur herrschenden und auch noch die ausführungen Braunes beherrschenden lehre aufgeräumt. Früher glaubte man in der tat, in dem auf die vermählung oder die trauung folgenden beilager die eheschliessung des deutschen rechts gefunden zu haben[4]. Mit dem feierlichen, als beilager bezeichneten akte wird aber nicht die ehe geschlossen; mit ihm beginnt vielmehr das genossenschaftsverhältnis und die standes- und lebensgemeinschaft der eheleute. Nachdem die eheliche verbindung durch verlobung und hingabe (trauung) in vollem sinn tatsächlich geworden ist, tritt mit dem rechtssymbolischen beilager das

1) Beitr. 32, 33 f.; vgl. insbesondere Sohm s. 233 f. Weinhold, Deutsche frauen 1², 347. 'Mit dem heiratstag beginnt gewissermassen die ehe; wenigstens findet man, sobald er vorüber, das leben der brautleute auf ehelichem fusse nicht mehr anstössig'. Birlinger, Aus Schwaben 2, 271. — Über den mhd. Lohengrin ist bereits s. 129 f. gehandelt.

2) Braune hebt ausserdem hervor, dass zwar das wort *braut* sich in allen lebenden neugermanischen schriftsprachen nur auf das legitime verhältnis beziehe, dass aber diese beschränkung in dem älteren sprachgebrauch nicht vorliege (vgl. Beitr. 32, 47 f. 51 f.).

3) Beitr. 32, 45. 52.

4) Sohm, Das recht der eheschliessung s. 88 ff. 233 ff. 264 ff.

eheliche, d. h. das genossenschaftliche güterrecht in kraft[1]. Die jung vermählte frau ist also bereits ehefrau, bevor sie das lager des eheherrn teilt; durch das beilager wird sie seine ehegenossin. Für die bettgenossin kommt übrigens der ausdruck *braut* auch deswegen nicht in frage, weil wir dafür eine treffende bezeichnung in dem wortpaar *gatte – gattin* besitzen, das in seiner westgermanischen form (ags. *ȝeȝado*, and. *gigado*, ahd. *gegato*) zwar im allgemeinen nur irgendwelche 'genossen', aber gewisslich auch die ehegenossen bezeichnete (vgl. schon got. *gadiliggs*, ags. *ȝædelinȝ*, and. *gaduling*, ahd. *gatuling* verwandter)[2].

Die erörterung Braunes führt uns, von welcher seite wir sie kritisch beleuchten, zu dem ergebnis, dass auf grund der von ihm erwähnten beziehungen die 'braut' der altgermanischen verlobungsterminologie angehören müsste. Dem steht nun, wie gerade Braune mit voll überzeugenden gründen bewiesen hat, der tatsächliche sprachgebrauch konträr gegenüber. Aus dieser antinomie gibt es nur einen ausweg: Braunes argumentation muss an irgend einer stelle unrichtig sein. Sie fordert demnach zu einem erneuten versuch heraus, dem worte 'braut' seinen platz in dem ritual der altgermanischen eheschliessung anzuweisen und dadurch seine grundbedeutung anders zu bestimmen.

Eine eheliche, d. h. legitime verlobung spielte sich ehemals unter unserem volk in vier akten ab. Der zeremoniell gebundene hergang wurde durch eine sippenversammlung eingeleitet; diese beriet über den kaufvertrag (heiratsvertrag), dessen erfüllung durch ein handgeld in rechtsverbindlicher wettform sichergestellt werden musste (vgl. got. *gawadjon*); den abschluss der verhandlung bildete die rechtssymbolische bekräftigung ihres ergebnisses durch handschlag einerseits und gemeinschaftstrunk andererseits. Mit dem handschlag als der alten deutschen schwurgebärde ist eine neu zu begründende eheliche lebensgemeinschaft zwischen den angehörigen zweier sippen eidlich gelobt oder beschworen worden. Erst der feierliche gemein-

1) Sohm s. 96. 97. v. Amira in Pauls Grundr. 3², 109 ('auf bettes zeugung gründet sich alles erbrecht'). Der von Braune für die braut verwertete terminus 'bettgenossin' gewinnt dadurch einen ganz neuen sinn; vgl. *dat wif is ok des mannes genotinne tohant alse sie in sin bedde trit* (Sachsenspiegel 3, 45, 3). Auch nach dem kanonischen recht hat das beilager nicht die bedeutung des ehevollzugs (Sohm s. 114 f.), sondern macht die ehe unauflöslich (s. 142. 152 f. 239 f.). Aus analogem gedankengang wird man and. *sinhiun* (ehegatten) ableiten müssen.

2) Es ist schliesslich noch an ahd. *gimahhidi* > nhd. *gemächte* (ehegatten) zu erinnern.

schaftstrunk bildet die volkstümliche ausdrucksform dessen, was wir die eigentliche verlobung nennen, denn durch gemeinschaftliches essen und trinken wird der wille zur lebensgemeinschaft zum erstenmal rituell betätigt; kraft dieser symbolischen handlung verloben sich die ledigen leute, der knecht und die magd[1].

Zu geschlossener anschaulichkeit sind die als ein feierliches gelübde bezeichneten verlobungszeremonien von Neocorus gebracht worden. Er berichtet[2]: *Up erlangeter unde bescheidener tidt holden unde schicken sick beide parte thom gelöffte*

1. *bidden ehre frunde unde andere gude luede, so se gerne darbi hebben*[3], *erschinen am benömeden orde, itt si in einem huse edder, wo nun an etlichen orden am meisten gebrucklich, in der kercken.*

2. *nha erorteringe aller vorlopener hendele bereden se sick verner der uthredinge, brudtwagen, brudtschatt, medegiffte unde wat demsulven bifellig, wo it up vormotlichen dodtfall beides deles schole geholden werden.*

3. *wan solches vorgeliket unnd bigelecht, danket mit fruntliker ehr unnd handbeding de brudegam unnd sin bistand der brut frunde unde affgeferdigede, unnd beide dehel vorrögen sick gemeinichlik thosamen in eines werdes hus, dar de vordrach in de kercken gescheen; is averst solches in einem huse thogegaen, bliven se dar.*

4. *Unnd geit denn de lövede-beker . . . wertt desulve einem iedern anwesenden dorch einander volgeschenket unde mot ein ieder demgeliken ehn gar up den bodden leddigen. It wahret averst de brudegam den beker gar genow . . . de ohrsake averst, warumme de brudegam den beker so genowe achtet unde vorwharet, is . . . dat he densulven der brut up den avent mit einem stattlichen ehren-penning, an dem orde, dar se is, bringe unnd thodrinke*[4]. *Is averst de brut in demsulven*

1) Über das genossenschaftssymbol der speisegemeinschaft vgl. Wörter und sachen, herausg. von Meringer 2, 20 ff. Bewirtung durch bier und brot stellt symbolisch die gegenseitig geschlossene freundschaft dar (Beiträge zur deutsch-böhmischen volkskunde 6, 138); das hauptbeispiel ist der in Hessen und Thüringen übliche 'weinkauf' bei der verlobung.

2) Chronik des landes Ditmarschen, herausg. von Dahlmann 1, 106 f.

3) Vgl. aus den Prager Statuten bei Rössler, Deutsche rechtsdenkmäler aus Böhmen 1, 49: *zum ersten, wen daz ist, daz ain man ain jungfrawen oder wittewen nemen wil, so schol er und sie von paiden tailen ir frund bitten oder ander piderb gesessen leute zu heirezleuten und daz sint recht heirezleute, vor den daz gelüb geschicht* (Friedberg, Das recht der eheschliessung s. 25 anm.).

4) Vgl. das Kölner verlobungsformular (14. jahrh.), Zfda. 7, 553 f.: *dan sal de brutgem der brut schenken asse eime kopp ind der brutgem sal irst drinken*

huse, dar dat gelöffte geschicht, kumbt de nun allererst thom vorschine int gelach . . . entfenget den beker . . . wen nun solche dinge vorrichtet, wert upgedecket unnd up der brut unde brudegammes unkosten wolgeteret, offt . . . wo de Ditmerschen singen: de leve nacht beth an den lichten morgen.

In diesem bericht ist fast alles – nur nicht die bezeichnung der verlobten als *brudegam* und *brut,* sowie das der braut statt ihrem vormund eingehändigte handgeld (*ehrenpenning*) – hoch altertümlich. Die verlobung vollzieht sich noch nicht zwischen bräutigam und braut, sondern zwischen den beiden sippen. Von ihnen wird die erfüllung des gelöbnisses (kaufvertrags) durch handreichung (handschlag)[1] festgemacht. Dies handgelöbnis ist aber nur eine abbreviatur des älteren eidschwurs. Ursprünglich war die formelle vereidigung der beiden sippen oder ihrer bevollmächtigten vertreter erforderlich gewesen. Noch im Nibelungenlied und in der Gudrun ist dieser verlobungsakt vortrefflich überliefert. Es heisst im Nibelungenlied str. 1681:

> *man besciet der iuncfrouwen bürge unde lant.*
> *des sichert da mit e i d e n des edelen küneges hant*
> *und ouch der herre Gernot*

und Gudrun str. 665:

> *do vestente man die schœnen dem recken an der stunt*

ferner str. 1043:

> *Ir wizzet wol her Hartmuot . . .*
> *daz man mich bevestent einem künege hat*
> *mit vil stæten e i d e n zeim elichen wibe*

und str. 1245:

> *do sprach der vürste Herwic . . .*
> *diu maget was min wip*
> *si was mir bevestent mit e i d e n also stæten*[2].

Nach solchen schwurzeremonien heisst das mädchen anord. *festarmey*[3]; es ist damit dem jungen mann eidlich versprochen oder zu-

ind der brut dar na schenken. Weiteres bei W e i n h o l d, Deutsche frauen 1², 382 ff.; F r i e d b e r g, Recht der eheschliessung s. 62 f. (Roman de Perreforest); 42 (engl. *to drink to each other*). Auch in Tirol und andernorts 'trinkt sich das paar einig', H o c h z e i t s b u c h s. 119.

1) Da der verspruch durch handschlag, den der brautvater dem bräutigam noch in manchen dörfern erteilt, bekräftigt wird, so heisst er auch 'handstreich' wie in Tirol 'handschlag' (E. H. M e y e r, Badisches volksleben s. 257).

2) Vgl. S o h m s. 35 f. 46 ff. (handfeste).

3) B r a u n e, Beitr. 32, 31 f. 32 anm. 2; vgl. den schwäbischen 'festwein' am

geschworen und erhält darum im altertum das altnd. (und afries.) epitheton *anthêti*[1]. Also nicht der knecht und die magd verlobten sich durch eidliche vereinbarung, sondern die magd wurde dem knecht von ihrem mundwalt gelobt und versprochen, durch ein feierliches gelübde mit mund und hand zugesagt (*do swuor man im ze wibe* Nibel. 1680 A).

Durch den eid wurde der junge ehemann mit der brautsippe verschwägert oder in die sippe der braut aufgenommen. Er heisst darum eidam. Sehr treffend kommt dieser zusammenhang noch im Tristan des Heinrich von Freiberg zutage. Bei der verlobung der Isot sagt der herzog Jovelin zu Tristan (v. 496 ff.):

'nu sult ir . . . mir wilkome sin
sun und lieber eidem min.
iuch sol wesen undertan
lant und liute und swaz ich han.'
waz sol ich lange hie von sagen?
daz heilictuom wart dar getragen
und wart Tristande vür gehabet
und wart im der eit gestabet.
nu swuor ouch her Tristan,
daz er wolte Isoten han
und nemen sinem libe
zu eime elichen wibe.

Als wertvollen beleg für die herbeiführung einer 'künstlichen' verwandtschaft im rechtsgebiet der Westgermanen hat schon M. Pappenheim das wort eidam angezogen, denn es deutet auf die durch einen eidschwur vermittelte aufnahme des verlobten mannes in die sippe der haustochter hin (engl. *son-in-law*)[2]. 'Eidam' ist nicht der name für den tochtermann, sondern für den an sohnesstatt angenommenen 'schwiegersohn'. Der formalismus der verlobung enthüllt sich uns von dieser seite her als ein adoptionsritus[3].

heiratstag bei Birlinger, Aus Schwaben 2, 294. Fischer, Schwäb. wörterbuch 2, 1444 f.

1) Braune, Beitr. 32, 32. Verf. Wörter und sachen 2, 25 vgl. ahd. *antheizit:* uouitur Ahd. gl. 4, 24, 20.

2) Zeitschr. d. Savignystiftung für rechtsgeschichte, germanistische abteilung 29, 312.

3) Unter den bekannten adoptionsgebräuchen kommt für den eidam die einhüllung des zu adoptierenden in das gewand des adoptierenden für Deutschland in betracht (Pappenheim a. a. o. s. 318 f.), denn hier ist es allgemein verbreitete

Wie nun der verlobte mann durch eidschwur in die sippe des umworbenen mädchens aufgenommen und durch die anknüpfung künstlicher verwandtschaftsbande als schwiegersohn adoptiert wurde, so war für die verlobte frau, die in die sippe ihres mannes einheiratete, ebenfalls die adoption erforderlich. Ihren sprachlichen ausdruck fand die vollzogene adoption der ehefrau von seiten der schwiegereltern durch das wort 'braut': *braut* ist das suppletive femininum zu *eidam*[1]. Diese behauptung soll im einzelnen begründet werden.

Wie die eltern des mädchens, so mussten auch die eltern des burschen auf künstliche herstellung eines kindschaftsverhältnisses bedacht sein. Das verfahren, durch das es zustande kam, ist aber nicht von vornherein so deutlich wie die adoption des eidams. Die betreffenden hochzeitsgebräuche sind von philologischer seite zwar wiederholt berührt, aber noch ganz ungenügend erläutert worden.

Wir haben gesehen, dass bei einer eheschliessung als erste instanz die sippenversammlung (s. 134) aufgeboten ward[2]. Diese heisst in der Lex Wisigotorum *placitum* (3, 1, 4). Das altdeutsche wort dafür ist *mahal*. Davon sind 'gemahl' und 'vermählen' abgeleitet[3]. In diesen wörtern kommt die für die sich verlobenden entscheidende funktion der sippenversammlung oder, wie wir auch sagen können, der geschlechtsvormundschaft zum ausdruck. 'Gemahl' und 'vermählen' beziehen sich also auf eine durch die geschlechtsvormundschaft in der sippenversammlung nach förmlicher beratung vollzogene verlobung. J. Grimm und andere (vgl. DWb. s. v. gemahl) hatten dafür gehalten, 'mahl' sei auch in diesem fall als 'gerichtsversammlung' zu interpretieren; aber dafür ist, wie Sohm

sitte, dass die verlobte ihrem bräutigam ein hemd schenkt. Man wird gerne der vermutung raum geben, dass angesichts der unselbständigen rolle, die das mädchen beim verlobungsgeschäft spielte, ursprünglich ihr mundwalt es war, der den verlobten in sein 'hemd' hüllte.

1) Wie im ledigen stande *magd* zu *knecht*.

2) *intersunt parentes et propinqui* Tacitus. Germania c. 18 (vgl. c. 22 *de iungendis affinitatibus*). *Si quis filiam alienam ad coniugium quaesierit praesentibus suis et puellae parentibus* Lex Salica 70; vgl. R. Köstler, Muntgewalt und ehebewilligung. Zeitschr. d. Savignystiftung, germ. abteil., 29, 96. 130 ff. R. Schröder, Geschichte des ehelichen güterrechts in Deutschland 1, 3 ff. u. a.

3) ahd. *mahal:* concio, pactio, foedus nuptiarum (Ahd. gl. 2, 147, 30); *mahalon:* causas agere; *gimahalta:* pacta, desponsata; *gemahala:* sponsa; *gemahelo:* sponsus; *mahalscaz:* arrha (handgeld, verlobungsring); *maheltac:* dies sponsionis. Vgl. dän. *giftermaal* (verabredung über die hingabe eines mädchens: *borttinge en pige*).

s. 62 f. mit recht eingewendet hat, nicht der geringste beleg beizubringen, denn 'wohl werden zeugen und verwandte, aber niemals wird das gericht zur trauung oder verlobung zugezogen'. Auch ist es nicht angängig, im altgermanischen sprachgebrauch **maþla* und **maþlian* auf gerichtsverhandlungen einzuschränken; wie **maþlian* in den altgermanischen sprachen einfach 'reden' bedeutet[1], so kommt auch dem grundwort eine weitere bedeutung zu (vgl. ags. *mæðel*): es mag überhaupt für versammlungen gebraucht worden sein, in denen über gemeinsame angelegenheiten verhandelt wurde[2].

Der ausdruck 'gemahl' stammt also aus einer zeit, da die eheschliessung noch nicht sache der einzelnen, sondern der sippe bezw. der geschlechtsvormundschaft gewesen ist. Nun hat sich aber bekanntlich die sippenverfassung im lauf des deutschen mittelalters aufgelöst. Die folge war, dass die jungen leute sich aus der geschlechtsvormundschaft befreiten und dass demgemäss eine vollständige neuordnung der verlobungsformalitäten platzgriff. Der bräutigam konnte sich in den neueren zeiten ohne vermittlung der sippe verloben und das von ihm umworbene mädchen, das bisher nur objekt des verlobungsvertrags gewesen war, konnte nun ihre verlobung auch als persönliche angelegenheit betreiben. Die jungen leute waren nunmehr für sich selbst verlobungsfähig. Der wichtigste ausdruck für diese veränderte situation ist die sitte, dass jetzt nicht mehr der vormund, sondern das mädchen von ihrem verlobten das handgeld empfängt[3]. Auch der eidschwur, den die im ring stehenden sippegenossen auf die erfüllung des ehevertrags zu leisten hatten, ist fortan zu einem persönlichen treuegelöbnis zwischen den beiden ledigen personen geworden.

Nach dieser veränderten rechtsordnung des deutschen mittelalters gehörte zum tatbestand einer verlobung vor allen dingen die willenserklärung der jungen eheleute. Im übrigen ist nach volkstümlicher weise der herkömmliche formalismus einer verlobung vielfach bestehen

1) 'gemahl' ist *confabulatus*, Wörter und sachen 2, 25; die verlobten wurden durch die sippenvertreter 'zusammengesprochen'.

2) Vgl. colloquium ubi familiares pactiones voventur: *alder ma sueslika triua louad* (Richthofen, Friesische rechtsquellen s. 20, 14 f.).

3) Gerne schon nach römischer sitte in der gestalt des eherings:

> *do bevestente si der guote chneht*
> *so was gewonlich unde recht:*
> *er gap ir sin vingerlin,*
> *daz was rechte gemahelin* (Hochzeit 226 ff.).

Vgl. Sohm s. 33 f.; 'Ist der finger beringt, ist die jungfer bedingt' (s. 55 f.).

geblieben. Die äussere form darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die heirat jetzt anders verläuft als im altertum. Mindestens ist der realkontrakt des älteren deutschen verlobungsrechts in einen formalkontrakt umgesetzt worden. Und diesen tiefgreifenden umschwung begleitet wiederum ein veränderter sprachgebrauch: 'trauen, vertrauen' traten jetzt an die stelle von 'vermählen'; der alte ausdruck für das handgeld *mahelschatz* wandelte sich zu 'treuschatz'[1], und folgerichtig ist der *mahelrinc* zum 'trauring' geworden; aus den vermählungs- bezw. verlobungsfragen wurden traufragen, denn der formalkontrakt einer mittelalterlichen verlobung ist ein treugelöbnis[2]. Diese neuere trauungsterminologie ist im grunde die terminologie der verlobung[3], aber bemerkenswerterweise beherrscht sie später nur die vor dem priester wiederholte verlobung, während die nicht auf die treue, sondern auf das gelöbnis gestellte terminologie bei der ersten, die ehe schliessenden verlobung geblieben ist. Aber die grundtatsache, dass auch die 'trauung' eine vermählung oder verlobung[4], nur eben in der wiederholung, darstellt[5], kommt sehr gut in der übertragung der wortsippe von 'vermählen' auf die trauung heraus. Seitdem die geschlechtsvormundschaft verschwunden und die entscheidende mitwirkung der sippe aus den verlobungsformalitäten ausgeschieden ist, waren die alten, aus der sippenversammlung stammenden verlobungsausdrücke 'vermählen'[6] und 'gemahl' in der gefahr, mit der zu ihnen gehörenden institution ebenso unterzugehen wie mahelschatz, mahelring u. a. Sie waren für das verlobungsgeschäft überflüssig geworden. Diese alt-

1) 'wenn die eheberedung (d. h. verlobung) zwischen den ehegemahlen geschlossen, sie einander ihre treue verheissen, auch treuschatz darauf gegeben haben' (Sohm s. 57 anm.).

2) Sohm s. 33; trauen, vertrauen = auf treue versprechen s. 213 (vgl. anord. *trúlofa*).

3) Eine interessante stelle findet sich schon im Passional (ed. Köpke) 119, 6 ff.: '*du salt vertruwen dich darobe mit Agneten der guten . . . und sie zu einer brut uzlesen, die ouch dir nutze mac gesin.' ein harte richez vingerlin gab er do dem guten man . . . daz solt er Agneten geben. der gute man so hin beneben in sante Agneten closter trat. da was ir bilde an einer stat gemalet richlichen genuc. daz vingerlin er hin truc und bot ez der iuncvrouwen. ein wunder liez sich schouwen an dem bilde sanzuhant. einen vinger von der hant ez gegen im do reckte, daz vingerlin er steckte im an den vinger . . .*

4) Im 16. jahrh. wird 'trauen' für 'verloben' gesetzt (vgl. die belege bei Sohm s. 213).

5) Vgl. z. b. Sohm s. 217 ff.

6) Noch im 16. jahrh. wird es im sinne von 'verloben' gebraucht (Sohm s. 198).

modischen bezeichnungen sind uns nur dadurch erhalten geblieben, dass sie mit der wiederholten verlobung in verbindung traten. Seitdem gebrauchen wir nicht mehr 'verloben' und 'vermählen', sondern 'trauen' und 'vermählen' als synonyma[1], und seitdem ist das epitheton 'gemahl' den getrauten personen vorbehalten. Im sinn von 'verlobte' ist das wort 'gemahl' vollständig durch 'braut' ersetzt worden.

Zum unterschied von 'gemahl' gehörte das wort 'braut' von haus aus nicht zur terminologie der verlobung, sondern, wie J. Grimm meines erachtens richtig gesagt hat, zur heimführung (s. DWb. 2, 331).

Schon in der alten benennung dieser hochzeitszeremonie treffen wir das wort *brut* an seinem richtigen platz; vgl. ahd. *brutleiti,* mhd. *brutleite* und noch altertümlicher mhd. *brutlouft,* ahd. *bruthlauft,* mnd. *brutloft,* fries. *brölep,* ags. *brýdhlop,* anord. *brúþhlaup.* Dieser uralte ausdruck führt uns in den für die grundbedeutung der 'braut' entscheidenden zusammenhang[2]. Bis zum brautlauf war das verlobte mädchen des ledigen mannes 'gemahl (*sponsa*)', durch die heimführung wurde sie seine 'braut (*uxor*)'[3].

Die durch die verlobung vertragsmässig geschlossene ehe wird durch die heimführung vollzogen. Im stand der verlobung war die ehe ein rechtsverhältnis, nun wird sie ein tatverhältnis[4]. Dazu kommt es erstens dadurch, dass das verlobte mädchen aus dem haus ihrer eltern scheidet, nachdem sie ihrem verlobten oder dessen stellvertreter übergeben und anvertraut worden ist (sog. altgermanische 'trauung'); zweitens dadurch, dass sie, in das haus ihres verlobten zeremoniell eingeführt, mit ihm die eheliche lebensgemeinschaft beginnt.

Der heiratsvertrag forderte seine erfüllung, wenn er nicht gelöst wurde. Zu dem zweck seiner erfüllung musste das verlobte mädchen nicht bloss in die munt ihres neuen eheherrn übergeben, sondern sie musste auch in seine hausgenossenschaft aufgenommen und mit seiner familie verschwägert werden. Die erfüllung des verlobungsvertrags

1) *der geist wirt gotes eigen . . . aber in geistlicher vrouden wirt er getruwet und gemâlet* (Mystiker 1, 23, 13).

2) Kluge, Beitr. 34, 562 f.

3) Vgl. brautführer; dazu *ein frowethe wart tho unter in sam sie eine brut scolten fuoren* (Rolandslied 7746 f.). *einen boten . . . sande er . . . fur die brout junge . . . daz si zæme sinem liute vil wol zuo einer broute . . . do chomen mit der broute heremuode loute . . . da was diu beste wirtschaft die der ie dehein man ze sinen broutlouften gewan* (Hochzeit 247 ff. 317 ff.; dazu afries. *breid hala* Beitr. 35, 306 anm.).

4) Sohm s. 91.

geschieht nach altem deutschen brauch in zwei stadien: das eine ist die trauung, das andere die heimholung.

Die altgermanische trauung beginnt mit der sogenannten 'brautauslösung'[1], sofern der bräutigam den kaufpreis für das mädchen bezahlte, wie er im heiratsvertrag vereinbart worden war[2]; darauf folgt die sogenannte 'hingabe', sofern der bisherige muntwalt das versprochene mädchen ihrem verlobten übergab[3]; den dritten akt bildet die förmliche besitzergreifung, sofern der junge ehemann das ihm anvertraute weib als ihr nunmehriger *muntboro* in seine herrschaftliche gewalt nahm[4].

Die trauung als hingabe des mädchens an den eheherrn ist aber eine übergabe zur heimholung. Erst wenn die vermählte frau in die familie des mannes eingeführt ist, beginnt die ehe als haus- und wirtschaftsgemeinschaft der frau mit ihrem 'wirte'. Nach volkstümlicher sitte sucht sich die junge frau dieser über ihre zukunft entscheidenden heimholung noch im letzten augenblick zu entziehen. Unterwegs, ehe sie ihr zukünftiges heim erreicht hat, entläuft sie dem in waffen sie geleitenden hochzeitsgefolge (*druht*)[5], wird aber eingeholt, endgiltig ihrem eheherrn ausgeliefert und in ihr hochzeitshaus eingeführt.

Um die vorgänge bei der nun folgenden aufnahme in die neue hausgemeinschaft und bei der mit ihr verbundenen verschwägerung zwischen braut und bräutigamssippe zu erkennen und das wesentliche von dem unwesentlichen beiwerk zu entlasten, müssen die rechtswirksamen symbole aufgesucht werden. Nun hat man längst gesehen, dass

1) A. John, Sitte brauch und volksglaube im deutschen Westböhmen s. 133.

2) Vgl. ags. *witumbora* (Roeder, Nachrichten der gesellsch. d. wissensch. zu Göttingen, hist.-phil. kl. 1909, 14 ff.).

3) Vgl. den schluss der schwäbischen trauformel MSD[3] 1, 320, 23 ff. Aus dem formalismus der hingabe (*traditio*) stammen die alten eheschliessungstermini wie got. *fragifts*, anord. *gift gipta*, ags. *ȝift*, mnd. *to hope geven* u. a.; nach neuerem sprachgebrauch wird das mädchen dem mann anvertraut oder angetraut (vgl. Sohm s. 69. 70. 73).

4) *de man is ok vormunde sines wiues to hant als sie ime getruwet wert* (Sachsenspiegel 3, 45, 3; Sohm s. 61). Er umhüllte sie mit seinem mantel. Rechtswirksam war aber insbesondere das symbol, dass der junge ehemann dem ihm übergebenen mädchen auf den fuss trat (Meier Helmbrecht 1507 f. Weinhold, Frauen 1², 371. Zeitschr. d. Ver. f. volksk. 4, 173 f.).

5) Dargun, Mutterrecht und raubehe s. 127 ff. Roeder a. a. o. Das ist der eigentliche brautlauf, nach dem die ganze zeremonie der heimführung benannt worden ist (Weinhold, Frauen 1², 384. 411 f. Henning, Die deutschen runendenkmäler s. 100 ff.).

ein uraltes symbol für die aufnahme der jungen fremden frau in die sippe ihres mannes uns in den brautschuhen erhalten geblieben ist, die nach weit verbreiteter sitte der verlobte zur hochzeitstracht der braut spenden muss[1]. Dieses überlebsel hat noch nicht die ihm gebührende würdigung gefunden, weil man bisher bei den hochzeitsgebräuchen zu wenig auf die im zeitalter der sippenverfassung und geschlechtsvormundschaft blühenden, später verwelkten formalitäten geachtet hat. Sie bestehen in der durch die eheschliessung geforderten verschwägerung zweier sippen. Die verschwägerung wurde in der rechtssymbolischen form der sogenannten künstlichen verwandtschaft vollzogen[2]. Insbesondere handelt es sich hierbei um eine altdeutsche geschlechtsleite. Diese darf man als den klassischen fall der künstlichen verwandtschaft bezeichnen, und gerade hierzu liefern die hochzeitsgebräuche wertvolle materialien.

Pappenheim hat im einzelnen ausgeführt, wie es auch unter den Germanen zu einer künstlichen erzeugung der verwandtschaft kommen musste. Als nachbildung natürlicher verwandtschaftsverhältnisse ist eine künstlich herbeigeführte verwandtschaft zum bedürfnis geworden, wo rechtswirkungen der verwandtschaft unter umständen sich geltend machten, bei denen die natürliche verwandtschaft aus tatsächlichen gründen versagte. Sollten jene rechtswirkungen aber doch eintreten, obwohl es an verwandtschaft fehlte, so konnte dies nur geschehen, indem unter den beteiligten die fehlende verwandtschaft hergestellt wurde. War sie künstlich geschaffen, so knüpften sich daran die gleichen rechtswirkungen, wie die natürliche verwandtschaft sie besass[3]. Die erzeugung künstlicher verwandtschaft ist zum guten teil auf ein verwandtschaftsverhältnis in der art der verschwägerung gerichtet. Diese ist aber nur ein spezialfall der adoption oder wahlkindschaft.

Da die eheschliessung in erster linie ein familienrechtlicher vorgang ist, bildet die verschwägerung oder, wie wir uns besser ausdrücken, die adoption einen ihrer hauptbestandteile[4]. Unter den

1) J. Grimm, Rechtsaltertümer 1[4], 214. E. H. Meyer, Badisches volksleben s. 259 u. a.

2) M. Pappenheim, Zeitschrift der Savignystiftung für rechtsgeschichte. germanist. abteil. 29, 304 ff.

3) Pappenheim a. a. o. s. 305.

4) 'Die trauung wurde, da der brautkauf nicht die bedeutung eines sachenkaufs besass, sondern ein familienrechtlicher akt war, als eine hingabe der braut

hochzeitsgebräuchen kehren denn auch typische adoptionsriten in verhältnismässig gut erhaltenem zustand wieder.

Bei der adoption der braut handelt es sich darum, sie als geschlechtsfremde in die sippe des bräutigams nach der sogenannten geschlechtsleite (anord. *ættleiþing*) aufzunehmen. Das symbol der durch geschlechtsleite herbeigeführten adoption ist nun aber das schuhsteigen. In Deutschland gehört zu den verbreitetsten und unverbrüchlichsten hochzeitsbräuchen, dass die braut, wenn sie die hochzeitstracht anlegt, in die vom bräutigam geschenkten schuhe steigen muss. Folglich steckt dahinter eine echte adoptionszeremonie. In der verbindung brautschuhe hat anscheinend das wort braut seine grundbedeutung bewahrt.

Vom standpunkt der bräutigamseltern aus erscheint eine verlobung als die stiftung einer wahlkindschaft; das von ihrem sohn erwählte mädchen wird ihnen als 'tochter' ins haus geführt. Damit sie die zugehörigkeit zum väterlichen geschlecht ihres mannes erlange, muss sie mit ihm verwandt gemacht, muss die wahlkindschaft legitimiert werden. Welche massnahmen hierzu getroffen wurden, zeigt uns am anschaulichsten der formalismus der altnorwegischen geschlechtsleite eines illegitim geborenen sohnes: aus der haut eines frisch geschlachteten ochsen fertigt unter beobachtung bestimmter riten der vater des zu legitimierenden einen schuh. In ihn tritt zunächst der vater selbst, dann der zu legitimierende sohn, darauf der nächste erbe, dem die entfernteren folgen. Der vater spricht dabei die einführungsformel, die auf volle gleichberechtigung des in das geschlecht geführten mit dem ehelich geborenen hinweist. Der legitimand und die gesippen, die schon vorher um ihre zustimmung angegangen worden sind, erklären wohl nur nochmals in förmlicher weise ihr ja. Ausdrücklich gesagt wird dies in den quellen nicht. Die hauptsache ist der sichtbare formalismus des schuhsteigens[1].

An einer klassischen stelle wird im König Rother (v. 2021 ff.) geschildert, wie aus dem schuhsteigen eine heirat wird[2], und ähn-

in adoption aufgefasst' (R. Schröder, Rechtsgeschichte[5] s. 71. Brunner, Rechtsgeschichte 1[2], 103. 131. M. Pappenheim a. a. o. s. 318 u. a.).

1) J. Grimm, RA. 1[4], 213. M. Pappenheim a. a. o. s. 310. A. Olrik, Nordisches geistesleben s. 15 f.

2) Die ältesten belege liefert Gregor von Tours (MGH. script. rer. Meroving. 1, 724 f. 741, 27 *cum poculis frequentibus etiam calciamenta deferret . . . dato*

liches ist ja auch aus dem volksmärchen bekannt. Weit besser hat der volksbrauch konkrete einzelheiten aus der geschlechtsleite der braut bewahrt[1]. Zwar wird uns aus dem neueren hochzeitsritual nicht mehr bekannt, dass der bräutigam oder der bräutigamsvater sich selbst entschuhte, oder dass bräutigam und braut in den gleichen schuh gestiegen wären; unsere volkssitte legt jetzt nur noch wert auf das beschuhen der braut von seiten des bräutigams, und zu dem zweck genügt es, wenn sie neue schuhe von ihm bekommt. Es ist aber von wichtigkeit, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass diese spende nicht zu den verlöbnis-, sondern zu den trauungs- bezw. heimführungszeremonien gehört[2]. Auch bedeutet der schuh nicht, wie man schon gemeint hat, das zeichen der muntschaft des mannes, in die das verlobte mädchen übertritt[3], sondern das beschuhen der braut ist das rechtswirksame symbol ihrer verschwägerung[4]. Aus dem westfälischen Süderland und dem Bergischen wurde die redensart beigebracht: 'unsere vorfahren haben einmal mit holzschuhen getauscht'; womit man ausdrücken will: wir sind weitläufig miteinander verwandt[5]. Wie dieser sprachgebrauch entstanden ist, lehrt der alte adoptionsritus, der besonders in Siebenbürgen fortbestand. In der nähe von Schässburg findet die verschwägerung statt, wenn der hochzeitszug des bräutigams die braut zur trauung abholt. Nachdem sich die eine partei rechts, die andere links aufgestellt, und nachdem man sich gegenseitig in die freundschaft aufgenommen, tritt von jeder seite eine frau vor; die des bräutigams hält in einem tuch

sponsae anulo, porregit osculum, praebet calciamentum, caelebrat sponsaliae diem festum).

1) Sartori in der Zeitschr. d. ver. f. volksk. 4, 166 ff.

2) *swan man auch hochzit hat, so sol man nieman chainen schuch geben, ez welle ein man danne siner husfrouwen zwene schuch bringen* (Birlinger, Aus Schwaben 2, 305, Augsburg).

3) E. H. Meyer, Badisches volksleben s. 259. Hier ist die zeremonie des auf-den-fuss-tretens (s. 142 anm. 4) und die bekannte mantelzeremonie (Sohm s. 66) mit dem schuhsteigen verwechselt.

4) Besonders interessant ist das statut von Geseke a. 1360: *vortmer mach de brudegam gheven dre par scho der brut und eren nesten* (Jahrb. d. ver. f. nd. sprachforsch. 1877, 127); vgl. dazu den analogen neueren beleg aus Böhmen: 'in Karlstadt erhält erst kurz vor der heimführung der braut auch der brautvater vom bräutigam seinen betrag, der immer in einem paar stiefel besteht, während alle schwägerinnen und die schwiegermutter ein geldstück empfangen' (Zeitschr. d. ver. f. volksk. 4, 168).

5) Jahrb. d. ver. f. nd. sprachforsch. 1877, 127.

ein paar neue schuhe verdeckt, während die frau der brautpartei für den bräutigam ein hemd[1] und eine schürze verhüllt darbringt. Beide bieten nun tauschhandel an, wobei jene nicht ermangelt, ihre schönen schwarzen rosse (die schuhe), diese dagegen die weissen (hemd und schürze) anzupreisen. Der bräutigam geht im neuen hemde wie die braut in den neuen schuhen zum altar[2].

Von dem adoptionsritus des schuhsteigens her wird auch die weit verbreitete hochzeitssitte des schuhstehlens[3] aufgehellt. Das bemerkenswerte dabei ist, dass der gestohlene schuh für die braut den höchsten wert besitzt und sie ihn, wie teuer sein preis auch gesteigert werden möge, notwendigerweise einlösen muss. Denn der schuh ist das symbol ihres neuen standes[4]. Gelingt es den ledigen burschen, der braut den schuh wegzunehmen, so ist sie aus der sippe ihres bräutigams gelöst. Jetzt ist es ja nur noch ein hochzeitliches spiel, dem aber von haus aus die rechtswirkung so wenig gefehlt haben kann wie der mit dem schuhstehlen ganz nahe verwandten flucht der braut aus dem hochzeitszug, dem sogenannten brautlauf[5].

Zum adoptionsritus gehört ausser der prozedur des schuhsteigens eine einführungsformel, die auf verwandtschaftliche gleichberechtigung der in das geschlecht geführten jungen frau hinweist. Die formel ist uns, wenn auch in verschiedenartigem wortlaut, erhalten und gehört jener wichtigen szene der heimholung an, die schon an der pforte des hochzeitshauses spielt, bevor die gildefeier des hochzeitsmahles beginnt.

Neocorus schildert die aufnahme der braut in das neue heim oder in die neue hausgenossenschaft folgendermassen[6]: *de brut kumbt mit rûtern, wagen und spellûden na des brudegammes begeren unde vorordening an . . . vôget sick vor de dôre und blifft darbuten bestahen,*

1) Vgl. oben s. 141 f.

2) Zeitschr. d. ver. f. volksk. 4, 168 = J. Mätz, Die siebenbürgisch-sächsische bauernhochzeit (progr. Schässburg 1860) s. 52; vgl. ebenda s. 70 f.: der bräutigam bittet den vater, seine liebe junge braut zu einem kind, zu einer tochter anzunehmen; der brautknecht bittet die freundschaft der braut bei dem vater des bräutigams ein.

3) Zeitschr. d. ver. f. volksk. 4, 169 f., vgl. 10, 382. E. H. Meyer, Volkskunde s. 181. Badisches volksleben s. 242. 246. 248. 261. 299 f. 310 u. a.

4) In Hessen bekommt die braut, ehe sie sich unter die verheirateten setzen darf, ein paar neue schuhe (Zeitschr. für mythol. 2, 78 f.).

5) Weinhold, Frauen 1^2, 411 f.; vgl. Zeitschr. d. ver. f. volksk. 10, 171. 380. Hochzeitsbuch s. 125 f. u. ö.

6) ed. Dahlmann 1, 115; vgl. ags. *hæman, hæmed, hæmed wíf* (uxor).

mit ehren mitgebrochten bisittern, de achter ehr stahen. Als den kumbt de brudegam buten vor der dôre to der brut blotes hövedes, fraget dremal: mag ik wol mit ehren mine brut intrecken? dremal wert ehm wedder darup geantwordet: trecket se in in gades namen. Als den nimbt he se bi der handt, leth se dremal herumme kamen und mit dem lesten schwenget he sine brut glimplich int hues henin unde sprickt: Mit ehren trecke ik mine brut in. Geleidet se also bi der handt beth vor de piseldôre, dar kueselt he se avermals dremaal und de drudden reise schwenget he se höfflich henin in den pisel, vorleth se unde vorföget sik in sin gemak . . . Es folgen hochzeitsmahl und hochzeitstanz [1] unmittelbar auf diese einführungsszene. Und das ist zweifellos der ursprüngliche zusammenhang.

Neuerdings hat er sich nicht bloss topographisch, sondern auch chronologisch verschoben, aber diese veränderungen sind von nebensächlicher bedeutung. Wesentlich scheint mir zu sein, dass die unpersönliche einführungsformel des Neocorus (*trecket se in in gades namen*) in älterer, das will sagen in persönlicher form beigebracht werden kann. Besonders gut entwickelt ist nämlich die aufnahme der braut in die bräutigamssippe im ostmitteldeutschen volksbrauche. Wenn in Böhmen das heimzuführende mädchen ihr elternhaus verlässt und vom vater abschied nimmt, reicht es als braut dem schwiegervater die hand mit der bitte: *nehmts mi oan wöi enka eigens kind* [2]. Feierlich zieht sie danach ins haus der schwiegereltern ein. Gewöhnlich findet sie die haustür verschlossen. Es wird ihr erst nach dreimaligem klopfen oder nach längeren unterhandlungen aufgemacht. Die mutter als schwieger besprengt die braut als schnur mit weihwasser und macht ihr auf stirne, mund und brust das kreuzeszeichen; dann reicht sie ihr ein gefülltes trinkglas, welches die braut leeren und zu einem guten vorzeichen hinter sich werfen muss. Im Egerlande gar bewillkommte die schwieger die braut mit der die adoption begleitenden echten einführungsformel:

Willst du eine gute schnure sein,
werd ich eine gute schwieger sein;

1) Diese festlichen veranstaltungen, die über den rahmen der familienfeier hinaus unter beteiligung der gemeinde stattfinden, dienten wohl auch zugleich der besiegelung des neuen verwandtschaftsverhältnisses (Zeitschr. d. ver. f. volksk. 7. 41). — Erst nachdem das kränzlein abgetanzt und die braut unter die haube gebracht ist, wird sie 'frau' genannt (Hochzeitsbuch s. 109. 202 u. ö.).

2) John, Sitte in Westböhmen s. 142.

tritt ein in mein haus
und mach dir nichts draus[1].

Ähnlich spielt sich die szene in Schlesien ab. Der hochzeitszug findet die tür zum hochzeitshaus verschlossen. Die schwiegermutter erhält von der braut einen mutterkuchen und gibt der jungen frau ein brautbrot ('schneid dir meine tochter brot, damit du bei meinem sohne leidest keine not') und ein glas bier, das die braut antrinkt und im kreise der verwandten weitergibt. Darauf umwickelt die schwiegermutter die rechte hand der jungen frau mit einem handtuch und zieht sie so ins haus[2]. In Rösnitz kommt die junge frau ins bräutigamshaus mit ihren basen und muhmen und lässt sich ohne weitere förmlichkeit zum brautessen nieder; alsbald tritt die schwieger ins zimmer und wirft der braut ein geschenk mit den worten zu: 'lass dir meinen sohn lieber sein als mein geschenk'[3]. In Iglau (Mähren) aber singen die weiber auf dem kammerwagen vor dem bräutigamshaus:

Macht auf, herzliebe frau schwieger, das thürl:
Wir bringen euch ein sauberreiches schnürl . . .

Die schwiegermutter wird von der schnur um gütige aufnahme gebeten und verspricht ihr, sie in ehren zu halten[4].

Andernorts finden sich andere aufnahmezeremonien. In der Mark musste der bräutigam die braut ins haus tragen und mit ihr dreimal den kesselhaken umwandeln[5]. Auch in Westfalen wird die braut begrüsst. Der vater oder, wenn er nicht mehr lebt, der nächste verwandte des bräutigams händigt der braut ein stück brot und ein glas branntwein ein – als genossenschaftssymbole –; es wird ihr ein stuhl

1) John s. 147 f.; vgl. die variante s. 161 f. Andernorts erfolgt nämlich der 'eintritt in die hausgemeinschaft' (John s. 423) so, dass der bräutigam erst an die verschlossene tür klopfte, worauf von innen seine mutter antwortete: 'was bringst du, mein sohn?' 'Euch eine neue tochter und mir eine hauswirtin . . .' Nun tritt die schwieger vor und küsst die braut mit den worten: 'Sei mir willkommen und nimm dies zum willkommtrunke', wobei sie ihr zur betätigung der nahrungsgemeinschaft ein glas wasser reicht.

2) P. Drechsler, Sitte brauch und volksglaube in Schlesien 1, 243. 263 ff. 280 f.

3) Hochzeitsbuch s. 202.

4) Zeitschr. d. ver. f. volksk. 6, 256. 260. Bei der anfahrt findet sie das tor gesperrt und bekommt nach langem klopfen zu hören, man nehme keine fremden auf (s. 257).

5) Kuhn, Märkische sagen und märchen s. 361; vgl. Kück-Sohnrey, Feste und spiele des deutschen landvolks s. 225 u. a.

an den herd gerückt; sie muss sich niederlassen, zange und feuerbrand ergreifen oder, wie im Süderlande, dreimal ums herdfeuer und um den kesselhaken schreiten[1]. Eine ausgiebigere schilderung lautet folgendermassen: 'Der eintritt der braut ins haus ist sehr zeremoniös, aber überall ziemlich gleich, nur dass hier mehr, dort weniger von dem ursprünglichen verwischt ist. Die braut wird von der schwiegermutter oder der köchin an der grossen tür bewillkommt, und zwar mit einem krug süssen, d. h. verzuckerten branntweins. In Grafeld wird ihr darauf branntwein ohne zucker und endlich eine irdene tasse mit wasser gereicht; sobald sie aber hiervon gekostet, wirft sie dieselbe in die luft: zerfällt sie, so bedeutet das glück in der ehe. Dann wird ihr ein kleinbrot gereicht, welches so eingeschnitten ist, dass sie leicht ein stück davon abbeissen kann. Dieses stück, den *bruutknaust*, hebt die frau auf . . . das übrige brot erhalten die armen. Dann reicht die schwiegermutter dem bräutigam forke und schaufel, während die braut einen eigens hingestellten besen ergreift und damit kehrt, bis er zerbricht. Die braut wird darauf zum herde geleitet, dreimal um ihn herumgeführt und ihr *hahl* (kesselhaken) und *schleif* (löffel) in die hand gegeben. Das ist die eigentliche rechtliche einleitung. Lebt die schwiegermutter noch, und will und kann sie herrin bleiben, so übergibt sie den *schleif* nicht, denn er ist das symbol der herrschaft im hause. Tut sie es aber, dann erhält sie einen taler von der braut'[2].

Diese hausherrschaftssymbole wollen wir fein säuberlich von den verschwägerungsriten fernhalten, denn sie sind ganz anderer art[3], während der formalismus der adoption gleichförmig in den grundzügen wiederkehrt. Ich verweise beispielshalber auf die Schweiz. In Stilli an der Aare pflegten der junge ehemann und seine eltern nach dem schmause sich unter der hand heimzumachen und verschlossen hinter sich thür und fensterladen. Alsbald kam der brautführer mit der braut ihnen nach . . . mit dem brautstock klopfte er an der schwieger-

1) Hochzeitsbuch s. 222. 223. E. H. Meyer, Volkskunde s. 179 ('um die junge frau in die familie und in das heim des gatten einzuführen'). – Wie beim einzug des gesindes muss die braut zuerst ins ofenloch sehen (Witzschel, Sagen sitten und gebräuche aus Thüringen 2, 228). – Der nächste verwandte führt die braut ins neue heim (Zeitschr. f. Niedersachsen 1851, 107).

2) Jostes, Westfälisches trachtenbuch s. 101.

3) Vgl. z. b. A. Heimreich, Nordfriesische chronik 1 (1819), 51 f. Sohm, Altdeutsche reichs- und gerichtsverfassung s. 551 f. Brunner, Rechtsgeschichte 1², 102.

eltern türe. Auf die durch die geschlossenen fensterladen kommende frage, wer draussen, erwidert er, eine person, die gern ins haus aufgenommen sein möchte. Viel verlangt, sagt der schwiegervater, ist sie fromm, ordentlich, arbeitsam? Der brautführer bejaht, und der fragende fährt fort: Kann sie auch kochen, spinnen, nähen, stricken, waschen, backen? So geht die anfrage endlos fort . . . nun wird zwar die haustüre geöffnet, aber für die braut ist nur eine kammer ohne licht vorhanden. Hier hinein muss sie, während der brautführer sich in die wohnstube begibt, die erleuchtet und geschmückt ist. Gewöhnlich steht hier der schullehrer aufgepflanzt, um den brautsegen abzusprechen; . . . hierbei werden alle fenster und läden geöffnet, damit die ums haus versammelten nichts überhören. Hat er geendigt, so wird die braut ins kerzenhelle zimmer hereingeführt . . . aus dem selbstgebauten rotwein der schwiegerschaft erfolgt hierauf der ehrentrunk; den zuschauern wird ihr teil durchs fenster verabreicht[1].

Es möge noch ein beleg aus Hessen folgen. Im Schaumburger land überreicht ein naher verwandter des bräutigams als brautführer der braut, wenn sie nach dem brautlauf bei dem neuen heim angelangt ist, erfrischungen und bittet sie, in ihr neues heim einzutreten. Nachdem man ihr kuchen und wein gespendet und der brautführer mit beredten worten das glück geschildert hat, das ihr entgegenwinkt . . . schreitet das junge paar hand in hand dem hause zu, wo es am eingang der stube von den verwandten begrüsst und die braut herzlich willkommengeheissen wird. Im hessischen hinterland hebt der bräutigam, wenn der brautwagen bei seinem hofe angekommen ist, seine verlobte vom wagen. An der haustür wird ihnen ein krug bier gereicht. Nachdem er, die braut, sowie der brautvater und die nächsten verwandten getrunken haben, wirft der bräutigam den krug hinter sich. Alsdann geht das paar in das haus; tränen vergiesst die braut jetzt nicht mehr; statt dessen klagt sie über den druck der engen schuhe, welche sie dem herkommen gemäss bei dieser gelegenheit tragen musste[2].

1) Rochholz, Deutscher glaube und brauch 2, 245 f.; vgl. Hochzeitsbuch s. 107 f. Im französischen Jura bleibt das haus den neuvermählten so lange verschlossen, bis die mutter des bräutigams aus dem fenster mehrere hände voll körner und bohnen auf sie herabgestreut hat. Dann zeigt sie sich auf der schwelle und bietet ihrer schwiegertochter ein stück brot und ein glas wein . . . als sinnbild des gemeinsamen lebens. Dann wird ihr das haus gezeigt. Endlich geht man zu tisch, wobei alle ehrenbezeugungen ausschliesslich für sie sind (Hochzeitsbuch s. 253 f.).

2) Hessische volkskunde 2, 561. 209. 287. 420 f.

Bei dieser hinterländischen heimführungszeremonie kommt in unverstandener tradition die eigentliche bedeutung der brautschuhe (s. 144) vortrefflich heraus. Den adoptionsritus begleiten im übrigen die genossenschaftssymbole gemeinsamen essens und trinkens, bei denen die sprachlichen benennungen brautessen (brautknust, brautbrot) und brautsegen das wort braut in seiner ursprünglichsten bedeutung (= adoptierte tochter) bewahrt haben. Mit ihnen darf vielleicht mhd. *brûtmuos* und ags. *brýdealo* (> engl. *bridal*) vereinigt werden. Jedenfalls stehen diese ausdrücke alle im schönsten einklang mit brautlauf (dazu anord. *brúþferþ, brúþfǫr*) und gestatten die sichere schlussfolgerung, dass in keiner szene des hochzeitsrituals das wort 'braut' fester verankert ist als in der die eheschliessung vollziehenden heimführung[1]. Durch sie erhält nun auch schliesslich das wort 'bräutigam' (got. *bruþfaþs,* anord. *brúþgumi,* ags. *brýdȝuma,* and. *brûdigumo,* ahd. *brûtigomo*) seinen vollen sinn. Denn wenn man eine hypertrophische tautologie vermeiden will, dass der junge ehemann etwa der mann seiner gattin wäre, bleibt offenbar nur die von uns erschlossene beziehung auf ein konkretes, rechtliches und soziales verhältnis übrig[2]: der bräutigam ist der tochtermann, genauer der mann der adoptivtochter seiner eltern.

Nun kann es doch nicht mehr zufällig oder okkasionell sein, dass uns der älteste literarische beleg des wortes gerade die nämliche bedeutung liefert. Matth. 10, 35 lesen wir in der gotischen bibelübersetzung: *qam auk skaidan mannan wiþra attan is jah dauhtar wiþra aiþein izos jah bruþ wiþra swaihron izos* (νύμφην κατὰ τῆς πενθερᾶς αὐτῆς). Wie uns die hochzeitsgebräuche der heimführung die braut im persönlichsten verhältnis zur schwiegermutter gezeigt haben, so tritt sie uns aus dieser bibelstelle entgegen. Es ist ungenau, ja es ist streng genommen geradezu unrichtig, wenn man, wie die späteren bibelübersetzungen es getan haben, anstatt *brût* das wort 'schnur' gebraucht (Tatian, vorlutherische und lutherische bibel). Denn 'schnur' heisst

1) Dazu füge ich noch anord. *brúþfé,* das die Þrymskviþa im selben sinne zu verwenden scheint wie der neuere deutsche volksbrauch die 'brautstücke', die die braut den verwandten spendet (E. H. Meyer, Badisches volksleben s. 259; Hochzeitsbuch s. 122). — Vortrefflich ist also der alte zustand bewahrt, wenn Braune auf grund der angaben von Gallée mitteilen konnte, dass in der grafschaft Zütphen *braid* für junge frau nur von dem tage ab galt, an welchem sie feierlich aus dem haus ihrer eltern in das haus des mannes abgeholt wurde (Beitr. 32, 561).

2) 'In den alten zusammensetzungen tritt nirgends eine sexuelle bedeutung (des wortes braut) zutage, sondern nur eine rechtliche' (Kluge, Beitr. 34, 562 f.).

nach der üblichen etymologischen deutung 'söhnerin' oder 'sohnsfrau'; die zitierte bibelstelle fordert aber einen dem modernen kompositum 'schwiegertochter' adäquaten ausdruck, und den haben wir nicht, es sei denn, dass wir ihn besitzen in dem nach seiner ursprünglichen bedeutung richtig verstandenen worte 'braut', als dem femininen korrelativ zu 'eidam'.

Ich hoffe damit die behauptung von Braune, got. *bruþs* werde fälschlich als schwiegertochter aufgefasst, widerlegt zu haben. Auch seine vermutung, es würde uns Matth. 10, 35, wenn im griech. νυός gestanden hätte, das echt gotische wort *snuzo* für schwiegertochter erhalten sein, hat keinen bestand, wenn man zugibt, dass *snuzo* zwar 'söhnerin'[1], aber nicht 'schwiegertochter' bedeutet, und dass die bibel die adoptivtochter nicht in ihrem verhältnis zum ehemann, sondern in ihrer beziehung zur schwieger nennt. Mir scheint, dass Braune die im neueren sprachgebrauch durchgedrungene differenzierung zwischen 'schnur' und 'schwiegertochter' (oder 'tochter' der schwiegereltern schlechtweg) ausser acht gelassen hat. Ich glaube, man kann diese differenzierung auch für das germanische altertum noch einigermassen zur anschauung bringen. Denn das wortpaar *sunus* und **snuzo* bezieht sich vermutlich auf das g e n o s s e n s c h a f t s verhältnis der ehegatten, das zwischen dem sohn der familie und seiner ehefrau durch den vollzug des beilagers begründet worden ist (s. 133 f.). Das wort *bruþfaþs* für den eheherrn der **snuzo* drückt aber ein h e r r s c h a f t s verhältnis zwischen dem πόσις und der adoptivtochter seiner eltern aus. Wie es sich damit auch verhalten möge, die etymologisch verschieden gearteten wörter *bruþs* und **snuzo* werden wir auch auf verschieden geartete rechtsverhältnisse beziehen müssen.

Got. *bruþs* = adoptivtochter (schwiegertochter) steht keineswegs isoliert da. Braune selbst hat schon erklärt, dass auch in der sphäre des in die westeuropäische soldatensprache übergegangenen lehnwortes lat. *bruta* die bedeutung 'schwiegertochter' auftrete (Beitr. 32, 41 ff.), und v. Domaszewski hat auf grund einer erneuten prüfung der osteuropäischen inschriften, die das lat. lehnwort *brutis* nennen, die bedeutung 'verheiratete tochter' angesetzt. Er bemerkte, dass lat. *nurus* in verbindung mit dem sohn, dem sie angetraut war, auftrete, dass folglich – im einklang mit meinen darlegungen – *brutis* von *nurus* (= schnur) unterschieden werden müsse. Seine feststellungen nötigen uns nun zu der annahme, dass in der soldatensprache die junge frau

1) ἡ τοῦ υἱοῦ γυνή (B r a u n e, Beitr. 32, 38 anm. 1).

nicht mehr bloss vom standpunkt der schwiegereltern, sondern auch vom standpunkt der eigenen eltern aus, nachdem ihre leibliche tochter heimgeführt und mitglied einer anderen sippe geworden war, *brutis* genannt worden ist. Aber dieser sprachgebrauch darf keinesfalls in der deutschen heimat des grundwortes als usuell betrachtet werden, denn auch im ahd. ist *bruta, brout* als synonymon von 'schwiegertochter' belegbar (Ahd. gl. 1, 216. 20. 21. 4, 82, 1. 2)[1]; in übereinstimmung mit nordfranzösisch *bru* und rätoromanisch *brit* (< *brut* = schwiegertochter)[2]. Diese bedeutung ist also aus älteren und jüngeren quellen für *braut* so gut bezeugt, dass ich sie für unanfechtbar halte und aus ihr allein den von Braune nachgewiesenen bedeutungswandel allseitig zu begreifen vermag[3]. Denn nicht v o r, sondern erst n a c h der altgermanischen trauung (heimführung) heisst die verheiratete frau im haus ihrer schwiegereltern als adoptivtochter *brût*, in demselben sinn, in dem der ehemann bei seinen schwiegereltern *eidam* hiess.

Wortforschung ohne sachforschung dürfte auch in diesem falle sich als ungenügend erwiesen haben.

1) Dazu kommt noch Corp. gloss. lat. 5, 314, 32. Wie die von Braune nicht berücksichtigten komposita gezeigt haben dürften, ist er nicht ganz im recht, wenn er das zugeständnis machte, dass wir 'in diesen ahd. glossierungen die einzigen belege der bedeutung „schwiegertochter" für *brût* aus dem lebendigen und zusammenhängenden westgerm. sprachgebiet' besitzen (Beitr. 32, 41 f.).

2) Auch Braune schien 'die tatsache der beachtung wert, dass die bedeutung 'schwiegertochter' unabhängig in drei verschiedenen lateinisch-romanischen entlehnungsgebieten sich festgesetzt hat, obwohl die lebenden germanischen dialekte das wort in dieser bedeutung nicht gebrauchen' (Beitr. 32, 43) – nur hätte er statt 'nicht' sagen sollen 'nicht mehr'.

3) Zur erklärung des n e u e r e n sprachgebrauchs, in dem 'braut' das wort 'gemahl' ersetzt hat, bedarf es jetzt nur noch der annahme, die hochzeiterin sei schon vor der heimholung 'braut' genannt worden (vgl. z. b. den niederländischen sprachgebrauch, Beitr. 32, 51 oder eine wendung wie *wenn mir meine braut stirbt, ehe ich sie heimhole* bei B r a u n e, Beitr. 32, 55). Aber lange zeit blieb auch in Deutschland das wortpaar 'braut – bräutigam' auf den hochzeitstag beschränkt (Beitr. 32, 53).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

HEINRICH VON DEM TURLÎN UND DIE SPRACHFORM SEINER KRÔNE.

I.

Die Krone und ihr dichter.

Ungefähr um dieselbe zeit, da Neidhart von Reuental in Österreich eine neue heimat fand, verpflanzte Heinrich von dem Turlîn die höfische romanliteratur nach Österreich.

Er hat in einer über dreissigtausend reimzeilen zählenden dichtung anfangs die lebensgeschichte des königs Artus behandelt, aber nach etwa vierzehntausend versen Gawein in den mittelpunkt der handlung gerückt. Durch flüchtige erwähnung einzelner abenteuer Gaweins werden die leser schon im ersten teile auf die ausführungen des zweiten vorbereitet. So gibt sich dieser gleichsam als eine fortsetzung der ersten hälfte des gedichtes (bis 13901), welche in ihrer komposition selbständig war und vielleicht auch für sich veröffentlicht wurde. Singer gebührt das verdienst, im artikel 'Heinrich von dem Turlîn' der Allgem. deutsch. biographie zuerst eine klare analyse und ein günstigeres urteil über komposition und poetischen wert der 'Krone' gegeben zu haben.

Ü b e r l i e f e r t ist die Krone in einer vollständigen handschrift und drei bruchstücken. Das ganze gedicht umfasst die Heidelberger papierhs. (Codex pal. 374. 495 blatt fol.) aus dem jahre 1479, welche prof. Keller für die Tübinger universität abschrieb. Ihr gilt die bezeichnung P.

Dem schreiber dieser hs. fällt zur last, dass er oft den wortlaut willkürlich ändert, ältere ausdrücke durch solche aus seinem dialekte ersetzt, ja die verse manchmal mit eigenen zusätzen versieht. Aber eine gewisse sorgfalt im abschreiben kann ihm nicht abgesprochen werden, da sich in der grossen mehrzahl der fälle der ursprüngliche text mit verhältnismässig geringer mühe auch da herstellen lässt, wo uns die übrigen hss. im stiche lassen. Das eingreifen des schreibers gibt sich immer zugleich in störungen des metrums oder reimes kund. Reissenbergers untersuchung zufolge stammt diese hs. aus dem sprachgebiet, wo sich alemannisch und fränkisch berühren.

Mit ihr steht in näherem verhältnis das bruchstück D, welches die verse 12898 13505 und 14116–14725 enthält und bei Diemer in den Kleinen beiträgen II, s. 85ff. abgedruckt ist. Es steht auf

vier pergamentblättern des 14. jahrhunderts und stammt aus Steiereck in Oberösterreich.

In mancher beziehung verlässlicher und um ein jahrhundert älter als P ist die pergamenths. V, die aber leider nur bis vers 12281 reicht. Sie befindet sich in der Wiener hofbibliothek als no. 2779, bl. 131[a] bis 170[b]. Eine abschrift dieses bruchstückes besitzt die Berliner bibliothek von Goldhann, eine andere, von prof. Keller besorgte, die universitätsbibliothek in Tübingen. Diese letztere hs. bildet die grundlage für Scholls text. Eine kollation dieser ausgabe mit der Wiener hs. wurde von Schönbach im 33. bande der Beiträge s. 340 ff. gegeben. V wurde nach Schönbach um die wende des 13. und 14. jahrhunderts zu Wien geschrieben. Nebst kleineren gedichten enthält diese hs. auch die Kaiserchronik und Hartmanns Iwein. Ihr schreiber befleisst sich keiner grösseren genauigkeit als der von P, denn auch er gibt manche stellen seiner vorlage ganz sinnlos wieder und lässt sich häufiger als jener auslassungen zuschulde kommen. Sein vorzug aber besteht darin, dass er sich nicht so willkürliche änderungen des textes erlaubt. Diese hs. trägt entschiedene merkmale des österreichischen dialekts.

Endlich ist ein kleines bruchstück der Krone, G, enthaltend die verse 3122–3258 auf einem pergamentblatt aus dem 14. oder 15. jahrhundert erhalten (abgedruckt in no. 12 und 13 der Literar. beil. zu Idunna und Hermode 1814–15 und wiederum in den Altd. blättern II, s. 155 f. von Haupt). Das blatt war auf eine bücherdecke aufgeklebt und hat sehr stark gelitten, weshalb der text mehrere lücken aufweist. Die sprache zeigt mitteldeutsche eigentümlichkeiten, doch schliesst sich G im wesentlichen mehr an V an.

Da die hss. P V G von Scholl in den varianten nur sehr ungenügend, und wie die abdrücke einiger stellen bezeugen, oft fehlerhaft, D aber gar nicht berücksichtigt wurde, kann einem künftigen herausgeber der Krone die neuerliche kollation sämtlicher vier hss. nicht erspart bleiben. In der vorliegenden untersuchung habe ich selbstverständlich auf die lesarten aller texte rücksicht genommen.

Was die z e i t d e r a b f a s s u n g des werkes betrifft, so lässt sich aus der literarischen stelle der Krone, v. 2348–2455, die obere grenze mit sicherheit feststellen, vor der das werk nicht entstanden sein kann.

Dort erfleht Heinrich in warmen worten die göttliche gnade für den '*reinen Hartmann*', der '*sîn herze besitzet*'. (Hartmann starb frühestens 1210.) Jeder, der nach weltlicher freude strebe, müsse seinen und Reinmars (des alten) verlust auf das tiefste beklagen (Reinmars

todesjahr ist 1210.) Auch Dietmar von Aist (am spätesten erwähnt in einer urkunde von 1209), Heinrich von Rugge (um 1178), Friedrich von Hausen (gestorben 1190), Ulrich von Guotenburc (in einer urkunde von 1170) und Hug von Salzâ (urkundlich im jahre 1174 belegt), habe der tod hinweggerafft. Die allerfrüheste zeit, da Heinrich v. T. seine Krone zu dichten begann, wäre also das jahr 1210. Rudolf von Ems, der in seinem 'Alexander' hohe worte auf das lob der Krone wendet, stellt Heinrich v. T. zwischen Blikker und Freidank. All dies würde stimmen, die entstehung unseres werkes etwa in die zeit von 1215 bis 1220 anzusetzen.

Über die heimat des dichters sind mannigfache vermutungen aufgestellt worden. Docen, Mus. I, 174 anm., hielt Heinrich für einen Schwaben, ohne diese ansicht näher zu begründen. Aber schon Diemer lässt die möglichkeit offen, dass er ein Franke oder Kärntner gewesen sei, unterlässt es jedoch, die eine oder andere vermutung durch einen beweis zu stützen. Es bleibt daher das verdienst von der Hagens, zuerst für die kärntische herkunft des dichters eingetreten zu sein. Ausser v. d. Hagen hat sich nur Wackernagel (Gesch. d. deutsch. literatur) für die kärntische qualität der sprache in der Krone erklärt. Nach Lachmann und Müllenhoff war H. v. T. ein mann von bürgerlicher abkunft.

In bezug auf die lebensdaten, die abstammung und die persönlichen verhältnisse Heinrichs erfahren wir aus der dichtung selbst so gut wie nichts; es müsste denn sein, dass man v. 2938–2988, welche Niedner in seinem buche 'Das deutsche turnier' nach emendationsvorschlägen Müllenhoffs mitteilt, als einen hinweis des dichters auf seine kärntische abstammung nehmen dürfte; hier stellt sich Heinrich zu denen von Friaul und Kärnten. Durch Schönbachs erklärung dieser stelle Beitr. 33, 363 ff. gewinnt diese annahme viel wahrscheinlichkeit. Eine urkundliche bestätigung dieser ansicht ist noch nicht erbracht worden.

Nimmt man mit Reissenberger an, dass der dichter wirklich dem geschlechte des von Ottokar in der Reimchronik 60 609 Kuonrât von dem Turnlîn und 61 183 K. v. d. Turlîn genannten mannes zugehört, so beweisen mehrere ungedruckte urkunden, dass die namensform Turlîn die einzig richtige ist; ferner, dass sie keineswegs einem ml. *turricella*, *turriculus* und ähnlichem entspricht, wie Schönbach a. a. o. s. 362 meint. Nicht nur, dass der dichter selbst sich im akrostichon der Krone (v. 182–216) Heinrich von dem Turlîn nennt, bringt auch die Reimchronik an zweiter stelle diesen namen; die form *Turnlîn*

mag durch ein missverständnis Ottokars entstanden sein, der die lateinische namensform jedenfalls nicht kannte.

Das St. Veiter geschlecht, dem jener Konrad von dem Turlîn angehörte, heisst nämlich in lat. urkunden *de Porta* oder *de Portula*. Wie in der von Schönbach aus den Monumenta ducatus Carinthiae (IV, no. 2966) angeführten urkunde des jahres 1268 findet sich der name *Chonrad von Tůrleine,* purgere zu St. Veit, noch in einer urkunde aus dem jahre 1284. (Das original liegt im Wiener staatsarchiv, das regest im archiv des Geschichtsvereins für Kärnten in Klagenfurt.) In diesem schriftstück bestätigt Albrecht, sohn des schenken Ulrich von Osterwitz, dem sohne seines vetters, dem schenken Hermann von Osterwitz, den verkauf seines anteils an burg und herrschaft Osterwitz. Unter den namen der St. Veiter bürger, die als zeugen unterschrieben sind, befindet sich auch Konrad von Turlîn, vermutlich derselbe, der am überfall gegen den sohn herzog Meinhards, 1292, sich beteiligte. Und in einer lat. urkunde vom 4. dezember 1289 wird derselbe zeuge angeführt als *Chunradus de Portula.* Sollte über die identität der beiden noch ein zweifel bestehen, so genügt der hinweis, dass beide urkunden aus demselben interessenkreis stammen, zu seiner entkräftung: der in der erstgenannten urkunde als rechtsbeteiligter angeführte schenk Hermann von Osterwitz erscheint auch in der späteren und sein siegel hängt nebst zwei anderen bei.

Einen sohn dieses Konrad v. T., der 1292 von herzog Meinhard hingerichtet wurde, dürfen wir wohl in *Chuonrat pei dem Tůrlein*, bürger zu St. Veit, vermuten, welcher in einer urkunde vom 17. märz 1328 (orig. im Wiener staatsarchiv) [1] durch unterschrift und siegel dem Michel, des Laurenzen eidam, einem St. Veiter bürger, den verkauf einer mühle bestätigt. Das siegel trägt die inschrift: CVNRADI DE PORTVLA und ist auch deshalb höchst wertvoll, weil es uns das wappen derer von Turlîn zeigt: auf dem vom oberen teile des wappens durch eine querlaufende, dreimal geteilte spitzenlinie getrennten felde eine fünfblättrige rose.



Derselbe *Chûnrat pey dem Tůrlein* erscheint noch fünfmal auf

1) Die einsicht in die urkunden verdanke ich dem liebenswürdigen entgegenkommen des herrn landesarchivars in Kärnten, dr. Aug. Jaksch, R. v. Wartenhorst in Klagenfurt, dem ich an dieser stelle meinen herzlichsten dank ausspreche.

urkunden als zeuge; so bekräftigt er nebst anderen bürgern am 23. märz 1330 den verkauf einer hube zu St. Veit 'ze nest vôr dem Tůrlein'. Auch *Ŏrtolf vôr dem Tůrlein,* ein bruder oder anderer verwandter Konrads steht unter den zeugen. Dass man zu diesem rechtsgeschäfte zwei Tůrlein heranzog, erklärt sich wohl am besten daraus, dass gerade sie wegen der lage ihres stammgutes *vôr dem Tůrlein,* an besitzveränderungen in der nähe desselben ein natürliches interesse besassen.

Am 26. mai 1330 beurkundet Konrad als zeuge die aussteuer, welche Katrey, gemahlin Heinrichs des roten, purgers ze sand Veyt, ihrer tochter Perchten, nonne im Klarissenkloster der stadt, verschreibt.

In einer urkunde vom 23. dezember 1330 vermacht eine witwe Dyemůt dem Klarissenkloster gründe unterhalb des klosters und spitals, sowie eine mühle und zwei güter ausserhalb der stadt, aus deren erträgnis jährlich an ihrem sterbetage zwölf feierliche totenämter bezahlt und sämtliche brüder, schwestern und priester mit wein, semmeln. fleisch und anderen chuchenspeys beschenkt werden sollen. Unter den zeugen kommt unmittelbar nach den adeligen *Chunrat pey dem Tůrlein,* dann folgen andere bürger.

Noch zweimal finden wir den namen *Cůnrat pey dem Tůrlain:* in einer urkunde vom 14. juni 1338, die den verkauf eines hofes in St. Veit bestätigt. Und zum letztenmal wird er erwähnt in einer urkunde vom 20. märz 1341: *Jækel, Chůnrates aydem pey dem Turlein, půrger ze sand veit,* und seine frau *Soffey* (Konrads tochter), verkaufen ein gut zu *Lint* unter dem *Dræsenperg* einem anderen bürger der stadt.

Der schon in der urkunde vom 23. märz 1330 genannte Ŏrtolf begegnet uns wieder in einer urkunde vom 31. jänner 1350 als *Ortel pey dem Tôr.* Diesmal schenkt er seinem freunde, dem abt Niklas von Viktring und dessen kloster ein gut. Da er selbst kein siegel besitzt, lässt er das stadtsiegel von St. Veit und das des deutschen ordens in Friesach an der schrift anbringen.

Aus den angeführten urkunden ergibt sich für die beurteilung des geschlechtes derer von Turlîn, dass sie weitverzweigte verbindungen besassen, begütert und angesehen waren und sowohl zu weltlichen als zu geistlichen herren in nahen beziehungen standen.

Noch zu erwähnen bleibt eine Gretel Truscha (Gertrud) vor dem Turlein, die in einer urkunde vom 20. jänner 1384 (orig. im St. Veiter stadtmuseum) den verkauf eines gutes an die bruderschaft der schuchster zu St. Veit bekräftigen lässt.

Geht schon aus diesen urkunden mit sicherheit hervor, dass die

namensform des dichters Turlîn einem lateinischen Porta oder Portula entspricht, so ergibt sich ein anderer beweis aus dem umstande, dass sich sogar die lage jenes türleins, nach dem das geschlecht benannt ist – offenbar, weil sein stammgut in der nähe des türleins stand – unzweifelhaft bestimmen lässt. In St. Veiter verkaufs- und schenkungsurkunden des 14. jahrhunderts und der folgenden zeit bis zum jahre 1537 wird nämlich zur bezeichnung der lage der betreffenden liegenschaften oft jenes türleins gedacht, das in der nördlichen stadtmauer angebracht und wahrscheinlich nur für fussgänger bestimmt war, während durch die grossen haupttore auch der wagenverkehr erfolgte. Die häuser und grundstücke, um die es sich in den genannten schriftstücken handelt, liegen sämtliche '*vor dem turlein, ob dem türlein, vor dem Twrlein, Tuerlein, vor dem stadthürlein*', also ausserhalb der stadt, auf derselben seite der ringmauern. Der bestimmte gebrauch des wortes türlein für einen mauerdurchlass, dem diese stehende bezeichnung zukommt, erleichtert so die auffindung desselben. In allen fällen kann nämlich nur die nördliche stadtmauer in frage kommen, weil durch sie die strasse '*in den Döber*' ['in die Dober'] wahrscheinlich der westlich von St. Peter befindliche Dobern berg, von der stadt St. Veit aus auf dem wege nach nordosten zu erreichen – sowie die strasse '*gen Swartzenfurt*' und '*der gemeine weg gen Kreig*' führt. An diesen strassen liegen die in den urkunden beschriebenen güter. Auch später noch war das türlein vorhanden, wie aus urkunden des 17. und 18. jahrhunderts sowie aus Valvasors buch 'Erzherzogthum Kärndten', Laibach-Nürnberg 1688, hervorgeht: darin heisst es (s. 234) von St. Veit: hat drey Hauptthor und ein kleines Thürlein. Doch ist das türlein weder auf der abbildung dieses werkes (fig. s. 235), noch auf dem bilde von St. Veit, welches Merian in seiner Topographia prov. Austr., Frankfurt 1649, bringt, zu sehen. Beide bilder zeigen vielmehr gegen den Kalvarienberg, das ist gegen nordwesten einen runden turm, woraus man schliessen kann, dass das von Valvasor erwähnte türlein östlich vom genannten turm, also in der nordmauer zu suchen ist. Weder der Mon. car. III, no. 2751 (II, no. 643) als zeuge erwähnte *Heinrich auf dem Turm* noch die Wolfsberger *de Porta* dürfen mit der St. Veiter familie identifiziert werden.

Geben so einesteils die urkunden auskunft über das geschlecht derer von Turlîn und die ableitung des namens, so gewinnen wir andernteils aus der Krone doch ein annähernd deutliches bild der persönlichkeit des dichters, der diesem St. Veiter bürgergeschlechte

angehörte. Heinrich v. T. hat, ähnlich wie Hartmann und Gottfried, eine gute schulbildung genossen[1]. Die menge lateinischer, griechischer und französischer wörter, die anspielungen auf Ovid und Horaz scheinen mir (trotz Afda. 6, 114 f.) Heinrichs gelehrsamkeit zu bekunden. Das kriterium der bildung allein aber vermöchte nicht zu beweisen, Heinrich sei ein bürgerlicher gewesen, wie Lachmann und Wackernagel annehmen, falls uns nicht andere gründe, namentlich die urkundlichen zeugnisse, dazu bestimmten.

Das ganze werk ist von ritterlichem geiste durchweht: der dichter überträgt wappen von innerösterreichischen, namentlich kärntischen ministerialen und herren auf die ritter der tafelrunde; seine anschauung vom rittertum, die auffassung des minnedienstes und der lehenspflichten, seine einsicht in einen prunkvollen hofhalt und endlich seine genaue kenntnis des ritterlichen kampfes und aller höfischen gesellschaftsspiele weisen darauf hin, dass er eigenen einblick in ritterliche kreise genommen hat, seine wappenkenntnis sogar auf engeren umgang mit adeligen. Alle diese tatsachen lassen sich auch aus den oben angeführten urkunden erklären. Gelegenheit, das ritterliche leben aus nächster nähe zu betrachten, hat Heinrich v. T. am hofe des Sponheimers Bernhard genug gehabt: einmal genossen die Turlîn grosses ansehen und verkehrten viel mit adeligen herren; dann aber herrschte in St. Veit ein reges leben und buntes treiben, denn es war bis zum aussterben der Sponheimer, 1269, die residenz der kärntischen herzoge, von denen besonders Bernhard ein freund der künste und geselligkeit war. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass Heinrich am herzogshofe irgendeine beamtenstelle bekleidete und als ministeriale Bernhards waffenberechtigt war, wozu dann die stelle 10449 der Krone passen würde, wo der dichter, nachdem er sich einige zeilen früher *von dem Turlîn der werlt kint Heinrîch* bezeichnet hat, von sich sagt: *ich trage daz wâfen bî mir dâ, daz valschen man versnîdet.* Als hofmann weiss er auch, wie die Krone beweist, in der romanliteratur der höfischen

1) Gelegenheit zum schulbesuche war ja in St. Veit vorhanden. Unter den Sponheimern besass St. Veit eine schule. So werden in der rechnung bischof Wolfgers v. Passau über die ausgaben auf seiner reise nach Italien durch Kärnten die scolares aput S. Vitum angeführt, denen er am 7. april 1204 ein geldgeschenk macht (Mon. car. III, no. 1563). No. 1813 desselben bandes führt einen Hainricus scolasticus de S. Vito (10. jan. 1220) als zeugen an. Ein Hainricus magister scolasticus s. Viti wird erwähnt in einer urkunde vom 30. jan. 1233 (Mon. car. II, no. 543). Endlich wissen wir von einem Bernhardus scolasticus (1248) in S. Vito (Mon. car. II, no. 585).

sowohl, als der volksepen, sowie im minnesang seiner zeit gut bescheid, zeigt sich aber auch der bibel in manchen anspielungen kundig. So erklärt es sich, dass seine geschichten fast ausschliesslich der lektüre französischer werke entnommen und nur zum geringsten teile dem leben nachgebildet sind oder eigener erfindung entspriessen.

Das hochgefeierte vorbild, das er nicht genug rühmen kann und dem er nachzustreben versucht, gibt Hartmann ab. Heinrich entnimmt ihm nicht nur gewisse motive, sondern richtet sich auch in der wahl bestimmter wortarten im reime nach Hartmann; freilich erreicht ihn der nachahmer weder in sprachlicher feinheit, noch in dichterischer kunst.

An Wolframs darstellung lehnt er sich oft genug an. Von ihm nimmt er eine reihe von wörtern an; viele derselben erklären sich aber auch aus der gemeinsamen bayrischen heimat der beiden dichter. Wie jener liebt Heinrich französische und lateinische fremdwörter in der darstellung, nur dass er sie immer richtig versteht und auslegt. Mit Wolfram hat er auch gewisse märchenhafte stoffe und manche wunderlichen gelehrten anspielungen gemein. Grosse partien des Parcival sind in der Krone einfach ausgeschrieben und mit anderen namen und worten in Heinrichs sprache wiedergegeben. Schon Zingerle hat (Germania V, 468 ff.) aus stellen der Krone, die in nahem verhältnis zum Parcival stehen, den beweis erbracht, dass beide dichter dasselbe werk Chrestiens von Troyes zum vorbild gehabt haben und die wohlbegründete vermutung ausgesprochen, dass Heinrich Wolframs gedicht in seinem ganzen umfange gekannt habe. Ich bin der ansicht, dass eine darauf gerichtete einzeluntersuchung die ansicht Zingerles vollauf bestätigen würde, da sich mir übereinstimmungen mit ganz späten partien des Parcival ergeben haben. Übrigens bemerkte schon Lachmann, dass Heinrich der französischen vorlage näher stand als Wolfram.

Nach diesem und Hartmann ist es Wirnt von Gravenberc, in dessen spuren unser dichter wandelt. Der 'Wigalois' gilt als bekannt und wird inhaltlich stark benutzt (der glückspendende gürtel, das rad des glückes u. a.). Wirnt verdankt Heinrich die äussere gestaltung des werkes; dessen dreizeilige schlüsse von abschnitten und dessen ungebühr zu reflektieren, ahmt er aufs getreueste nach. 2942 nennt er seinen gewährsmann auch mit namen. Doch sind in der Krone die reflexionen noch nicht ins masslose gesteigert, ja manche beanspruchen mit recht einen hohen dichterischen wert und zählen zu den schönsten stellen des gedichts. Sicher ist es auch, dass Heinrich den 'Tristan' gelesen hatte, als er sein werk dichtete.

Endlich gab auch Ulrichs von Zatzikowen 'Lanzelet' für die schilderung des mit edelsteinen geschmückten palas der frau Sælde, Krone 15679 ff., einzelne züge her.

Als grundlage für die untersuchung der sprache Heinrichs von dem Turlîn haben mir Zwierzinas 'Mhd. studien' sowie die beobachtungen 'Über den reimgebrauch Hartmanns und Wolframs' gedient. Es hat auch sehr der sache genützt, seine rezension von Junks arbeit über den reimgebrauch Rudolfs von Ems (Beitr. 28) heranzuziehen und die darin für jede reimuntersuchung aufgestellten vorschriften zu befolgen.

In erster linie kam es darauf an, aus den lauten und formen der reimwörter in der Krone diejenigen merkmale herauszufinden, welche auf bayrisch-österreichischen und speziell kärntischen charakter der sprache hinzuweisen schienen. In allen fällen, wo dazu die möglichkeit geboten war, habe ich aus der heutigen mundart Kärntens mehr oder weniger belege angeführt und auf grund einer sorgfältigen vergleichung festgestellt, welchem sprachstande die betreffenden laute und formen zuzuweisen sind. Lessiak, Ma. von Pernegg, die reichlich benutzt wurde, bot die beste fundgrube mundartlicher beispiele.

Das ergebnis meiner untersuchung ist dies: viele erscheinungen in Heinrichs Krone stimmen mit der kärntischen landessprache überein, manche sonderentwicklungen bei Heinrich lassen sich nur aus dieser erklären; ebenso stark sind die übereinstimmungen im wortschatz. Der dialektische einschlag ist trotz aller nachahmung Hartmanns so stark wie vielleicht bei keinem anderen mhd. dichter, so tief eingewurzelt steht Heinrich im boden seiner mundart.

Durch meine untersuchung glaube ich zugleich die grundlage für eine neue ausgabe der Krone gegeben zu haben, indem ich einerseits die beziehungen der sprache Heinrichs v. T. zur literarischen sprache des 12. und 13. jahrhunderts und andererseits zur kärntischen mundart in betracht gezogen habe.

II.

Die sprachform der Krone.

I. Vokale.

A) Die *a*-laute und deren umlaut.

1. Bindungen von *a : â*.

a : â reimt in der Krone 358mal und zwar: vor auslautendem *k* (*c*) in stumpfen reimen nur 2mal: *lac : pflac : wâc* (subst.) 17248; *wâc : ûf wac* (praet.) 27572. Durch Singers ansprechende konjektur zu 20007 *schantliche tât : mac* erscheint

dieser doppelt unreine reim nunmehr beseitigt und die stelle lautet: *schantlîchen slac : mac.*

4mal wird *a* vor auslautendem *ch* (in stumpfen reimen) gedehnt. So reimt *sach* (praet.) *: versmâch* (adv.) 3368; *: gâch* 14 813; *sach* (subst.) *: nâch* (praep.) 25 412. Denn warum soll man, ohne dass weder die überlieferung, noch der text selbst hierfür anlass bieten, *roubes schâch* für *roubes sach* setzen, wie Haupt vorschlug, bei einem dichter, der in soviel fällen die *a* ungleicher quantitäten zusammenbindet? Parataktisches aneinanderreihen von abstrakten gehört überdies zum gewöhnlichsten kunstmittel Heinrichs; 5509 *nâch* (praep.) *: geschach.*

Niemals bindet Heinrich *a : â* vor *d* und nie vor *g.* 5401 muss wohl mit Lexer (Wb. III, 633) gelesen werden: *Die varnt iemer enwage* (P *varent! iemer enweg,* V *varen in mir zewage*)*: sage* 'Meine gedanken sind fortwährend in bewegung, allzeit unstet'. Daher sind die verse 30 003 *gnâden : überladen* und 30 027 *gnâde : entlade* Heinrich abzusprechen und der abschnitt, in dem sie stehen, auch aus sprachlichen gründen als schreiberanhang zu bezeichnen. (Andere gründe für diese behauptung s. im letzten abschnitte.)

Der typus *-âde-* findet sich in der Krone überhaupt nicht, weil es sehr schwer ist, zu *gnâde* ein reimwort zu finden. Für *-âge-* dagegen steht eine grosse menge von vokabeln zur verfügung, noch mehr für *-age-.* Wenn dessenungeachtet Heinrich v. T. solche bindungen meidet, muss es wohl absichtlich geschehen, d. h. die dehnung der kurzen *a* hatte vor *d* und *g* eben noch nicht stattgefunden. 24 672 *mâgen : jagen : betrâgen* wurde entweder bei Scholl verdruckt (wie so häufig), oder es liegt ein schreiberfehler vor. Denn dies wäre der einzige fall von dehnung des *ă* vor *g.* Auch Singer hat, vermutlich aus inhaltlichen gründen, *jagen* verdächtig gefunden und *lâgen* vorgeschlagen, welches sich Heinrichs sprache trefflich fügt. Desgleichen muss die bindung 26 345 von *-age : -âge* abgewiesen werden. Singer schlägt wieder vor: *Sus sliefen sie drî tage und naht, Daz sie nie wurden enwaht.* Er entfernt sich dabei aber allzusehr von der hs. Ich meine, Scholl habe nur fälschlich über *wage* den zirkumflex gesetzt und durch weglassung desselben erziele man den richtigen sinn: *Alsus sliefen sie drî tage, Daz sie nie wurden enwage.* 'So schliefen sie drei tage lang, ohne sich zu rühren'. *enwage werden* steht auch im Lohengrin 1952.

a : â vor *ht* in stumpfem reim lässt sich 4mal nachweisen: 685 *etlîcher slaht : andâht,* 6551 *vaht : gedâht* (*cogitare*); 22 801 *endaht* (*tegere*) *: andâht,* 24 053 *gedaht : âht;* 21 418 wird nach Krügers vorschlag gelesen werden dürfen: *Und reit in der ahte, Daz in vil gar bedahte Grimmer muot* usf. Kurzes *a* wird demnach auch vor *ht* nur in einsilbigen reimen gedehnt.

a : â steht ferner fünfmal vor auslautendem *l* (stumpfe reime): *über al : mâl* 911; *mâl : tal* 1454. 14 067; *: enhal* (praet.) 24 498. *âl* (ahle) *: über al* 19 687 [1].

1) Die reime, wo Scholl den namen *Parcivâl* zu kürze bindet, dürfen nicht mitgezählt werden, da sie dem dichter nicht für unrein galten. Bei Heinrich wechseln nämlich wie bei Wolfram, der anfangs diesen namen ständig auf *-al* und erst später nur auf *-âl* reimte, die namensformen mit kürze und länge der endsilbe regellos ab. *Parcival* reimt auf kurz *-al* 2211. 25 921 *: al :* 23 865. 25 861 *: zal :* nur 2mal steht der name mit *âl : Parcivâl : grâl* 13 996 und 29 485. Dagegen kommen für die bewertung des *a* im selben namen gar nicht in anschlag die neutralen reime 2291 *Parcival : Lenval* und 1547 *: Gal.* Erwägt man noch, dass der reimmöglichkeiten auf *-âl* in der Krone nicht wenige sind, so scheint Heinrich v. T. die namensform mit kürze der endsilbe *: Parcival* zu bevorzugen.

12 964 druckt Scholl *entwęlt* (praet.) : *męlt* (praes. von *mâlen*). Doch scheint es fast, als ob nach dem sprachgebrauche Heinrichs die 3. sg. ind. praes. zum *stv. mâlen* eher *er mâlt* lauten müsste, zumal das praet. mit rückumlaut *entwalt(e)* in der Krone sich häufig findet. Auch dieser reim also zählt zu den fällen der dehnung des *ă*.

Vor *m* im stumpfen reim wird *a* 5mal gedehnt: *strâm : mitesam* 310. (Adjektiv-ableitungen auf *-sam* reimen meist auf kürze, brauchen daher wegen einzelner bindungen zu länge nicht als lange silben beansprucht zu werden.) *: kam* 12 837, *: nam* 14 509, *: nam : sorgesam* 20 541, *nam* (praet.) *: squâm* 15 166. Wieder zählen, abweichend von Scholls text, die reime von eigennamen nicht mit. Das vorkommen des wortes *Amurfinâm* im reim zeigt vielmehr, dass wir es auch hier mit doppelformen zu tun haben. Der nom. reimt durchwegs auf langes *â*: so 7795. 7937. 8297. 8662. 13 610. 13 673. 17 129. 23 747 *: dâ ; : sâ* 17 196. Vermischung der quantitäten des *a* tritt endlich vor *m* auch ein 14 287 *vreissam : râm*, was bei Scholl nicht ersichtlich ist.

In klingendem ausgang steht gedehntes *a* vor *m* 4mal: 566 *quâmen : namen* (subst.) *: nâmen* (praet.); *: namen* 620; *namen : squâmen* 960; *: gerâmen* 1712. In zweisilbigen wörtern wagt Heinrich also nur in den ersten 2000 versen des gedichts *a* vor *m* zu dehnen, bezw. die gedehnten formen aus seiner mundart in die dichtung aufzunehmen, und vermeidet diese später sorgfältig.

a : â vor *n* steht am häufigsten in stumpfen reimen, im ganzen 204mal. Das material für solche bindungen geben auf der einen seite die reimwörter *man, ban, swan, tan, han* (subst.); *began, gewan, ran, versan, bran, kan, gan; dan* und *an* (praep.), auf der anderen die wörter *wân, grân* (stf., scharlachfarbe); *gân, gegân* (part.), *stân, hân, kân* (1. pers.), *getân* und *ân* (praep.)[1].

Dazu kommen noch die beiden reime *hânt : vant* 29 968 und *: gemant* 2685; 507 *grân : bran* ist bei Scholl nicht als 'unreiner' reim erkennbar. Desgleichen 13 982 *castelân : swan*. Durch ein nachfolgendes *m* oder *n*, welches den vokal nasaliert, wird der unterschied der quantitäten verwischt, weshalb dann *a : â* ohne dem hörer aufzufallen, gereimt werden kann[2].

Der zahl nach kommen die dehnungen des *a* vor *r* denen vor *n* am nächsten. In diesem falle wird *a* 90mal zu *â* gebunden; darunter aber nur 3mal in klingendem reime: 7415 *bewarte : gebârte;* 7565 *: vârte;* 12 514 *bewarten : vârten*, also wieder nur in der ersten hälfte des gedichts. Folgende stellen müssen noch hinzugezählt werden: 941 ff. lautet: *Ditz mære nû komen was Artûs ze wære* (P hat *zü ware*),

1) An eine form *ich hān* ist für Heinrich bei der fülle von anderwärtigen belegen von *a : â* vor *n* gar nicht zu denken. Aus dem heutigen kärnt. *i hǫn* aber lässt sich auf die frühere quantität des vokales nicht schliessen, da jetzt sämtliche *ă* und *â* lang gesprochen werden.

2) Die bei bayr. dichtern beliebte form *sân* wird von Heinrich konstant gemieden. Wolfram gebraucht *sân*, Hartmann nur *sâ*. Nicht ein reim enthält diese adverbialform, so dass man wohl schliessen muss, sie sei im dialekte des dichters nicht vorhanden gewesen. Diese form der partikel müsste sich bei der grossen zahl von reimmöglichkeiten für *sân* überall leicht einfinden, zumal Heinrich die typen *-an* und *-ân* ganz anstandslos auch untereinander reimt. Von diesem gesichtspunkte aus zeigt es sich, dass der dichter *sân* bewusst und absichtlich gemieden hat. Denn es wäre bei Heinrich unerhört, dass ihm nicht ein einzigesmal sein eigenes ma. *sân* entschlüpft wäre, falls er es in seinem dialekte besessen und nur in hinblick auf Hartmann vermieden hätte.

Wie dâ ein ritter wære Erbeizet vor dem sal (V und Singer). *wære* stf., hat hier unmöglich die bedeutung 'wahrheit, wirklichkeit', der sinn fordert unbedingt *war* oder *ware* (stf.) 'wahrnehmung, beobachtung'. Nun kann aber Heinrich v. T. nicht *æ* auf *a* gereimt haben, wie sich später bei behandlung der *e*-laute herausstellen wird. Daher liegt die vermutung nahe und erhebt sich zur gewissheit, dass Heinrich den coni. praet. von *wesen* (*sîn*) aus seinem dialekt entlehnte und die grob mundartliche form *ich wâr* statt *wære* auch in sein poetisches werk aufnahm. Die stelle muss daher gelesen werden: *ze war : ein ritter wâr.* (Andere belege aus der Krone für diese coni.-form s. seite 165, 166, 168 und 180.)

1075 dagegen ist das *bewære*, welches auf *wære* (coni.) reimt, zu zweideutig, als dass man sich bestimmt für die unumgelautete form entscheiden dürfte. Es passt sowohl die bedeutung 'beweisen, als wahr dartun', als auch *bewarn* 'sich wovor hüten, unterlassen', d. h. 'in abrede stellen' mit folgendem negativem satze.

Im übrigen wird das reimmaterial gestellt durch die wörter: *dar*, *schar*, *bar*, *gevar* (adi.), *war* (praep.), *gewar* (praet. und praep.-adv.) und *gebar*, denen *hâr*, *jâr*, *clâr* und *wâr* gegenüberstehen. Vers 2415 *schar : Reinmâr* zählt nicht hierher, da das *-ar* des namens als anceps gilt. Ebenso darf man auf die bindung *offenbâr : bar* (praet.) *: schar* 25 157 nicht allzu grosses gewicht legen, da Heinrich auch diese ableitungssilbe als anceps gebraucht. Vgl. 2282. 29 588: *wâr.*

Dagegen druckt Scholl 15 733 *klâr : adelâr*, während gerade diese bindung eine 'unreine' ist. Das wort *adelar* wird von keinem dichter auf lang *â* gereimt und auch Heinrich v. T. bindet es immer zu kürze: 22 673. 23 515. 25 157 *: gar*, nie ausser in diesem falle zu länge.

Es erübrigt noch, die reime von *gar* (adv. und adi.): *hâr*, *wâr*, *jâr* zu erwähnen. Die Krone weist deren 33 auf. Ausserdem reimt *gar* gegen 70mal zu *-var*, *dar*, *gewar* (praet. und adj.), *war*, *adelar*, *bewar*, *swar* (praet.), *tar*, *Leigamar* u. a.[1].

a wird sonst noch gedehnt vor *r* + cons. in offener silbe: *wârn : arn* (subst.) 8235. 18 438; *: varn* 8715; *: bewarn* 21 463. 27 608; *vârn* (nachstellen) *: bewarn* 10 816; *jârn : sparn : varn* 30 031; ferner *bewart* (part.) *: beswârt* (praet.) 2906. 22 667; *: gevârt* (part.) 27 045; *: vârt* (praet.) 28 568; *: enbart* (praet. zu *enbarn*) *: beswârt* 20 343. Dehnungen unter sonst gleichen umständen in gedeckter silbe (klingendem reim) sind wieder nur drei zu belegen, und zwar alle nur aus der ersten hälfte des gedichts: *bewarte : gebârte* 7415; *: vârte* 7565; *bewarten : vârten* 12 514.

Zu den dialektischen reimen zählen noch, ohne dass sie in Scholls ausgabe als solche ersichtlich wären, folgende stellen: 1266 *bewaren : vâren ; bewart : gevârt* (zu swv. *vâren* 'auf den willen eines anderen rücksicht nehmen, ihn zu erfüllen suchen, gewähren') 6734. Das Wb. gibt belegstellen aus Gregorius, Frauendienst und Lohengrin. Daher möchte ich dort nicht mit Singer *gewart* lesen. 2360 muss

1) Die zweisilbige form des adv. *begarwe : varwe* reimt 121 (V P *begarbe*); 6495. 8211 (V P *begarbe*). 14 341. 20 135. 21 132 (P *farwen : begarbe*) und 23 177. Nach Zwierzina hat es den anschein, als ob in der Krone kein *begarwe* vorkäme. Die angeführten stellen belehren uns eines anderen und weisen darauf hin, dass auch die zweisilbige form im dialekte des dichters ihren wohlberechtigten platz einnahm. Freilich konnte Heinrich sie nicht so oft im reime gebrauchen, aus dem einfachen grunde, weil die drei reimwörter *harwe*, *varwe*, *marwe* nicht an allen stellen der erzählung ohne weiteres herangezogen werden konnten.

es heissen *wâren : bewaren* (inf.), ahd. *pewarôn* 'verhüten, unterlassen', weil *bewâren* hier ganz sinnlos ist. Derselbe reim liegt vor 6660, nur dass hier *bewaren* die bedeutung *'servare'* trägt (hss. *waren : bewaren*). *wâren* aber vertritt die gew. oberd. conj.-form *wæren*. Der satz 6659 f. *Weder snel oder laz Der âder slege wâren* ist der von 6658 *Dô greif er aber vürbaz* abhängige indirekte fragesatz und verlangt demnach den conj. des verbs. Dies ist also der zweite fall, dass Heinrich die ausschliesslich mundartliche form *wâr* für *wære* setzt.

Ein reim von *a : â* ist aber auch für 24 377 zu erschliessen. 24 376 ff. lautet: *Sît man vor die vrouwen hât Dâ mit (sc. mit dem hantschuoch) alle bewart. Obe ir in holt wârt* usf. 'Da man vorher doch auch alle damen mit dem handschuh bekleidet hat'. *wern* (got. *wasjan*) hat bei Heinrich im praet. und part. immer *a*. Das part. *bewart* steht so 24 005 u. ö.

wârt vertritt wieder das 'regelmässige' *wæret*. 20 343 *bewart* ('bekleidet'): *enbart : beswârt*. Endlich muss es 25 848 heissen: *sô wæren übel bewart Iwer lant, der* (P!) *vil maneger vârt* 'nach dem viele in feindlicher absicht trachten'.

Bei der sogenannten dehnung des *ă* vor *l* und *r* handelt es sich weniger um eine verschiebung der quantität als viel mehr der qualität. *l*, insbesondere aber *r* üben auf den vorausstehenden vokal einen starken einfluss aus. Durch folgendes *l* wird in Kärnten auch heute noch vielfach der vokal infolge der lippenrundung, welche die aussprache des *l* erfordert, verändert. Auch ein folgendes *r*, namentlich, wenn es im silbenauslaute steht, beeinflusst den vokal. Unterliegen nun *ă* und *â* in derselben weise der einwirkung folgender liquiden, so ist es begreiflich, wenn die laute in ihrer qualität sich nahekommen und im reime gebunden werden können.

Vor *s* steht gedehntes *a* nur 3mal in stumpfen reimen: 13 088 *was : ciclâs*; 2399 *hâst : last*; *: gast* 29 467.

Vor *t* in 21 stumpfen reimen, welche gebildet werden aus den wörtern *stat* (subst.), *blat, bat* (praet.), *trat* und *parât, hîrât, rât, wât, tât, sigelât, er lât, hât.* Nur ganz zu anfang des werkes findet sich auch eine dehnung des *a* in klingendem reim: 481 *laten < ladeten : tâten*. (Vgl. Paul, Mhd. gr.[5], § 86, anm. 2.) Zwierzinas behauptung, dass *a : â* in geschlossener silbe bei Heinrich 'ein unerhörter reim' wäre, widerlegt sich auch noch durch ein zweites beispiel aus der Krone: 19 586 *tâten* (praet.) *: gestaten* (inf.). (Vgl. Zwierzina, Zfda. 44, s. 367, anm. 2.).

Die reime von *hân, hâst, hât* auf *-an, ast, at* sind sicherlich als unrein anzusprechen, da es an gründen fehlt, die bei Heinrich für *hăn, hăst, hăt* sprechen könnten. Er bindet *getân, lân, stân* und *gân* in ihren formen ebenso auf länge wie auf kürze, er muss daher *hân, hâst, hât* gesprochen haben.

Reine bindungen sind daher entgegen Scholls schreibung: 7622 *berâten : verspâten : lâten*. Aus V lässt sich der 3. vers also rekonstruieren: *Dem gotes herde lâten* (mit enklise des pronomens *'in'*). *hert* (erde) steht ausserdem noch 25 073. 22 461.

Auch vor *z* kennt Heinrich keinen unterschied in der quantität des *a*, denn er bindet zehnmal *a : â*. Um die verstösse bei Scholl zu berichtigen, gebe ich sämtliche belegstellen: 7655 praet. *az : wâz*. Es wird kaum anzunehmen sein, Heinrich habe wie Rudolf v. Ems B. 178. 13 und Wchr. Germ. 30, 180. 19, auf das altertümlichere *âz* zurückgegriffen; in der Krone findet sich wohl 5mal *ăz*, niemals aber *âz* belegt, obschon die reimmöglichkeit dafür vorhanden war. 9055 *ungâz* :

vergaz : : besaz 26 997; *: saz* 29 324. *gâz : saz* 13 629. 28 876. 29 856; *: gesaz* 14 803; *: vaz* 27 804. *strâz : maz* (praet.) 14 219.

Aus dem vorgeführten reimmaterial ergibt sich, dass Heinrich v. T. *a* mit ungleichen quantitäten bindet, und zwar am häufigsten vor liquiden *m*, *n* und *r*, aber auch vor *c* (*k*), *ch*, *ht*, *l*, *t*, *s* und *z*. Weiter steht fest, dass in der mundart des dichters die quantitativ verschiedenen *a* meist in einsilbigen, selten auch in zweisilbigen wörtern, qualitativ gleich oder doch so ähnlich waren, dass sie unter ein reimband gestellt werden konnten: gelängtes *a* fiel mit altem *â* zusammen.

Wie die heutigen mundarten beweisen, erlitt das kurze alte *a* auf dem gesamten bayr.-österr. sprachgebiete dehnung, nicht bloss vor einfachen konsonanten, sondern auch vielfach vor doppelten. Diese erscheinung in der Krone kann daher nicht als ein kennzeichen ihres kärntischen, wohl aber ihres bayr.-österr. ursprunges gelten [1].

2. Widerstand gegen den umlaut des *ă* und *â*.

Umlautfähiges kurzes *a* finden wir in der Krone vor germ. *h* erhalten. So lautet der inf. praes. *swachen* und reimt *: lachen* 1391; *: sachen* 11 649. 23 923; *: machen* 21 214. 21 548; *geswachen : lachen* (subst.) 24 879. 28 788; *swachen : sachen* (subst.) 27 675. Das präsens *swachet : wachet* 10 436; der coni. *swache : sache* 10 580; das präteritum *swachte : machte* 16 656. 22 235. Das participium (*ge-*, *ver*)*swachet : (ge-*, *ver*)*machet* 2253. 3978. 8170. 14 866. 15 787. 19 772. 21 157. 27 486; *: machet* 5941. 8776. 10 305.

Ausserdem gebraucht Heinrich 1mal die form *brachen* statt *brechen* und reimt jene auf *machen* 27 400. Im kärnt.-wind. dieselbe erscheinung bei *špāh*(*n*) speck. Der inf. *twahen : trahen* (subst.) steht 2mal: 22 071. 16 993 [2]. Der umlaut tritt endlich nicht ein in *stahelin : sîn* (inf.) 20 859. Demnach vermute ich auch für 13 222 *stahelîn*, wo Scholl keine lesart verzeichnet.

Noch viel häufiger und in ausgedehnterem masse leistet *â* dem umlaut widerstand, wie die reime beweisen; es hat sich erhalten vor *r*: 12 989 *wære : darnare* (P!) = *dâ nâr*. Scholl druckt ganz sinnlos *nære*, da er die umlautlose form für den reim nicht brauchen zu können vermeint. Eine andere lesart lautet: *den het er dâ mære Vil gerne gevrâget* 'er hätte ihn gern um auskunft gefragt'. Aber das *nâre* in P scheint eine solche konjektur nicht zuzulassen. Interpretieren wir zunächst die stelle nach dieser hs. *wâr : den het er da nâr vil gerne gevrâget* 'er

1) In der Kärntner mundart wird *ă* ohne rücksicht auf den folgenden konsonanten bald zu *ǭ*, bald zu *ā* entwickelt: *šwǭl* schwall, *štǭdl* stadel, *fǭsn* fassen, *gǭr* gar, *ǭgn* flachsspreu (mhd. *agene*), *hǭmr* hammer, *ǭba* < **abher* 'herunter', *špǭna* spanne; *āndl* (mhd. *ane*) '*avia*'. *āuətse* die gabeldeichsel an einspännigen fuhrwerken, zu got. *ans* 'der balken'. *kšāmig* zu *šǭmən* sich schämen, *wādl* und *wǭdl* (mhd. *wadel*) fächer, sprengwedel. *tsāxr* zähre, *hāsn*, *hāsig* (Drautal und urkundlich) schlüpfrig, glatt zu ahd. *hasan*, *hasnisto*, *venustus*, *politissimus* u. v. a.

Ganz gleich entwickelte sich mhd. *â*: *jǭmrn* oder *jāmrn* jammern, klagen, *trǭm* oder *trām* querbalken, *sǭm* same, *špǭn* spahn; *khār* zur weide benutzter bergteil, *grāte* (mhd. *grât*) gräte, *wāba* (mhd. *bâbe*) altes weib; *šlǭfn* schlafen, *mǭsl* narbe, *fǭhn* fangen, *wǭr* wahr, *lǭsn* lassen u. v. a.

Auf grund dieses dialektischen zusammenfalls von *ă* und *â* konnten die beiden laute auch aufeinander gereimt werden.

2) Auffällig ist das sonst nicht belegte *rahen : slahen* 10 758. Es ist wohl spezifisch kärntisch, denn diese ma. bewahrt noch heute die wörter *rāhl* und *rakhl* 'stange'.

(Gawein) hätte ihn sehr gern, *dar* dorthin[1] *nâr*, kontr. aus *naher* „genauer, deutlicher, eindringlicher“, um das, was dort drinnen vorgieng, gefragt’. Wenn die richtigkeit dieser auslegung einleuchtet, erhalten wir zugleich einen neuen beweis für den rückumlaut im coni. praet. von *wesen*, welcher schon 3mal in der Krone begegnete. Um alle zweifel zu beheben, genügt es, 27 754 anzuführen, wo *ervarn* (inf.) *: wârn* (conj. praet.) gereimt wird, ein deutlicher beweis für den frühen eintritt des sogenannten rückumlauts.

6454 *ungebâre* (subst.) *: hâre; : zewâre* (adv.). 11 278. 19 812 *ze wâre : undâre* (appositionell nachgesetztes adj.).

Am meisten umlauthemmend wirkt auch hier germ. *h*.

1248 *gewæhet* (part.) *: væhet* (3. pers. sg. ind.) P hat *gewahet : vahet!* 24 249 *versmâhe* (adj.) *: vâhen; gevâhe* (conj.) *: versmâhe* (conj.) 1015; *versmâhet* (2. pl.) *: enpfâhet* 7604. Der inf. *versmâhen : enpfâhen* 11 773, *: jâhen : sâhen* 13 751, *: vâhen* 18 483, *: nâhen* (adv.) 6862. 20 053. Das part. *versmâhet : gâhet* (2. pl.) *: enpfâhet* 3174.

19 651 *wæhe* (adv.) *: jæhe* (conj. praet.). Die vorlage von P hatte *wahe* und daraus nahm es der schreiber dieser hs. herüber. Daher dürfen wir auch für 7762 *wâhe* (adv.) *: spæhe* ansetzen.

Der umlaut unterbleibt auch vor *h* + *s* und *h* + t: 5663 *næhste : gæhste*, P *den aller gahste!*; 8070 *bræhte : æhte*, 24 869. *: bedæhte : æhte* 11 121. In den beiden ersten fällen schreibt P *brehte : ahte*. Wahrscheinlich stand in der vorlage beidesmal *ahte* und der abschreiber meinte den conj. in die ihm geläufige form mit umlaut ‘bessern’ zu müssen. Der ständige wechsel von *a* und *æ* in der hs. P kann keineswegs der willkür des schreibers zugemutet werden. Wie die charakteristik von P bei Reissenberger s. 4 f. zeigt, ist es nicht seine art, *æ* durch *a* wiederzugeben. Wir dürfen also darin einen beweis dafür erblicken, dass in allen fällen, welche in betracht kommen, sich in der dem original ziemlich nahestehenden vorlage von P das schriftzeichen *a* befunden habe.

Scholl druckt 21 418 fälschlich: *ûz der âhte : bedâhte* (unumgelauteter conj. praet. zu *denken*), während die stelle heisst: *Und reit in der ahte, Als in vil gar bedahte Grimmer muot . . .*

Ferner tritt der umlaut nicht ein vor *t*.

19 173 *misserâtet* (3. sg. ind.) *: bestâtet* (part.). Letztere form wird durch den zusammenhang gefordert: ‘Jede sache, die gut ausgehen soll, muss vorher in ihrem anfang und ende festgesetzt, d. h. überlegt werden.’ 20 329 *wiltpræte* (pl.) *: ræte* (dat. sg.). Heinrich verwendet sehr selten die zweisilbigen umgelauteten formen der casus obliqui der masc. *i*-stämme. Dazu kommt das zeugnis von P, welches *michelem rât* bietet. 7622 *berâten* (inf.) *: verspâten* (inf.) *: lâten* (imper. mit enklise des pron.).

Einmal widersetzt sich *â* dem umlaute auch vor *f*, 3698 *slâfen : gewâfen* (subst.) und 7351. Was endlich noch Reissenberger anführt: *beswârte : vârte* 17 024 ist einfach rückumlaut, der bei Heinrich in seltenen fällen und nur dann nicht eintritt, wenn der ‘bindevokal’ zwischen stammauslaut und endung erhalten blieb.

1) Vgl. Paul, Mhd. gr. § 322: Bezeichnungen der richtung werden häufig zu verben gesetzt, die an und für sich keine bewegung ausdrücken, bei denen man die vorstellung einer bewegung erst infolge der beigefügten richtungsbezeichnung ergänzen muss.

Vor *z:* 19 938 *hâzen* (pl. stm. 'rock, kleid') *: verwâzen : gelâzen,* Das wort heisst auch *hæz,* pl. *hæze,* Heinrich verwendet also die umlautlose form. In all den angeführten reimen handelt es sich nicht um 'unreine' reime, sondern um sprachlichen ausgleich: unumgelautetes *ă* oder *â* konnte, wie heute in der mundart, so auch im 12. oder 13. jahrhundert, schon zu erhalten gebliebenem, des umlauts nicht fähigem *ă* oder *â* gebunden werden. Aber auch diese erscheinung weist nicht auf Kärnten speziell hin, denn sie erstreckt sich wieder auf das ganze bayr.-österr. sprachgebiet.

3. *â* aus kontraktion entstanden.

â < âwe: 15 188 *klân* (dat. pl.) *: hân* (inf.); *klâ* (acc. pl.) *: dâ* 10 551. 17 838. 17 922. 18 486. 18 505; *: slâ* (dat.) (*: wâ*) 10 697. 11 834. 12 117. 13 002. 13 960. 14 023. 14 922. 16 215. 16 256. 16 387. 16 921. 17 524. 18 240. 18 698. 18 854. 19 029. 21 975. 22 899. 26 218. 28 353. 28 745. 29 132.

â < âhe: 19 399 *vervân : ergân.*

â < ahe 2842 *gestâlet : gemâlet.* Das *â* hat sich hier nur scheinbar dem umlaut widersetzt, denn die kontraktion zu *â* musste bereits eingetreten sein, bevor der umlaut erfolgt war; *stâle : mâle* 7482; *: strâle* 10 526; *: mâle* 14 291. 15 252. 17 154. 19 222. 23 117. 23 791. 28 112; *: twâle* 26 716; *strâle* 10 526.

4. *æ* aus kontraktion entstanden.

æ < ahe: 6353 *wælen < wahelen : gevælen.*

Die verba pura erscheinen im präteritum nicht umlautlos, wie etwa bei Hartmann, auch nicht im wechsel von umgelauteten und umlautlosen formen, wie bei Wolfram, sondern durchweg mit dem charaktervokal des präsens: 6687 *wæte* (conj.) *: tæte : wæte* (ind.) *: stæte* 6032 (P *wæt.*), 14 374 (P *wote : state*), 15 834.

Das participium lautet *gedræte : stæte* 8209; 19 679 *geblæt : gesæt* (P *geblat : gesat*). Formen wie *gedrât* oder *gedrân* fehlen vollständig.

Das präsens erscheint immer ohne *j:* 25 539 *wæt : blæt* (3. sg.). P hat *wat : blat!* Mit unrecht druckt Scholl 3806 und 3860 *underwæjet : blæjet.* V bietet *wæt : blæt,* auch P hat *wat : blat.*

5. *o* für *a; ô* für *â.*

Die anlautende verbindung *qua* (denn *qualte* musste Heinrich v. T. als praet. von *queln* gesprochen haben) wird zu *ko.* 11 155 *kolde : wolde.* 19 068 *kolten : enwolten;* 24 055 *verdolt : kolt* (praet.).

Dementsprechend wird die anlautende verbindung *quâ* zu *kô. Karidôl : kôl* (= *quâle*) 11 506.

Auch im kärnt. dialekt zeigen sich noch spuren dieser lauterscheinungen: zwar lautet das subst. qual *khwǫl < quâle.* Die zusammenziehung findet aber statt in *khǫtembr < quatember; kôpe* m. kaulkopf, *< quabbe.*

6. Bindungen von *a : o.*

Der übergang der gruppe *ar < or* muss noch immer als bayr.-österr. eigentümlichkeit der sprache eines dichters angesehen werden, wenngleich er nicht ausschliesslich auf dieses gebiet beschränkt blieb.

In der 'Krone' reimt 2mal *a : o:* 3430 *worte : harte;* 11 203 *wart : wort.* Die übrigen angaben bei Reissenberger beruhen auf irrtum. Denn 1025 *sal : schal* muss zwar angeführt werden zum beweise, dass Heinrich die nebenform *sal* zu *suln, süln* gebraucht, der reim ist aber ein 'reiner' *a*-reim. Das nämliche gilt für das praet. *maht : naht* 26 332.

16 347 dagegen liegt ein fehler Scholls vor, denn das *von* der hs. P weist auf den reim *gedon* hin. *gedon* (stf.) bedeutet ‘spannung, anstrengung, bemühung’, *gedon tuon* beschwerlich fallen, gewalt antun, quälen. Heinrich v. T. kennt also noch kein *ran*[1]. Auf hochdeutschem gebiet erscheint diese form ausser bei Gottfried nur bei Fleck (Flore 239) und selbst dieses *van* wird aus dem Tristan entlehnt sein.

B. Die *e*-laute. (*ë*, *ę*, *ė*, *ä* und *æ*.)

1. Die *e*-laute gleicher quantität.

In der behandlung der verschiedenen *e* gibt sich Heinrich von dem Turlîn als Inneröstereicher, ja speziell als Kärntner zu erkennen.

Zuerst werden die sogenannten ‘unreinen bindungen’ von *ę : ë* behandelt.

a) *ę* und *ë* vor *muta*.

ę reimt auf *ë* vor *b*: *lëbet : begrębet* 4970. *gehębe* (subst.) *: lëbe* 13 018. *lëben : hęben* 13 494. *widerręde : strëben* 18 039. In Heinrichs sprache nahm daher das offene *ë* vor *b* den geschlossenen laut des *ę* an.

Diesen vier reimen von *ę : ë* vor *b* steht nur ein einziger von *ę* in sich gereimt gegenüber: *hębet : entsębet* 7229, und selbst dieser muss als ‘literarischer reim’ bezeichnet werden, da *entsęben*, wie Zwierzina nachweist, dem österreichischen sprachschatze fremd ist und nur aus dem md. entlehnt sein kann. Die vereinzelte bindung *ę : ë* vor *b* findet ihre erklärung daher nicht in der sprache des dichters, sondern im wortmaterial. Der typus *-ęb-* enthält nämlich nur die worte *begrębet*, *hęben* und *gehębe*, entbehrt aber sonstiger reimwörter. Es überwiegt daher die zahl der bindungen mit *lëben*, *gëben*, *swëben*, *strëben*, *wëben*, *rëben* und *ëben* ganz bedeutend.

Ähnlich steht es mit *ę* und *ë* vor *g*. Heinrich gebraucht fünf reimpaare in *-ęge(n)*: *ęge : slęge* 11 536; *: bewęge* 15 081. *gęgen : verlęgen* 3349; *: slęgen* 18 387. *lęgest : męgest* 13 122, also 5mal mehr als im typus *-ębe-*. Dagegen finden sich 61 reimpaare des typus *-ëge-*. Die bindungen auf *tręget*, *lęget* usw. kommen für die betrachtung nicht in anschlag, da diese formen bei Heinrich, mit einer einzigen ausnahme, immer kontrahiert werden.

Die wahrscheinlichkeit für bindungen von *-ęge-* im verhältnis von reimen auf

1) Der vorgang, dass *a : o* vor *r* reimen kann, findet seine erklärung in der heutigen mundart. Das kärntische insbesondere liebt es, die lautgruppe *-or* als *-ar* zu sprechen. Es handelt sich also auch in obigen reimen nicht um verdumpfung des *a*, sondern um öffnung und erhöhung des *o* vor *r*. Beim übergang vom vokal zum zäpfchen-*r* macht sich nämlich ein ganz leiser vokalischer übergangslaut bemerkbar; dadurch wird der vokal etwas diphthongisiert, er erscheint gebrochen: *nǫ*^{ə}*r* narr, *fǫ*^{ə}*r* fahre usw. Diese übergangslaute unterscheiden sich wesentlich von den diphthongen und können auf diese nie gereimt werden. Auch die ursprünglichen *oa* sind vor *r* zu *ǫ*^{ə} geworden und so mit einfachem *ǫ* zusammengefallen. Ein derartiger zusammenfall von einfachem vokal und diphthong wird durch die reime schon fürs mhd. erwiesen. Urk. *varderen* die altvorderen, *verdarm* (*pt. pf.*), *argelmeister*. Im kärntischen wird jedes mhd. *o* vor *r* zu *ǫ*. *ǫ* aber, der velarvokal, entwickelte sich in derselben stellung noch weiter zu *a*: die zunge nimmt eine höhere lage ein als sonst und der laut ähnelt nun einem *a*. So erklären sich die dialektformen *margn* morgen, *wart* wort, *fart* fort usw. Sogar das aus verdumpfung des *a* entstandene *ǫ* muss sich dieser wandlung unterziehen: *wār i* (mit hellem *a*) = **wǭr i* = *waz ich*.

-ëbe- ist daher bedeutend grösser. Tatsächlich bringt Heinrich 53 derartige reime. Bei der geringen möglichkeit, in jenem typus zu reimen, boten sich bindungen auf *-ëge* in fülle dar.

-ęge reimt auf *-ëge* in folgenden beispielen: *engęgen : dëgen* 767. 1995. 4267. 6950. 9824. 18 472. 18 732. 27 389; *: wëgen* 5130. 8160. 10 912; : (*ge-, er*)*wëgen* (part.) *: pflëgen* 15 716. 26 677; *: pflëgen : gelëgen* 17 537; *unerwëgen* 27 438; *slęge*(*n*) *: dëgen* 826. 28 043. 29 138; *: pflëgen* 3973; *: verwëgen* 6538; *: wëge* 13 165. 13 377. 20 916. 28 743; *: underwëgen* 19 057; *: erlëgen* 19 797. (*ge*)*lęgen : dëgen* 9297. 19 499. 20 556; *: pflëgen* 3621. 10 107. 13 324. 15 339. 15 628. 18 812. 25 465. 25 854. 26 743; *lęget : pflëget* (2. pl.) 17 400; *: wëge* 3645. 12 758. 29 907; *: erwęgen : dëgen* 28 093; *: underwëgen* 24 576. 24 373. *lęge : pflëge : wëge* 17 779. *ęge : wëge* 1750; *: pflëge* 10 706. 22 620. *lęgent : pflëgent* 2531. *męge*(*n*) *: wëge* 24 911; *: sëgen* 26 031; und endlich *wëge : bęge* (franz.) 25 541.

ę und *ë* unterscheiden sich demnach auch vor *g* nicht voneinander, ihre aussprache muss in dieser stellung dieselbe gewesen sein.

ę und *ë* vor *t*.

An reimwörtern, welche *ę* vor einfachem *t* enthalten, stehen Heinrich nur *stęte* und *kęte* zur verfügung. Beide erscheinen ein einzigesmal im reim beisammen: 26 486. Nur einmal (s. unten) gebraucht er auch *sęte* 'sättigung'.

Nun enthält die Krone aber 68 reine bindungen von *hët, tët, gewët*(*e*), *bët*(*e*) (bitte), *brët, trëten, clarët* und den *-ët* der eigennamen, wodurch die möglichkeit geboten ist, jene zwei wörter auf *ęt-* in mannigfacher weise zu diesen zu binden. Die 31 beispiele hierfür sind:

stęt : brët 6579. 18 867. 22 116; *: brunët* 6886; *: tët* 3681. 5713. 4631. 5901. 6362. 9304. 12 987. 13 230. 19 370. 20 142. 23 828. 25 511. 25 692; *: bët*(*e*) 1664. 4856. 7521. 19 951. 21 802. 23 438. 25 335. 30 020; *sęte : hëte* 6854. *kęten : gewëten* 8466. 14 364. 28 705; *: trëten* 13 245. Es ergibt sich daraus, dass Heinrich *ę* und *ë* vor *t* unterschiedslos zusammenwirft.

Vor muta erscheint mhd. *ë* in der mundart als *ö*-ähnlicher, sehr geschlossener laut, welcher sich deshalb am besten durch das schriftzeichen *ö* wiedergeben lässt. Da auch dem mhd. *ę* im kärntischen ein *ö* immer vor einfacher muta entspricht, fallen *ë* und *ę* in diesen fällen in einem einzigen laut zusammen. Jedesmal tritt aber die mundartliche dehnung des betreffenden *e*-lautes hinzu. *lōbm — lëben, gōbm — gëben, glōgr* zu *lëgeren; trōtn — trëten, pflōgn — pflëgen; tëte* (conj.) > mundartlich *tōt, bët* > *pōt* usw.

Davon sind ohne zuhilfenahme der histor. worterklärung die *ę*-formen gar nicht mehr zu unterscheiden: *hōbm — hęben, rōdn — rëden, nōgl — nęgel, khōtn — kęte, šlōg — slęge, štōt* (*urbes*) *— stęte.*

Aus diesem vergleich steht der zusammenfall von Heinrichs mundart mit der in Kärnten noch heute gesprochenen vollkommen fest.

e in der stellung vor *tt* steht in der Krone nur 4mal und zwar immer *ę*. *bętte* (dat.) *: wętte* (dat.) 1585. 20 661; *: verwętte* (1. pers. sg.) 8302. *bętten* (dat. pl.) *: errętten* (inf.) 11 572. Dass sich trotzdem keine bindungen von *-ętte*(*n*) *: -ëtte*(*n*) finden, kann noch immer nicht die unmöglichkeit eines reimes von *ę : ë* vor doppelt *t* beweisen. Der mangel solcher bindungen erklärt sich teils aus dem wortschatze Heinrichs von Turlin (es stehen ihm viel weniger wörter in *-ëtte* zur verfügung als in *-ętte*), teils, und das ist das entscheidende, aus seinem dialekte.

In der Kärntner mundart werden nämlich *ë* und *ę* vor *tt* ungleich behandelt: *fatsötn* — *zętten* verstreuen, *tsötl* — *zëttel*, *frötn* — *vrętten* weisen noch zusammenfall beider *e*-laute auf. Dagegen unterscheidet eine ganze anzahl von wörtern *ę* von *ë* auf das strengste: *lētn*, mhd. *lętte*, *khlētn*, mhd. *klętte*, *pōt* — *bętte* bett, *pētln* — *bëttelen; šmōtn* < **smętte* zu *smatzen* fett, schmalz, rahm.

Was früher nur zufall schien, gibt sich nun als absicht des dichters zu erkennen; er meidet die bindungen von *ę : ë* vor doppel *t* deshalb, weil die aussprache in der mundart keine gleichmässige war. Darin erblicken wir abermals einen beweis für den kärnt. charakter der sprache Heinrichs.

Im anschlusse hieran erörtere ich noch alle jene fälle, in denen ausserdem *ë* zum laute des geschlossenen *ę* hin sich entwickelt hat. In gewissen stellungen konnten beide aufeinander reimen, ohne dass die bindung als eine 'unreine' aufgefallen wäre.

Zunächst vor *f* (*v*). 14 687 *stëft : geschęft* (part.) und 12 471 *hęven* (inf.) : *nëven* (acc.). Die seltenheit derartiger bindungen hat ihren grund einzig im wortmaterial. Reimworte in den typen *-ëven*, *-ęven* und *-ëft* fehlen ausser den angeführten überhaupt und belege finden sich nur in *-ęft*, die aber mangels der gleichen formen auf *ë* nur in sich reimen können: es sind dies *kręfte : schęfte* 801. 18 577; *: ritterschęfte* 11 931. 26 779 und *hęften : schęften* 15 486; *: kręften* 15 367.

Weiter tritt vermischung beider *e*-laute ein vor *st*, und zwar nur in einem reimpaar: 1514 *nëst : tëst*, dem auf der anderen seite 45 bindungen auf *-ęst-* gegenüberstehen: *gęste(n) : bęste(n)* 446. 754. 2281. 3263. 5968. 30 014; *: węste* (praet. von *wizzen*) 5828. 17 947; *: vęste(n)* 2591. 17 102. 18 071. 19 389. 26 140. 27 416. 27 746; *: lęsten* 18 962; *vęste(n) : bęste(n)* 1574. 5719. 6011. 9784. 13 423. 24 288. 26 778. 27 096. 27 665; *: węste* 3126. 8501. 10 189. 12 748. 15 178. 20 771. 22 810. 28 384; *vęst : gewęst* (part.) 3671. 16 690. *vęste(n) : ęste(n)* 11 638. 12 200; *: lęste* 15 705. 19 473. 22 766. 25 207; *: ręste* 5599. *węste* (praet.) *: bęste* 17 221; *ręste* 15 263.

Daneben zähle ich 20 reime, welche *ë* und *ę* vereinigen, ein beweis, dass die ausgleichung vor *st* schon zu Heinrichs zeit völlig durchgeführt war: *gęste : vëste* (*dies festus*) 613; *: fôrëste* 18 253. 22 558; *: gebrëste* 22 400. 24 846: *engęsten : brësten* 15 491; *vęste* (adj.) *: gebrëste* 6363. 15 904. *węste* (praet.) *: bęste : gebrëste* 21 816. *vęste(n) : brësten* 9100. 28 629. 28 945; *brësten : lęsten* 7710. 7241; *: ęsten* 16 009; *: bęsten* 3027; *: węsten* 12 278. *vęster : swëster* 1440. 11 177. 17 176. 23 897. Das fehlen von bindungen mit *ë* und *ę* vor einfachem *s* kann nichts beweisen, da es an reimworten in *-ęs* gebricht.

Die *e*-laute vor *w*.

ę und *ë* werden auch gleichmässig behandelt vor *w*. Die möglichkeit, so zu reimen, ist nicht gross. Es findet sich nur ein derartiger reim: 18 141 *lëwen* (*leonem*) *: Ansgęwen* (dat.); immerhin fällt an diesem reime die namensform auf, weshalb es sich hier schickt, einen exkurs über *-gou*, *-gęwe* in zusammensetzungen und im anschluss daran über *turnoi* einzuschalten.

Bei Heinrich steht der alte *wa*-stamm *göu* 3mal im reim. Als *wa*-stamm, nach *knie* flektiert, erscheint er 2962: *Hespelgou : Brîsgou* (*Phespelgauw : brysz-gauw*), als *ja*-stamm, nach *künne* flektiert, in 18 141 *lëwen : Ansgęwen*. Endlich als *goi* in *Ansgoi : turnoi* 18 546. Im versinnern steht immer nur die form *Ansgü* (Vgl. das namenverzeichnis bei Scholl).

Die form *turnoi* wird von dem dichter bevorzugt; so reimt sie in folgenden versen: 806. 2984. 18 049. 18 411. 18 546. 22 644; *turnei* kommt nur 2mal vor: 10 084 und 13 927. (Über die stelle 2939–90 S. Niedner, 'Das deutsche turnier' s. 16 f.) An der besagten stelle der Krone muss es nach F. Lichtenstein (Afda. 8, 15) heissen: *wol prîset den turnoi dort, als der* (hs. *den*) *franzoiser croi* (hs. *twei*) *tuot mit uns und bî dem Rîn* (hs. *bê dem Rîn*). Zur bestätigung dieser konjektur diene die stelle 804 ff. (*der* oder *diu croi* fehlt bei Lexer I, 1725. 1745 und im Mhd. wörterbuch).

e vor *w* steht nur noch 2mal als *ë*: 10 557 und 12 760 *këwen : lëwen*. Lautlicher zusammenfall von *ë* und *ę* vor *w* lässt sich auch in der Kärtner mundart konstatieren: *štrōw*, mhd. *stręwe*, *lōw*, mhd. *lëwe*. (Denn diese mhd. form ist für die ma. vorauszusetzen, da aus *löuwe* ein **lœiw* hätte entstehen müssen.)

Zum schlusse mögen die *e*-laute vor *kk* und *zz* zur besprechung gelangen [1].

e vor *kk* und *zz*.

Vor *kk* überwiegen die reimmöglichkeiten auf *ę*. Die verhältnisse werden durch die zahlen aufs genaueste verdeutlicht. Es sind nämlich 33 reimpaare *-ęcke-* überliefert: *ręcken* (subst. und inf.) *: dęcken* (inf. und pl.) 2026. 4376. 4584. 6536. 7262. 7904. 11 802. 13 016. 16 576. 16 975. 17 796. 18 128. 21 478; *: węcken* 771. 12 215. 22 512. 25 608. 26 825; *: bęcken* 13 093; *: stręcken* 19 721; *: stęcken* 26 735; *stęcken : dęcken* 14 537; *ręcke : dęcke* 706. 10 542. 25 838; *: bęcke* 29 280; *smęcke : dęcke* 1577; *lęcke* (subst.) *: ęcke* 15 675; *dęcket : węcket* 23 581. 23 948. 25 840; *: blęcket* 23 848; *bestęcket : blęcket* 12 952.

Da der dat. sing. oder der plur. der beiden wörter *stëc* und *wëc*, welche in der Krone allein diesen typus mit *ë* ausmachen, für reime auf *-ęcke-* nicht zu brauchen sind, würde sich daraus die seltenheit der vermischung von *ë* und *ę* vor doppel-*k* zum teil erklären lassen. Ein derartiger reim ist nur in 13 469 *dęcke : vlëcke* vorhanden.

Immerhin fragt es sich, warum Heinrich worte wie *këc*, *zwëc*, *slëc*, *slëcken*, *lëcken*, die doch nicht nur einem begrenzten dialekte, sondern dem ganzen obd. gebiete angehören, nicht für reimzwecke verwendet; von worten wie *spëc*, *zëc*, *snëc* u. ä. ganz zu geschweigen, da sie in einer ritterlichen erzählung nicht leicht in gebrauch kommen können. Die versuchung, obige wörter in den reim zu stellen, musste bei dem mangel an sonstigen reimwörtern doch wohl verführerisch wirken!

Die erklärung für das verhalten des dichters ergibt sich aus der mundart. Es zeigt sich nämlich, dass im Kärntischen auch heute noch ein starkes schwanken in der auffassung der *e* vor geminierten gutturalen herrscht. So spricht man *khökh*, *drökh*, *špökh*, *tswökh*, aber *šlekhn*, *lekhn*, *tsekx*, *šnekx*, *tsekkətsn*, zappeln, scherzen, (mhd. *zecken*), *šekhət*, mhd. *schëckeht* usw.

Dieses auffällige schwanken in seiner mundart hat den dichter bewogen, zweifelhafte formen nicht in den reim zu stellen.

In manchen wörtern fällt allerdings die aussprache von *ë* und *ę* vor *kk* zusammen, wie der oben angeführte reim zeigt.

Ganz ähnlich wie für die *e* vor *kk* liegt die sache für *ę* und *ë* vor geminiertem *z*.

Auch hier überwiegen die reimmöglichkeiten in e i n e r gruppe: *-ëzze-*. Es

1) Die bindungen *-ętze* sind für die betrachtung selbstverständlich belanglos, da sich nur *ę* finden können. Der vollständigkeit halber zähle ich sie auf: *sętzet : ergętzet* 8434. 12 334. 29 521; *ergętzet : gelętzet* 10 059; *sętzen : ergętzen* 11 327. 25 852; *: lętzen* 18 315. 20 663; *: hętzen* 24 193; endlich noch *nętze : lętze* 21 850.

stehen 42 *-ëzze-* gegen 2 *-ęzze.* Die beispiele für den ersten typus sind: *(be-, ver-) sëzzen : ëzzen* 2138. 5850. 7669. 8324. 12 633. 13 095. 14 729. 20 362. 28 920. 29 304. 29 319; *: vergëzzen* 1124. 2462. 7131. 9889. 11 861. 14 984. 18 001. 19 833. 26 865. 27 802. 28 160. 28 440. 29 258; *(ver-, ge)mëzzen* 18 787. 23 798. 5579. 7057. 9350. 17 729. 28 064. *vergëzzen : (ge)mëzzen* 7901. 2593. 3634. 8805. 11 252; *: ëzzen* 6471. 20 332. 26 627; *ëzzen : (ver-, ge)mëzzen* 9067. 8756. 13 204. Die beiden *ę*-reime sind *bęzzer : męzzer* 9642; *męzzern : bęzzern* 8848, doch ist zu bedenken, dass diese zu reimen mit den obigen nicht taugen. So bleibt nur *nęzze* (subst.) und das verbum *nęzzen* übrig. In der tat reimt der dat. sing. *nęzzen : besëzzen* 6682. Trotz der geringen reimmöglichkeit der beiden *e* in dieser stellung beweist der vereinzelte reim doch die identität von *ę* und *ë* vor doppel-*z* in manchen wörtern. Die behandlung der *e*-laute in der kärnt. mundart stimmt mit der in der Krone völlig überein: *nōf* = *nëve, hōfn* = *hęven* hafen, topf, *stöftn* = *stëft* stifte haben dieselbe aussprache des *e* wie wörter mit mhd. *ę* : *khröftn* kraft (aus den obliquen casus des sg. *kręfte* entstanden), *hęfte*, ma. *höft. nöst* = *nëst* nest; *pöste* = *bëste*, *föst* — *vëst* stark, fest, und *vęste* festung. *šwōstr* = *swëster.* Zusammenfall beider *e* vor *kk*: *flökh* — *vlëcke, šp̄okx* = *spëc; šmökhn* = *smëcken* kosten, riechen, schmecken. *dökhn* — *dëcke(n). fərōkhn,* die glieder starr ausstreckend sterben, mhd. *verręcken* u. a. m; vor *zz* : *nōsn* — *nęzzen, pōsr* — *bęzzer, sösl* — *sëzzel, mōsn* — *mëzzen, frōsn* — *vrëzzen* u. a.

Bei vermischung der ungleichartigen *ĕ* reimt Heinrich immer nur *ę : ë*, niemals *ë* oder gar *ę : ä.* Wo überhaupt *ä* im reime erscheint, wird es nur in sich und zwar jedesmal vor *ht* gereimt: *gesläht* (3. pers. sg. zu *slagen, slahen*) : *twäht* (*twahen*) 21. 2055. 2370. 7320, also bloss ganz zu anfang des werkes. Diese reinliche scheidung vollzieht auch die heutige kärntische mundart:

Vor germ. *h* — cons. hat sich der sekundäre umlaut des kurzen *a* überall eingestellt: *naxtn* gestern abends, mhd. *nähten. praxtn* grosssprechen, mhd. *brähten. pfaxtn* eine stute probieren, mhd. *brähten. taksn* und *tasn* nadelholzäste, mhd. *dähsen*: dazu *gedaks* buschwerk. *waks* und *wāš* schneidig, mhd. *wähse. khraksn* gestell zum tragen auf dem rücken, mhd. *krähse* u. v. a. Als vorstufe dieses sekundären *a* ist überoffenes *ä* anzusetzen. Dass *ä* schon im 13. jahrhundert in Kärnten annähernd den gleichen lautwert besass wie heute, erhellt daraus, dass Heinrich bindungen von *ä* zu *ë* sichtlich meidet; denn *ë* nahm nur vor liquiden die qualität eines offeneren *e* an, behielt aber seinen geschlossenen laut vor allen übrigen konsonanten. *ä* und *ë* waren daher von anfang an grundverschiedene laute und konnten von einem dichter, der wie Heinrich fast alle bloss 'papierenen reime' unter steter rücksichtname auf seine eigene sprache meidet, niemals im reime vereinigt werden.

Es stehen in der Krone 135 reime mit *sëhen, jëhen, geschëhen* (*-ęhe-* fehlt). Aber gegen 92 *-ëht*-bindungen (*rëht, knëht, slëht* [adi.], *ir jëht, sëht, spëht* : *vëhten*) hätte doch wenigstens eine von *-ëht : -äht* gebracht werden können, falls es möglich gewesen wäre, sie auf eine der vorigen zu reimen. Dieses verhalten Heinrichs ist umso auffallender, als doch *ë* im mundartlichen *khnext, šlext, rext, fextn* seine alte offene qualität bewahrt hat. Daraus folgt der ziemlich sichere schluss, dass *ä* schon im 13. jahrhundert ein überoffener laut war, der stark zu *a* hinneigte. So eröffnet sich uns ein blick auf die historische entwicklung des *ä* zum heutigen kärntischen ***a***, dem 'sekundären umlaute'.

Nunmehr fällt auch licht auf eine bisher unaufgeklärte stelle der Krone. Da *ë* und *æ* vor germ. *h* + cons. in der ma. als kurzes *a* erscheinen, darf 11 268 nicht gelesen werden *ersëhen : wæhen* (wobei das zweite reimwort als nachgestelltes attribut zu *glast* aufzufassen wäre; vgl. Scholl, anm.), sondern die stelle lautet: *Unde den ritter ersëhen Und bars swërtes glast wëhen* (*wëhen*, ahd. *wëhan* 'blinken, strahlen').

b) *e* vor liquiden.

e vor *l*. Es reimen: *kastël : gël* 728; *: hël* 934; *: sinewël* 6993. 14 576. 17 372; *: snël* 12 709. 15 393. 20 272. 20 960. 27 205. 28 766; *: marël* 6911; *: schappël* 21 667. *snël : sinewël* 4146. 5966; *: spël* 9901. 10 054. 23 808. 29 944; *: gël* 10 475; *: vël* 17 144; *: schappël* 21 389. *gël : schappël* 3703. 14 173. 21 150. 22 049; *: kël* 8196; *: panël* 7759; *: vël* 7124. 17 080. 19 636. *hël* (adi. und coni) *: schapël* 10 202; *: spël* 24 540; *: panël* 19 921. *kël : spël* 17 433. *vël : sarantël* 7723.

-ęl fehlt. Innerhalb des typus *-elde* reimen die subst. *vëlde : gezëlde* 3mal: 815. 18 728. 22 255; *melde* 4mal: 2943. 3896. 18 081. 18 291; dagegen reimt *hęlde* nur zu *nahtsęlde* 7885. 15 019. 15 306. 17 383. 18 831. 22 722. 26 252. 27 728. 28 755.

Ebenso reimen 7mal *snëlle, wëlle, hëlle* und *hëllen, snëllen, bëllen, vëllen* (*pelles*), *schëllen* untereinander; von diesen bindungen erscheinen auf das strengste getrennt die des typus *-ęlle-*. Hier reimen *pfęlle, gesęlle, węlle* (coni.), *gevęlle* (subst.), *kęlle, hęlle* sowie *ęllen, vęllen, gesęllen, stęllen, pfęllen, węllen* mit ihren formen 67mal nur untereinander. Typus *-eln* hält dieselbe scheidung ein. Die sechs *ë*-bindungen bestehen aus *hëln, stëln* 4443. 7018. 8403 und denselben reimwörtern in der bindung zu *këln* (dat.) 1614. 3415; *spëln* 3960. Für *ę* gibt es ebensoviel reime: *zęln, węln, twęln, sęln* kommen in unterschiedlichen bindungen vor: 11 788. 15 085. 15 646. 16 209. 16 311. 17 025.

Auf gleiche weise reimen die substantiva *zëlt, vëlt, gëlt* und die worte *sëlten, gëlten, schëlten* nur untereinander, im ganzen 40mal, während *hęlt* nur zu *ir węlt, gesęlt, zęlt, twęlt* usw. 26mal gebunden wird. Aus der bisherigen untersuchung ergeben sich demnach folgende tatsachen: vor *l, ll* und *l* + cons. werden *ę* und *ë* strenge geschieden. Seit Zwierzina steht fest, dass die beiden *e*-laute in dieser stellung bei allen Österreichern grundverschiedene laute waren und niemals aufeinander reimen konnten.

Auch im heutigen kärntischen erscheint *ë* als offener laut: *mēl* mehl, *gēl* gelb, fahl, *štēln* stehlen, *khēlr̥* keller, *gelt* geld, *špelta* (mhd. *spëlte*) spaltholz für zäune usw., mhd. *ę* aber wird durchwegs mit geschlossenem charakter als *ö* wiedergegeben: *šöln* schälen, *wöln* — *węlen* wollen, *ksöl* geselle, gehilfe, *khöln* — *kęlle* gefängnis, *gwölte* imstande, mhd. *gewęltec, öltn* — *ęlte* das alter usw.

e vor *r*.

ę und *ë* behalten wie vor *l*, so vor *r* ihre ganz heterogene qualität, weshalb kein *ë* : *ę* in dieser stellung reimt. Die wörter *węr* (subst.), *męr* (*mare*), *hęr* (*exercitus*), *nęr* (*alo*), *daz vęr* (in den Wbb. nur *der vęr, vęrje, vęrge* fährmann) nur aus der Krone bekannt, reimen 25mal nur aufeinander, dagegen *hër* nur auf *gër, gewër* (bürge, gewährsmann), *spër, ër* (pron.), *dër, wër* (pron.) oder diese formen werden zueinander gebunden. Solcher reime zähle ich mehr als hundert.

Typus *-ęrbe-* wird durch zwei reime vertreten: 7811 *verdęrbe : ęrbe*; 23 766 *verdęrbet : geęrbet*, typus *-ërbe* durch acht. Hier reimen *verdërben* (intr.), *wërben, stërben* unter sich; *-erc, -erch* und *erde* stehen nur als *ë* zusammen 25mal. *-ęrg* reimt nur 1mal in sich: *ęrger : kęrger* 1276; *-ërg* in *bërge, herbërge, halspërge* 5mal.

Ferner kommen sieben reime auf *-ẹrk-* vor: *mẹrk(en, -et) : stẹrk(en, -et)*. Etwas verwickelter sind die verhältnisse bei den folgenden typen. Ich bespreche *-ern* und *-ert* zusammen, da die sache dies erfordert.

-ërn reimt 49mal nur in sich. Die beispiele sind *wërn* (*praebere*), *spërn*, *gwërn* (acc. bürge), *bërn* (inf.), *gërn* (adv. und inf.), *kërn*, *stërn* und *swërn* (*dolere*). Für die zweite *ë*-gruppe stellen folgende wörter das reimmaterial: *swërt*, *wërt* (adj. und verbum), *gërt*, *gewërt* oder *swërten* usf. Solche bindungen finden sich gegen 90.

Typus *-ẹrn* ist vertreten durch 25 reime von *swẹrn* (*jurare*), *nẹrn*, *wẹrn* (*arcere*), *verzẹrn*, (*be-*, *ver*)*hẹrn*, typus *-ẹrt*, *-ẹrte(n)* durch 55 bindungen von *nẹrt*, *gewẹrt*, *swẹrt* (*iuratis*), *beschẹrt*, *vẹrt* (*currit*), *hẹrte*, *gevẹrte*, *überbẹrt* (*bẹrn* schlagen, klopfen), *verwẹrten*, *behẹrten* usw. in sich.

Bisher liess sich eine reinliche scheidung der beiden *e* vor *r* + cons. konstatieren. Nun stehen aber in der Krone zehn reime, bei denen die von Zwierzina für alle Österreicher aufgestellte regel, dass *ẹ* und *ë* vor *r* und *r* + cons. niemals zueinander gebunden werden können, nicht zutrifft. Zum genaueren verständnis führe ich die stellen vollständig an.

Zusammenfall von *ë* und *ẹ* vor *r* + *n* tritt ein:

15 962 ff. *Er kunde mit êren zẹrn, Swaz sie mohte ûf in gewërn.*

16 677 ff. *unde bat, Daz er ime an sîner stat Aamanz hieze swẹrn Und begunde vaste an in wërn Darumbe vlêhe unde bët.*

18 299 ff. *Ob sie ieman dâ vunden, Die in der stat gunden, Dâ sie möhten an gewërn Zwô tjoste und diu spër verzẹrn.*

Zusammenfall von *ë* und *ẹ* vor *r* + *t* findet statt:

4675 ff. (mit neuer interpunktion) *doch enkunder Des ritters niht gewinnen Mit deheinen sînen sinnen, Sît in der schilt wẹrte: Dez ir ieglîcher gërte, Des hâte er mêre danne vil.*

11 916 ff. *Dô wart slac unde stich Sô manlîchen an gewërt, Daz mich wundert, waz sie nẹrt.*

18 308 *Barûz ouch daz selbe tet Melden und durchstach daz swërt; Daz in der stahel lützel wẹrt. Jeclîcher vant, des er begërt.*

20 237 ff. *Gelücke unde manheit Gâwein dâ ernẹrten, Als sie in dicke wërten, Des ime durft geschach.*

21 281 ff. *swar dem man sîn muot stât, Daz ist im dicke unerwẹrt, Der sô* (Singer) *gar nâch êren vẹrt, Dâ ist* (Singer) *diu reise an gewërt.*

23 882 ff. mit konjektur: *Wan sie vil kûme daz vertruoc, Daz er sie sô lange wẹrt. Sehet, wie sie der minne gërt.*

Und endlich 27 009 ff. *Die stiche zewâre Wol wurden an gewërt: Niemanne daz sîn herze wẹrt.*

Die tatsache, dass in der Krone *ë* zu *ẹ* vor *r* + cons. gebunden wird, kann, wie mir scheint, trotz Zwierzinas ‘regel’, dass kein Österreicher *ẹ* und *ë* vor liquida zusammenwirft, nicht mehr bestritten werden[1]. Es fragt sich nun nur noch: in welchen laut fielen die *ë* und *ẹ* in dieser stellung zusammen? Hat manchmal offenes *ë* entgegen der allgemeinen tendenz dieses lautes vor *r* den *i*-ähnlichen charakter angenommen, wie er für *ẹ* aus der Krone schon im 13. jahrhundert nachweisbar ist (17 437 *ungehirme : wirme*), oder neigte in manchen wörtern *ẹ* vor *r* + cons. zu einer offenen aussprache hin?

1) Vgl. Zwierzina, Zfda. 44, 274 und a. o.

Die kärnt. ma. vermag auch hier aufschluss zu geben, denn sie besitzt wörter mit ursprünglichem *ë*, das im heutigen kärntischen ganz offen, d. h. als helles *a* gesprochen wird: z. b. *wārn, gwārn*, mhd. *wërn* dauern; praet. *i wārət*, part. *gwārt* (Lesach- und Lavanttal); *harts*, mhd. *hërze* (Oberkärnten, Lesachtal); *pārig* zu *bërn* 'trächtig'. Diese entwicklung des *ë* zu *a* hängt enge zusammen mit der sonst nur vor *h* eintretenden 'brechung'.

Aber auch vor *r* und *r* + cons. ist brechung des *ë* eingetreten, nur ist meist der prozess auf der stufe eines diphthonges *ea* ins stocken geraten und das ursprüngliche *ë* hat sich dann nicht ganz zu *a* hin geöffnet wie bei *hêr, hear, hār*, mhd. *hër; learn — lërnen, heart focus, earnəst* ernst, *khearn* kern, *štearn* stern, *pearg* berg (Gail- und Mölltal, Mittelkärnten).

Umgekehrt gibt es auch wörter im kärntischen, in denen ganz abweichend von der sonstigen entwicklung *ẹ*, das vor *r* mundartlich meist überall als *i* erscheint, zu *a* geworden ist: *Arndorf*, urk. *Erbendorf* und *Arbindorf*, lat. *hereditas: garbm*, mhd. *gẹrwen: bārn* entzaubern, mhd. *bẹren 'ferire, caedere': drwartn* schmerz, seitenstechen bekommen, part. *drwartnt* lendenlahm — ahd. *irwerten: dāršłubm* dörrstube zu *dẹrren, zārn*, mhd. *zẹrren, zọrge < zarge**, mhd. *zẹrge* holzeinfassung, *weare, wāre*, mhd. *werre, varix.*

Auch dieses *ẹ* kann auf dem lautstande *ea* stehen bleiben, wie *ë: wearn* neben *wörn, wīrn*, mhd. *wẹrn* abwehren, abhalten; *nearn — nẹrn. špearnọdl* stecknadel. *špear-* und *špīr-* gehen auf altes *spör* und *spêr* zurück; *h a r t n* neben *hirtn*, mhd. *hẹrten: pearštlin* barsch.

Die möglichkeit, *ë* und *ẹ* vor *r* + cons. nach dem lautstande seiner mundart zu reimen, hat sich daher Heinrich ausreichend zunutze gemacht. Denn ein deutlicherer beweis dafür, dass er für die Krone die kärntische landessprache verwendete, wird sich wohl schwerlich erbringen lassen.

Der von Zwierzina (Zs. 44, 252) aufgestellte satz, 'dass alle diese österreichischen denkmäler (er hat vorher auch die Krone genannt), die ältesten wie die jüngsten, *ẹ* und *ë* vor *r*, *rr* und *r* + cons., vor *l* und *l* + cons. auf das peinlichste, und ohne dass wir auch nur eine ausnahme von der regel zugeben dürften, auseinanderhalten', diese regel muss nunmehr die entsprechende einschränkung erfahren.

Ebenso stimmt darin die heutige mundart mit Heinrichs sprache trefflich überein, dass in der übergrossen mehrzahl der fälle die heterogene qualität des *ẹ* und *ë* vor *r* gewahrt bleibt: *ẹ* wird noch als geschlossener laut gesprochen und geht in *i* über: *firte — vẹrtic, irl* erle, *firtn — vẹrte* vor einem jahre; *wirt — wẹrt insula: Mariə wirt* Maria Wörth; *irts-* in zusammensetzungen: erz-: *irw* erbe, *irwl* ärmel; *(fə)širgn* klagen, zu *scherge*; *mīr = mẹr, mare.*

Nochmals aber muss betont werden, dass sich *ë* und *ẹ* abweichend von ihrer ursprünglichen tendenz manchmal gleich entwickelt haben (wie der umlaut *ä* vor *r* + cons.), nämlich zu *a* hin; und hierin liegt die erklärung für die auffallenden reime von *ë : ẹ* vor *r* + cons. in der Krone. Ob diese entwicklung im kärntischen bodenständig oder durch einen einfluss von aussen her verursacht war, muss freilich dahingestellt bleiben.

Die verschiedenheit des *ë* von *ẹ* kommt noch zum ausdruck vor gemin. *r*. In dieser stellung erscheint *e* nur im typus *-ërre: hërre(n)* reimt auf *wërren* (inf.),

vërre (adj.), *vërren* (inf.) 29mal. An reimmöglichkeiten für *-ęrre-* fehlt es in der sprache Heinrichs.

c) Die beiden *e* vor nasalen.

Das material ist hier gering, da nur bindungen von *ę* vor nasal + cons. sich finden können. So reimt unser dichter niemals *-ęmen* auf sich selbst, wohl aber 19mal *-ëm(en, -et, -e)* untereinander: *nëme(n) : zëme(n* geziemen) 3503. 4188. 10 863. 25 432. 1375. 7703. 8612. 10 243. 13 593. 13 807. 20 984. 21 612. 23 083. 23 966. 24 222. 26 906. 29 961; *zëment : nëment* 8780; *wëm : nëm* 23 215.

Nie reimt *lęmen* 'lähmen' etwa auf *zęmen* 'zähmen', *gręmen;* dagegen stehen drei bindungen von *ë : ę: lęmen : gezëmen : vernëmen* 5468; *nëmen : lęmen* 14 058; *: missezëmen : lęmen* 23 348. *hęmde : vręmde* sind bindungen (3409, 10 194), denen die gleichberechtigten *ë* fehlen. Im allgemeinen also ist nach ausweis der reime zusammenfall von *ë* und *ę* vor *m* für Heinrichs sprache erwiesen.

Ähnlich liegen die dinge bei *e* vor *n*. Die typen *-ęn* und *-ën* sind nur durch je einen reim vertreten: 9417 *węn* 'leerheit' *: zęn* (*dentes*) und 2264 *eteswën : dën.* Mit *ę* findet sich noch *dęnen : sęnen : gewęnen* 19 877 und 924. Bei diesem kärglichen material kann das fehlen von bindungen *ë : ę* nichts beweisen. Denn der von Zwierzina angeführte reim *sęne : dën* 11 123 ist in der Krone nicht auffindbar, *sęnen* steht überhaupt nur 924: *jęnen : sęnen* (subst.). An reimmöglichkeiten von *ë* vor *n* + *d* gebricht es vollständig, dagegen finden sich hundert derartige *ę*-bindungen: *behęndic : unwęndic* 5489; ferner 23 *-ęndet:* die reimwörter sind *węndet, sęndet, schęndet, veręndet, gelęndet, ernęndet,* (*ver*)*swęndet.* Dazu kommen noch 76 bindungen von *ęnde*(*n*) (subst. und verb.) *: hęnde*(*n*) *: gehęnde : ellęnde, węnde*(*n*) (subst. und verb.), *sęnden, bręnde, ręnde* (pl.), *waltswęnde, behęnde, schęnden* und *blęnden.*

Das fehlen einer bindung *ę : ë* im reime erklärt sich aus dem wortschatz des dichters. Auch 22 117 bedeutet keine vermischung beider *e*. Die stelle 22 116 ff. lautet: *Und wurden sô zuo der stet Gehangen zuo den węnden Die schilde und in den gręnden Diu sarwât gereinet.* Es liegt kein grund vor '*von den grënden*' zu konjizieren. Wohl aber gibt die heutige mundart aufschluss über die stelle: das fragliche wort lautet im kärntischen *gront*, dim. *grantl* 'ein länglicher schrank zur aufbewahrung des getreides, getreidekasten; dann überhaupt 'schrein' (mhd. *grant*).

Die folgenden wörter bieten nur *ę*-reime: *lęngen, pfręngen, stręngen* (adj.), *hęngen* (6mal). Ausserdem stehen 11 828 *lęnger : ęnger:* 23 499 *gelęnget* (part.) *: hęnget* ('zahlt') und *anegęnge : lęnge : ęnge : gedręnge : verlęnge : stręnge* (9 belege). 27mal reimt *ę* vor *n* + *k*. Die beispiele sind *kręnke*(*n*) (verb. und subst.), *schęnke*(*n*), *węnken, dęnken, sęnken, hęnke*(*n*) (verb. und subst.), *tręnken, schręnken* (inf.), *lęnken, bęnken* (pl.) und *schęnkel : ęnkel* (knöchel am fuss) 15 484.

Aus etymologischen gründen fehlen ferner reimwörter mit *ë* vor doppel *n*, so dass nur der typus *-ęnne* sich findet. Die möglichkeit, hier zu reimen, ist eine mannigfaltige: *kęnnen, węnne* (adv.), *nęnnen, ręnnen, dęnne* (adv.) und *bręnnen.*

Typus *-ęnt* endlich enthält nur präteritalformen von verben mit einfachem wurzelhaftem *n:* (*ge*)*dęnt* (praet. und part.), *spęnt, gewent* (von *gewęnen* und *węnden*), *versęnt* (*sęnen*). Mit *ë* steht als entsprechende bindung nur das ableitungssuffix *-ënt* zur verfügung: *pigmënt : gewęnt* (part.) 2517.

Aus den obigen betrachtungen steht nunmehr folgendes fest: In Heinrichs sprache fallen *ë* und *ę* vor *m* (durch drei reime belegt) und *n* (in einem falle) in

einen laut zusammen. Dieses ergebnis stimmt genau zum heutigen sprachgebrauch des kärntischen. Hier erscheinen nämlich mhd. *ẹ* und mhd. *ë* als gleichwertige laute, beide werden vertreten durch ein offenes *e*. So wird *ẹ* gesprochen in *frem* fremd, *štempfn* stampfen, *lemprn* lämmer werfen, *khempm* die zähne am kammrad: *tēn* tenne, *mengl* die mängel, gebrechen, *špengl*, *špendlin* ~ *spẹnala* spilling, gelbe pflaume, *šlenkrn* dahinbaumeln, *wenkhn* krümmung, ausbiegung machen, *tenkh*, *tenkhəš* linkisch, mhd. *tẹnke* die linke hand. *khēnən*, *nēnən*, *renən*, *prenən*, *prendr* die brände. *œinwendè* inwendig, *fršwendr* verschwender; *pengln* sich abmühen, mhd. *bẹngeln*, *pfrengr* zwinger, hürde, *drembl* knüttelstock, prügel, ungeschlachter mensch, ahd. *drẹmil*, mhd. *drẹmel* u. v. a.

Die beispiele für *ë* sind seltener: *sembl* semmel; *premè* bremse, *demrn* dämmern, *nemən*, *khēmən* kommen; *štren* strähne, *sēnəf* senf, *sensn* sense (mit ausfall des *g*), die pronn. *wēn*, *dēn* u. a.

Überblicken wir nun das ganze, so stellt sich für die behandlung, welche die *e*-laute gleicher quantität bei Heinrich v. T. erfahren, folgendes resultat heraus: *ẹ* und *ë* sind der qualität nach identisch und werden daher gleich behandelt vor den mutae *b*, *g*, *t* und *tt*, vor *f* (*v*), *st*, *w*, *zz* und den nasalen, teilweise auch vor *kk*, und *r* + *n* oder *r* + *t*; *ẹ* unterscheidet sich aber von *ë* vor *l*, *r*, *r* + cons. ausser *n* und *t*, und vor *rr*; es fällt mit diesem aber wieder teilweise vor *r* + *n* und *r* + t zusammen. Ich betone nochmals, dass die untersuchung in allen punkten die vollkommene übereinstimmung der sprache der Krone mit der kärnt. ma. ergeben hat.

2. Die *e*-laute ungleicher quantität.

e-laute verschiedener quantität bindet Heinrich nur vor *r* und zwar immer nur *ê* mit *ë*. Es reimen folgende wörter: 2877 *spër : niht mêr* (P *nit mere*, *nimmẹr* kann für unseren dichter nicht angenommen werden, da er *ë* und *ẹ* vor einfachem *r* stets aufs genaueste trennt). 4694 *mêr : dër;* 1856. 4405 *: hër* (adv.); *: spër* 3700. 21 295; 20 672 *: gër* (1. pers. sg. ind.); *ër : kêr* 26 215. Vers 11 880 *spërn : kêrn*, welchen Reissenberger dazustellt, ist nach Lexer, Wb. I, 1555 als reiner reim zu betrachten. *kërn* bedeutet 'das innere holz'. So allein erhält die stelle einen sinn.

wërt (subst.) *: gunêrt* 6847; *gërt : kêrt* 3827; *gewërt : bekêrt* 26 161.

Heute erscheint mhd. *ê* ausser vor *r*, *l* und *h* als offenes *e*: *eršt* erst, *rērn* weinen, *sel* seele, *ler* lehre; *tsēhnt* zehe; *sextn* laugwäsche, *sextnən* auslaugen, *sextln* gerne trinken (sämtliche zu *seihen*).

In diesen stellungen fällt es also mit *ë* zusammen. Daraus und weiter aus den reimen der Krone von *ë : ê* vor *r* ergibt sich die offene qualität des *ê* vor *r*. Soweit stimmen die tatsachen auch zu Zwierzinas ergebnissen. Nun findet sich aber Krone 19 001 der reim *kêrt : gewẹrt*, den Zw. selbst als einen, der zu seiner 'regel' nicht stimme, bezeichnet.

Aber selbst dieser reim lässt sich mit einzelentwicklungen der kärntner mundart vergleichen und erklären. Wenn man bedenkt, dass auch mhd. *ẹ* im kärntischen vor *r* ausnahmsweise zu *a* sich entwickeln konnte, und im Drautale ein wort *plārn* (mhd. *blêren*) 'das schreien der kälber, schafe und schweine; weinen' im gebrauche steht, so erklärt sich jener reim der Krone zur genüge aus der mundart des dichters. Es wird also in einzelnen wörtern eine sonderentwicklung des mhd. *ẹ* und *ê* stattgefunden haben, welche es dann ermöglichte, solche ausnahmsfälle aufeinander zu reimen.

Für diese auffallende erscheinung, dass sich *ê* vor *r*, wie manchmal *ę*, zu *a* entwickelte, steht mir aus dem kärntischen nur dies eine beispiel zu gebote. In allen übrigen wörtern entspricht einem mhd. *ê* vor *r* heute geschlossenes *e*. Aber es braucht die öffnung des *e* zu *a* hin nicht einmal gänzlich vollzogen gewesen zu sein, ich denke eher an eine mittelstufe, wie sie im dialekte noch vielfach erhalten ist und ungefähr durch *ea* wiedergegeben wird; eigentlich aber ist dieser laut der diphthong *eə*, der sich vom alten *ea* sehr wohl unterscheidet: *mear* mehr, *rearn* heulen, weinen, *sear* wund, *ear* früher. Da sich auch *ę* vor *r* vielfach zu diesem 'gebrochenen' laut hin entwickelte (s. s. 177), so war dadurch die möglichkeit gegeben *ę* und *ê* vor *r* zu reimen. Wenn dieser erklärungsversuch zutrifft, so muss auch das letzte bedenken gegen die richtigkeit des reimes 22 278 *wære : mære : sêre* fallen. Sobald ein beispiel aus der mundart den zusammenfall von mhd. *æ* und mhd. *ê* vor *r* nachweist, muss auch bei dem kärntischen dichter Heinrich v. T. die möglichkeit zugestanden werden, dass er beide laute zueinander binden konnte. Der beweis aus der ma. wird tatsächlich durch mehrere beispiele erbracht: mhd. *æ* erscheint im kärntischen vor *r* immer als *ā* : *mārn* schwätzen, erzählen, mhd. *mæren*; *mārl* eine erlogene erzählung, märchen, mhd. *mærlîn*: *kfārė* — *geværec*: *šāra* scheere, *jarlin* jähriges tier, *šwār* schwer u. v. a.

Dieser laut, aus *æ* entstanden, konnte mit jenem *ê*, welches seine eigenen wege gieng, ohne weiteres im reime zusammenstehen, ohne dass ein kärntisches ohr eine solche bindung auffällig fand. Und wenn Heinrich v. T. seinem heimatlichen dialekte in der dichtung einen so weiten spielraum liess, müssen wir wohl annehmen, dass sie zuvörderst für das kärntische publikum, die hofgesellschaft herzog Bernhards, niedergeschrieben wurde.

Mir scheint übrigens Zwierzinas versuch, v. 19 003 als 'die vom schreiber angestrebte vervollständigung des dreireims' zu streichen, schon deshalb unerlaubt, weil dann in einer längeren reihe von abschnitten, welche je 13 zeilen umfassen, dieser eine ausnahme bilden würde. 24 377 darf weder *bewęrt* noch *bewæret* gelesen werden, sondern wie 24 005 und 24 026 beweisen, lautet das praet. zu *bewęrn*, *bewęrren*, got. *wasjan* 'bekleiden' (Lexer III, 785) *bewarte*, *bewart*. Der reim hat also zu lauten: *bewart : wârt*. Der conj. praet. *wâr* für *wære* begegnet nun schon zum fünftenmale in der Krone[1].

3. *e* in endsilben von eigennamen.

Das *e* der endsilben fremder eigennamen behandelt Heinrich als anceps; er bindet dieselben namen oder dieselbe ableitungssilbe bald mit *ë*, bald mit *ę*.

Êrec und *Gîgamec* sind durchwegs nur auf *wëc*, *stëc* gereimt: 2170. 23 858. 25 862; 16 499. 16 704. 17 314. 28 546. Zu *węr*, *hęr* und *gërn* werden die verschiedenen casus von *Îger*, vorwiegend aber zu *-ërn* gebunden: 18 043. 18 404. 13 569. 20 456. 21 070. 22 313. 23 694. 27 267; *Jenôver : spër* 791, *: Îder* 588; *Alverne : gërne* 5698; *Gansguoter : gewër* 27 242; *Îlamert : vęrt* 15 346.

Kâles, *Orcades*, *Gâles* und alle übrigen namen auf *-es* sowie *Auguintester*,

1) Bei besprechung der *e*-laute im Seifried Helbling (Zs. 44, 268) bemerkt Zwierzina, es könnte auffallen, dass S. H. nie — und sowie er nicht, auch kein anderer der von Zw. untersuchten Österreicher — *gêt* oder *stêt : -ët* reimen. In der Krone, 2482, steht aber zu lesen: *claret : stêt*. Für *claret* ist ganz sicher *ë* anzusetzen, da es Wolfram immer zu *ë* bindet, Heinrich v. T. aber nie zu sicherem *ę*. Wahrscheinlich liegt also ein 'literarischer' reim vor.

Clumester und *Sêcester* aber reimen nur mit *ë* oder untereinander. Ebenso erscheint *Serre* und *Serren* nur zu *hërre, hërren, gewërren* gebunden: 7797. 7910. 8719. 8912. 13 534.

Dochel : snël 9036; *Isel* : *kël* 1617; *Tintaguel : isnël* 2335; *Dariel : Loventel* 2339; *Amurelle : snëlle* 6925, *: Canelle* 1612, *: Mancipicelle* 20 526; dagegen *kęlle : Galangelle* 9004.

Die männlichen französischen eigennamen auf *-et* reimen mit *ę* und *ë*, die bindungen auf *-ët* herrschen aber vor: *Azet : stęt* 18 554, *: Karet* 18 170; *Aclamet : stęt* 24 227; *: tët : brët* 8639. 8321; *stęt : Giwanet* 5730, *: Îwanet* 22 998; *tët, bët : Levenet* 17 475, *: Marmoret* 18 308.

Von *Lanzelet* reimt nur 1mal der dat. auf *stęte* 2073. Der nom. und acc. stehen sonst immer im reime auf *tët* und *bët:* 5988. 22 971. 24 075. 24 496. 25 950. 29 001. 29 452; *: Gladet* 9017.

4. Apokope des *e*.

I. Nach konsonanten.

Apokope nach liquiden.

Formen wie *ich ner, won, hol, der ar, nam, swan, diu scham, kol* usw. stehen bei Heinrich so häufig, dass ich nicht alle einzeln nennen zu müssen glaubte. Im allgemeinen lässt sich die eigenart des dialektes Heinrichs folgendermassen fixieren: das unbetonte *e* fällt immer fort nach *m, n, l* und *r*, nicht bloss nach kurzer hauptsilbe, sondern geradeso nach langer. Im ersteren falle wird mit apokope des *e* meist wohl auch die dehnung der stammsilbe eingetreten sein; nur lässt sich diese nicht überall, ausser bei bindungen von länge mit kürze, zwingend nachweisen.

Erhält durch die apokope das idiom Heinrichs ein stark dialektisches gepräge, so wird dieser eindruck noch verstärkt, wenn sich apokope mit synkope verbindet; auf diese weise schwinden sehr oft die ganzen endungen des präteritums. Durch das häufige vorkommen derart verstümmelter formen im reime erscheint die Krone besonders eigenartig. Doch steht der dichter auch damit nicht allein, sondern die meisten bayrisch-österreichischen dichter vom 13. jahrhundert an scheuten sich nicht, diesem zuge ihres dialektes nachzugeben.

Zur charakteristik der apokope nach liquiden seien einige reimbeispiele angeführt:

Nach *n: zwên : stên* 2468. 2990. 4205. 9678. 10 603. 16 185. 20 590. 20 880. 21 443. 23 104. 23 530. 29 152; *: gên* 3895. 4281. 4853. 5135. 6939. 6138. 7440. 12 038. 15 467. 17 875. 18 560. 19 196. 24 180. 26 285. 29 099. 29 259; *sardonicên* 15 691; *der an* (dat. ahne) *: dan* 22 285; *: began* 21 730; *: man* 20 426; *gran : ran* (praet.) 19 677; *: bran* 6838; *: man* 988. Der dat. von *man* lautet sowohl *manne* (9381), als auch *man* 3154. 4690. 11 018. 15 614 u. ö. *kon : gewon* 8671. 10 936. *Babilôn* (dat.) *: lôn* 18 343; *krôn : Utpandragôn* 1009. 362. 18 748. 20 390; *suon* (nom.) *: tuon* (inf.) 4042. 5616. 7542. 11 129. 11 694. 12 179. 20 145. 24 998. 25 722. 28 183: *gemein* (fem.) *: schein* (praet.) 15 874. *dehein* (fem. flektiert) *: schein* (praet.) 28 430; *: Gâwein* 7801. 21 884; *: halsbein : Gasozein* 11 282; *zorn* (dat.) *: verlorn* 9509. 9286. 5894. 5230. 11 243; *: sporn* (pl.) 6343. 10 044; *: vorn* 8251; *dorn* (dat.) *: geborn : zorn* 4278.

ich mein : Gasozein 4834. 4939; *ich schîn : mîn* 29 532. *schin* (conj. praet.) *: in* 8916. 18 669. 22 241. 24 635; *: in* (praep.) 11 795.

ân (praep.) *: getân* 5908. 14 130. 26 947; *castelân : swan* 13 982.

Das adverbium erscheint mit und ohne *-e: gemein* 21 768. 22 480. 22 977. 23 326. 27 209 u. ö., daneben *gemeine* ebensooft: 3624. 14 807. 15 729. 17 125 u. ö., *gern : gewern* 1676. 6634. 28 069; *: gern* (inf.) 2702; *: (en)bern* 10 371. 21 529. 26 587. Aber auch die zweisilbige form ist ihm geläufig: 9989 *gerne : sterne.* Reissenberger behauptet, in der Krone finde sich kein einziges *geringe* (adv.). Doch steht 27 144 *ringe* (dat.) *: gedinge : geringe* (adv.); das adj. *geringe : bringe* reimt 27 034 (s. Lachmann, Iwein 11. 6514; Sommer, Flore 1259).

Der infinitiv. Die mit einer praep. versehenen infinitive präsentis haben nie das flexions-*e*. Immer heisst es *ze sehen, geschehen, ze tuon, ze ligen* usw.

Nach *m: scham* (subst.) *: lam* 88. 6029. 17 253; *: gezam* 21 590. 24 271; *: nam* (praet.) 25 964. 1273. 1394. 1447. 3436. 5190. 10 367. 8167. 20 847. 22 281. 23 919; *: lobesam* 200. 5932. 8330. 10 438; *: sam* 4781. 13 155.

nam (subst.) *: alsam* 1144. 25 858. 24 335. 24 808; *: nam* (praet.) 8674. 16 520. Daneben findet sich auch die form *namen* (acc.) *: schamen* 1667. 4539. 5111; *: zamen* (inf.) 2425. Immer lautet das adv. *eben, eneben* (nie *ebene*).

Nach *l: âl* (ahle) *: über al* 19 687; u. v. a.

Nach *r: vuor* (subst.) *: vuor* (praet.) 7150. 22 386. 23 946. 24 618; *: swuor* 9956. 22 962. 23 844. 29 842; *êr* (subst.) *: hêr* 24 794.

Apokope des *e* nach muta.

1. Bei substantiven.

Nach *t: bet* (prex) *: tet* 1040. 1149. 3747. 4039. 4703. 5444. 6136. 6181. 8387. 6075. 13 882. 16 213. 16 329. 16 681. 17 544. 18 664. 18 997. 21 718. 22 709. 23 154. 23 390. 23 533. 24 415. 24 941. 25 902. 27 710. 27 257; *: tet : Lovenet* 17 476; *: gewet* 6755; *: het* 26 055; *: stet : tet* 5899; *: Lanzelet : tet* 22 972; *stet* (subst.) *: bret* 6579. 18 867. 22 116. Apokope in beiden reimen tritt ein: *stet : bet* (subst.) 1664. 4856. 7521. 19 951. 21 802. 23 438. 25 335. 27 884. 30 020; *: tet* 3682. 4631. 5713. 13 231. 6362. 9304. 12 987. 19 370. 20 142. 23 828. 25 511. 25 692; *: brunet* 6886; *: Azet* 18 554; *: Aclamet* 24 227; *: Giwanet* 5730; *: Iwanet* 22 998; *set* (sättigung) *: het* 6853 (V *het*, P *hett : sett*). *zelt* (dat.) *: velt* (nom.) 8807; *nest* (dat.) *: test* (nom.) 1541; *vest* (subst.) *: gewest* (part.) 3671. *vest* (adj.) *: gewest* 16 690; *reht* (dat.) *: ir jeht* 5044; *er speht : kneht* 6970; *: kneht* (nom.) 9842; *: gespeht* (part.) 20 251; *: ir seht* 24 039. 24 354; *wert* (dat. '*insula*') *: verhęrt* (part.) 5699.

geleit (dat.) *: beit* (prät.) 11 104 (bei Scholl ist fälschlich *beite* gedruckt). *hamît* (dat.) *: strît* 26 137. *lieht* (dat.) *: niht* 10 197. *rât* (dat.) *: tât* 12 584; *: hât* 7258; *: tât : hât* 24 822; *: stât : tât* 19 385; *: tât : gât* 1587; *sit* (dat.) *: mit : lît* (acc.) 19 714. *: schrit* 23 451; *bot* (*angelus*) *: kleinôt* 24 805; *not* (singnote) *: spot* (nom.) 16 922. *trôst* (dat.) *: erlôst* (part.) 26 888. 19 309. 19 565; *huot* (dat.) *: tuot* 15 814; *: guot* 26 812; *: muot* 20 514; *vluot* (nom.) 27 626; *guot* (dat.) *: tuot* 1484; *: gemuot* 30 039; *muot* (dat.) *: guot* 7170. 27 362; *: vluot* 14 409; *: huot* (acc.) 26 163; *: tuot* 7277. 24 302. *gebot* (dat.) *: got* (nom.) 8433. 28 147. 29 581; *: spot* 12 573; *: spot : rot* (nom.) 10 610; *rot* (nom.) *: gebot* 5434; *got* (dat.) *: spot* (acc.) 4666. 29 064. 29 121; *: gebot* 26 033; *bot* (nom.) *: gebot* 25 332; *: got* 19 321. 25 167; *: got* (dat.) *: spot* (acc.) 24 387; *: spot* 1389. 1434. 1702. 1817. 2493. 2720. 23 536. 24 988; *: spot : rot* (nom.) 2288; *spot* (dat.) *: got : gebot* 24 571; *port* (dat.) *: ort* (acc.) 14 603.

stunt (dat.) : ***kunt*** 166. 3452. 27 278 und sehr oft. Der dat. von *stunde* steht, wenn er in adverbialen verbindungen, wie *ze maneger stunt* u. ä. gebraucht wird, immer flexionslos.

2. Apokope im präteritum schwacher verba.

Nach langer stammsilbe.

beswârt : *bewart* (part.) 2906. 22 667. *vârt* : *bewart* (praet.) 27 045. 28 568. *gedâht* : *vaht* 6552; *brâht* : (*ver-*, *ge*)*dâht* (part.) 1183. 2647. 5991. 11 750. 12 135. 18 101. 20 159. 20 860. 21 246. 24 723. 25 492. 27 360. 28 341. 29 824; *gâht* : (*be-*, *ge*)*dâht* (part.) 3797. 7849. 9456; : *brâht* (part.) : *gedâht* (part.) 19 956. 22 937; *gedâht* : *brâht* (part.) 5557. 14 456. 15 240. 22 592. 23 421. 23 985. 25 135. 27 796. 29 408.

kêrt (praet.) : *gewęrt* (part.) 19 001; : *geêrt* (part.) 9770. 2287. 16 247. 22 940. 28 420; : *gesêrt* (part.) 11 993. 6346. 4589; : *gelêrt* (part.) 26 193; : *gekêrt* 6832; *hielt* (conj. praet.) : *wielt* (ind.) 12 378; *hôrt* (praet.) : *betôrt* 10 802; : *zestôrt* (part.) 27 669; : *dort* 26 703; : *hort* (subst.) 20 385; *erlöst* : *tröst* (acc.) 6650. 12 622. 19 566. 25 563.

vuort (praet.) : *swuort* (2. pers. pl.) 14 556; : *ruort* (praet.) : *antwurt* (acc.) 27 280. : *vurt* 20 187. 9139. 18 077. 18 243; *beweint* : *geleint* (part.) 13 985.

Nach kurzem vokal.

spart (praet.) : *wart* 16 236. 20 920. 24 543. 27 371. 27 859; : *vart* 10 635. 16 236; : *vart* : *wart* 20 045. 2857. 12 123. 15 291. 16 756; : *bart* (acc.) 11 180; : *gart* ('stachel') : *wart* 10 918. *enbart* (praet. zu *enbern*, das sonst nur stark konjugiert) : *bewart* (part. 'bekleidet') 20 343 (hier trat bereits vermischung ein mit dem swv. *bęrn* schlagen, klopfen). *gart* (praet.) : *wart* 13 431; *zart* (praet.) : *wart* 5530. 12 234. 12 891.

stalt (praet.) : *gewalt* : *galt* 20 139. 25 033; *salt* : *gewalt* 9774. 22 415; : *gwalt* : *zalt* (praet.) 20 011; : *walt* 17 316. *twalt* : *galt* 24 703; : *gestalt* : *einvalt* 19 137. : *walt* 5659; : *kalt* 5441. : *gevalt* (part.) 3321; *zalt* : *gewalt* (acc.) 23 413; *gezalt* (conj. praet. V) : *gewalt* (nom.) 6248; : *schalt* 16 295; : *walt* 15 997. *geswalt* : *galt* 12 250; *wandelt* (praet.) : *gehandelt* (part.) 10 786.

smaht (praet.) : *maht* (subst.) : *daht* (praet.) 9361. 28 725. *bedaht* (praet. von *decken*) : *maht* (subst.) 8586. 12 380. 14 951. 16 888. 27 121; : *naht* 9558. 10 199. 26 275; : *aht* 11 258. 16 032; : *vaht* : *slaht* 15 570; : *gestaht* (part. nur in D) 14 254; : *unerschraht* 7121; *maht* (praet.) : *naht* 26 332; *blaht* : *bedaht* (part.) 26 125.

schamt (praet.) : *erlamt* (praet.) 23 487; : *samt* 1230. 11 793. 20 207; : *genant* : *samt* 17 633; : *genant* : *gezamt* 3898; *rant* : *vant* 28 675; : *gemant* 26 719. *brant* : *swant* 28 400; : *verswant* : *hant* 16 383; : *want* (subst.) : *vant* 16 017; : *hant* 14 843; : *lant* 5101; : *hant* : *swant* 13 485. *kant* : *vant* 2219. 18 823. 19 506. 26 827. 27 232. : *hant* 4389. 12 771. 23 611. : *genant* 18 727; : *gewant* 2236. *bekant* (praet.) : *hant* (nur in D) 14 609; *mant* : *gwant* 21 289; : *hant* 20 547; : *lant* : *kant* (praet.) 17 351; : *gesant* 9981. *want* (praet. von *wenden*) : *Gornomant* 13 999. *nant* : *hant* 7096.

gërt (praet.) : *swert* (gen. pl.) [V *gert*, P *begert*!] 9891; : *swert* 8629. 14 087. 15 445. 18 409. 28 972; : *swert* : *gewert* (part.) 11 890. 17 477. 25 353. 26 900. 27 216; : *wert* (adi.) 22 966; : *gewert* (part.) : *wert* (subst.) 6221; : *gewert* (praet.) 15 577. 16 081. 28 073. 28 533; : *entwert* (part.) : *gewert* (part.) 20 320. 25 920.

(*ent-*, *ge-*)*wërt* (praet.) : *gewert* (part.) : *swert* 15 335; : *begert* (praes.)

15 472; *: begert* (part.) 27 838; *: begërt* (praet.) 17 618. 18 969. 19 411; *: swert* 12 730. 13 427. 22 003. *: wert* (adi.) 23 248; *: gewert* (praet.) 14 535.

nęrt (praet.) *: gewert* (pt.) 11 917; *: behert* (part.) *: wert* (praes.) 19 820; *: (be-, ver)hert* (part.) 22 593. 28 620; *: gewert* (part.) 11 400. *węrt : gewërt* (part.) 27 010; *: swert : begert* (praet.) 18 309; *: gert* (praet.) 10 289. 23 883; *: verzert* (part.) 9739; *: verhert* (part.) 5583; *twelt* (praet.) [! nicht, wie sonst bei Heinrich, mit rückumlaut gebildet] *: helt* (subst.) 2033; *: melt* (praes.) *: zelt* 12 964.

erspeht (praet.) *: kneht : reht* 24 955; *lebt : swebt* (praet.) 8454; *strebt* 8871. *spilt : wilt* (adj.) *: schilt* 10 573; *: schilt* 13 445. 14 874. 17 013.

kort : hort (subst.) 10 509; *: ort* 6603; *worht* (praet.) *: ervorht* 24 451; *Dahamorht* 22 655; *: Ordohorht* 15 245; *: geworht* 4645; *vorht : verworht* (part.) 19 256; *erholt : gedolt* (part.) 28 995; *kolt : verdolt* (part.) 24 056; *dolt : geholt* 21 376. 17 826; *: golt* 3169; *solt : geholt* (part.) 316. 2875. 10 569. 21 749; *: geholt* (praet.) 22 406; *: verdolt* (part. u. praet.) 8967. 23 903; *: wolt* (2. pers. pl.) 19 595; *: erbolt* (part.) *: golt* 7772. (Daneben befinden sich aber die vollständigen formen *solde* und *wolde* in der überzahl.)

spurt (praet.) *: vurt* 14 515; *gelust : âkust* (acc.) 19 438; *: brust* 10 661. *wundert : hundert* 21 012. 24 692; *erbeizt : ersweizt* (part.) 12 815.

Wie bereits einige reime oben s. 182 zeigten, erfährt auch das praeteritum von *tuon* häufig apokope. *tet* (praet.) *: gebet* (oratio) 2403. 14 652; *: bret* 644. 14 961. 22 753. 18 800. 27 054. 29 250; *: Aclamet* 8640; : *Marmoret* 18 307; *: Lanzelet* 5987. 24 074. 24 497. 25 951. 29 002. 29 452. Daraus ergibt sich abfall des *e* auch für 19 051 und 26 576 *: tet : gewet ; : het* 14 786.

Demnach steht *tet* als die dem dichter der Krone allein geläufige form fest. Eine ziemlich sichere handhabe bieten auch die hss., die mit ganz seltenen ausnahmen stets die apokopierten formen überliefern.

Ebenso tritt apokope ein im praet. von *haben, hân:*

het : claret 1196. 1301. 1449. 1681. 1897. 2503. 18276; *: Giwanet* 5646; *Lanzelet* 12 876; : *Laudelet* 15 653; *: Seimeret* 18 880. Aber auch für 1346 steht die apokopierte form *Lunet : het* fest (V und P überliefern *lunet : het*). Das gleiche gilt für 27 781 *: het : gewet* (P bietet *hett*, das erste reimwort verzeichnet Scholl unter den varianten nicht).

Den beiden praeteritis *het* und *tet*, welche Heinrich v. T. in der Krone verwendet, entsprechen die formen *hōt, tōt* des heutigen kärntischen lautlich genau. Das *tāt* des ‚bäuerischen' geht auf *tæte* zurück, ein beweis, dass *hōt* gewiss nichts mit mhd. *hæte* zu tun hat.

Vollformen nach langer und kurzer stammsilbe: *betrâget* (praet.) *: ir vrâget* 3940; *: gevrâget* (part.) 19 958; *lâget : gevrâget* (part.) 12 991; *beswâret : gebâret* (part.) 11 504. 16 262; *hât* (praet.) *: gât* 20 822.

mêret (praet.) *: gekêret* (part.) 9181; *neiget : (er)zeiget* (part.) 3022. 10 293. 27 769; *: geseiget* (part., visiert) 27 444; *: gezeiget* (part.) 28 611; *zeiget* (praet.) 1225; *zeiget : geneiget* (part.) 21 202. 24 019; *gesweiget* (praet.) 11 676; *meilet : teilet* (praet.) 1882; *veilet : geteilet* (part.) 21 447; *einet : geleinet* (part.) 26 398; *bescheinet : meinet* (praet.) 25 416; *meinet : geleinet* (part.) 17 679; *weinet : vereinet* (part.) 24 624; *arbeitet* (praet.) *: geleitet* (part.) 25 872.

zieret (praet.) *: geparrieret* (part.) 24 783; *gefurrieret* (part.) 7721; *tjostieret : gecroyieret* (part.) 873; *pungieret : gecroyieret* (part.) 824. *drôt* (praet.) *: bôt* (praet.) 21 425. *(ver-, ge)loubet* (praet.) *: houbet* (acc.) 6674. 17 192; *be-*

roubet : houbet 9752. 13 386. *zoumet* (praet.) *: rûmet* (praet.) *: versûmet* (part.) 835; *ervlöuwet* (praet.) *: ströuwet* (part.) 6792; *vröut : gestöut* (part.) 1778. 16 845; *: beströut* (part.) 8163. 12 265. 22 225. 29 214; *hœret* (praet.) *: ervrœret* (part.) 4025; *trûret : dûret* (praet.) 1874; *stiuret : gehiuret* (part.) 24 059; *beriuwet* (praet.) *: erniuwet* (part.) 17 306.

lachet : krachet (praet.) 11 157; *machet : erwachet* (part.) 7376. 29 450; *: erwachet* (praet.) 24 664. 27 981. 28 897; *erlachet* (praet.) 1872; *geswachet* (part.) 10 306. *swachet* (praet.) *: gemachet* (part.) 29 382; *: erlachet* (praet.) 23 719; *wachet* (praet.) *: gemachet* (part.) 8566; *swachet* (praet.) 10 437.

ladet : geschadet (part.) 11 868. 15 013; *schadet : geladet* (part.) 10 129; *erarnet : gewarnet* (part.) 15 119; *hazzet : gevazzet* (part.) 7471; *blecket* (praet. sonst *blahte!*) *: bedecket* (part. sonst *bedaht!*) 23 849; *: bestecket* (sonst *bestaht*) 12 953.

gesellet : gestellet (part.) 15 399; *verendet : wendet* (praes.) 7229; *er-, gewendet* (part.) 10 116. 21 271; *ernendet : geschendet* (part.) 2564; *volendet : besendet* (part.) 24 844. *ergetzet : gesetzet* (part.) 29 520.

gesiget : pfliget (praet.) 16 665; *ervollet : gezollet* (part.) 6487; *sorget : geborget* (part.) 27 116.

Die verba mit langer stammsilbe haben zuerst das endungs-*e* abgeworfen. Von ihnen hat sich dieser lautvorgang auch auf die verba mit kurzer stammsilbe fortgepflanzt. Da nun bei allen schwachen verben der ind. und conj. praet. gleich behandelt wurde, d. h. ein und dieselbe form sowohl ind. als conj. funktionen übernehmen konnte, erklärt es sich, dass im heutigen kärntischen kein ind. praet. mehr vorkommt.

Weiter erhalten wir einsicht in die merkwürdige erscheinung des kärntischen, dass auch die starken verba im conj. praet. die endung der schwachen, welche — *ət* lautet, annehmen. Es hat nämlich die 2. pers. pl. der starken praeteritalkonjunktive gelautet wie der sing. derjenigen schwachen verba, welche das praet. mit apokope bildeten. Über diese brücke hat sich allmählich der ausgleich vollzogen, welcher heute völlig durchgeführt ist. Daneben haben sich bis jetzt einige starke praeteritalformen erhalten; doch sind diese sichtlich im absterben begriffen.

Endlich tritt apokope des *e* ein nach *t:*

sleht (adv.) *: reht* (acc.) 24 583; *reht* (adv.) *: kneht* (nom.) 25 183. *ungenôt* (adv.) *: tôt* 4627; *: rôt* 23 842, dazu participium praes., welches z. b. nie *sehende, schehende, loufende* usw., sondern immer *sehent, schehent, loufent* lautet (vgl. 28 748 u. v. a.).

Nach *b* (*p.*):

âleip (nom.) *: bleip* (praet.) 9302; *lîp* (dat.) *: wîp* (nom.) 24 776.

Nach *f:*

huof (dat.) *: schuof* (praet.) 18 263. *tief* (adv.) *: rief* (ind. praet.) 9445. 14 592.

Nach *ch:*

lich (dat.) *: gelich* 20 081; *daz gelich : rich : iegelich* 18 658. *suoch* (acc.) *: tuoch* (acc.) 8790; *versmâch* (adv.) *: ersach* 3369; *gelich* (adv.) *: iege(s)lîch* 5140; *: eislîch* (adj.) 9330; *: Heinrîch* (nom.) 10 445; *: rîlîch* 18 341.

jærlîch (adv.) *: iegelîch* (nom.) 5479. Doch kommt auch die vollform vor: *geliche : riche* 4352; *: kumberliche* 4917; auch heisst es immer *spâte*, nie *spât*.

Nach *c* (*g, k*):

wâc (dat.) *: lac : pflac* 17 248; *zoc* (dat.) *: stoc* (acc.) 28 364; *boc* (dat.) *: stoc*

(acc.) 24 736; *stec* (dat.) *: wec* (acc.) 27 499. Immer aber heisst das adverb *g(e)nuoc*, nie *genuoge*.

Nach *s:*

bas (nom.) *: was* (erat.) 18 722. 28 515; *nas* (subst.) *: was* 7502. 9353; *was* (swm.) *: was* (erat.) 17 470; *is* (dat.) *: prîs* (nom.) 1740; *ris* (nom.) *: Flois* (nom.) 5582; *: gewis* 27 074; *genis* (1. pers. sing.) *: gewis* 3969; *: wis* 15 091.

Nach *z:*

imbîz (dat.) *: vlîz* 2149. 15 406; *wiz* (subst. weissheit, weisse farbe) *: vlîz* 8178. *griez* (dat.) *: liez* 18 581. 12 926; *lôz* (dat.) *: schôz* (acc.) 1280; *gruoz* (dat.) *: muoz* (1. sg.) 24 331; *buoz* (nom.) *: muoz : gruoz* 8039. 26 580; *: vuoz* (acc.) 14 968. 21 387. 24 535; *: muoz* 25 990; *schôz* (dat.) *: genôz* (nom.) 17 096; *ich geniez : hiez* (praet.) 25 247; *liez* (conj. praet.) *: gehiez* (ind.) 17 462.

Die endung *-en* fällt nach stammauslautendem *n:*

lougen (inf.) *: tougen* 1492. 19 397. 23 906. 29 466; *: ougen* (pl.) 7592. 1308. 8887. 9848. 11 152. 20 339; *ougen* (inf.) *: lougen* (adi.) 23 852; *: tougen* 17 709. 23 568; *lougen* (inf.) 16 055; *: lougen : tougen* 7473; *orden* (inf.) *: worden* (part.) 7909. 9549. 14 790. 15 388. 29 886.

Substantiva der *i*-deklination:

Es ist zu bemerken, daß die meisten unflektiert bleiben und eine form, die umlautlose, durch den ganzen sing. beibehalten. So lautet der sing. durchweg *kraft*, *ritterschaft*, *gesellescha ft*, *vart*, *wât* (gen. pl. *wât! : bat* [praet.] 13 212), *inziht*, *geschiht* (immer apokopiert), *zît*, *tât*, *hirât*, *diet*, *nôt*, *kleinôt*, *kunst*, *zuht*, *vruht*, *vluot* u. a.

Die umgelauteten und mit endung noch versehenen formen des sing. der *i*-stämme verschwinden als literarische reime an zahl vor den zuerst besprochenen völlig. Mit dieser kargheit in der verwendung von zweisilbigen (und mit umlaut versehenen) formen gleicht Heinrichs sprache der Hartmanns. Es stehen in der Krone nur folgende flektierte formen: die dat. sing. *riterschefte : krefte* (plur.) 11 930 und 26 780; *krefte : schefte* (plur.) 801; *verte : herte* 17 809.

Eine gesonderte besprechung erheischen *tugent* und *jugent*. Die unflektierten formen sind:

nom. *tugent :* dat. *jugent* 1719. 21 159; nom. *jugent :* dat. *tugent* 11 186; acc. *jugent :* dat. *tugent* 17 489; *: tugent* (nom.) 23 781.

Die flektierten formen sind: *jugende* (dat.) *: tugende* (nom. pl.) 352; *: tugende* (acc. sing.) 2044; *jugende* (nom.) *: tugende* (dat. sing.) 1533. *jugende* (gen.) *: tugende* (gen.) 17 004; *jugende* (dat.) *: tugende* (dat.) 27 226.

Im heutigen kärntnerdialekte flektieren die fem. *i*-stämme nicht und entbehren daher auch des umlauts. Doch weisen ihn einzelne wörter auf: z. b. *khröftn* kraft. Dieses wort beweist, dass früher normal flektierte formen vorhanden waren.

II. Apokope nach vokalen.

Scholl hat in seinem texte von 9096 *âmîe* (dat.) *: blîe* (nom.). Mehr wahrscheinlichkeit aber gewährt die annahme, *-e* in *âmîe* sei weggefallen und *âmî* habe auf *blî* gereimt. Ein flektierter nom. vom stn. *blî* kommt sonst nirgends vor. Der gleiche fall begegnet 25 162, wo auch Singer *masseni* (dat.) *: vri* vorgeschlagen hat.

Der dativ *blî* wird 1240 zu *blî* gebunden, *: sî* 4978.

Zur apokope stelle ich auch die reime, in denen alte *wa*-stämme im dat. sing. unflektiert bleiben. Das auslautende *w* ist lautgesetzlich geschwunden: dat. *sê* reimt *: Tintaguê* 468. 10 160; *: ê* (adv.) 15 365. 15 657; *: wê* 28 316; *: mê : gê* (conj.) 24 520. Sonst finden sich noch nom. und acc. sing. 14 564. 15 929. 17 324. 17 466. 18 056. 28 292.

dat. *snê* steht im reime *: wê* 4327. 9201. 9474. 11 275; *: mê* 7518. Der nom. und acc. reimt 9324. 3313. 3399. 6889. 12 459. 14 627. 16 382. 17 451. 18 350. Endlich reimt noch der dat. *klê : schrê* 17 512.

Dadurch, dass diese gekürzten formen so häufig im reime stehen, erhält das gedicht aufs neue einen stark dialektischen charakter; doch leistet sich Heinrich in der apokope bei weitem nicht soviel wie etwa Wolfram; die feinheit der Hartmannschen verse freilich geht ihm ganz ab [1].

5. Synkope des *e*.

Bei Heinrich fällt synkope zumeist auch mit apokope des *-e* zusammen, weshalb es ein müssiges beginnen wäre, zu den beispielen abermals die reimbelege zu bringen.

1. *e* wird synkopiert nach liquida vor muta.

a) in verben mit langer wurzelsilbe:

beswârt, gevârt, geêrt, gesêrt, gekêrt, gelêrt, gehôrt, betôrt, zestôrt, wobei die formen sowohl für das praet. als das partic. gelten.

wârn (3. pers. pl.) *: arn* (dat. acc. sg.) 8235. 18 439; *: ervarn* 8715; *vârn : bewarn* 2360. 10 816. 21 463. 27 607.

b) Im substantiv *: jârn* (dat. pl.) : *varn : sparn* 30 032.

c) Im part. praet. *: vûlde* < *vûlende : schulde* 4438.

d) In der 1. klasse der swv. *: vröut, gestöut, beströut.*

2. Zwischen $d + t$ oder $t + t$.

gewent < *gewendet* (part.) *: gedent* (part.) 8180; *laten* < *ladeten : tâten* 481; *leite* < *leitete : spreite* < *spreitet* 5669 (*P leite : spreite*); *gekleit* < *-kleidet : bereit*

1) Mhd. *-e* im silbenauslaut wird im kärntischen dialekt heute auf einem viel weiteren gebiet abgeworfen als in Heinrichs sprache. Der prozess, welcher schon im 13. jahrhundert begonnen hatte, und wie die reime der Krone zeigten, ziemlich weit vorgeschritten war, hat in der späteren entwicklung wörter ergriffen, die früher nicht apokopiert wurden. Fast für alle fälle von apokopierung bei Heinrich gibt es in der ma. die genauen entsprechungen.

Die tatsachen gewähren uns aber gleichzeitig einen interessanten ausblick auf die zustände der kärntischen landessprache im 13. jahrhundert.

Heute wird auslautendes tonloses *e* apokopiert: 1. im nom. sg. aller schwachen masculina (in der Krone noch nicht bei allen subst. durchgedrungen): *pōt* bote, *hēr* herr, *nǫm* name, *sǫm* same, *fǫn* fahne usw. 2. In allen starken masc. und neutr. *wāts* weizen, *mōt* meth, *štukx* stück, *pilt* bild usw. 3. Im dat. sing. aller starken subst. (bei Heinrich bereits sehr stark verbreitet). 4. Bei den kollektivbildungen: *gmiǝt* gemüt, *gwent* gewände, felswand. 5. Bei femininen subst. der *â*- und *i*-deklination: *šād* scheide, *wād* weide, *štāt* stätte, *pīt* bitte, *ēr* ehre, *lēr* lehre, *frās* furcht; kinderkrankheit 'fraisen'; *štunt* stunde u. v. a. 6. In früher zweisilbigen ableitungen: *-nusse, -inne, -unge, -œre, -œte* usw.

In der flexion schwindet *e:* 1. im dat. sing. aller starken subst. (bei vielen schon in der Krone). 2. Im nom. und acc. plur. der masc. und fem. *i*-stämme, und 3. in den casus obliqui sing. der grössten mehrzahl der fem. *i*-stämme.

Beim verbum 1. in der 1. und 3. pers. sing. des ind. und conj. praesentis aller verba und ebenso im conj. praet. der schwachen verba. 2. Im imp. der schwachen verba. 3. Im substantivierten infinitiv. 4. im part. praes. (< *ende*).

(adj.) 13 660. 22 464; *schœnheit* 14 356; *: reit* (praet.) 17 535; *: breit* 21 131; *leiten* < *leiteten : breiten* 18 096; *kleiten* < *kleideten : bereiten* < *bereiteten : breiten* (adj.) 22 343; *beleiten* < *beleiteten : beiten* (inf.) 23 006; *versmit* < *-smidet : mit* (praep.) 58. 29 931; *: lit* (subst.) 1074; *erglast* (part.) *: grast* (praet.) 19 818.

2. pers. plur.: 6189 *seit* < *seitet : arebeit;* 19 594 *wolt* < *woltet : solt;* 21 531 *möht* < *möhtet : töht.* Doch geht es nicht an, formen wie *tât* (für *tâtet*) Heinrich zuzumuten; wir haben vielmehr für 1812 überschüssiges *t* anzunehmen. Ein apokopiertes adv. *spât* ist bei Heinrich nicht belegbar, daher lautet der reim *: tâtet : spâte : râte.*

Sonstige synkopierte formen sind noch: *ervorht* (part.) 24 450; *vorht* (praet.) 4645; *gelust* < *gelustete : âkust* 19 438; *: brust* 10 661. *koste* < *kostete : tjoste* 10 668.

gehaft (part.) *: kraft* 19 356; *: schaft* 14 588; *zunden* (praet.) *: gunden* (pl.) 10 643; *nôte* (praet.) *: ertôte* (praet.) 11 569; *: tôte* (pl.) 6596; *: rôte* (adj.) 4242. *huote* (praet.) *: muote* 1045. 2648. 20 626. 20 903. 27 044; *huoten* (praet.) *: guoten* 2829; *behuot* (part.) *: tuot* 1483. 16 041; *: muot* 1917. 20 606. 21 506. 23 152; *: guot* 2200. 15 301. 21 618; *: bluot* 6872; *: vluot* 24 146; *behuote* (praet.) *: gewuote* 6526. *wuote* (praet.) *: vluote* (dat.) *: huote* (nom.) 8284; *: muote* 11 863. 27 434; *huote* (praet.) *: gluote* 8493; *: guote* 24 460; *behuot* (part.) *: muot* 28 506; *: guot* 28 570; *: muot : bluot* 29 034; *armuot : guot* 29 208; *: muot : tuot* 29 339.

3. Im präfix *ge-*.

a) Vor *w : gwete* 26 577. *reisegwant* 21 289. *îsengwant* 6709. 10 469. 10 908. 12 905. 13 384. 14 205. 15 114. 17 672. 19 127. 20 856. 21 289. 23 395. 27 341 und öfter. *gwin, gwinnen* 2454. 2467. 3129. 3221. 4354. 4771. 4887. 5151. 8831. 9496. 9911. 9149. 9973. 16 890. 17 636. 17 929. 18 084. 18 629. 19 119. 20 501. 21 676. 23 159. 29 181.

b) Vor *l: glanc : lanc* 9344; heute kärntisch *klǫn*, schlinge zum vögelfangen. *glîchen, glîch* 21 582. 27 952. 29 385 und sehr häufig.

c) Vor *n: gnâde* 30 003. 30 027 und sehr oft; *gnuoc, gnôz* (praet.) 8189. 179 u. a.

d) Vor *g: gangen* (part.) 18 753. 29 273.

4. Im präfix *be-*.

bliben (inf.) 13 902. 14 192. 17 998. 17 343. 25 191 und öfter, *ir blîbet* 10 695; *blîbe* (praes.) 12 575. 26 042; *blibe* (conj. praet.) 2267. 4536. 23 356. 24 067; ind. *bliben* 13 682. 13 950. 14 523. 26 287. 27 473 und öfter; part. *bliben* 20 155. 26 803 u. v. a.[1].

1) Auch in bezug auf die synkopierung des *e* erweist sich die sprache der Krone als vorläuferin des heutigen kärntischen dialektes.

Hier wird *-ɘ* in tonlosen silben zwischen cons. unter allen umständen synkopiert. Ferner zwischen dentalen *: er röt* redet; *khröt* geredet; nach *r* vor *n: tsārn* zerren, *dīrn* dörren. Für ersteren fall sind beispiele: *šǫmp* < *schamede, ǭbmp* < abend; bei adj. auf *n* verschmilzt das *n* der flexionsendung völlig mit dem stammauslaut, da vorher synkope eintrat: *šean, khlān* = *šean(ə)n, khlān(ə)n.* Infolge synkopierung ist assimilation eingetreten bei *nöm* nehmen, *tsǫm* zusammen.

Die synkope der vorsilbe *ge-* trat in der ma. nur vor dauerlauten ein: *kfǫtr* gevatter, *khǭt* gehabt, *khern* gehören, *gnākh* genick. *khœinən* (mhd. *gehöuwen*) stossen, sich kümmern, *glābm* glauben, *khrītn* geritten u. v. a.

Vor verschlußlauten ist sie gesetzmässig unterblieben.

Bei der vorsilbe *be-* tritt synkope nur ein vor *s, š* und *h* (*l*), sonst bleibt der vokal erhalten *: plœibm* bleiben, *pšǭfm* beschaffen, *psītsn* besitzen, *pfiətn* behüten u. a.

KLAGENFURT. G. GRABER.

HIATUS UND SYNALOEPHE BEI OTFRID.

(Schluß.)

5. N. acc. pl. neutr. *siu.*

Die form *siu* für den n. acc. pl. neutr. hat keine andere sprechform neben sich. In derselben vollform begegnet das pronomen auch ohne ausnahme im auftakt und in der senkung vor konsonantisch anlautender silbe. Denn es ist daran festzuhalten, dass eine abschwächung der form *siu* zu *sie* oder ein eindringen der maskulinform in die funktion des neutrums in den Otfridhss. noch nicht vorliegt. Der wechsel zwischen der maskulinform *sie* und der neutralen form *siu* erklärt sich mit Erdmann[1] aus syntaktischen gründen. Damit erledigen sich auch die fälle, wo den neutralen formen in der einen hs. maskulinformen in einer anderen hs. gegenüberstehen.

Nur durch synalöphe werden auch die neutralen formen im vortrag reduziert. An zweiter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung wird das pronomen auf die schwundstufe herabgesetzt. Vers II 1_4 *thaz si̯u éllu thriu rúarit,* F *sellu* beweist für III 20_{80} *thaz siu álleswio ni dátin.* In der senkung ist V 15_{10} die schwundstufe eindeutig bezeichnet: V 15_{10} *fúatiri siu io zi wáru,* P *si̯u.* Danach sind folgende verse zu bewerten: III 1_6 *nist mán, ther siu al irzélle,* P *si̯u.* I 15_{24} *bitháht er siu iogilícho.* I 20_{13} *Sie zalatun siu io ubar dág.* II 12_{96} *er lazit scínan siu ana wán.*

6. N. acc. pl. fem. *sio.*

Die form *sio* des n. acc. pl. fem. kommt in den Otfridhss. nur noch an drei stellen vor; sonst ist sie durch die maskuline pluralform *sie* ersetzt. Da dieser prozess schon völlig durchgeführt ist, kann die form *sio* in jenen 3 fällen unmöglich phonetischen wert haben. Es ist allerdings auffallend genug, dass die macht orthographischer tradition die längst abgestorbene form überhaupt noch bewahren konnte.

Einmal begegnet *sio* unter dem nebeniktus: V 25_{99} *thoh scówon sio zi rúgge,* V *sio* (*o* aus *e*?), F *sie.* Piper bemerkt in seinen varianten: '*o* scheint in *e* korrigiert zu sein, es ist aber nichts radiert'.

Ferner I 3_1 im auftakt: *sio zéigont filu scóno.* Piper: F *sio* die rechte rundung des *o* scheint radiert.

Für den letzten vers nimmt Erdmann an, dass die form *sio*

1) Vgl. Erdmann zu I 20_{29}; IV 26_6 fg. 35_{24} fg. und Syntax II § 57.

durch die vielen *o* des halbverses auf assimilatorischem wege eingedrungen sei. Diese annahme lässt sich vielleicht auch für V 25_{99} geltend machen. Ausserdem scheinen doch die varianten beider halbverse darauf hinzuweisen, dass den schreibern die form *sio* durchaus ungewohnt und anstössig war. V 25_{99} setzt F denn auch die geläufige maskulinform *sie* ein. Vielleicht war nur das bedürfnis grösserer syntaktischer deutlichkeit die ursache, die längst vergessene form wieder einzuführen. Recht wahrscheinlich ist dies für den dritten beleg III 16_8 *wanta er ni lérneta sio er, sio* (*o* in V, *o̦* in P übergeschrieben). An zweiter stelle der senkung wird das pronomen hier auf den anlautenden konsonanten reduziert. Die schreiber suchten im schriftbild die syntaktische beziehung deutlich zu machen und setzten daher die form *sio* in V, *sio̦* in P nachträglich ein.

7. N. sg. fem. *siu-si.*

A. *siu-si* unter dem haupt- oder nebeniktus.

I. Vor konsonantisch anlautender senkung.

a) Unter dem hauptiktus.

α) Alle hss. zeigen die form *síu.*

III 14_{37} *So síu tho thaz gihórta.*

β) Alle hss. zeigen die form *sí.*

I 8_3 *sí ni mohta inbéran sin.* I 14_6 *er sí zi theru gibúrti.* IV 29_{21} *Was sí nu thero wórto.*

b) Unter dem nebeniktus.

α) Alle hss. zeigen die form *siu.*

I 22_{41} *So síu gisah then líoban man.* IV 2_{17} *So siu thaz sálbon tho biwárb.* P *síu.* I 5_{61} *Nust siu gibúrdinot thes.* I 7_1 *thaz siu zi húge hábeta.* I 14_1 *thaz siu thaz kínd sougta.* II 9_2 *bréitit siu sih hárto.* II 14_{85} *So slíumo siu gihorta tház.* III 7_{67} *Thaz siu mit thémo werke.* V *síu* (acc. rad.). $_{72}$ *thaz siu thir wíht ni derre.* III 11_{10} *thaz siu sia thára brahti.* V 7_8 *so hárto siu sin rúahta.* $_{12}$ *ni súahta siu thar thes thiu mín.* V 23_{123} *wio in búachon siu gilóbot ist.*

β) In den varianten stehen die formen *siu* und *si* nebeneinander.

III 24_5 *so síu thia kúnft gihórta.* P *siu.* F *si.* IV 6_{36} *siu was álles zi breit.* F *si.* V 17_{21} *wanta wírdig si ni wás.* F *siu.*

γ) Alle hss. zeigen die form *si.*

I 11_{31} *Sún bar si tho zéizan.* I 16_3 *Si was fórasagin gúat.* $_6$ *war si then dróst suahti.* II 14_{73} *Sí nam gouma hárto.* III 11_{16} *slíumo fúar si sar héim.* III 14_{45} *thaz si thia trádun ruarta.* III 16_{18} *si fon góte queme thír.* III 17_{55} *si gab ántwurti, so zám.* III 24_{11} *so si zi kríste giilta.* $_{37}$ *thia suéster si sar hóleta.*

43 *thaz sí so gahun ufirstuant.* 48 *thar si then brúader liobon róz.* 49 *Iróugta si tho seraz múat.* 47 *Si zi fúaze kriste fíal.* P *Sí.* III 24_{48} *mit záharin sí thie bigóz.* P *si.* IV 2_{31} *duan thiu wérk, thiu si bigán.* IV 29_{43} *Sélbo si thaz wólta.* 46 *sid sí sia selbo spúnni.* 47 *sid sí sia selbo scúafi.* 52 *si noh hiutu ana wánk.* IV 33_{12} *si gikért in harto tház.* V 7_7 *Si thia stát noh tho nirgáb.* 43 *So slíumo si tho thaz gispráh.* 48 *waz súahti si so hárto.* 56 *zi fúazon si sar ílta.* 65 *zen júngoron si sar ílta.* V 12_{88} *bi thíu ist si so mári.*

δ) IV 29_{24} zeigt P die form *sie* gegen *si* in V, F ändert den text in *So.*

IV 29_{24} *si thie faduma alle gab.* P *sie.* F *So.*

II. Vor vokalisch anlautender silbe.

a) Unter dem hauptiktus.

α) In den varianten stehen die formen *siu* und *si* nebeneinander.

III 14_{18} *tház siu ịnan birúarti.* P *síu inan.* F *thaz si.*

β) Alle hss. zeigen die form *si.*

III 17_{51} *joh sí ekrodo éinu.* P *si ékrodo.* V 7_{55} *joh sínan sar irkánta.* F *si inan.* V 25_{15} *Wanta sí ist in war mín.* V 8_{33} *Sí nan sar irkánta.* IV 29_{44} *thaz si in théra nahi.* P *sí.* I 7_{26} *thaz sí uns allo wórolti.* P *tház si.* II 12_{39} *Jóh si iz ni bimíde.* P *Joh sí.*

b) Unter dem nebeniktus.

α) Alle hss. zeigen die form *siu.*

III 11_7 *Ni deta síu es avur mér.* I 23_{54} *suntar siu nan suénte.* III 1_{37} *Mit hénti siu mo scírmit.* III 14_{10} *so slíumo siu nan rúarta.* IV 2_{32} *thaz siu iz nirfúlle nu thiu mín.*

β) In den varianten stehen die formen *siu* und *si* nebeneinander.

II 3_8 *thaz sí ist ekord éina.* F *siu.*

γ) Alle hss. zeigen die form *si.*

IV 11_{43} *thaz si in íuih gigát.* III 1_{34} *súntar si imo múnto.* P *ịmo.* IV 29_{50} *tho simo skúaf thaz gifánk.* I 11_{36} *in thia krípphà sinan légita.* V 7_{53} *Ni nánta si nan dróf er.* 66 *sageta in thó, thaz sinan sáh.* F *si inan.*

B. *siu-si* im auftakt.

I. Vor konsonantisch anlautender hebung.

1. Alle hss. zeigen die form *si.*

I 1_{36} *si hábet thoh thia ríhti.* I 5_{70} *si quad, si wári sin thíu.* I 7_2 *si was sih blídenti.* I 8_{25} 11_{54} 14_{17} 16_{1} $_{17}$; III 10_5 $_{20}$ $_{27}$ 11_1; III 14_{10} $_{18}$ $_{21}$ 24_{40}; IV 2_{10} 4_{73} 29_{51} $_{55}$ 32_9 33_{11}; V 7_2 $_{43}$ $_{45}$ $_{64}$ 14_7 23_{216}. III 14_{28} *so fúalta sar thes gúates.* V *so* (*o* aus *i*). P F *si.*

2. In den varianten stehen die formen *siu* und *si* nebeneinander.

I 22_{12} *si wanta in álawari.* F *siu.* II 8_{23} *si wéssa thoh in álawar.* F *siu.* V 7_6 *si stuant thoh, wéinota thar.* P *siu.*

II. Vor vokalisch anlautender hebung.

Es finden sich 4 belege; alle hss. zeigen die form *si.*

I 16_{11}; V 7_{8}; III $14_{20\ 23}$.

III. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe.

In 5 belegen zeigen alle hss. die form *si;* synalöphe ist nirgends bezeichnet.

Vor *iz.*

IV 29_{26} *si iz allaz góte reisot.* V 7_{11} *si iz al irsúachit habeta.*

Vor *ir-.*

V 8_{42} *si irkánta nan, so er wólta.* P *sọ.*

Vor *in* (praep.).

I 17_{7} *si in éwon ni firwúrti.*

Vor *ist.*

IV 29_{56} *si ist álla zit iowánne.*

IV. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

1. Das pronomen ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

I 14_{12} *thaz sị únreini thera gibúrti.* F *si.*

Die hebung lautet mit *i-* an.

II 12_{74} *thaz si íamer sin ginúzzi.* P *sị iamer.* III 11_{22} *ni si imo fólgeti.* P *sị ímo.* III 26_{14} *thoh sị ín si únthrati.* P *sín.* F *si in.*

Nur I 7_{23} begegnet die form *sịụ* V:

I 7_{23} *Was sịụ áfter thiu mit íru sar.* P *sị.* F *si.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

III 10_{19} *thaz si unsih láze haben líb.* IV 29_{16} *thaz si álang mit giwúrti.*

C. Das pronomen in der senkung vor konsonantisch anlautender silbe.

I. Allein in der senkung vor konsonantisch anlautender hebung.

1. Alle hss. zeigen die form *si.*

I 1_{35} *Níst si so gisúngan.* I 2_{2} *eigan thíu ist si thin.* I 5_{70} *si quad, si wári sin thíu.* I 7_{24} *so fúar si zị iro sélidon.* I $11_{30\ 37}$ $16_{5\ 7\ 9\ 2\ 4\ 13\ 14\ 16}$ $22_{25\ 42}$; II 8_{25} 12_{73} $14_{14\ 19\ 20\ 85\ 17\ 27\ 55\ 87}$; III 1_{35} $10_{13\ 29\ 9}$ $11_{2\ 3\ 9\ 20\ 31\ 32}$; III $14_{25\ 45\ 39}$; III 14_{44} 16_{13} 17_{56} $24_{6\ 13\ 23\ 34\ 37\ 38\ 39\ 40\ 46\ 50}$; III 23_{12}; IV $2_{11\ 32}$ 4_{74} $29_{27\ 28\ 33\ 43}$ 32_{2}; V 4_{21} $7_{13\ 17\ 21\ 44\ 47\ 49\ 65}$ 8_{34} $12_{21\ 24\ 81}$; V 23_{121}.

2. In den varianten stehen *siu* und *si* nebeneinander.

I 5_{65} *'Íh bin', quad si, 'gótes thiu'.* P *siu.* I 11_{53} *Múater ist si máru.* P *siu.* I 13_{10} *in ira bárm si sazta.* F *siu.* III 14_{41} *Quam siu fórahtalu sár.* P *si.*

3. Alle hss. zeigen die form *siu.*

I 4_{86} *tház siu scolta in élti.* V 12_{51} *joh wáz siu hiar bizéine.* III 26_{6} = V 12_{41} *só siu thar giscríban stat.* IV 29_{31} *joh só siu bézist biquam.* S $_{6}$ *oba siu*

frúma wesan scal. H 58 *in súnton ward siu míssilih.* II 8 24 *nirzígi, thes siu báti.* IV 28 12 *wéliches siu wésan scal.* III 11 15 *bi thiu giscéinta siu thaz.* 27 *Bi thiu gihólota siu thár.*

II. An zweiter und dritter stelle der senkung vor konsonantisch anlautender hebung.

1. Alle hss. zeigen die form *si.*

V 7 3 *Hábeta si nu in war mín.*

2. In den varianten stehen *siu* und *si* einander gegenüber.

III 11 28 *wanta si hábeta sulih múat.* P *siu.*

D. In der senkung vor vokalisch anlautender silbe.

I. Allein in der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Das pronomen ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

I 5 10 *then sáng sị unz in énti.* P *si.*

2. In den varianten stehen die vollformen *siu* und *si* nebeneinander.

II 14 43 *'Thu mohtis' quád siu, 'einan rúam'.* F *si.*

II. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe.

1. Vor *iz.*

Es findet sich nur die form *si.*

a) Das pronomen *si* ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

I 11 34 *ni wánu, thaz sị iz wéssi.* P *siz.* II 6 31 *In then boum, thar si iz nám.* P *sị.* II 17 14 *tho siz gérno wolle.*

b) Die vollformen stehen nebeneinander.

III 1 33 *Thóh si iz sero fille.* 37 *mit theru si iz míthont fillit.* IV 29 29 *Joh si iz állaz gimáz.* 35 *Bisáh si iz iogilícho.* II 12 39 in V gegen P: *Jóh si iz ni bimíde.* P *Joh sí.*

2. Vor *in* (praep.).

a) Das pronomen *si* ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

I 6 3 *So sị in ira hús giang.* P *Só si.* III 17 14 *bifángan ist si in dráti.* P *sị.*

b) Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

si in allen hss.

I 16 15 *Tho quam si in thésen stanton.* IV 2 16 *thia góz si in sine fúazi.* IV 29 49 *Súntar selb si in gáhi.* V P *siu* F *si.* II 14 49 *'Ih ni hában', quad siu, 'in wár'* F *si.*

3. Vor *ir-.*

III 14 44 *bi hiu si irbáldota so frám.* P *bi híu sị.*

4. Vor *uns.*

I 3$_{38}$ *thaz si ụns béran scolti.* P *sị uns.* F *suuns.* I 7$_{26}$ in P gegen V: *thaz sí uns allo wórolti.* P *tház si uns.*

5. Vor *in* (dat. plur.).

IV 33$_{8}$ *irzéh si in thes zi nóti.*

6. Vor *al.*

III 10$_{35}$ *'Drúhtin' quad si, 'al ist iz só'.* P *siu.*

7. Vor *imo.*

I 5$_{34}$ *gab si ịmo ántwurti.* P *simọ.* F *si imo.*

8. Vor endbetontem *inàn.*

Alle hss. zeigen *sinan.*

I 11$_{33}$ *Wár sinan gibádoti. joh wár sinan gilégiti.* $_{35}$ *Biwánt sinan thoh thâre.* I 23$_{59}$ *thaz sinan ni hóurc.* II 2$_{20}$ *tház sinan nirkánta.* V zeigt die form *siu ịnan:* III 14$_{18}$ *tház siu ịnan birúarti.* F *thaz si.* P *thaz síu inan.*

III. Das pronomen in zweiter senkungssilbe vor vokalisch anlautender hebung.

1. Das pronomen ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

a) Alle hss. zeigen die form *si.*

I 16$_{3}$ *zi gote ríhta sị iru múat.* P *siru.* F *si ira.* D *si iru.* I 16$_{6}$ *so hábeta sị in githáhti.* P *si.* $_{7}$ *joh léita si ira dága thar.* P *siro.* D *si iru.* III 24$_{45}$ *Quádun, silti lóufan.* V *s : ilti* (*i* rad.). P *sị ilti* (*ị* zwischen- und übergeschrieben). F D *si ilti.* IV 2$_{11}$ *Ni wáni, si ouh thes wángti.* P *sị.*

b) Alle hss. zeigen die form *siu.*

I 5$_{12}$ *thaz déda siụ io gérno.* P *siu.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

a) *si.*

II 8$_{12}$ *joh kríste si iz giságeta.* III 1$_{33}$ *nist, ni si ávur wolle.* III 11$_{10}$ *ni wánu, si ouh thes tháhti.* III 14$_{40}$ *thaz wánta si, er ni wésti.* IV 29$_{25}$ *thiu wérk bisihit si éllu.* $_{30}$ *scóno si iz gifúagta.* IV 31$_{34}$ *mih scáden si io intfúarta.* IV 33$_{4}$ *ni wólta si in then ríuon.* V 5$_{2}$ *déta si in sar mári.* V 12$_{22}$ *ni thúlta si in giwíssi.* V 20$_{41}$ *thaz fúrdir si iz ni fínde.*

b) *siu.*

III 11$_{17}$ *Hábeta siu óuh in thia stúnt.*

Die gemeinahd. form des n. sg. fem. im 8. und 9. jahrhundert ist *siu.* Diese form ist auch in den Otfridhss. mehrfach belegt, doch findet sich weit überwiegend die form *si.* Die form *si* begegnet ungefähr 220mal, *siu* nur 43mal. Beide formen sind allen schreibern bekannt. In den varianten stehen sich sehr häufig beide formen gegenüber. Die umgangssprache Otfrids kennt nur die form *si.* Die

form *siu* hat für die schreiber der Otfridhss. nur die bedeutung einer rein graphischen normalform. Dies lehrt die statistik auf schritt und tritt. In dem schriftbild *si* haben wir 2 sprechformen zu unterscheiden: eine betonte form mit langem vokal und eine in unbetonter satzstellung quantitativ reduzierte sprechform *si*. In 50 halbversen trägt die form *si* einen haupt- oder nebeniktus[1]. Erscheint die form *si* allein im auftakt und in der senkung in der proklise vor vokalisch und konsonantisch anlautender hebung, so werden wir den sonanten als kurz anzusprechen haben. In einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung wird diese unbetonte kurzform *si* auf die schwundstufe herabgesetzt. Unter dem haupt- oder nebeniktus, in der senkung vor konsonantisch anlautender silbe, im auftakt vor konsonantisch oder vokalisch anlautender hebung ist die form *siu* für den vortrag des gedichts durch die sprechformen *sî si* zu ersetzen. Wenn IV 29_{24} *si thie fáduma alle gáb,* F *so,* P die form *sie* zeigt, wird man kaum ein eindringen der akkusativform annehmen dürfen. Wohl begegnet dieser ausgleich bisweilen in spätahd. zeit. Aber für Otfrid ist *sia* die normalform des acc.; die abgeschwächte form *sie* erscheint nur 2mal IV 29_{19} in F und II 20_{11} in P. In P wird also schreibfehler vorliegen, vielleicht in anlehnung an das folgende *thie*. I 11_{38} vertritt *sie* den acc. pl. fem.; es ist nicht mit Kelle hier *si* einzusetzen: (*Tho bót si mit gilústi, thio kindisgun brústi*) *ni éid msih, suntar sịe óugti*, P *sie*, F *sio ugti*. Die umgangssprache Otfrids kennt nur die beiden formen *sî* und *si* – wie in mhd. zeit.

An zweiter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung wird die kurzform *si* auf die schwundstufe herabgesetzt. Im auftakt beweisen 6 sprechformen für 2 schreibformen. I 7_{23} zeigt deutlich die rein graphische bedeutung der form *siu*: *Was sịu áfter thiu mit íru sar,* P *sị,* F *si*. In der senkung stehen 6 schwundstufen 12 vollformen gegenüber.

Vor einer vokalisch anlautenden zweiten senkungssilbe entscheidet das phonetische gewicht über den charakter der synalöphe. Vor dem pronomen *iz,* der praep. *in,* dem präfix *ir-* und dem pronomen *uns* sehen wir das pronomen *si* auf den anlautenden konsonanten reduziert. Vor den mit *i-* anlautenden silben findet sich der elisionspunkt ausschliesslich unter dem sonanten des pronomens *si*; es ist nicht daran zu zweifeln, dass hier die synalöphe an dem pronomen statthat. Vers I 3_{38} *thaz si ụns héran scolti,* P *sị uns,* F *su uns* liegt in V natürlich

1) Die länge des vokals ist durch N gesichert.

ein versehen in der setzung des punktes vor. Danach ist auch IV 33_8 vor dem d. pl. *in* und III 10_{35} vor *al* die schwundstufe des pronomens einzusetzen. Anders ordnen sich die verhältnisse I 5_{34} *gab si ịmo ánt-wurti*, P *simọ*, F *si imo*. Hier steht der dativ *imo* in der enklise hinter dem subjekt *si* und wird als phonetisch leichtere silbe auf die schwundstufe reduziert. Ebenso behauptet sich das pronomen *si* vor endbetontem *inàn*. Die schreibung *siu ịnan* lehrt die schreibung *sinan* beurteilen.

Ebenso liegen die dinge im auftakt. Die phonetisch leichtere silbe fällt. Der auftakt erfährt jedoch stets eine grössere artikulationsenergie als die senkung. Im einzelnen können sich die verhältnisse im auftakt also anders ordnen. Es finden sich 5 vollformen *si* vor den zweiten auftaktsilben *iz ir- in* (praep.) *ist*. Vor der praep. *in*, der verbalform *ist* und dem verbalpräfix *ir-* wird man das proklitische pronomen auf den anlautenden konsonanten reduzieren. IV 29_{26} und V 7_{11} steht jedoch das pronomen *iz* in der enklise hinter dem pronominalen subjekt *si*; man wird den sonanten des pronomens *iz* elidieren müssen.

8. Acc. sg. fem. *sia*.

A. Im auftakt.

I. Vor konsonantisch anlautender hebung.

I 11_{60} *sia sátanas ginámi.* III 24_{12} *sia rúartaz filu hárto.*

II. Vor einer vokalisch anlautenden zweiten auftaktsilbe.

I 3_{32} *sia ịst éngilo ménigi.* P *sia ist.*

III. In zweiter auftaktsilbe vor vokalisch anlautender hebung.

sa.
IV 28_{16} *wir sa álanga giháltẹn.*

sia.
IV 29_{19} *thaz sia éinlicher námi.* F *sie.*

B. Das pronomen in einsilbiger senkung vor konsonantisch anlautender hebung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die form *sa.*

L 8_8 *thaz er sa lésan heizit.* I 8_2 *tho er sa háfta gisah.* F *sa.* P *sia.* III 17_{27} *Quáti er, man sia líazi.* P *Quáti er, man sa líazi.* III 24_{53} *so er sa ríazan gisah.* IV 12_{38} *inti bot sa Íudase sar.* V 7_{47} *Frágeta er sa sáre.* $_{55}$ *Bi námen er sa nánta.* V 16_{42} *nub ír sa heilet sáre.*

2. In mindestens einer hs. findet sich die form *sie.*

II 20_{11} *thie duent sia lútmara.* V *sia* (*a* aus *e*). P *sie.* F *sia.*

3. Alle hss. zeigen die form *sia*.

I 5₉ *fand sia drúrenta.* 69 *Drúhtin kos sia gúater.* III 7₃₅ *thu thar sia díofo suachis.* P *thár.* III 11₁₀ *thaz siu sia thára brahti.* 19 *zi húnton er sia zálta.* III 17₃₁ *thaz man sia stéinoti.* IV 2₂₂ *quad, mán sia mohti scíoro.* F *man* fehlt, *si.* 31 *Láz sia, quad ther méistar.* IV 29₂₄ *joh sia sélbo giwáb.* 46 *sid sí sia selbo spúnni.* 47 *sid sí sia selbo scúafi.* IV 32₄ *ni sia rúarti thaz sér.* F *si.* 9 *Thaz er sia zi ímo nami.* P *ér.* IV 33₁₄ *then sélbon, ther sia wórahta.* V 7₃₈ *ob ih sia níazan ni muaz.* V 8₂₉ *Bi námen sia druhtin nánta.* 34 *únz er sia wíb hiaz.* V 12₉₀ *joh lúad sia hárto guates.* V 17₂₂ *thaz er sia fúrdir drati.* P *ér.*

C. Das pronomen in der senkung vor vokalisch anlautender silbe.

I. Allein in der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Alle hss. zeigen die schwundstufe.

V 8₅₀ *thiu nátara gispúan ses.*

2. Alle hss. zeigen die form *sia*.

I 8₇ *Ér sia érlicho zóh.*

II. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe.

IV 34₁ *thiu gótes kraft sies nótta.*

III. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Das pronomen ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

I 6₃ *thiu wirtun sịạ érlicho intfiang.* I 8₈ *joh bráhta sạ afur thánne.* P *sa.* F *sarur.*

2. V P *sịạ*. F *sial*.

I 1₈₉ *mit suértu sịạ al gistréwita.* F *sial.*

3. Alle hss. zeigen die form *sa*.

IV 28₁₀ *welih sa ímo nami.*

4. Alle hss. zeigen die vollform *sia*.

III 16₁₈ *od ih sia éigine mir.*

Die gemeinahd. form des acc. sg. fem. ist *sia*. In dieser gestalt erscheint das pronomen in den Otfridhss., wenn es einen haupt- oder nebeniktus trägt. Diese form galt den schreibern als normalform für die orthographie. Sie ist häufig dort eingesetzt, wo die umgangssprache andere ablautsformen des pronomens verlangt. 2mal erscheint eine form *sie* als orthographische normalform: IV 29₁₉ *thaz sia énlicher námi,* F *sie.* II 20₁₁ *thie duent sia lútmaru,* V *sia* (*a* aus *e*), P *sie.* F *sia.* Vermutlich sind diese formen nur auf ein versehen der

schreiber zurückzuführen. II 20_{11} verbessert sich V: P übernimmt die unkorrigierte form, F dagegen die gewöhnliche form *sia*, obwohl F IV 29_{19} *sie* schreibt[1]. Vereinzelt begegnet jedoch in ahd. zeit die abgeschwächte form *sie* bei T.; im spätahd. bei Will. verdrängt *sie* die form *sia*. Man könnte also die beiden *sie*-formen der Otfridhss. ebenso auffassen (vgl. z. b. Braune, Ahd. gr.[2], § 283, anm. 1, h). IV 29_{24} fand sich in P für den n. sg. fem. die form *sie*. An ein eindringen der für Otfrid nur in jenen zwei fraglichen versen belegten abgeschwächten form des acc. sg. fem. wird kaum zu denken sein. Auch hier liegt es näher, ein versehen der schreiber anzunehmen.

In unbetonter satzstellung hat sich aus der betonten form *sia* eine unbetonte sprechform *sa* entwickelt. Wir haben darin ein analogon zu der tiefstufe *se* des n. acc. pl. m. *sie* zu sehen. Der fallende diphthong setzte sich in einen steigenden diphthongen um; das postkonsonantische *i* fiel, wie stets im 9. jahrhundert[2]. Die tiefstufe *sa* stellt sich bei Otfrid am reinsten in einsilbiger senkung vor konsonantisch anlautender hebung dar. 8 belege der sprechform *sa* beweisen gegenüber 19 schreibformen, dass hier für den vortrag nur die tiefstufe des pronomens geltung hat. Ausserdem begegnet die form *sa* neben der vollform *sia* zuweilen als schreibform an zweiter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung, wo der vortrag nur die schwundstufe *s-* des pronomens kennt. In der senkung ist die schwundstufe I 8_8 durch die schreibung *s̨a*, I 6_3 durch *sįa* dargestellt. In den andern 3 belegen finden sich die formen *sįa sa sia*. Im auftakt begegnet IV 28_{16} die form *sa*, IV 29_{19} *sia*. Die hs. F zeigt in der senkung 2mal die form *si*, obwohl ihr die tiefstufe *sa* durchaus geläufig ist: IV 2_{22} *quad, mán sia mohti scíoro; man* fehlt in F, *si* F. IV 32_4 *ni sia rúarti thaz sér,* F *si.* Diese form findet wohl am einfachsten ihre erklärung, wenn man sie als form des n. sg. fem. anspricht.

Wir haben schon wiederholt beobachtet, dass die eingangssenkung nicht mit der senkung im versinnern auf eine stufe gestellt werden darf. Der auftakt setzt mit erheblicher druckstärke ein. Wie bei den übrigen diphthongischen einsilbigen formen des anaphorischen pronomens haben wir auch hier für den auftakt die vollform *sia* anzu-

1) Noch bei N lautet der acc. sg. fem. *sia*.

2) Solche reduktionen von diphthongen unter schwächerem akzent und in satztieftoniger stellung finden sich sehr gewöhnlich in volkstümlicher rede. Winteler, Kerenzer mundart s. 118 hat sie zuerst in den heutigen dialekten nachgewiesen.

setzen. Sie ist I 11_{60} und III 24_{12} vor konsonantisch anlautender hebung belegt. I 3_{32} erscheint die vollform *sia* vor der verbalform *ist;* der sonant des verbums fällt als der vokal geringerer schallfülle: I 3_{32} *sia ịst éngilo ménigi,* P *sia ist.*

In der senkung vor vokalisch anlautender hebung hat nur die schwundstufe des pronomens statt. V 8_{50} ist der anlautende konsonant der hebung vorgeschlagen; I 8_7 zeigen alle hss. die vollform *sia.* Die satztieftonige ablautsstufe des pronomens vermag sich in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung nicht zu behaupten. Die ganz schwach artikulierte tiefstufe des pronomens werden wir daher vor dem pronomen *es* als zweiter senkungssilbe auf die schwundstufe herabsetzen müssen. Wenn sich IV 34_1 *thiu gótes kraft sies nótta* in allen hss. das kontraktionsprodukt *sies* findet, werden wir darin eine schreibform zu sehen haben, die nach analogie der für den n. acc. pl. m. in betonter und unbetonter satzstellung umlaufenden form *sies* gebildet ist.

C. Demonstrativpronomina.

1. Die präposition *zi* vor den formen des demonstrativpronomens.

A. Das pronomen trägt einen haupt- oder nebeniktus.

I. Die praep. füllt allein den auftakt oder die senkung.

1. Den auftakt.

II 19_{25} *zi then, ir bírut filu zéiz.* V 13_{23} *zi then ginózon ubarlut.* I 5_6 *zi theru ítis frono.* I 11_{26} *zi théru steti fúart er.* II 11_2 *zi theru héimingi.* V 18_6 *zi thera sélbun wisun.* I 13_3 *zi themo kástelle.* I 14_{19} *zi themo drúhtines hus.* I 18_{32} *zi thémo lante in gáhe.* I 22_{34} *zi themo hérote.* II 2_5 *zi thémo ouh thịe éwarton.* P *thémọ.* II 3_{55} *zi themo féhtanne.* II 4_{52} *zi themo drúhtines hús* = 11_4. II 7_{64} *zi themo fígboume.* II 14_{117} *zi thémo selben wíbe.* II 15_2 *zi themo héiminge.* II 18_8 *zi themo scónen lante.* $_{20}$ *zi themo gótes biete.* III 2_{24} 21_{23} 24_{45} $_{98}$; IV 5_{36} 16_{14} 17_{32} 20_4 29_{55} 35_5 36_4; V 4_{10} 5_4 10_1 20_{56} 23_{264} 23_{28} = 130 172 184 206 220 232 242 256 270 284 296.

2. Die senkung.

II 8_{30} *tho zi thén rachon.* IV 35_{40} *ouh zi thén rachon.* I 23_{35} *Er spráh zi then es rúahtun.* III 4_{15} *Thar zi thén gizaltan.* I 14_6 *er sí zi theru gibúrti.* I 23_1 *quám zi theru stúllu.* $_2$ *ouh zi theru zíti.* III 4_{40} *er sar zi théra frísti* = 20_{52}. III 23_{17} *sar zi théru frísti* = V 25_{59}. V 17_{27} *Sar zi théru stullu.* I 25_1 *quam kríst zi themo thínge.* II 3_{24} *thár zi themo gótes hus.* II 10_{22} *joh wir zi themo gúate.* II 11_{62} *tho zi thémo sinde.* II 14_{38} *nist láng zi themo thínge.* III 14_{90} *tho zi thémo fríste.* IV 16_{28} *sar zi thémo wipphe.* IV 20_3 *thár zi themo pálinzhus.* V 5_6 *joh ér zi themo grábe quam.* V 6_{15} *joh quám zi themo grábe ouh er.*

II. Die präposition steht an zweiter stelle der senkung oder des auftakts.

1. In der senkung.

a) Der sonant der präposition ist synkopiert.

V 25 61 *Er bíeget zemo gúate.* III 24 54 *thie quámun zi themo thínge.* P *zemo.*

b) Alle hss. zeigen die orthographischen normalformen nebeneinander.

I 22 42 *tho spráh si zi themo kínde.* III 20 54 *thára zi themo thínge.* III 23 60 *mit ímo zi themo fálle.* III 24 64 *thára zi themo líoben man.* 97 *thára zi themo dóten.* III 25 3 *Thára zi themo rínge.* 5 *quámun zi themo thínge.* IV 6 3 *thára zi themo gótes hus.* IV 15 21 *ther quéme zi themo fáter sar.* IV 27 4 *zuéne zi themo wíze.* V 19 4 *ni er quéme zi themo thínge.* V 25 58 *er scówot zi themo gúate.* I 15 26 *joh spráh ouh zi theru múater.* II 12 25 *Thaz er zi théru wisun.* P *Tház.* II 14 100 *unz se odo wárun zi theru búrg.* IV 9 34 *nu frámmort zi theru rédinu.*

2. Im auftakt.

III 25 3 *joh zi thémo selben thínge.*

B. Das pronomen steht im auftakt.

I. Der sonant der präposition ist synkopiert.

zen.

I 22 2 *zen hóhen gizítin.* I 22 5 *Zen wíhen zitin fúarun.* I 28 11 *zen gotes drúttheganon.* II 14 86 *zen liutin, ságeta thiz al ín.* III 9 2 *zen séltsanen wérkon.* III 15 34 *zen wíhen zitin fúarun.* 36 *zen stétin filu wíhen.* III 23 42 *zen júngoron sínen.* IV 12 49 *zen óstoron waz giwúnni.* IV 34 6 *zen líutin in thia búrg in.* 26 *zen óstoron quamun.* V 7 16 *zen hóubiton ther ánder.* 65 *zen júngoron si sar ílta.*

zes.

I 23 4 *zi thes éwarten kinde.* P *zi thes.*

zir — zer (dat. sg. fem.).

I 26 10 *zir heilegun undu.* I 6 2 sind die schreibformen in V erst durch den korrektor hergestellt: *zi ther iru máginnu* V *zetheriru* (*the* vom korrektor übergeschrieben). F *ze thero.* P *zi thér.* I 11 62 sind die schreibformen in V erst durch den korrektor hergestellt: *ze thero óberostun noti.* V *the* und *o*- zukorrigiert. P *zi theru.* F *ze theru.*

zemo.

III 4 6 *zemo óphere scolta.* III 3 24 *zemo súne, sih nu zálta.* III 26 62 *zi themo hóhen hímilriche.* P *zemo.*

II. Alle hss. zeigen die orthographischen normalformen nebeneinander.

zi then.

II 3 63 *zi then dráhtines ginádon.* II 11 59 *zi then óstrigen gizítin.* III 7 70 *zi then kristes góumon sizzen.* III 17 5 *zi then héroston állen.* V 4 59 *zi then júngoron sínen.* V 7 15 *zi then fúazon saz ther éino.* V 16 7 *zi then sélben sconen zítin.*

zi thes.

II 4_{48} *zi thes ménnisgen zúhti.* III 18_{60} *zi thes gótnisses gúati.* III 24_{90} *zi thes fater bárme filu frám.* IV 1_{26} *zi thes krúzonnes héile.*

zi theru.

I 12_{19} *Zi theru búrgi faret hínana.* I 17_{2} *zi theru drúhtines gibúrti.* I 22_{31} *zi theru búrg, thar siu wárun.* I 23_{51} *zi theru wúrzelun gisézzit.* II 3_{11} *zi theru drúhtines gibúrti.* II 9_{8} *zi theru brúti ginante.* II 13_{14} *zi theru stímmu fráwalicho.* IV 27_{2} *zi theru thráu, thia er in zélita.*

zi thero.

III 20_{54} *zi thero fúristono ringe.* IV 19_{22} *zi thero bískofo thinge.*

zi themo.

I 8_{8} *zi themo ira héiminge.* I 9_{19} *zi themo sáligen wíbe.* I 16_{7} *zi themo gotes hús fuar si sár.* I 26_{5} *zi themo héilegen dóufe.* I 28_{12} *zi themo hohen hímilriche.* II 8_{37} *zi themo héresten sih wantin.* III 4_{21} *zi themo wázare imo zéinti.* IV 4_{8}; V 23_{188}.

C. Das pronomen steht in der senkung.

I. Der sonant der präposition ist synkopiert.

zen.

II 14_{1} *fuar krist zen héimingon.* V *zi then.* P *zen* (aus *zi*). I 17_{35} *Er sprah zen éwarton.* I 18_{12} *joh zen ínheimon.* II 15_{8} *joh sih zen sínen guatin.* III 23_{27} *Er sprah zen júngoron thó.* IV 37_{19} *So er zen wíbon thar tho sáh.* III 7_{89} *io zen góumon sinen.* III 8_{16} *thie thar zen góumon sazun.* III 24_{103} *tho zen júngoron thár.* IV 3_{17} *ther zen óstoron quam.* IV 9_{31} *so iz zen thúrftin gigeit.* III 24_{80} *spráh er tho zen sínen.* IV 7_{91} *in then óliberg zen náhton.* IV 22_{5} *Spráh er tho zen líutin.* IV 23_{1} *Pilátus giang zen líutin.* V 4_{36} *spráh tho sar zen wíbon.* V 5_{1} *tho zen júngoron sar.* V 8_{17} *Ther zen hóubiton sáz.* 19 *Then man zen fúazon gisáh.* V 12_{72} *mit thiu zen gótes minnon.* H $_{79}$ *tho ér zen alten dágon quam.* An zweiter stelle der senkung: V 10_{2} *thára zen iro sélidon.*

zes.

II 14_{45} *Theih zes púzzes diufi.* P *Théih zi thes.*

zer — zeru.

IV 5_{35} *thih zer héimwisti.* III 15_{18} *thaz er zeru fíru quami.*

zem — zemo.

II 9_{59} *thaz was zem ópphere gimah.* V *zem* (aus *zi*). III 14_{55} *tho zemo ábande.* IV 2_{7} *Tho zemo ábande sár.* I 9_{6} *tho zemo ántdagen sár.* V 11_{5} *Ni zemo ántdagen mín.* V 25_{67} *Lúagent io zemo árgen.*

II. Alle hss. zeigen die orthographischen normalformen nebeneinander.

zi theru.

IV 4_{39} *so iz thó zi theru réisu biquam.*

zi themo.

II 5_{11} *mit thíu zi themo ándremo man.* IV 11_{11} *tho zi themo abande.*

Die statistik lehrt ein doppeltes. Otfrid braucht die kontrahierten und unkontrahierten formen nach verstechnischen gesichtspunkten, die sich in festen regeln ausdrücken. Innerhalb des bereiches der kontrahierten formen erscheinen die nicht kontrahierten formen als schreibformen. Kontraktionen geht die präposition *zi* mit folgenden formen ein: *then thes theru thero themo.*

Trägt das pronomen einen haupt- oder nebeniktus oder tritt die präposition allein in den auftakt oder in die senkung, so hat keine kontraktion statt. 46mal findet sich im auftakt, 22mal in der senkung die vollform der praeposition.

Steht die präposition dagegen an zweiter stelle des auftakts und der senkung vor dem betonten pronomen, so lässt der vortrag stets kontraktion eintreten. Es lassen sich allerdings nur 2 belege für den dat. *zèmo* beibringen; diese beiden verse genügen jedoch, in den übrigen 12 halbversen die vollformen *zi themo* als schreibformen zu erweisen. Danach wird man auch für I 15_{26}, II 12_{25}, 14_{100}, IV 9_{34} die kontrahierte form *zèru* an stelle der vollform *zi theru* postulieren müssen. Nach analogie der senkung wird man den auftakt behandeln: III 25_3 *joh zi thémo selben thínge.*

Wenn das pronomen mit in den auftakt oder in die senkung tritt, kennt der vortrag nur die unbetonten kontrahierten formen. Die belege sind sehr zahlreich. Im folgenden abschnitt wird dargetan, dass im auftakt und in der senkung nicht die vollformen *thera theru thero* sondern die unbetonte kurzform *ther* geltung hat. Der vortrag erreicht durch die kontraktion also regelmässigen wechsel von hebung und senkung. Es stehen sich gegenüber:

im auftakt

13 *zen*	7 *zi then*
1 *zes*	4 *zi thes*
1 *zir* 2 *zer*	8 *zi theru*
	2 *zi thero*
3 *zemo*	9 *zi themo*

in der senkung

22 *zen*	—
1 *zes*	—
1 *zer* 1 *zeru*	1 *zi theru*
1 *zem* 5 *zemo*	2 *zi themo.*

Diese kontraktionserscheinung regelt sich also nach genau denselben gesetzen, die sich für die synalöphe ergaben.

Die karolingische orthographie verlangte die unkontrahierten vollformen. Die kontrahierten formen gehören der archaischen schreibweise an. Zuweilen stehen sich in den varianten sprechform und schreibform gegenüber; zuweilen hat der korrektor in V die sprechform in die schreibform umgesetzt – doch ohne konsequenz; die sprechformen nehmen noch einen breiten raum ein.

2. Dat. sg. fem. *theru;* gen. sg. fem. *thera;* gen. plur. *thero.*

Dat. sg. fem. *theru.*

A. Unter dem haupt- oder nebeniktus vor konsonantisch anlautender silbe.

I. Vor konsonantisch anlautender hebung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die kurzform *ther.*

Das pronomen trägt einen nebeniktus in einer präpositionalen wendung, die durch eine zweisilbige präposition eingeleitet ist: I 22_{44} *mir úntar theru hénti.* P *ther.* IV 15_{44} *quad, after théru thulti.* P *théru.*

2. Alle hss. zeigen die zweisilbige form.

a) Unter dem nebeniktus in einer präpositionalen wendung, die durch eine zweisilbige präposition eingeleitet ist.

I 2_{39} *Sar thuzar théru menigi.* II 11_{32} *ingégin thera dáti.* II 21_{6} *ínnan theru brústi.* V 21_{18} *inti ínnan theru brústi.*

b) In zahllosen wendungen, die durch eine einsilbige präposition eingeleitet sind, trägt das pronomen einen haupt- oder nebeniktus. Es hat nur die zweisilbige form in allen hss. statt.

Z. b. I 11_{26} *zi théru steti fúart er.* II 11_{40} *sar in théru noti.* I 15_{26} *joh spráh ouh zi theru múater.* V 5_{21} *Er stúant fon theru steti frúa.* I 23_{2}; II 12_{25} 21_{20}; III 4_{40} 8_{48} 9_{19} 10_{26} $_{45}$ 14_{96} 20_{84} 23_{17}; I 23_{1} 11_{34}; II 11_{2} 14_{100}; III 20_{58} $_{76}$ 26_{42} $_{52}$; IV 1_{48} 3_{15} 4_{58} 7_{57} 9_{34} 15_{57} 13_{22} 15_{59} 24_{2} 28_{5} 29_{44} 36_{18}; V 10_{20} $_{36}$ 11_{18} 17_{27} 21_{18} 23_{68} 25_{59}.

II. Vor konsonantisch anlautender senkung.

2 belege der vollform unter dem nebeniktus: I 14_{6} *er sí zi theru gibúrti.* III 1_{37} *mit theru si iz míthont fillit.*

B. Unter dem hauptiktus vor vokalisch anlautender senkung.

Das pronomen hat demonstrative funktion.

1. Der sonant der senkungssilbe ist elidiert.

II 3_{7} *thanne in théru ist, thiu nan bár.* P *ịst.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

V 8_{57} *Fon theru intfáhent (theist ouh wíb).*

C. Im auftakt vor konsonantisch anlautender silbe.

I. Das pronomen steht allein oder mit der praep. *zi* im auftakt.

1. Die kurzform erscheint in mindestens einer hs.

I 22_{51} *ther thineru gisúnti.* I 26_{10} *zir héilegun undu.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

I 2_{47} *theru thínera giscefti.* I 4_{76} *theru spráha er bilémit was.* I 9_4 *theru drúhtines gífti.* I 9_{30} 10_8 22_{29} 27_4; II 1_7 3_{32} 4_{49}; III 11_{14} 20_{172} 22_{30}; V 25_{77}.

zi theru.

I 12_{19} *Zi theru búrgi faret hínana.* I 17_2 22_{31} 23_{51}; II 3_{11} 9_8 13_{14}; IV 27_2.

II. *in theru* vor konsonantisch anlautender hebung.

I 1_{50} *in theru síbuntun giréstes.* I 2_{15} 17_{70}; II 1_8; III 20_2; V 19_{50}.

D. Im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

1. Die kurzform erscheint in mindestens einer hs.

I 11_{62} *ze thero óberostun noti.* V (*the* und *o* zukorrigiert). P *zi theru.* F *ze theru.* I 6_2 *zi ther iru máginnu.* V *zetheriru* (*the* vom korr. übergeschr.). F *ze thero.* P *zi thér iru.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

I 22_{46} *thera éinigun muater.* I 23_{50} *theru íuweru gúati.*

E. In der senkung vor konsonantisch anlautender hebung.

I. Das pronomen allein in der senkung.

1. Die kurzform *ther* erscheint in mindestens einer hs.

IV 5_{35} *thih zer héimwisti.* I 9_{14} *tház man in ther námiti.* I 20_{18} *ném iz fon ther brústi.* II 5_{21} *Er síh ouh fon ther hóhi.* III 12_{36} *ir sténtit in ther fésti.* III 20_{63} *Thanne óuh fon ther ménigi.* IV 8_{28} *was ér ouh in ther fári.* I 7_{14} *giscíad fon ther gúati.* F *theru.* I 22_{11} *er wári mit ther múater.* F *thera.* I 23_{33} *Fúar er mit ther brédigu.* F *theru.* II 4_{46} *thoh wólt er in ther fári.* F *thera.* III 4_{42} *súntar fon ther ménigi.* F *theru.* III 8_{22} *wárun in ther nóti.* F *deru.* III 10_{41} *irkánt er in ther brústi.* F *theru.* III 20_{154} *ther wónet in ther gúati.* F *dero.* IV 7_{55} *ther héime ist in ther fésti.* F *dera.* IV 16_{31} *Tho wánt er, in ther nóti.* F *dera.* IV 18_{22} *quad, ér nan in ther gáhi.* F *deru.* IV 19_{28} *thaz síe nan in ther fáru.* F *deru.* I 6_4 *joh spílota in theru múater.* F *theru.* P *theru* (querstrich des *r* rad. und *u* angeschrieben). I 21_{10} *sáman mit ther múater.* P *thera* (*a* zugeschr.). III 11_{22} *ni firlíaz ouh in ther nóti.* P *thera.* F *theru.* III 14_{40} *tho míthont in theru frísti.* P *theru.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

I 14_{19} *Siu fúarun fon theru búrg úz.* I 20_{13} *thár iz in theru wágun lag.* II 5_{25} *Thaz ér theru sélbun ferti.* II 7_{56} *ni hábet in theru brústi.* II 8_4 *themo wírte joh theru brúti.* II 11_4 *so fúar er fon theru búrg uz.* $_{64}$ *thie in wárun in theru brústi.* II 14_{93} *fon theru búrg alle.* III 5_6 *then lídin joh thera séla.*

III 8_{14} *thaz wétar in theru férti.* V *théru* (acc. rad.). III 14_{12} *ther húlfi iru in theru nóti.* $_{51}$ *Maht lésan in theru rédinu.* III 15_{18} *thaz er zeru fíru quami.* III 19_{18} *thár thera selbun ménigi.* III 22_{1} *Gistúantun in thera náhi.* IV 22_{23} *Sie námun in thera dáti.* III 22_{62} *gilóubet thoh thera dáti.* IV 4_{39} *so iz thó zi theru réisu biquam.* IV 26_{19} *sie scrígtin fon theru báru.* IV 28_{3} *thie in theru dáti wari.* V 7_{41} *Thaz íh thoh in thera dóti.* F *deru.* V 9_{10} *gíang óuh in thera férti.* P *ouh.* V 1_{44} *then rúarta mit theru líchi.* V 12_{45} *instúantin in thera líchi.* $_{94}$ *wi er zálta in fon theru mínnu.* V 20_{27} *fon theru fálawisgu.* V 23_{144} *ist méra imo in theru brústi.* H $_{32}$ *joh fon theru sélbun faru.* V *fón fáru* (akzente rad.). H $_{144}$ *fon theru mínnu managaz ér.*

II. Das pronomen an zweiter stelle der senkung.

1. Alle hss. zeigen die kurzform *ther.*

IV 4_{62} *joh úzar ther búrg thringit.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

Die vorhergehende hebung hat kurze wurzelsilbe: II 3_{20} *thaz hímil theru wórolti ougit.* III 6_{14} *fóra theru wihun zíti.* IV 18_{9} *Tho spráh er fora theru ménigi.*

F. In der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

I. Das pronomen allein in der senkung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die kurzform *ther.*

II 13_{19} *Ther fon ther érdu hinana íst.* I 4_{56} *int uns íst iz in ther élti.* I 9_{12} *then fáter in ther élti.* I 23_{63} *thir ságen ih fon ther ákus.* F *thero.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

III 23_{21} *Thaz in thera úmmahti.* P *ín.* V 16_{13} *Thaz in thera úngiwurti.* V 25_{101} *Si gúallichi thera énsti.*

II. Das pronomen an zweiter stelle der senkung.

III 8_{18} *fásto oba ther úndu.*

Gen. sg. fem. *thera;* gen. plur. *thero.*

A. Im auftakt vor konsonantisch anlautender silbe.

I. Das pronomen allein im auftakt.

Der gen. sg. fem. *thera* erscheint nur in der vollform.

L $_{84}$ *thera selbun kúninginna.* I 8_{12} *thera fréisun ouh irlósta.* I 2_{26} 3_{27} $_{28}$ 4_{83} 8_{16} 17_{6} 20_{14}; II 6_{49} 9_{36} 10_{21} 12_{40} 14_{3}; III 6_{19} 7_{61} $_{72}$ 10_{40} 13_{55} 17_{70}; IV 5_{21} $_{22}$ 13_{50} 29_{45}; V 6_{45} 8_{20} 12_{51} 15_{29} 23_{248}; H $_{128}$.

Der gen. plur. *thero* erscheint 1mal in der kurzform.

III 26_{8} *thera selbun gótes dato.* P *ther.* F *Dera.*

Sonst stets in allen hss. in der vollform.

III 20_{54} *zi thero fúristono ringe.* IV 19_{22} *zi thero bíscofo thínge.* I 13_{22} *thero wárono worto.* I 2_{8} *thero sínero worto.* I 4_{59} $_{70}$ 11_{22} 15_{4} 17_{30} 19_{11} 22_{38}; II 7_{26} 9_{4} $_{12}$ $_{93}$ 11_{37} 14_{73} 16_{39} 21_{16}; III 4_{17} 6_{55} 7_{50} 10_{38} 12_{18} 14_{43} $_{100}$ 15_{16} 20_{162} 23_{1};

IV $1_{10\ 35}$ $12_{4\ 14\ 22}$ $15_{14\ 52}$ 19_{4} 23_{21} 27_{1} $31_{1\ 6}$; V 6_{12} 7_{48} 12_{52} 14_{20} 15_{37} 22_{15} 23_{11} 25_{35}; H $_{106\ 111\ 113\ 119}$; H $_{2}$.

II. Der gen. plur. *thero* an zweiter stelle des auftakts.

1. In mindestens einer hs. findet sich die kurzform *ther*.

V 17_{29} *joh ther wágano gistelli.* F *dero.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

II 10_{9} *in thero búahstabo slíhti.* III 7_{75} *in thero búahstabo hérti.*

B. Im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

I. Die pronomina allein im auftakt.

1. In mindestens einer hs. findet sich die kurzform *ther*.

a) Gen. sg. fem.

I 23_{49} *therạ íuwera sláhta.* P *ther.* F *therra.* IV 33_{3} *therạ ármalichun dáti.* P *ther.* F *Dera.* V 12_{88} *thera ira frámbari.* F *Der.*

b) Gen. plur.

I 27_{50} *thero úndono nị irzíha.* V *thero* (*o* hinzukorrigiert). P *ther.* F *thera.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen.

a) Gen. sg. fem.

III 8_{44} *thera úngilouba hárto.* III 23_{30} *thera érerun dáti.* IV 16_{24} *thera ármilichun fára.* V 9_{34} 12_{50}.

b) Gen. plur.

I 1_{100} *thero éigun si io ginúagi.* II 4_{68} *thero éngilo stiura.* IV 5_{12} *thero úmmezlicha búrdin.* IV 34_{20}; V 4_{7} 23_{293} $25_{7\ 97}$; H $_{71}$; III 22_{20}.

II. Der gen. plur. *thero* an zweiter stelle des auftakts.

I 27_{46} *in therọ ámbaht iz gigange.* P *in thero.* F *in theru.*

C. In der senkung vor konsonantisch anlautender hebung.

I. Die pronomina allein in der senkung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die kurzform *ther*.

a) Gen. sg. fem.

I 17_{21} *thoh wir therạ búrgi irron.* F P *thera.*

b) Gen. plur.

II 12_{89} *wérko joh thero dáto.* V *thero* (*o* zukorrigiert). P *ther.* F *thero.* H $_{1}$ *Oba íh thero búacho gúati.* V *thero* (*o* zugeschrieben).

2. Alle hss. zeigen die vollformen.

a) Gen. sg. fem.

I 18_{45} *So thú thera héimwisti.* II 11_{65} *ni was ímo thurft thera frága.* II 12_{34} *bitharf thera réinida méist.* II 14_{67} *Thoh químit noh thera zíti fríst.*

III 16_{14} *er thera léra weltit.* III 19_{30} *brístit uns thera dáti.* III 20_{106} *quádun, sih thera dáti.* IV 4_{20} *so ér thera réisa bigunni.* IV 9_{1} *Gistúant thera zíti guati.* IV 25_{12} *irlósta unsih thera búrdin.*

b) Gen. plur.

I 3_{17} *Thaz was Davíd, thero gomono éin.* I 4_{59} *Íh bin ein thero síbino.* I 18_{4} *ni girínnit mih thero wórto.* II 9_{19} *Séhsu sint thero fázzo.* II 11_{61} *in thero líuto fara.* II 12_{2} *fúristo thero líuto.* $_{21}$ *ther gúato man thero wórto.* II 18_{3} *thehein thero fórasagono.* P *thehéinan.* II 22_{16} *so ein thero blúomono thar.* III 6_{55} *thero físgo joh thero léibo.* III 7_{12} *io so spór thero fúazo.* III 20_{10} *iz wérk thero fórdorono.* $_{42}$ *joh frágetun thero dáto.* $_{119}$ *éiscotun thero dáto.* III 23_{57} *Quad Thómas, ein thero knéhto.* IV 5_{2} *joh in thero líuto sange.* $_{8}$ *ni mídah mih thero wórto.* IV 6_{25} *Nihéin, quad, thoh thero mánno.* IV 7_{9} *Góumet, quad ér, thero dáto.* IV 19_{13} *ein thero mánno zimo sah.* $_{14}$ *joh ráfsta inan thero wórto.* IV 24_{13} *hériscaf thero líuto.* IV 26_{5} *Thiu wíb thero lántliuto.* IV 33_{27} *Ein thero knéhto thiz gisáh.* P *Eín.* V 8_{25} *Gihógat er ouh thero fúazo.* V 14_{19} *ther rim thero físgo meinit.* H $_{109}$ *áhta tho thero drúto.*

II. Die pronomina an zweiter stelle der senkung.

Es begegnen nur die vollformen.

a) Gen. sg. fem.

II 7_{22} *sie názzun thera héimwisti.*

b) Gen. plur.

III 19_{38} *firdrégist thero manno frávili.* H $_{36}$ *thaz deta thero wérko githig.* III 20_{33} *Quadun sume thero knéhto.* II 18_{3} in P gegen V: *thehein thero fórasagono.* P *thehéinan.*

D. In der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

Es finden sich nur belege für den gen. plur. als einzige senkungssilbe.

1. In mindestens einer hs. findet sich die kurzform *ther.*

V 23_{179} *io thero éngilo sank.* P *thero.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

III 20_{24} *in thero óugono stat.* IV 15_{15} *er ein thero éinlifo was.* P *éin.* III 6_{55} *Joh ward thero áleibo.*

Es empfiehlt sich, die 3 formen *thera theru thero* zusammen zu behandeln, da sie im 9. jahrhundert schon nicht mehr deutlich auseinander gehalten werden. Neben der orthographischen normalform des dat. *theru* begegnet zuweilen eine form *thero.* Die mehrzahl der belege (12) gehört der hs. F an (vgl. Kelle II, 357 oben). Einmal erscheint diese form auch in D: I 23_{1} *quám zi theru stúllu.* D *thero.* Auch V scheint sie zu kennen, und zwar ist sie von der hand des

korrektors nachträglich in den text gesetzt: I 11$_{62}$ *ze thero óberostun noti* V (*the* und *o* zukorrigiert), P *zi therụ*, F *ze theru.* Man wird in diesen formen ein kriterium dafür sehen, dass der auslautende vokal schon auf dem wege der reduktion begriffen ist. Wenn hier die form des gen. plur. eingedrungen wäre, müsste sie auch im gen. sg. fem. wiederholt vorkommen. Es lassen sich jedoch nur 2 belege beibringen: IV 26$_{39}$ *thera wéneghéiti*, F *thero.* I 3$_{22}$ *fúrista thera gúati*, V *thera* (*a* aus *u*), P *thero.* Für den dat. erscheint ferner ungemein häufig die form *thera* unter allen akzentbedingungen in allen hs. (vgl. Kelle II, 356). Wiederholt stehen sich *theru* und *thera* in den varianten gegenüber. Umgekehrt findet sich für den gen. sg. fem. die form *theru* (Kelle II, 356) I 3$_{22}$ auch die form *thero:* I 3$_{22}$ *fúrista thera gúati*, V *thera* (*a* aus *u*), P *thero.*

Die *u*-formen im gen. sg. fem. könnten allenfalls ihre erklärung darin finden, dass das kursive offene *a* der vorlage in *u* verschrieben sei. Der bunte wechsel im dat. sg. fem. bliebe jedoch unaufgeklärt. Derselbe formenreichtum stellt sich endlich auch für den gen. plur. ein; es lassen sich die formen *thero thera theru there* aufzeigen (vgl. Kelle II, 353$_9$) 358$_6$. Braune[1] nimmt, wie für die analogen formen des adjektivs und des anaphorischen pronomens, formenausgleich zwischen dem gen. *thera* und dem dat. *theru thero* an: danach sei die dativform schon früh in den genetiv gedrungen, der gen. nur selten in den dativ. Aber gerade die form *thera* begegnet überaus häufig im dativ; ausserdem treten auch für den gen. plur. alle formen hervor. Wir stehen hier vor demselben formenkreis wie bei den entsprechenden formen des adjektivs und des anaphorischen pronomens. Man wird den tatbestand der hss. auch hier nur durch die annahme begreifen, dass der endvokal dieser 3 formen in der umgangssprache des 9. jahrhunderts schon auf die stufe des irrationalen vokals reduziert war. IV 5$_{57}$ scheint in der jüngsten Otfridhs. F schon die rein mhd. form *dere* für den gen. plur. aufzutauchen. Sogar die betonte einsilbige mhd. form *ther* lässt sich in erster spur schon in der umgangssprache des 9. jahrhunderts aufzeigen. Der dativ sg. fem. ist 2mal in der betonten kurzform vor konsonantisch anlautender hebung belegt: I 22$_{44}$ *mir ántar theru hénti*, P *ther.* IV 15$_{44}$ *quad, after théru thulti*, P *thérụ.* Beide verse zeigen das pronomen in einer präpositionalen wendung, die durch eine betonte zweisilbige präposition eingeleitet ist. Der artikel ordnet sich als nebenhebung der ersten

1) Ahd. gr.^{2} § 287 anm. 1 d.

dipodie der präposition unter. Mit dem substantiv beginnt ein neuer sprechtakt. Der endvokal des artikels fällt also an die schwächste akzentstelle. Und eben unter diesen akzentbedingungen wird sich im 9. jahrhundert die betonte kurzform *ther* entwickelt haben. Wird die präpositionale wendung durch eine einsilbige präposition eingeleitet, so erhält je nach dem bau des verses entweder die praep. oder das pron. den akzent. Trägt das pronomen den akzent, so zeigen die verse stets eine ganz andere rhythmische gliederung, als wir in jenen beiden halbversen vorfanden. Vgl. z. b. I 1$_{91}$ *Joh fánd in theru rédinu.* Die satzrhythmische pause liegt hinter dem verbum; das pronomen schliesst sich mit dem substantiv zu einem sprechtakt zusammen. Hier erhält das pronomen einen stärkeren nebenakzent als hinter der hochbetonten zweisilbigen präposition am ausgang des sprechtakts. Ganz ähnlich liegen die rhythmischen verhältnisse z. b. I 11$_{26}$ *zi théru steti fúart er.* Die pause liegt hinter dem substantiv. Unter diesen umständen behauptet sich der auslautende vokal des pronomens. Die hss. zeigen ohne ausnahme die vollform. Die kurzform haben wir für den vortrag nur dann einzusetzen, wenn das pronomen unter dem abgeschwächten nebenakzent in einer durch eine zweisilbige präposition eingeleiteten präpositionalen wendung erscheint. Diese bedingungen sind nur in 4 versen erfüllt: I 2$_{39}$ *Sar thuzar théru menigi.* II 11$_{32}$ *ingégin thera dáti.* II 21$_{6}$ *ínnan theru brústi.* V 21$_{18}$ *intí ínnan theru brústi.* Diese betonte kurzform ist jedoch nur im dat. und nicht für die genetivformen belegt. Der genetiv des pronomens bildet mit dem folgenden substantiv im genetiv eine geschlossene syntaktische gruppe, die sich auch rhythmisch als ein sprechtakt darstellt. Vgl. z. b. I 3$_{28}$ *múater thera márun.* I 4$_{36}$ *fon réue thera múater.* I 3$_{5}$ *Ádam thero gómono.* I 27$_{44}$ *nirthróz se thero wórto.* Die satzpause liegt hinter dem sb. oder vb. Der syntaktische charakter des genetivs schliesst also die akzentverhältnisse aus, an die im 9. jahrhundert das auftreten der betonten einsilbigen form noch gebunden war. Der gen. sg. fem. und der gen. plur. erscheinen daher unter dem haupt- und nebenakzent vor konsonantisch anlautender betonter und unbetonter silbe stets in der zweisilbigen form; die belege sind so zahlreich, dass ihre sammlung unnötig erschien. Die kurzform des dativs wird aber allmählich ihren geltungsbereich erweitert haben. Mit der fortschreitenden abschwächung der endvokale bildeten sich auch im gen. analoge kurzformen. Schliesslich mag auch die analogie der vor vokalisch anlautender unbetonter silbe hervortretenden kurzform *ther* fördernd eingewirkt haben. In den Otfridhss. ist nur der dat. 2mal vor vokalisch

anlautender senkung belegt: II 3_7 *thanne in théru ist, thiu nan bár,* P *ist.* Der endvokal des betonten pronomens wurde also mit erheblichem nachdruck artikuliert; die verbalform lehnt sich hier enklitisch an das kräftig demonstrative betonte pronomen an und verliert daher ihren sonanten. Wahrscheinlich wird man auch V 8_{57} *Fon theru intfáhent* (*theist ouh wíb*) den sonanten des präfixes hinter dem hochbetonten demonstrativum elidieren: sichere entscheidung ist unmöglich, da der beleg vereinzelt ist.

In unbetonter satzstellung kennt die umgangssprache für alle 3 formen nur die kurzform *ther.* Sie ist besonders für den dativ in präpositionalen wendungen oft belegt; vor konsonantisch anlautender hebung stehen 23 kurzformen 29 schreibformen gegenüber. An zweiter stelle der senkung beweist eine kurzform für 3 vollformen des dativs. Im gen. haben die schreiber wohl aus gründen grösserer syntaktischer deutlichkeit nur ganz vereinzelt die kurzform durchschlüpfen lassen. Für den gen. sg. fem. findet sich nur 1 sprechform gegen 10 schreibformen: I 17_{21} *thoh wir thera búrgi irron,* P F *thera.* Für den gen. plur. lassen sich 2 belege der sprechform beibringen: II 12_{89} *wérko joh thero dáto,* V *thero* (o zukorrigiert), P *ther,* F *thero.* H_1 scheint in V die sprechform in die schreibform geändert zu sein: H_1 *Oba íh thero búacho gúati,* V *thero* (o zugeschrieben). Die belege genügen jedesfalls auch für die genetivformen die satztieftonige kurzform *ther* zu sichern. An zweiter stelle der senkung vor konsonantisch anlautender hebung begegnen 4 schreibformen für den gen. plur., eine für den gen. sg. fem.; sprechformen sind in den hss. nicht belegt. Hier sind für den vortrag natürlich die kurzformen einzusetzen. Spärlich sind die kurzformen im auftakt vor konsonantisch anlautender hebung. Es finden sich 4 kurzformen: 2mal für den dativ, 1mal für der gen. plur. in einsilbigem auftakt, 1mal für den gen. plur. an zweiter stelle des auftakts. Die vollformen sind überaus zahlreich: den gen. sg. fem. erscheint 30mal in der schreibform, der gen. pl. 53, der dat. 22mal; an zweiter stelle des auftakts steht der dat. 6mal in der vollform, der gen. plur. 2mal. Die wenigen sprechformen, die sich der normalisierenden orthographie zum trotz durchgesetzt haben, genügen zum beweis, dass auch im auftakt nur die satztieftonige kurzform *ther* statt hat.

Wenn wir an erster oder zweiter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung die kurzform vorfinden, handelt es sich also nicht um synalöphe, sondern lediglich um die umsetzung der orthographischen normalformen in die ablautsstufe *ther,*

die hier allein statt hat. Vgl. die belegstellen dat. s. 204 D 205 F, gen. sg. fem. s. 206 B gen. plur. s. 206 B und II s. 207 D.

3. Dat. sg. m. n. *themo*.

A. Unter dem haupt- oder nebeniktus vor vokalisch anlautender senkung.

1. In mindestens einer hs. erscheint die kurzform *themọ*.

a) Unter dem nebeniktus.

Vor *iz*.

I 9$_{25}$ *thia láz ih themo, iz lísit thar.* P *themọ iz.*

Vor *ouh*.

II 2$_{5}$ *Zi thémo ouh thie̤ éwarton.* P *thémọ.*

b) Unter dem hauptiktus.

Vor *ouh*.

III 12$_{42}$ *ni wíll ih themo ouh wídoron.* P *thémọ.*

Vor *er*.

V 16$_{3}$ *Fon thémo er unsih rétita.* P *thémọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen.

a) Unter dem nebeniktus.

Vor *ist*.

II 12$_{84}$ *thaz thémo ist giwisso irdéilit.*

Vor *ih*.

IV 12$_{37}$ *themo ih bíutu thiz brót.*

Vor *in* (praep.).

II 21$_{44}$ *gizélit sint themo in dráti.*

Vor *ir-*.

III 7$_{7}$ *fora themo irstántnisse.* IV 36$_{22}$ *in themo irstántnisse.* IV 37$_{43}$ = V 8$_{12}$ *fon themo irstántnisse.*

b) Unter dem hauptiktus.

Vor *ist*.

III 20$_{154}$ *joh thémo ist io gimúati.*

Vor *ih*.

III 16$_{14}$ *fon thémo ih bin giséntit.*

Vor *ir-*.

V 21$_{10}$ *waz wanist thémo irgange.*

Vor *ouh*.

V 5$_{5}$ *Weiz, thémo ouh baz záweta.*

B. Im auftakt vor vokalisch anlautender hebung.

I. Das pronomen steht allein oder mit der praep. *zi* im auftakt.

1. Der endvokal des pronomens ist elidiert.

II 5$_{15}$ *Themo álten det er súazi.* P *Themọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

I 24_2 *themo égislichen fálle.* II 13_{37} *Themo avur tház, ni gidúat.* IV 6_{18} *themo éinigen kínde.* IV 7_{86} *themo égisen intflíahet.* IV 18_{21} *themo er thaz óra thana slúag.* IV 26_{51} *themo úmbiderben wálde.* H $_{34}$; III 4_6; I 8_8; V 23_{188}.

II. Das pronomen steht an zweiter stelle des auftakts.

1. Der endvokal des pronomens ist elidiert.

I 22_{14} *in themọ áfteren gange.* P *themo.* III 21_{22} *fon themo alten fínstarnisse.* P *themọ álten.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

I 28_5 *in themo úrdeile hélfa.* II 1_{42} *in themo éwinigen múate.* II 24_{41} *in themo éwinigen líbe.* IV 7_{27} *fon themo éndidagen thàre.* V 20_{28} *fon themo írdisgen hérde.*

C. In der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

I. Das pronomen steht allein oder mit der praep. *zi* in der senkung.

1. Der endvokal des pronomens ist elidiert.

I 23_4 *in themọ éinotẹ ínne.* IV 36_3 *mit themo álten nide.* P *themọ* II 9_{59} *thaz was zem ópphere gimah.* V *zem* (aus *zi*). IV 2_7 *Tho zemo ábande sár.* P *zemọ.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

II 14_6 *in themo ágileize.* II 22_{14} *thie in themo ákare stent.* IV 4_{68} *in themo óliberge* = 7_5. V 2_5 *Zi thíu ouh in themo énde.* V 23_{259} *Ni wírthit in themo érbe.* II 9_{78} *noh themo éinigen ni leip.* IV 2_{21} *ther io in themo árgeren was.* I 9_6 *tho zemo ántdagen sár.* II 5_{11} *mit thíu zi themo ándremo man.* III 14_{55} *tho zemo ábande.* IV 11_{11} *tho zi themo abande.* V 11_5 *Ni zemo ántdagen mín.* V 25_{67} *Lúagent io zemo árgen.*

II. Das pronomen steht an zweiter stelle der senkung.

II 4_{11} *Thier in themo éristen man.* P *Thiér.*

Der dat. sg. m. n. *themo* erscheint unter dem haupt- oder nebeniktus vor konsonantisch anlautender betonter oder unbetonter silbe regelmässig in der zweisilbigen vollform. Die belege sind überaus zahlreich. Wenn daher IV 18_{24} *thár in themo gárten,* P *them* in P die form *them* hervortritt, kann hier nur ein versehen vorliegen, das II 13_{39} beseitigt wurde: in *themo kárkare thar,* V *themo* (*o* zugeschrieben).

Wo die kurzform zu recht besteht, haben die schreiber sie stets durch den elisionspunkt bezeichnet. Selbst in satztieftoniger stellung scheint die unbetonte vollform zu herrschen; eine unbetonte kurzform *them* scheint sich noch nicht herausgebildet zu haben. Dafür spricht

zunächst ein argumentum e silentio. Dat. sg. fem., gen. sg. fem. und der gen. plur. begegnen wiederholt in der senkung, weil die zweisilbigen formen hier nur graphischen wert haben und für den vortrag durch die kurzform *ther* zu ersetzen sind. Der dat. sg. m. n. tritt nur 2mal in die senkung: IV 7 21 *ni suórget fora themo líute.* V 8 35 *so ìst themo gótes drute,* P *ist.* Für den letzten vers ist es ausserdem noch fraglich, ob der erste akzent rhythmisch gemeint ist; mit P könnte man auf das pronomen den ersten ictus legen. Auch im auftakt vor konsonantisch anlautender silbe lässt sich nur die zweisilbige form aufzeigen (vgl. Wilmanns, s. 71 oben). Das pronomen *themo* geht hier also andere wege als die formen *thera theru thero.* Die betonte und die unbetonte kurzform *them* tritt nur vor vokalisch anlautender silbe heraus. Die betonte sprechform *thém* ist 4mal vor den senkungssilben *iz er ouh* durch die schreibung *themọ* belegt; die akzentstufe des pronomens bleibt wie immer irrelevant. Danach sind die schreibformen vor *ist ih in ir- ouh* einzuschätzen. Die unbetonte kurzform ist 3mal im auftakt, 4mal in der senkung vor vokalisch anlautender hebung belegt. Diese sprechformen beweisen, dass an erster und zweiter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung nur die kurzform *them* geltung hat.

4. N. sg. fem. n. acc. pl. neutr. *thiu.*

A. Im auftakt vor vokalisch anlautender silbe.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe (in relativer funktion).

1. In mindestens einer hs. ist synalöphe bezeichnet.

a) N. sg. fem.

V 23 141 *Thiu mo állaz liob insélzit.* P *mọ.*

b) N. acc. pl. neutr.

Vor *in* (praep.).

I 15 22 *thiu ịn allen thén stuntun.* P *ịn* fehlt.

Vor *er.*

II 11 58 *thier híar gisprah so hárto.*

Vor *uns.*

II 24 27 *thi uns zéllent alla rédina.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

N. acc. pl. neutr.

Vor *er.*

I 13 19 *thiu er fórasagon ságetin.* III 1 3 *thiu er déta hiar in ríche.* V *thiu* (*u* korrigiert aus *e*). III 14 52 *thiu er deta sáman ellu.*

Vor *iz.*

II 21 $_{26}$ *thiu iz allaz gáralicho.*

Vor *ir-.*

IV 26 $_{5}$ *thiu irwéinotun tho líuto.*

II. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung (als artikel).

1. Das pronomen ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

a) N. sg. fem. *thiu.*

I 23 $_{51}$ *Ist thịu ákus ju giwézzit.* P *thiu.* F *thakus.* II 1 $_{22}$ *thar thiu érda ligit úfe.* V *thiu* (*iu* zukorrigiert).

b) N. acc. pl. neutr.

III 20 $_{91}$ *wer thiu óugun imo indáti.* P *thịu.* III 24 $_{89}$ *huab thịu óugun uf zi hímile.* F *diu.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

N. sg. fem.

I 23 $_{58}$ *inan thiu ákus ni snide.*

B. In der senkung vor vokalisch anlautender silbe.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe (in relativer funktion).

a) N. sg. fem.

Vollform vor der praep. *in*: I 12 $_{12}$ *joh ál giscaft, thiu in wórolti.*

b) N. acc. pl. neutr.

Der sonant der senkungssilbe *ih* ist elidiert: III 22 $_{17}$ *Thiu wérk, thiu ịh wírku innan thés.* P *ị* übergeschrieben. F *diu íh.*

II. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Das pronomen ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

a) N. sg. fem.

Art. I 22 $_{28}$ *hébig was in thịu íla.* F *thiu.* Art. IV 29 $_{3}$ *Bizéinot thiu ira rédina.* P *thịu.*

b) N. acc. pl. neutr.

Rel. V 20 $_{114}$ *in wízi, thiu in ni líbent.* P *thịu.* Ebenso wird zu interpretieren sein: Art. IV 22 $_{32}$ *so blúun sie imo thiu órun.* P *sịe.* P *thịu.*

2. Alle hss. zeigen die vollform (als art.).

a) N. sg. fem.

III 7 $_{58}$ *wanta thiu íro guati.* IV 2 $_{20}$ *irfúlta thiu ira gúati.* D *íra.* IV 9 $_{31}$ *Nu íst uns thiu iro gómaheit.* P *ist úns.* IV 13 $_{6}$ *ni hílfit iuih thiu íla.*

b) N. acc. pl. neutr.

III 21₄ *thaz hóro in thiu óugun giklan.*

Die form *thiu* des n. sg. fem. und n. acc. pl. neutr. zeigt in ahd. zeit keinerlei reduktionsstufen neben sich. In der gestalt *thiu* erscheint das pronomen in neutraler umgebung unter dem akzent wie in unbetonter satzstellung; in derselben gestalt geht das pronomen in die mhd. zeit über. Es erübrigt nur eine betrachtung der synalöphe-erscheinungen. Die belege beider pronomina können sich wechselseitig erhellen. Trifft das pronomen in auftakt oder senkung mit einer zweiten vokalisch anlautenden unbetonten silbe zusammen, so entscheidet das phonetische gewicht der beiden formen über den charakter der synalöphe. Die pronomina *imo* und *ih* und die präposition *in* verlieren ihren sonanten, während vor auftaktsilben von bedeutendem phonetischen gewicht die form *thiu* auf die ablautsstufe *thi* herabgesetzt wird; der konsonantische faktor des diphthongen geht unter in der artikulation des folgenden sonanten. Das pronomen hat in allen belegen einen erheblichen nachdruck, da es in relativer funktion einen nebensatz einleitet. Die sprechformen ermöglichen eine beurteilung aller halbverse, in denen die vollformen nebeneinander stehen. Mit dem pronomen *er* resultiert das kontraktionsprodukt *thier;* die formen *iz ir- in* (praep.) werden auf die schwundstufe reduziert. An zweiter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung erscheint fast ausschliesslich der proklitische artikel, der in der mehrzahl der belege auf den anlautenden konsonanten reduziert ist. Im auftakt stehen 4 schwundstufen des artikels einer schreibform gegenüber. In der senkung ist I 22$_{28}$, IV 29$_{3}$ die schwundstufe des artikels, V 20$_{114}$ die des relativpronomens in den hss. bezeichnet. Danach sind die 5 vollformen des artikels und der nicht ohne weiteres eindeutige beleg IV 22$_{32}$ einzuschätzen: *so blúun sie imo thiu órun,* P *sie,* P *thiu.*

5. Acc. sg. fem. *thia.*

A. Im auftakt vor vokalisch anlautender silbe.

I. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe.

1. Die beiden silben sind verschmolzen.

V 12$_{92}$ *thia er lérta wórolt alla.* F *Thiaer.* V *thiaer* (e zukorr., später rad.). P *thier.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

V 15$_{33}$ *thia ih zálta thir hiar óbana.*

II. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

I 3_{11} *Ther thịa árca sinen kíndon.* F *tharca.* P *thạ.*

B. In der senkung.

I. Vor konsonantisch anlautender hebung.

1. In mindestens einer hs. findet sich die ablautsstufe *tha.*

V 12_{92} *bí thia selbun mínna.* P *thịa.*

2. Alle hss. zeigen die vollform *thia.*

S $_{44}$ *ther io thia sálida thar fand.* L $_{45}$ *Éigun wir thia gúati.* I 2_{4} *in thia zúngun mina.* I 5_{9} *gíang er in thia pálinza.* I 6_{18} 8_{14} 9_{27} 12_{25} 17_{52} 18_{42} 19_{2} $_{12}$ 20_{36} 22_{9} $_{60}$ 23_{3} $_{9}$; II 6_{17} 9_{22} 11_{48} 12_{14} $_{63}$ 13_{10} 14_{86} $_{108}$ usw. An zweiter stelle der senkung nur II 9_{48} *ufin thia wítavina.*

II. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung (als art.).

1. Das pronomen ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

III 20_{8} in V gegen P: *zálta in thịa úngimacha.* P *zaltạ ín thia.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

I 25_{26} *thuruh thia íra guati.* IV 7_{51} *so er érist thia árcha ingigíang.* V 16_{26} *giwéihti thia iro hérti.* V 17_{21} *Firliaz er thia érda ouh thuruh tház.* III 3_{20} *in súmen thuruh thia éra.* V 10_{5} *'Ni dúa thir', quadun, 'thia árabeit'.* III 17_{29} *thaz er thia áltun lera.*

Die orthographische normalform des acc. sg. fem. ist *thia.* Allen schreibern ist jedoch auch die form *thie* geläufig.

V P *thia.* F *thie.*

I 27_{43} *Ni firnámun sie thia léra.* F *thie.* III 3_{12} *thia únsera dúmpheit.* F *thie.* V 20_{58} *thia wínistrun ni biwénkent.* F *die.* V 12_{23} *mit thiu thia wórolt frowen.* F *thie.*

V F *thia.* P *thie.*

II 18_{9} *Wízut ir thia rédina.* P *thie.*

P F *thia.* V *thie.*

II 12_{63} *thaz er thia nátarun irhíang.* V *thie.* I 23_{22} *thia héristraza inskíere.* V *thie.* V 11_{10} *thia selbun kráft sina.* V *thie.* V 17_{25} *Thia súnnun joh then mánon.* V *thie.*

F *thia.* V P *thie.*

I 1_{46} *in frénkisgon thie regula.* F *thia.* I 22_{7} *thie fira gíentotun.* F *thia.* V 25_{72} *sie thoh, bi thíe meina.* F *dia.*

In den letzten 3 versen könnte die form *thia* als bayrische dialektform für den n. pl. m. *thie* gefasst werden, der im 9. jahrhundert

den n. pl. fem. schon stark bedrängt. I 23_{22} II 18_{9} I 27_{43} könnte der plural von den schreibern beabsichtigt sein. Nur III 3_{12} V 20_{58} 12_{23} II 12_{63} V 11_{10} V 17_{25} kann man die form *thie* mit sicherheit als abgeschwächte form des acc. sg. fem. in anspruch nehmen. In der zweiten hälfte des 9. jahrhunderts hatte der diphthong *ia* wohl schon die stufe *ie* erreicht; die form *thie* ist auch sonst im 9. jahrhundert schon bezeugt, wie Braune, Ahd. gr.², § 287, anm. 1 c angibt. Ein phonetisches kriterium der abschwächung bietet meines erachtens vers V 12_{92} *thia er lérta wórolt alla,* F *Thiaer,* V *thiaer* (*e* zukorrigiert, später radiert), P *thier.* Unter der meines erachtens notwendigen voraussetzung, dass die beiden darstellungsformen *thiar* und *thier* gleichwertig sind, wird man die form *thia* phonetisch als [*thię*] interpretieren. Man wird kaum fehlgehen – obwohl sich zuverlässiges nicht ausmachen lässt –, wenn man V 15_{35} den sonanten des pronomens *ih* elidiert: V 15_{33} *thia ih zálta thir hiar óbana.* An zweiter stelle des auftakts und der senkung vor vokalisch anlautender hebung wird das pronomen auf die schwundstufe herabgesetzt. Es findet sich je 1 beleg im auftakt und in der senkung, denen 7 schreibformen gegenüberstehen. Sie sind mit sicherheit auf die schwundstufe herabzusetzen. Läuft doch das pronomen in neutraler umgebung in unbetonter satzstellung in der reduktionsstufe *tha* um (s. u.). Ausserdem können die analogen zahlreichen belege für den n. sg. fem. n. acc. pl. neutr. *thiu,* n. a. pl. m. *thie,* n. a. pl. m. *sie* zum beweisenden vergleich herangezogen werden.

Wir haben schon wiederholt die beobachtung gemacht, dass dem auftakt eine etwas grössere artikulationsenergie zukommt als der senkung. Im auftakt vor konsonantisch anlautender silbe erscheint ohne ausnahme die vollform *thia.* Dagegen scheint in der senkung vor konsonantisch anlautender silbe die reduktionsstufe *tha* herauszuspringen: V 12_{92} *bí thia selbun mínna,* P *thịa.* Für die senkung lässt sich allerdings nur dieser eine beleg beibringen. Sonst ist diese ablautsstufe noch I 3_{11} an zweiter stelle des auftakts in P bezeugt: *Ther thịa árca sinen kíndon*, F *tharca,* P *tha.* An der existenz dieser ablautsform ist also nicht zu zweifeln. Sie stellt ein analogon dar zur ablautsstufe *sa* des acc. sg. fem. *sia;* sie ist in der proklise ebenso durch akzentversetzung und ausfall des konsonantischen *i* entstanden wie die ablautsstufen *sa* und *se* des anaphorischen pronomens. Wir werden also für den vortrag des gedichts in der senkung vor konsonantisch anlautender silbe stets diese form *tha* ansetzen, obwohl die schreiber in zahlreichen versen stets die vollform in den text gesetzt haben.

6. N. acc. pl. m. *thie*, n. a. pl. f. *thio*.

A. Im auftakt.

I. Vor konsonantisch anlautender hebung.

Das femininum erscheint stets in der vollform. Auch für das masc. findet sich in der regel die form *thie*.

Ausnahmen.

I 14_{18} *thia dága, thie wir nu ságetun.* F *the.* I 23_{27} *Thie̜ wéga rihtet álle.* V *Thíe̜.* P *Thie.*

II. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe (in relativer funktion).

1. Eine verschmelzung der beiden auftaktsilben ist in mindestens einer hs. bezeichnet.

Es finden sich nur belege für die maskulinform.

Vor der praep. *in*.

I 4_{60} *thie i̜n síneru gisíhti.* P *in.*

Vor *ir*-.

I 17_{9} *thie i̜rkantun súnnun fart.* P *irkántun.* F *thierkantun.* V 16_{14} *thi erstántan nan gisáhun.* F *Dierstantinan.*

Vor *er*.

I 4_{61} *Thi er héra in worolt séntit.* III 8_{49} *thier fón then fréison retita.* V 20_{17} *thi er zóh hiar sélbo in libe.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

a) N. pl. masc.

Vor *in* (praep.).

II 16_{25} *thie in herzen ni éigun niheinaz wíg.* III 9_{8} *thie in únwizzin warun.* V 8_{2} *thie in kristes grábe sazun.*

Vor *ih*.

III 14_{73} *Thie ih al irzéllen ni mag.* P *Theih.*

Vor *uns*.

V 8_{13} *thie uns scríbent kristes rédina.* $_{14}$ *thie uns scríbent sino dáti.*

b) N. acc. pl. fem.

Vor *in* (dat. plur.).

II 11_{64} *thie in wárun in theru brústi.* P *ín.*

III. An zweiter oder dritter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

Es handelt sich stets um den proklitischen artikel.

1. Das pronomen ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

Es finden sich nur belege für die maskulinform: I 13_{14} *thaz thie̜ éngila in iróugtun.* V *thie̜* punkte unten radiert, oben stehen geblieben. P *thie̜.* $_{23}$ *so thie̜ éngila in gizáltun.* P *thie.* III 26_{2} *so thie̜ érarton quátun.* P *thie* (*ie* zugeschr.)

2. V zeigt im masc. die form *the.*

IV 5 4 *joh thie ésti, thie se zétitun.* V *joh the.*

3. Alle hss. zeigen die vollform.

a) N. acc. pl. m.

II 16 17 *joh thie ármu wihti smérze.* IV 1 1 *Nu thie éwarton bi nóti.* IV 16 13 *Joh thie éwarton réhto.* V 8 1 *waz thie éngila bizéinen.* F *thia.* H 23 *joh thie ándere gikérit.*

b) N. acc. pl. fem.

V 4 5 *joh thie égislichun dáti.* V 20 95 *joh thie úbili in firwízit.* P *thio.* H 162 *jo thio éwinigun zíari.* An dritter stelle des auftakts: I 28 14 *thuruh thio éwinigon wunni.*

B. An zweiter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. Das pronomen ist auf den anlautenden konsonanten reduziert (als art.)

a) N. acc. pl. m.

I 10 2 *spráh er, thaz uns thie áltun.* P *thie.* F *thie.* I 12 15 *In Béthlem – thiae kúninga.*

b) N. acc. pl. fem.

I 22 24 *joh rúarlun thio iru brústi.* P *thio iro.* F *thiru.* II 21 44 *allo thio úndati.* P *thio.* F *thundati.* I 23 46 *biscírmen thiwo dáti.* III 10 5 *kúmta thio iro thúrfti.* P *thió iro.* V 23 124 *sint állo thio iro gúati.* P *thio.* II 14 4 *ni lazent thie árabeit es fríst.* P *thie arabeiti.* Ebenso ist III 4 34 zu interpretieren: III 4 34 *tho drúhtin thio únganzi nám.* F *thio.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

a) Als artikel.

α) N. acc. pl. masc.

II 9 83 *Háftetun thie ármon.*

β) N. acc. pl. fem.

S 9 *Mir wárun thio iwo wízzi.* II 14 46 *bimidi thio árabeiti.* II 16 2 *in thiu ir thie ármuati.* II 21 20 *ni firliásest thie árabeiti.* IV 2 28 *odo ínan thie ármuati.* IV 6 27 *so méinit thio iro fráviIi.* V 6 34 *irwéichent thio iro brústi.* IV 16 56 *datun thio iro hénti.* IV 26 9 *thuruh thio ángusti* = V 10 30. IV 19 76 *thuruh thio únsero ubili.* V 18 4 in P gegen V: *ziu sínt thie iuo wízzi.* P *zíu sint.* F *thio.* V 23 *Ouh zellen thio árabeiti.* V 7 17 *Sie spráchun thio únthulti.* V 25 52 *thuruh thio íro guati.*

b) In relativer funktion.

IV 25 5 *Thio súnta, thio unsih stéchent.*

In vielen versen haben wir die maskulinform die funktion des femininums erfüllen sehen. Wiederholt standen sich die formen *thie thio* in den varianten gegenüber. Dieser ausgleich kann durch systemzwang veranlasst sein. Vieles spricht jedoch dafür, dass die beiden

formen im 9. jahrhundert auch schon phonetisch identisch waren. Einmal schon der wechsel beider formen in den varianten desselben halbverses; danach werden die formen für die schreiber nur graphisch differenziert gewesen sein. Für beide formen lässt sich mehrfach die schreibung *thia* beibringen, vgl. Kelle II 352, 7 und 354, 11, 358 und 359. Wir haben ferner gesehen, dass beide formen in einsilbigem auftakt und in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung die gleichen synalöpheerscheinungen zeigen, die sich wesentlich von denen der übrigen formen des demonstrativen pronomens unterscheiden. Die beiden formen sind zweifellos schon in der umgangssprache des 9. jahrhunderts phonetisch gleichwertig gewesen. Die neutrale form ist im 9. jahrhundert noch intakt.

Im einsilbigen auftakt und in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung werden die proklitischen artikelformen *thie* und *thio* auf den anlautenden konsonanten reduziert. In relativer funktion hat hier die vollform statt; nur die maskulinform geht in einigen belegen im auftakt mit dem betonten pronomen *er* die kontraktion *thiér* ein. Die beiden formen stellen sich hiemit auf eine stufe mit dem acc. sg. fem. *thia* und den formen *sie* und *sia* des anaphorischen pronomens. Wir sind daher genötigt, auch für die formen *thie* und *thio* oder kurz für *thie* – eine analoge satztieftonige reduktionsstufe vorauszusetzen, die für den proklitischen artikel in auftakt und senkung umliefe. Und eine satztieftonige sprechform ist handschriftlich belegt. Im auftakt vor konsonantisch anlautender hebung haben die schreiber durchgehend die orthographischen normalformen gewählt. Nur ganz vereinzelt hat sich eine sprechform durchgesetzt: I 14_{18} *thia dága, thie wir nu ságetun,* F *the.* I 23_{27} *Thię wéga rihtet álle,* V *Thíę,* P *Thie.* Die ablautsstufe *the* ist noch III 26_{2} in F belegt: *so thię éwarton quátun,* F *de;* auch dem schreiber von V ist sie bekannt: IV 5_{4} *joh thie ésti, thie se zétitun,* V *the.* Die form *the* scheint also die geläufige tiefstufe darzustellen; diese gestalt wäre auch a priori zu erschliessen. Die schreibung *thíę* in V steht ganz ohne parallele; der schreiber versuchte noch nachträglich der umgangssprache gerecht zu werden. In auftakt und senkung vor konsonantisch anlautender silbe werden wir für den vortrag stets die tiefstufe *the* des proklitischen artikels ansetzen. Diese tiefstufe des ablauts ist ein analogon der ablautsstufe *se* des n. acc. pl. m. *sie* und ist ebenso zu erklären. Tritt diese reduzierte form des proklitischen artikels an zweiter oder dritter stelle des auftakts und der senkung vor eine vokalisch anlautende hebung, so wird sie auf die schwundstufe *th-* herabgesetzt. Im auftakt stehen

3 sprechformen 10 schreibformen gegenüber; in der senkung beweisen 8 schwundstufen für 17 schreibformen. Dem pronomen in relativer funktion eignet ein ungleich stärkerer nachdruck. Es finden sich zahlreiche belege des relativums vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe. Die praep. *in* und das präfix *ir-* verlieren ihren sonanten hinter der vollform des relativums, während vor dem pronomen *er* das relativum sein konsonantisches element aufgibt. Vor dem pronomen *uns* wird man dieselbe ablautsstufe *thi* ansetzen; das pronomen *ih* wird hinter der vollform des übergeordneten relativums seinen sonanten einbüssen. Vor dem dat. plur. *in* wird der vortrag das konsonantische element des rel. fallen lassen; die sonanten gleicher qualität werden kontrahiert: II 11 $_{64}$ *thie in wárun in theru brústi,* P *ín warun.* Der akzent in P sollte vielleicht nur andeuten, dass der sonant nicht zu elidieren sei. Stets entscheidet das phonetische gewicht der zusammenstossenden silben; wo sich kein vergleichsmaterial bietet, können nur aus der bisherigen erfahrung heraus vermutungen geäussert werden. IV 25 $_{5}$ *Thio súnta, thio unsih stéchent:* es ist immerhin fraglich, ob hier das relativum auf die schwundstufe zu reduzieren sei; hinter das sb. fällt eine sprechtaktgrenze, das pronomen leitet einen neuen satz ein. Da das pronomen sich proklitisch an die folgende hebung *unsih* anlehnt, ist trotzdem schwundstufe des relativums wahrscheinlich.

7. Instrumentalis *thiu.*

A. An zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung.

1. Der instr. ist auf den anlautenden konsonanten reduziert.

I 22 $_{29}$ *bi thiu íltun siu sar wídarort.* P *thịụ.*

2. Alle hss. zeigen die vollform.

I 21 $_{8}$ *bi thiu ili io thés sinthes.* II 3 $_{63}$ *Bi thiu ílemes, io gigáhon.* I 1 $_{57}$ *zi thiu éinen wesan úngimah.* II 6 $_{53}$ *zi thiu éinen missidáti.* IV 37 $_{14}$ *bi thiu éigin íamer fráwaz muat.* Rel. V 25 $_{4}$ *mit thiu íh fuar férienti.*

B. In der senkung vor konsonantisch anlautender hebung.

Es handelt sich nur um adverbiale verbindungen.

1. Der instr. erscheint in mindestens einer hs. in der sprechform *thi the.*

IV 25 $_{14}$ *thaz uns es íamer si the báz.* F *di.* IV 33 $_{36}$ *ni was thes lúchanes thi baz.* F *diu.* I 1 $_{86}$ *núb in es thiu wírs si.* V *thi uuírsi.* P *thiuuírs si.*

Die sprechform ist nachträglich in die schreibform geändert.

I 2$_{49}$ *thaz mir es io mer si thiu baz.* V *thiu* (aus *the* korr.) I 22$_{47}$ *Ruarta mih ouh thes thiu mér.* V *thiu* (*iu* korr. aus *e*, dann rad.).

2. Alle hss. zeigen die vollform.

Alle belege gehören dem 3. fuss an.

I 22$_{57}$ *ni was er drúhtin thes thiu mín.* I 27$_{5}$ *thaz er mo líbi thes thiu mér.* II 3$_{5}$ *thaz wir iz bithénken thes thiu báz.* II 5$_{3}$ *thaz wir giwárten uns thiu báz.* II 6$_{5}$ *thaz er mo bórgeti thiu baz.* II 8$_{34}$ *siu mohtun wéren thes thiu báz.* II 13$_{6}$ *ni ságen iz nu ouh thes thiu mín.* II 15$_{15}$ *thes uns íamer ist thiu báz.* II 17$_{21}$ *man íaih lóbon thes thiu mér.* II 21$_{12}$ *bi thiu nist es wíht in thiu baz.* $_{19}$ *thaz thes gibetes si thiu báz.* III 8$_{47}$ 16$_{65}$ 22$_{19}$ $_{47}$; IV 2$_{32}$ 7$_{69}$ 13$_{47}$; V 6$_{25}$ 7$_{12}$ 12$_{16}$ 25$_{39}$.

Wir haben gesehen, dass jedes vokalisch auslautende einsilbige wort an zweiter stelle des auftakts vor vokalisch anlautender hebung auf die schwundstufe herabgesetzt wird. Obwohl sich für den instrumentalis nur 1 beleg der schwundstufe beibringen lässt, können wir also mit sicherheit auch für die übrigen 6 schreibformen die ablautsstufe *th-* in anspruch nehmen. In der proklise vor dem komparativ kennt die umgangssprache nur die tiefstufe des ablauts, die sich als *thi,* weiter abgeschwächt *the* darstellt. Sie ist 5mal von den schreibern in den text gesetzt, 2mal allerdings wieder in die schreibform korrigiert. Die orthographische normalform *thiu* hat sich also in der mehrzahl der belege durchgesetzt.

8. *theist, theih, theiz.*

I. *theist – thaz ist.*

Das auftreten der formen *theist* und *thaz ist* hängt ab von den jeweiligen rhythmischen bedingungen des halbverses.

Die form *thaz ist* hat statt, wenn im sinngemässen vortrag eins der beiden wörter einen besonderen nachdruck erhält. Das pronomen trägt einen hauptiktus, wenn es ausgeprägt demonstrative bedeutung hat:

III 26$_{69}$ *Tház ist in giféstit.* V 8$_{5}$ *Joh tház ist mihil wúntar.* $_{15}$ *Tház ist uns iróugit.* V 12$_{13}$ *thaz ist séltsani.* V 23$_{177}$ *Tház ist in giríhti.*

V 6$_{60}$ erhält das relativum einen hauptiktus:

(*Bizéinot in giwíssi ther duah thaz gótnissi*) *thaz ist in giwélti, ána theheinig énti.* P *tház.*

Einen nebeniktus trägt das pronomen in der beteuerungsformel *thaz ist wár;* sie bildet stets den schluss des halbverses:

L$_{60}$ *sọ iz gote zímit, thaz ist wár.* II 22$_{31}$ *Nist iuer nihéin* (*thaz ist wár*). III 9$_{18}$ *ther selbo sé, thaz ist war.* III 13$_{36}$ *in allen ríchin, thaz ist wár.* III 14$_{27}$ 20$_{59}$; IV 4$_{27}$ 9$_{28}$ 11$_{46}$ 15$_{21}$ 16$_{39}$; V 7$_{51}$ 14$_{14}$ 20$_{42}$ $_{105}$.

II 14_{63} ist in V nachträglich die kurzform in die rhythmisch notwendige vollform geändert:

ni betot then fáter, thaz ist wár. V *thaz* (aus *the* corr.).

Die verbalform *ist* trägt einen hauptiktus nur, wenn sie prägnante bedeutung hat; das pronomen steht dann in relativer funktion:

I 2_{33} *Al gizúngilo, thaz íst.* II 22_{20} *thanne al gifúgiles, thaz ist.*

Um regelmässigen wechsel von hebung und senkung zu erreichen, hat Otfrid bald auf das pronomen bald auf die verbalform einen nebeniktus gelegt:

III 13_{35} *Ni mág er, thaz ist al niwiht.* IV 13_{31} *thaz wíg thaz ist so hébigaz.*

In diesen versen kommt weder dem pronomen noch dem verbum ein besonderer sinnesnachdruck zu. In derselben rhythmischen tendenz hat Otfrid die nebenbetonte form *theist* in den text gesetzt, wenn eine unbetonte silbe vorausgeht und folgt:

2. hebung.

I 26_{2} ***thaz wazar theist giwíhit.*** IV 15_{4} *giwísso theist gilúmplih.*

3. hebung.

II 22_{25} *Bi thiu laz thia suórga (theist es gúat).* IV 33_{26} *so er quád hiar fóra, theist gizált.* V 8_{57} *Fon theru intfáhent (theist ouh wíb).*

Zuweilen findet sich unmittelbar hinter einer haupthebung die betonte form *théist.* Hier gaben wohl stilistische rücksichten die entscheidung; durch die synkope der senkung wird die antithese verstärkt, auf die der syntaktische bau dieser verse hinarbeitet:

II 21_{13} *thaz selba lób theist thaz lón.* IV 5_{39} *Thaz ander ál, theist niwíht.* IV 9_{7} *Wir ni eigun sár, theist es méist.*

Es lassen sich nun 15 halbverse aufzeigen, die durch nebenbetontes *theist* eingeleitet werden. Ihnen stehen 9 halbverse gegenüber, in denen alle hss. *thaz ist* schreiben, bald mit, bald ohne akzent auf der verbalform, ohne dass dem pronomen oder dem verbum ein deutlicher sinnesnachdruck zukäme. Es ist nicht einzusehen, warum in den ersten 15 versen auf den auftakt verzichtet ist, da ein syntaktischer unterschied zwischen beiden gruppen sich nicht erweisen lässt. Hier müssen die formen *theist* und *thaz ist* im verhältnis von sprechform und schreibform zueinander stehen. *theist* lebte als isolierte form im volksmund; *thaz ist* stellt eine neubildung im sinne der orthographiereform dar. Es zeigt sich, dass der 2. schreiber der hs. V der volkstümlichen sprechform vor der neuen orthographischen vollform den vorzug gibt. Es handelt sich stets um das demonstrativpronomen: nur III 22_{19} zeigen alle hss. die form *thaz ist* in relativer funktion: *thaz ist iu ófto gizált.*

thaz ist.

1. schreiber.

I 27 53 *thaz ist thoh árunti min.* P *íst.* II 3 57 *Thaz íst uns hiar gibílidot.* D *ist.* II 19 9 *Thaz ist giwára mera.* III 18 40 *thaz ist niwíht allaz.* III 20 145 *'Thaz íst' quad er, 'nu wúntar'.* III 26 37 *Thaz ist nu wúntarlichaz thíng.*

2. schreiber.

V 19 25 *Thaz íst ouh dag hórnes.* V 23 55 *Thaz íst in thar in líbe.*

theist.

1. schreiber.

I 5 25 *theist min árunti.* II 12 84 *théist ju sar giméinit.* II 13 15 *Theist thaz mínaz heila múat.* P *Théist.* III 6 29 *theist zi thíu thoh niwíht.* III 7 13 *theist in frénkisgon rád.* IV 5 55 *Theist giscríb héilag.* IV 15 51 *Theist gibót minaz zi íu.*

2. schreiber.

V 11 14 *theist ouh fésti ubar ál.* V 12 33 *Theist giwís io so dág.* 63 *Theist ther héilego géist.* 91 *Theist es állero meist.* V 23 163 *Theist al ánder gimah.* 164 *theist al éinfoltaz gúat.* 291 *Theist thiu wúnna joh thaz gúat.* 248 *theist in óuh gimeini.* P *théist in ouh giméini.*

Treten endlich beide formen – das pronomen und das verbum – in den auftakt oder in die senkung, so hat nur die form *theist* statt. Sie ist ohne ausnahme von allen schreibern gesetzt:

A. Im auftakt.

I 1 17 *theist mannes lúst zi líbe.* 20 *theist góuma filu réini.* 48 *theist sconi férs sar gidán.* I 1 55 *Theist súazi joh ouh núzzi.* I 3 41 *theist imo thíomuati.* I 12 14 29 24 15 28 13; II 2 19 12 34 15 19; III 10 37 17 56 19 4 20 50 22 29 24 29; IV 5 7 39 7 30 19 38; V 1 33 34 7 25 8 16 19 10 27 23 86 292; H 57 129.

II 14 10 scheinen sich die volkstümliche sprechform und die schreibform in V und P gegenüberzustehen: *theist dages héizesta,* P *thaz ist.* Der schreiber von P wollte jedoch vielleicht einer anderen rhythmischen auffassung des verses ausdruck geben, indem er auf das pronomen einen nebeniktus legte.

B. In der senkung.

II 2 31 *thaz wort theist mán wortan.* III 7 59 *Kórp theist scálklichaz fáz.* II 21 34 *joh föllon ouh, theist méra.* III 1 22 *irquicki in mír, theist méra.* II 8 55 *joh sina gúallichi, theist wár.*

II. *theih – thaz ih.*

Die formen *theih* und *thaz ih* stehen sich schon fast völlig selbständig in getrennten gebrauchssphären gegenüber. Nur 1 beleg weist auf eine berührung der beiden kreise.

Die vollformen erscheinen nebeneinander, wenn der rhythmus des verses in seinem streben nach wechsel von hebung und senkung einem der beiden wörter einen iktus zuweist. Ein deutlicher sinnes-

nachdruck kommt dem gehobenen worte nur selten zu. Die form *thaz* hat in den meisten fällen die funktion der konjunktion.

I. Die form *thaz* erhält einen iktus.

thaz als conj.

a) 1. hebung mit auftakt.

III 1_{27} *Joh tház ih hiar nu zéllu.*

b) 1. hebung ohne auftakt.

I 2_5 *Thaz ih lób thinaz.* $_{15}$ *Thaz ih, drúhtin, thanne.* P *Tház.* I 2_{55} *Thaz ih íamer, druhtin mín.* I 5_{36} *thaz ih drúhtine.* $_{37}$ *tház ih werde suángar.* P *thaz.* I 5_{40} *thaz ih éinluzzo.* III 1_{25} 7_3; IV 11_{35} 13_{44} 21_{11} 23_4; V 15_5 20_{75} 25_{11} $_{14}$.

c) 2. hebung.

III 20_{13} *Mir límphit, thaz ih thénke.*

thaz als rel.

a) 1. hebung ohne auftakt.

III 6_1 *Tház ih hiar nu zéllu.* IV 1_{28} *tház ih gerno wólta.* P *thaz ih gérno.* IV 27_{30} *thaz ih scréib, in alawár.* P *thaz íh.* V 15_{34} *thaz ih wílle, so thu wéist.*

b) 2. hebung.

I 25_{20} *állaz, thaz ih wille.*

II. Das pronomen *ih* erhält einen iktus.

thaz als conj.

1. hebung.

I 2_8 *thaz íh giwar si hárto.* $_{11}$ *Thaz íh ouh hiar giscríbe.* I 2_{17} *Thaz ih ni scríbu thuruh rúam.* $_{43}$ *Thaz ih in hímilriche.* P *íh.* $_{48}$ *thaz íh thanne iamer lóbo thih.* $_{49}$ *Thaz íh ouh nu gisído thaz.* I 5_{35} 22_{48}; II 12_{60} 14_{16} 23_{26}; III 21_2; IV 1_{27} $_{37}$ $_{39}$ 10_3 12_8 13_{27} $_{42}$ $_{45}$ 16_{47} 21_{32}; V 3_5 7_{41} $_{51}$ 15_{17} 24_{18} 25_{10} $_{31}$ $_{32}$ $_{33}$ $_{34}$; H $_6$ $_{13}$ $_{15}$.

2. hebung.

I 2_{42} *in thíu thaz ih iz kúnni.* I 22_{43} *Wio wárd, thaz ih ni wésta.* I 27_{60} *zi thíu, thaz ih inklénke.*

thaz als rel.

1. hebung.

I 19_{26} *thaz ih giwísso ni weiz.* IV 11_{27} *Thaz íh nu méinu mit thíu.* V 23_{176} *thaz ih irzéllen ni mag.* $_{212}$ *thaz íh thir hiar nu zálta.*

2. hebung.

I 15_{10} *in hús, thaz ih nu ságeta.* I 19_{17} *in lánt, thaz ih nu zálta.*

Zuweilen weichen V und P in der rhythmisierung solcher mit *thaz ih* eingeleiteten verse von einander ab; P zieht es vor, das pronomen *ih* durch einen akzent hervorzuheben.

Conj. I 27_{54} *tház ih iu gizálti.* P *thaz íh.* II 13_8 *tház ih fon niwíhte.* P *thaz íh.* III 22_{58} *tház ih thes ginéndu.* P *thaz íh.*

Rel. IV 27_{30} *thaz ih scréib, in alawár.* P *íh screib in álawar.*

Den zahlreichen, mit *thaz ih* eingeleiteten halbversen steht nur ein beleg gegenüber, in dem alle hss. die form *theih* im eingang zeigen: II 14_{45} *Theih zes púzzes diufi*, P *Théih* auf rasur.

Sie ist im eingang des verses schon völlig durch die neuen vollformen verdrängt. Nur im versinnern greift Otfrid, um einen flüssigen rhythmus zu erzielen, auf diese volkstümliche betonte form zurück; sie hat statt, wenn eine unbetonte silbe voraufgeht und folgt:

Conj.

1. hebung mit auftakt.

I 2_{41} *Joh theih thir híar nu ziaro.* P *théih.* III 10_{24} *ni si théih gidue githíuti.*

2. hebung.

I 23_{64} = IV 29_{27} *ni wáne theih thir gélbo.* IV 17_{22} *gilímphit, theih thiz wólle.* V 8_{39} *Náles, theih thih zéino.*

Rel.

I 15_{28} *thu thíarna, theih thir ságen scal.* II 6_4 *óbaz, theih hiar fóra quad.* II 9_{71} = III 14_4 *Lis sélbo, theih thir rédion.* V 20_{104} *léithes, theih githúlta.* H $_{125}$ *thaz sélba, theih thir rédinon.*

In antithetischer tendenz scheint hinter einer betonten silbe die form *theih* gesetzt: V 20_{79} *Ward ouh tház, theih irstárb.*

Treten beide formen in den auftakt oder in die senkung, so hat Otfrid stets die unbetonte form *theih* gewählt: sie allein ermöglicht einsilbigkeit des auftakts und der senkung.

Im auftakt.

theih allein im auftakt.

Conj. L 9 *theih sinaz lób zellu.* $_{10}$ *theih scribe dáti sino.* I 2_{50} *theih thíonost thinaz fúlle.* I 4_{64} 25_{18} 27_{58}; II 8_{18} 14_{46} $_{102}$ 23_{28}; III 1_{23} $_{41}$ 8_{41} $_{42}$ 10_{26} 16_{34} $_{44}$ $_{63}$ 20_{13} $_{148}$ $_{175}$ 22_{61}; IV 1_{33} 11_{30} $_{36}$ 13_4 $_{48}$ 21_{30} $_{31}$ 24_{18} 31_{36}; V 7_{36} $_{38}$ $_{60}$ 16_{25} 20_{74} 24_8 $_{19}$.

Rel. II 8_{14} *theih míthon ouh nu wésta.* II 9_1 *theih zálta nu hiar óbana.* H $_{48}$ *theih híar thir zélle, thaz firním.* III 14_{73} in P gegen V: *Thie ih al irzéllen ni mag.* P *Theih.*

theih als erste auftaktsilbe.

I 27_{20} *theih so hóhan mih gizélle.*

In der senkung.

Conj. III 1_{14} *er dúe, theih hiar ni hínke* V P *theih* (*e* zukorrigiert). V 7_{61} *Joh theih fáru in rihti.* P *théih* (acc. rad.). I 22_{54} *jah límphit mir, theih wérbe.* II 9_{27} *ni thúhta mih, theih quámi.* IV 21_{29} *'Thu quís', quad er, 'theih kúning bin'.*

Rel. V 15_7 *Quad ér: theih thir gibíete.* V 16_{22} *ál, theih iu gibíete.* II 14_{35} *firnim nu, wíb, theih rédino.* H $_{54}$ *so niuzis thú, theih zálta.*

III. *theiz* – *thaz iz.*

Es handelt sich stets um die konjunktion *thaz.* Im wechsel

von hebung und senkung erhält die konjunktion oft einen nebeniktus; das pronomen *iz* füllt die senkung:

1. hebung.

II 17_{18} *thaz iz líuhte ubar al.* II 21_{18} *thaz iz gót gihore.* III 20_{35} *thaz iz thér ni wari.* III 26_{13} *thaz iz lóbosamaz sí.* IV 2_{12} *thaz iz ál gizámi.* P *tház* (acc. rad.). IV 11_{35} *Thaz iz ío ni werde.* V 12_{34} *thaz iz mág, so ih rédinon.* P *tház.* V 25_{38} *tház iz hiar ni mérre.*

Einmal scheint der schreiber zunächst die form *theiz* haben setzen zu wollen; sie ist in die rhythmisch erforderliche vollform korrigiert:

III 4_{48} *tház iz was ther héilant.* V *tháziz* (*áz* korrigiert aus *e*).

2. hebung.

I 8_{14} *ni wólta, thaz iz wúrdi.*

Das pronomen *iz* hat nur 2mal einen nebeniktus erhalten im wechsel von hebung und senkung:

III 10_{28} *thaz iz irbármeti inan mér.* IV 1_{34} *thaz iz zi suár ni zálti.* P *íz.*

In den übrigen 8 versen findet sich die form *theiz* im eingang:

I 27_{48} *theiz sin ámbaht was.* III 2_{35} *theiz thiu zít was in wár.* III 13_{2} *théiz ni wurti mári.* III 24_{24} *theiz ouh ínan ni firgéit.* IV 37_{28} *théiz ni wurti irfúntan.* V 7_{46} *theiz in álawari.* V 25_{86} *theiz bithékitaz nist.* V 19_{23} *theiz ist ábulges dag.*

Otfrid hat es offenbar vermieden, auf das leichte pronomen *iz* einen nebeniktus zu legen. Daher konnte sich die sprechform *theiz* im verseingang erfolgreich gegen die neuen orthographischen vollformen behaupten. Im übrigen hat auch hier jede form ihren rhythmisch fest begrenzten geltungskreis.

Die betonte form *théiz* hat statt, wenn eine unbetonte silbe vorausgeht und folgt:

1. hebung.

I 8_{18} *joh theiz gidóugno wurti.* II 3_{13} *Joh theiz ni wás ouh bóralang.* V *théiz.* IV 7_{20} *quad, théiz ni wári bi álleswaz.* P *bí.* V 3_{2} *joh theiz io híar in libe.*

2. hebung.

I 9_{26} *Tho scréib er, théiz ther líut sah.* V 11_{30} *thoh fórahtit, theiz ni mégi sin.*

Im auftakt und in der senkung erscheint wiederum ohne ausnahme die unbetonte form *theiz.*

Im auftakt.

I 1_{37} *theiz scóno thoh gilute.* I 8_{4} *theiz álles wesan móhti.* I 9_{12} *theiz wari giáfaronti.* I 17_{68} 23_{44} 25_{8} 27_{2}; II 2_{19} $3_{6\ 32\ 49}$ 4_{84} 6_{29} $8_{40\ 42}$ 9_{40} 11_{52} 14_{9} 17_{10} 21_{4} 24_{34}; III 1_{34} 7_{5} 8_{24} 19_{25} $20_{36\ 55\ 158}$ $21_{20\ 35}$ 22_{3} 24_{15}; IV 1_{39} 11_{30} 13_{29} 16_{33} 19_{59} $29_{17\ 45}$ 30_{12} $37_{6\ 14}$; V $1_{25\ 27}$ $5_{17\ 18}$ 8_{54} 9_{36} 11_{15} 12_{12} 13_{24} 17_{7} 23_{228} 25_{65}. I 1_{22} *theiz gilústlichaz wúrti.* V *theiz* (*z* korrigiert aus *st*).

In der senkung.

II 5_{12} *er bifánd, theiz was niwiht.* III 12_{30} *ni theiz mán gidati.* I 2_{28} *gi-*

nada thín, theiz thíhe. II 7_{28} *wízun ouh, theiz wár ist.* II 14_{91} *so thúnkit mih, theiz megi sín.* V 9_{38} *nust thrítto dág, theiz izt gidán.* V 2_{17} *Dua, theiz in thír scine.*

9. Die relativpartikeln *thi* und *the.*

A. Im auftakt.

I. Vor konsonantisch anlautender hebung.

V 8_{55} *thiu tód giscankt iu enti.* V *thiu* (korrigiert aus *the*). P *the.*

II. Vor einer zweiten konsonantisch anlautenden auftaktsilbe.

I 23_{27} *the ze hérzen iu gigánge.* P *thie.*

III. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe.

1. Der sonant der partikel ist in mindestens 1 hs. elidiert.

Vor *ih.*

I 16_{15} *thị ih zálta bi then álton.* P *thih.* D *thiih.*

Vor *ir.*

I 27_{33} *thẹ ir éiscot nu so gérno.* F *thir.* P *their.*

Vor *er.*

I 10_{18} *thị er úns ist líhenti.* P *thi.* F *ther.* II 5_{26} *ther unsih érist bisuéih.* $_{28}$ *ther únsih ju biskránkta.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

IV 6_{25} *thi ih héra nu bat so gérno.*

B. In der senkung.

I. Vor vokalisch anlautender hebung.

Es findet sich nur ein beleg der vollform der partikel *the.*

IV 16_{29} *fon thén, theiz gisáhun.*

II. Vor einer vokalisch anlautenden zweiten senkungssilbe.

1. In mindestens 1 hs. ist die partikel auf den anlautenden konsonanten reduziert.

Vor *ih.*

I 17_{41} *thie wísun man, thẹih ságeta.* V *thẹih* (ẹ korrigiert aus *i*). P *thih.* F *thie ih.* IV 11_{47} *widar thíe, thih wálta.*

Vor *in* (dat. plur.).

V 6_{19} *thio búah, thin frúma zaltun.*

Vor *er.*

II 4_{66} *then weg, ther fáran wólle.*

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Vor *ih.*

I 8_{1} *Ther mán, theih noh ni ságeta.* III 12_{8} *wer quédent sie theih sculi sín.* H $_{135}$ *Altan níd, theih rédota.*

Vor *iz.*

III 4~39~ *wer ther wári, theiz gibót.* III 19~3~ *Nist untar úns, theiz thúlte.*

III. An zweiter oder dritter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung.

1. In mindestens 1 hs. ist die partikel auf den anlautenden konsonanten reduziert.

Vor *ih.*

I 11~36~ *bi nóte, thih nu ságeta.* F *theih.* I 11~25~ *Bi thiu ward, thị ih nu ságeta.* V *thị ih* (*ị* übergeschrieben). P *thih.* F *theih* (*e* aus *i* korrigiert). IV 9~30~ *thia selbun éra, thih un quád.* F *dia ih.*

Vor *unsih.*

I 26~9~ *In dóufe, thẹ unsih réinot.* V *thẹ* (hinzukorrigiert). P *thiụ.*

Vor *er.*

II 9~35~ *In bérge, thẹ er mo zéinti.* P *ther.* II 7~2~ *joh méistera, ther uns ónda.* V *thér* (acc. rad.).

2. Alle hss. zeigen die vollformen nebeneinander.

Vor *ih.*

IV 33~7~ *Thes scímen, thi ih nu zélita.* V 14~30~ *thésses, thi ih nu hiar giwúag.* P *íh.*

Vor *imo.*

V 23~3~ *thémo, thi imo thíonot.* F *der imo.*

Vor *uns.*

IV 16~33~ *Sin kráft ouh, thi uns giscriban ist.* V *thi:* (*u* rad.). F *diu uns.*

Zur relativen anknüpfung braucht Otfrid gern die partikeln *thi the*. Die formen werden promiscue gebraucht; doch ist *the* allen schreibern geläufiger. Die partikel erscheint in auftakt und senkung gern, wenn die vollform des pronomens das tempo übermässig beschleunigen würde. Vor vokalisch anlautender silbe wird die proklitische partikel auf die schwundstufe herabgesetzt. Diese ist häufig in den hss. bezeichnet; zuweilen findet sich dann in den varianten die vollform der partikel oder die vollform des pronomens. Vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftakt- oder senkungssilbe erweist sich die partikel stets als phonetisch leichter. Im auftakt ist die schwundstufe vor *ih ir er* belegt; IV 6~25~ zeigen alle hss. die vollformen *thi ih* im auftakt. In der senkung stehen 4 schwundstufen vor *ih in er* 5 vollformen gegenüber, die stets mit den folgenden pronominibus *ih iz* als *theih theiz* zusammengeschrieben sind. An zweiter und dritter stelle der senkung vor vokalisch anlautender hebung wird die partikel auf den anlautenden konsonanten reduziert; 6 schwundstufen vor *ih er unsih* beweisen für 4 vollformen vor *ih imo uns.* Wegen der proklitischen natur der partikel wird man

sie auch in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung auf den anlautenden konsonanten reduzieren, obwohl sich nur einmal die vollform *theiz* belegen lässt: IV 16 $_{29}$ *fon thén, theiz gisáhun.* Im einsilbigen auftakt vor vokalisch anlautender hebung ist IV 13 $_{41}$ *thi íh es wurti wírdig,* V *thi:* (*u* radiert), P *thíihes* durch den akzent in P völlige synalöphe eindeutig bezeichnet. Man wird auch H $_{150}$ *thi unsih scóno, so gizám* die partikel auf die schwundstufe herabsetzen. Erscheint doch auch der proklitische artikel *thie thio* im einsilbigen auftakt vor vokalisch anlautender hebung in der schwundstufe.

D. Interrogativa.

1. *weih weist.*

Die formenpaare *weih – waz ih* und *weist – waz ist* scheiden sich nach denselben regeln, die sich schon bei der betrachtung der analogen formenkreise des demonstrativpronomens ergaben.

Im regelmässigen wechsel von hebung und senkung erhält das pronomen *waz* einen nebeniktus: IV 23 $_{35}$ *ni wéistu, waz ih ságen thir.* In derselben tendenz hat Otfrid die form *weih* gesetzt, wenn eine unbetonte silbe vorausgeht und folgt:

I 3 $_{29}$ *Hági, weih thir ságeti.* II 8 $_{18}$ *theih óuge, weih fon thír nam.* II 21 $_{13}$ *Wéist thu, weih thir rédinon.*

Ebenso *weist:*

III 13 $_{50}$ *quad, er wári (weist es mér!).* V 1 $_{46}$ *er sálta (weist es méra).*

Vielleicht haben wir hier eine echt volkstümliche redewendung vor uns, die Otfrid in fester prägung übernahm, und zeigt, wie echt der dichter sich der volkssprache bediente. Sie findet sich IV 6 $_{32}$ hinter einer betonten silbe: *thiu habeta jú* (*weist es mér!*).

Vers V 9 $_{13}$ ist in allen hss. durch die hauptbetonte kurzform *wéist* eingeleitet: '*Wéist*', *quad,* '*iuer rédina*'. V 9 $_{21}$ tritt das pronomen in den auftakt; das verbum erhält den hauptiktus, ohne dass es einen merklichen sinnesakzent trüge: *Waz íst thaz*', *quad er,* '*sulihes*'? Dieser vers erfüllt die forderungen der orthographiereform; der erste schliesst sich an die volkstümliche redeweise an.

2. *wemo.*

Der dat. *wemo* ist bei Otfrid nur 5mal belegt, stets unter diesem schriftbild: V 2 $_{17}$ *fon wémo quami súlihthing.* III 18 $_{35}$ *wémo thih wolles ébonon.* Dass die form in der umgangssprache des 9. jahrhunderts aber schon den mhd. lautstand erreicht hat – wie auch der dat. *imo* – beweist I 15 $_{32}$ *so wémo iz ni gilóubit,* P *wémo iz,* F *wemoz*

D *wemo iz.* Vor den senkungssilben *er* und *ir* hat die hochbetonte satzdoppelform *wémọ* statt: IV 12 16 *fon wémo er sulih quáti.* V 11 11 *'So wémo ir' quad, 'gihéizet'.*

3. *Instrumentalis.*

Der instrumentalis des interrogativums läuft in ahd. zeit in der doppelten gestalt *hiu* und *wiu* um. Auch Otfrid braucht beide formen, *hiu* 16mal, *wiu* 6mal. Vgl. z. b.:

II 14 19 *Thaz offonot Johannes thár, bi hiu si só quad in wár.* 20 *bi wíu si thaz so zélita.* III 14 113 *bi híu er hera in wórolt quam.* F *wiu.*

Möglicherweise ist *bi híu* als *biu* zu lesen; eine handschriftliche gewähr bietet sich nicht. Die präposition *zi* verbindet sich mit dem instr. *hiu* unter allen akzentverhältnissen zu *ziu.* Die schreibform *zi hiu* zur sprechform *ziu* begegnet in den Otfridhss. nicht; doch kommt sie sonst vor, vgl. z. b. Tatian 64, 4 183, 4. Mit der form *wiu* hat keine kontraktion statt: IV 18 3 *Zi wíu sie iz ouh bibráhtin.* Alle anderen verse sind durch *ziu* eingeleitet:

Z. b.: I 4 72 *ziu ther éwarto.* III 20 126; IV 19 11 33 17; V 7 47 18 4. I 1 57 *Ziu sculun Fránkon, so ih quád.* I 27 45; II 19 26; IV 19 20 20 31 26 11; V 18 4. V 7 19 *Wib, ziu kúmistu thar?*

Vor vokalisch anlautender silbe begegnet der unbetonte instrumentalis nur 3mal vor einer zweiten vokalisch anlautenden auftaktsilbe. In allen 3 belegen stehen die vollformen nebeneinander:

Vor *ist.*

III 14 31 *'Ziu ist, drúhtin!' quad tho Pétrus.* III 16 43 *Ziu ist thánne in wídarmuati.*

Vor *er.*

III 8 45 *Ziu er scólti io thes githénken.*

III 14 31 16 43 ist zweifellos der sonant der verbalform zu elidieren. Das pronomen *er* bringt stets seine bedeutende schallfülle zur geltung; hinter den betonten oder unbetonten formen *wio thia thiu thie* bleibt das pronomen *er* stets intakt, während die synalöphe durch reduktion des vorhergehenden wortes vor sich geht. Man wird daher das richtige treffen, wenn man III 8 45 das konsonantische element des diphthongen unterdrückt.

III. Zusammenfassende übersicht.

Der übersicht halber seien die gesetze für den hiatus und die synalöphe noch einmal zusammengestellt.

Der vortrag der Otfridverse lässt den hiatus in folgenden fällen zu:

1. Wenn eine vokalisch auslautende hebung vor eine vokalisch anlautende hebung tritt.

2. Wenn ein vokalisch auslautendes einsilbiges wort allein im auftakt oder in der senkung vor vokalisch anlautender hebung erscheint.

Ausnahmen für den auftakt.

a) Die präpositionen *bi zi*, die relativpartikel *thi* und das präfix *gi-* werden auf die schwundstufe herabgesetzt.

b) Die negation *ni* verliert ihren sonanten, wenn die hebung auf *i-* anlautet; sonst hat keine synalöphe statt.

c) Der n. a. pl. m. *sie* wird auf die ablautsstufe *si* herabgesetzt.

d) Der n. a. pl. m. *thie* und der n. a. pl. fem. *thio* werden je nach ihrer syntaktischen funktion verschieden behandelt: Der proklitische artikel wird auf den anlautenden konsonanten reduziert. Das relativpronomen *thie* verbindet sich mit dem pronomen *ér* zu dem steigenden diphthongen *thiér;* vor einer hebung mit qualitativ abweichendem anlaut hat keine synalöphe statt. Das demonstrativpronomen erscheint stets in der vollform.

Ausnahmen für die senkung.

a) Die präpositionen *bi zi* und das präfix *gi-* werden auf die schwundstufe reduziert.

b) Der n. sg. fem. *si*, der acc. sg. fem. *sia* und der n. a. pl. m. *sie* werden auf die schwundstufe reduziert.

c) Der acc. sg. fem. *thia*, der n. a. pl. m. *thie* und der n. a. pl. fem. *thio* werden je nach ihrer syntaktischen funktion verschieden behandelt: der proklitische artikel wird auf den anlautenden konsonanten reduziert, das relativpronomen erscheint stets in der vollform.

3. Wenn auf eine vokalisch auslautende hebung eine vokalisch anlautende einsilbige senkung folgt.

Ausnahmen.

a) Das betonte adverb *wío* geht mit dem pronomen *er* die verbindung *wíer* ein.

b) Enkliticae geringsten nachdrucks wie das pronomen *iz* und das endbetonte pronomen *inàn* verlieren den unbetonten sonanten.

4. Wenn zweisilbige wurzelbetonte wörter mit kurzer wurzelsilbe vor eine vokalisch anlautendé hebung treten.

Der vortrag der Otfridverse lässt synalöphe eintreten nach folgenden gesetzen:

1. Der endvokal zweisilbiger wurzelbetonter wörter mit langer wurzelsilbe wird vor vokalisch anlautender hebung elidiert.

2. Tritt ein einsilbiges vokalisch auslautendes wort an zweiter stelle der senkung oder des auftakts vor eine vokalisch anlautende dritte senkungs- oder auftaktssilbe, so hat stets synalöphe statt.

3. Tritt ein zweisilbiges vokalisch auslautendes wort im auftakt vor eine dritte unbetonte vokalisch anlautende silbe, so wird stets der endvokal des zweisilbigen wortes elidiert.

4. Vokalisch auslautende dreisilbige wurzelbetonte wörter verlieren ihren endvokal vor einer vokalisch anlautenden unbetonten silbe.

5. Der vortrag erstrebt einsilbige senkung, wenn ein vokalisch anlautendes einsilbiges wort in zweisilbiger senkung hinter vokalisch auslautender hebung erscheint: schwach anlautende einsilbige enkliticae (*iz ist imọ ih in*) werden auf die schwundstufe herabgesetzt. Phonetisch gewichtigere wörter gehen mit diphthongisch auslautender hebung kontraktionen ein, deren jeweiliger charakter von dem phonetischen gewicht der zusammentreffenden sonanten abhängt. Hinter vokalisch auslautender hebung verliert das pronomen *es* seinen sonanten.

6. Der endvokal wurzelbetonter zweisilbiger wörter fällt vor vokalisch anlautender senkung. Nur wenn schwach anlautende enkliticae *iz imo inan in* (= *inạṇ*) *ist ir- in* (praep.) folgen, kann die synalöphe auch an diesen eintreten, wenn der endvokal phonetisch gewichtiger ist. Finden sich beide formen der synalöphe nebeneinander für dieselben wörter, so ist der endvokal dadurch als irrationaler vokal charakterisiert.

7. Eine vokalisch auslautende zweite oder dritte silbe des auftakts oder der senkung verliert ihren sonanten vor vokalisch anlautender hebung.

8. Tritt ein vokalisch auslautendes einsilbiges wort im auftakt oder in der senkung vor eine zweite vokalisch anlautende unbetonte silbe, so hat stets synalöphe statt.

KIEL. RUDOLF KAPPE.

MISZELLE.

Altnordisch *v*.

Meine ausführungen im 13. bande der Beiträge (s. 202 ff.), die sonst, soweit ich sehe, allgemeine zustimmung gefunden haben, sind neuerdings von Eugen Mogk in den Indogerm. forschungen (26, 209 ff.) angefochten worden. Obwohl ich nicht fürchte, dass seine einwürfe genauer prüfende leser überzeugen werden, halte ich es doch für geboten — damit das sprichwort *Qui tacet consentire videtur* nicht auf mich anwendung finde. — in den nachstehenden zeilen kurz darzulegen. warum ich

weit davon entfernt bin, die ergebnisse meines kleinen vor mehr als zwanzig jahren geschriebenen aufsatzes als gefährdet zu betrachten.

Die statistik hat unzweifelhaft auch bei philologischen untersuchungen unter umständen ihren grossen wert, falsch angewendet führt sie aber notwendigerweise zu fehlschlüssen. Wenn Mogk seinen unglauben an die vokalische qualität des *v* in den älteren altnordischen denkmälern dadurch begründet, dass die fälle, in denen *v* mit vocal alliteriert, gegenüber den anderen, wo *v* mit *v* gebunden ist, selten sind, so hat er nicht mit der möglichkeit gerechnet, dass in der zeit, der unsere handschriften entstammen, zahlreiche verse der ersten art, in denen man damals einen korrekten stabreim vermisste, geändert worden sind, einer möglichkeit, die meines erachtens durch meinen hinweis auf die merkwürdigen varianten der Hugsvinnsmǫl[1] (s. XII meiner ausgabe), die gar nicht anders erklärt werden können, als realität erwiesen ist. Dadurch wird es auch verständlich, dass in den skaldischen dichtungen, wo ein verstoss gegen die strengen kunstregeln noch unangenehmer empfunden ward als in der volkstümlichen poesie, die belege für die alliteration von *v* mit vokal beinahe ganz fehlen[2].

Wären die von mir a. a. o. gesammelten verse nicht vorhanden, so wäre dadurch über den ursprünglichen charakter des altn. *v* noch nichts erwiesen, da ein argumentum ex silentio nicht beweiskräftig ist: das englische *w* ist noch heute, wie in den tagen könig Ælfreds, ein halbvokal, und dennoch suchen wir in der stabreimenden poesie der Angelsachsen vergeblich nach einem verse, in dem *w* mit vokal alliteriert. In der altn. dichtung aber gibt es solche verse, die sich nicht aus der welt schaffen lassen, und weil sie da sind, muss das *v* in der zeit ihrer entstehung noch die vokalische aussprache gehabt haben. Mogk hat freilich nicht übel lust, diese verse als alliterationslos in anspruch zu nehmen. Er zählt in der von ihm aus der Edda zusammengestellten liste 24 solcher verse[3], von denen jedoch die 4 aus den Hárbarþsljóþ gestrichen werden müssen, da es mindestens möglich ist, dass diese zeilen als prosa gemeint sind, ebenso die galdralag-zeile Skm 28[3], die an die vorhergehende langzeile angereimt ist, und Vkv 8[3], wo offenbar *svá* und *sinnar* die reimstäbe sein sollen. Dagegen fehlen die folgenden[4]:

Hǫv 36[1] (= 37[1]) *bú es betra* | *þótt lítit sé*
Vm 5[3] *at hǫllu hann kom* | *ok átti Íms faþir*
Vm 34[1] *segþu þat et átta* | *alls þik fróþan kveþa*

1) Dieses gedicht glaube ich nunmehr doch in das 12. jahrhundert setzen zu müssen. Dass der lateinische Cato schon so früh in Island bekannt war, beweist ja das zitat in dem 1. grammat. traktate der Sn. Edda (ausg. von V. Dahlerup und Finnur Jónsson s. 34).

2) Zu den Beitr. 13, 208 angeführten belegen ist hinzuzufügen Gunnlaugr ormstunga (Gunnlaugs saga ed. Mogk[2], s. 11[1]):

vaeþ honum vart | *hann's illr ok svartr*,

und Auðr (Laxd. c. 35, 12):

vel es ek veit þat | *vas'k ein of láten.*

Ein weiteres zeugnis enthält die dróttkvætt-strophe der Karlevi-inschrift, denn ich zweifle nicht, dass Wimmer, der *antils* als eine verkürzte oder fehlerhafte schreibung für *uandils* erklärt (De danske runemindesmærker I, CXXIV), das richtige getroffen hat. Die namensform *Yndill* ist sonst nirgends nachgewiesen.

3) HH II 20[3] ist unrichtig zitiert; der vers lautet nach der handschrift: *vanntatta vígi* | *vas þér þat skapat.*

4) Offenbar verstümmelte verse sind nicht berücksichtigt und die Hárbarþsljóþ gänzlich ausser betracht gelassen.

Vm 38 [3] *hvaþan Njǫrþr of kom* | *meþ ása sunum*
Skm 1 [1] *Rístu nú, Skirnir* | *ok gakk at beiþa*
Alv 11 [3] *hvé sá himinn heitir* | *erakendi*
Hdl 49 [2] *svá at þú eigi kemz* | *á braut heþan*
Sg 49 [1] *þǫgþu allir* | *hugþu at ráþum*
Akv 38 [1] *skæraþi en skirleita* | *veigar þeim at bera.*

Es ergeben sich somit 27 verse aus einer gesamtsumme von rund 6400, d. h. 2,4 %. Diese verse sind natürlich sämtlich verderbt (auch Hǫv 36 [1]), wie denn mehrere von ihnen neben der reimlosigkeit noch irgend ein anderes stigma der korruptel an sich tragen. Zählt man die verse, in denen *v* mit vokal alliteriert, hinzu — ich will nur sechs davon als absolut sicher gelten lassen [1] —, so erhöht sich die zahl auf 33, von der sie also nahezu ⅕ (18 %) ausmachen. Hier ist die statistik — und die wahrscheinlichkeitsrechnung — am platze, die es als ausgeschlossen erscheinen lässt, dass ein so hoher prozentsatz von zeilen mit dem — vermeintlichen — gleichen fehler auf das konto des zufalls gesetzt werden könnte. Überdies ist auch der umstand in anschlag zu bringen, dass keiner jener sechs verse sonst irgend einen anlass zur verdächtigung bietet. Der schluss dürfte also erlaubt sein, dass sie fehlerlos überliefert sind und den dichtern und hörern, die das *v* ohne jede frage noch als halbvokal empfanden, als korrekt gereimte zeilen gegolten haben.

Auf den verfasser des ersten grammatischen traktats (der zweite kann, da er schon in das 13. jahrhundert fällt, ausser betracht bleiben) sollte sich Mogk nicht berufen, denn die zusammenstellung der wörter *austr*, *earn*, *er*, *eór*, *eyrir* und *uín* beweist, dass ihm *u* vor vokal ebenso als vokal galt wie *a* und *e* (*i*), und wenn er sich über die qualität des *u* nicht näher auslässt, so ist die einfache erklärung die, dass die aussprache d i e s e s lautes stets die gleiche war, d. h. daß zwar *earn* statt *iarn* gesprochen wurde, niemals aber *oín* statt *uín*. Noch weniger beweisend ist die bekannte tatsache (die nicht durch umständliche zählungen erhärtet zu werden brauchte), dass die isländischen schreiber *v* und *u* gewöhnlich unterscheiden. Sie folgten hierin nur der angelsächsischen tradition. Auch die Angelsachsen bezeichneten das unsilbische *u̯* durch die rune Ƿ, die nach ihrem vorgange bekanntlich auch in norwegischen und isländischen handschriften verwendet wird, das silbische *u* dagegen durch *u* — und doch hat noch niemand den schluss daraus zu ziehen gewagt, dass in *weox, weorđ, wuldor* usw. die spirans gesprochen wurde.

Im anschlusse hieran sei noch gegen eine andere behauptung Mogks einspruch erhoben. Er schliesst: weil die Lokasenna der ‘isländischen frührenaissance’ angehört, ist anlautendes *vr* in diesem gedichte unmöglich. Mir ist es unverständlich, wie man ein sicheres mittel, ein literarisches denkmal zeitlich und örtlich zu fixieren, so leichten herzens preisgeben kann. Da die verbindung *vreiþan vega*, die durch Fm 7 [2]. 17 [2]. 28 [2] Sd 27 [2] als eine feste alliterierende formel erwiesen wird, auch an d r e i stellen (15 [3]. 18 [1]. 27 [4]) der Lokasenna mehr als wahrscheinlich ist, so folgere ich, was mir methodisch richtiger erscheint, umgekehrt: weil der dichter anlautendes *vr* vor hellem vokale noch sprach, kann das lied der sogenannten ‘isländischen frührenaissance’ — ich bin ein feind derartiger prätentiöser schlagwörter, weil sie falsche vorstellungen erwecken und schiefe vergleichungen veranlassen — n i c h t angehören.

1) Ls 2 [1]. 10 [1]. 36 [4], Þrk 28 [3], Gþr II 20 [1], Od 15 [1].

KIEL. HUGO GERING.

LITERATUR.

NEUERE SCHRIFTEN ZUR RUNENKUNDE.

IV[1].

1. De danske runemindesmærker undersøgte og tolkede af **Ludv. F. A. Wimmer.** Afbildningerne udførte af **J. Magnus Petersen.** Undersøgelserne foretagne med understøttelse af det kgl. nordiske oldskriftselskab og ministeriet for kirke- og undervisningsvæsenet; udgivelsen bekostet af Carlsbergfondet. I, 1: Forord. Almindelig indledning. København, Gyldendalske boghandel 1907 1908. 19, CXCV s. gr. 4. 20 kr. – IV, 2: Tillæg og rettelser. Ordsamling. (VI), 20 (s. 215–234) + XCVII s. Københ. 1908. 15 kr. (I–IV kompl. 175 kr.).
2. En indskrift med ældre runer fra Fløksand i Nordhordland. Av **Magnus Olsen** og **Haakon Schetelig.** (Bergens museums aarbog 1909 nr. 7.) 44 s.
   Trylleruneme paa et vævspjeld fra Lund i Skaane af **Magnus Olsen.** (Christiania Videnskabs-selskabs forhandlinger for 1908 nr. 7.) 26 s.
3. Kylfverstenen. En 24-typig runrad af **Otto von Friesen** och **Hans Hansson.** [Antikvarisk tidskrift för Sverige 18 nr. 2.] Stockh. 1908. 25 s.

1. Mit diesen beiden schnell hintereinander erschienenen halbbänden hat das monumentale werk seinen würdigen abschluss gefunden; dass sie sich durchaus auf der höhe der voraufgegangenen halten, braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

Der erste (I, 1) enthält neben einer kurzen vorgeschichte der im jahre 1875 auf wunsch des Kgl. nordiske oldskrift-selskab übernommenen arbeit und einem bericht über methode und technik der untersuchung, welcher jedes einzelne denkmal – mit einziger ausnahme des Londoner leichensteines – an ort und stelle von Wimmer persönlich unterzogen wurde, während zugleich der rühmlichst bekannte künstler, prof. Magnus Petersen, seine vortrefflichen zeichnungen ausführte, eine ausführliche, in 13 kapitel gegliederte einleitung. Das erste handelt über zweck und bestimmung der runensteine, über ihre äussere gestalt, lokalität und umgebung. Wenn wir von den im 4. bande behandelten leichensteinen der christlichen zeit absehen, sind diese steine nicht eigentlich als grabsteine, sondern als denksteine zu bezeichnen, da sie in zahlreichen fällen gar nicht auf oder neben der ruhestätte der verstorbenen errichtet wurden und sich öfter geradezu selbst als kenotaphien bezeichnen, indem die inschriften melden, dass der tote fern von der heimat im auslande, auf einer heerfahrt, im kampfe oder auf der see, sein ende gefunden habe; es kommt daher auch vor, dass an verschiedenen orten steine gesetzt worden sind, die das andenken desselben mannes feiern. Gewöhnlich sind allerdings sowohl die verstorbenen wie die errichter der denkmäler in der gegend, wo diese aufgestellt wurden, heimisch und ansässig gewesen, aber es haben zuweilen auch Dänen in der fremde und ausländer in Dänemark verwandte oder freunde durch herrichtung eines erinnerungssteines geehrt.

Zu diesen denkmälern, von denen das grösste (der schonische stein von Lundagård) die ansehnliche höhe von 3,82 m erreicht, während das kleinste (der

1) Vgl. Zeitschr. XXVIII (1896) s. 236–245; XXX (1898) s. 368–379; XXXVIII (1906) s. 124–143.

Sjøringstein in Jütland) nur 86 cm misst, sind in der regel die im lande zahlreich vorhandenen erratischen granitblöcke verwendet worden, unter denen man mit vorliebe solche von der nach oben sich verjüngenden form der alten bautasteine auswählte; sandstein ist fast nur auf Bornholm benutzt, dessen boden dieses leichter zu bearbeitende material lieferte. Künstliche glättung ist nur selten vorgenommen worden, doch hat man natürlich in der regel für die inschrift die breitesten und ebensten flächen ausgesucht. Im gegensatz zu den späteren leichensteinen, die man auf das grab legte, haben die eigentlichen runensteine aufrecht gestanden, indem das untere, breitere ende in die erde eingegraben ward, daher die inschrift auch stets ein gutes stück oberhalb des fusses beginnt. Eine seltene, aber mehrmals sicher bezeugte, ausnahme ist es, dass die steine innerhalb des grabhügels angebracht wurden; in der regel bevorzugte man einen ort, der von dem allgemeinen verkehr stark berührt wurde, die fjordküsten, wasserläufe, landstrassen oder die weithin sichtbare spitze eines hügels, der zuweilen, aber durchaus nicht immer, der grabhügel des toten war, sei es, dass man diesen (wie in Jællinge) frisch aufschüttete oder ein altes hügelgrab aus der stein- oder bronzezeit benutzte. Sehr häufig ist auch der denkstein von anderen steinen umgeben worden, meist wohl in der elliptischen form einer 'schiffssetzung' (*skeið*), wodurch ein denkmal (*kumbl*) von oft sehr beträchtlichem umfange geschaffen ward.

Das 2. kapitel beschäftigt sich mit der äusseren gestalt der inschriften. Zu diesen ist in der mehrzahl der fälle nur éine (die glatteste) seite des steines benutzt worden, öfter aber auch mehrere (bis zu vier), sowie die kanten. Eine seltene ausnahme ist es, dass die inschrift von der vorderseite über die spitze des steines nach der rückseite hinüberführt. Regel ist es, dass die inschrift unten beginnt und nach oben läuft; das umgekehrte, sowie die wagerechte richtung, ist nur durch wenige beispiele bezeugt. Besteht die inschrift aus mehreren zeilen, so laufen entweder alle von unten nach oben, oder die richtung wechselt (βουστροφηδόν); gewöhnlich wird links angefangen, doch gibt es auch inschriften, die rechts oder in der mitte beginnen. Meist, aber nicht immer, sind die zeilen durch striche voneinander getrennt oder von strichen eingerahmt. Auf späteren denkmälern verläuft die inschrift oft in einem durch zwei striche gebildeten bande, das – meist links beginnend – an der kante des steines entlang läuft; wenn das band nicht ausreichte, ist die fortsetzung auf verschiedene weise angebracht, zuweilen in einem zweiten, inneren, mit dem äusseren parallel laufenden bande. Hieraus entwickeln sich dann die jüngeren schlangenwindungen, die jedoch in Dänemark nur auf den jüngsten schonischen steinen und auf Bornholm zu völliger ausbildung gelangt sind und vermutlich auf schwedischen einfluss zurückgeführt werden müssen. Die länge der runen ist sehr verschieden (0,039–0,366 m) und wechselt sogar häufig innerhalb derselben inschrift; die eigennamen sind öfter durch grössere runen hervorgehoben. Die einzelnen wörter sind gewöhnlich durch trennungszeichen von einander geschieden, die jedoch auf den ältesten denkmälern noch zuweilen fehlen. Am häufigsten gebraucht ist der doppelpunkt, seltener der einfache und dreifache; öfter sind statt der punkte auch kleine senkrechte striche verwendet worden. Erst in christlicher zeit wird ein kleines schräg liegendes (mitunter auch doppelt gesetztes) kreuz als trennungszeichen üblich, neben dem jedoch (bisweilen sogar in derselben inschrift) auch die punkte noch benutzt sind. Von dem modernen gebrauche weicht (wie in den handschriften) die worttrennung dadurch ab, dass sehr oft die glieder eines compositums von einander geschieden

werden, umgekehrt aber zwischen präposition und regiertes nomen kein trennungszeichen gesetzt ist.

Im 3. kapitel geht der verfasser zur besprechung der runenformen über, woran im 4. kapitel die untersuchung über den lautwert der runenzeichen sich anschliesst. Da die hier in betracht kommenden fragen bereits in dem bekannten buche des verfassers über die runenschrift behandelt sind und neues kaum geboten wird, unterlasse ich es, darüber zu referieren.

Kapitel 5 erörtert die sprache der runeninschriften. Diese unterscheidet sich in der älteren zeit (bis c. 950) nicht wesentlich von der sprachform der älteren altnordischen gedichte und der ältesten isländischen handschriften, wenn sie auch in einzelnen fällen altertümlicher ist, z. b. run. *Hróulfr* gegen altisl. *Hrólfr; Goðumundr — Goðmundr; sunu* (acc. sg.); *móðrgin — móðgin; kumbl — kuml; liga* (got. *ligan*) — *liggja; ræispi — reisti;* die formen des demonstrativpronomens *sási;* die vergleichspartikel *þan* (altisl. *an, en*); *æft* als präposition u. a. Erst mit dem schlusse des 10. jahrhunderts beginnt das ostnordische sich deutlich von dem westnordischen zu scheiden: jenes bewahrt noch lange zeit nebeneinander die beiden *r*-laute, die westnordisch bereits früh zusammenfielen, und den alten diphthongen *iú*, der westnordisch vor dentalen in *ió* übergeht, bietet öfter *ó* an stelle des westn. *ú* (*bó, bró, Glómr*) und *ý* an stelle von *ǿ* (*býr*), wandelt *e* (*ê*) zu *æ* (*ǽ*), hat den *u*-umlaut des *a* in der regel nur dort erhalten, wo der umlautwirkende vokal später geschwunden war — die von Wimmer nicht erklärten ausnahmen (*sautu, faupur, fopur*) scheinen auf Schonen und Bornholm beschränkt zu sein, so dass hier eine ostdänische eigentümlichkeit zu statuieren wäre —; es hat ferner nur geringe spuren des *ʀ*-umlauts aufzuweisen und anlautendes *h* vor *r* früher abgeworfen als das westnordische [1], während die organischen formen *satti, sattr* (gegen westn. *setti, settr*) sogar ins neudänische hinübergerettet sind. — Von abweichungen und eigentümlichkeiten auf dem gebiete der flexionslehre notiert Wimmer die deklination des wortes *drengr*, das im altdänischen zur *ja*-klasse, im altwestnordischen dagegen zur *i*-klasse gehört, das fehlen des pronomens *enn, inn* (altdänisch begegnet nur *hinn*), die analogiebildung *sáʀ* neben *sá*, die altertümlichen formen des zusammengesetzten demonstrativpronomens *sá-si, sú-si, þat-si,* das in der späteren zeit auch das zweite glied flektiert, und die erhaltung des nom. sg. m. *hwá*, der ja bekanntlich, wenn auch in sehr eingeschränkter verwendung, im neudän. *hvo* fortlebt. — In der syntax und wortstellung sind unterschiede kaum zu bemerken, dagegen enthält der wortschatz ein paar dem ostnordischen fremde nomina (*heim-þegi, kollr, witring, glamull*). Recht bedeutend ist die zahl der von Wimmer verzeichneten personennamen, die auf westnordischem gebiete bisher nicht nachgewiesen sind (*Óðinkárr, Gormr, Végótr, Fraðólfr* usw.); doch wird seine liste vermutlich eine einschränkung erfahren, sobald vollständige und zuverlässige sammlungen des gesamten altskandinavischen namenmaterials vorliegen werden [2]. Be-

1) *w* vor anlautendem *r* ist nur in *ríta* und den zu diesem verbum gehörigen ableitungen verloren gegangen, wie ich vermute, durch den einfluss des sinnverwandten *rísta*.

2) Nur als eine vorläufige abschlagszahlung betrachte ich das fleissige buch von E. H. Lind: Norsk-isländska dopnamn ock fingerade namn från medeltiden (Upps. 1905 ff.), das leider in der sorgfältigen registrierung der orthographischen nuancen sein behagen und genügen findet und daher höchstens den dialektforscher

fremdend ist s. LXXVI die behauptung, dass der name *Hildulfr* in Norwegen und Island unbekannt sei, während doch bereits bd. II s. 460 und im namenregister des IV. bandes (s. XLIX) die bekannten belege aus den Hárbarðsljóð und der Snorra Edda angeführt sind und an der letzten stelle auch auf norwegische ortsnamen hingewiesen ist, welche die existenz des personennamens auch für Norwegen beweisen. Auch der name *Finnulfr* wird mit unrecht für Island geleugnet, da in der Hungrvaka (c. 2, 16 u. ö.) ein Guthormr prestr Finnólfson bezeugt ist, der schwerlich (wie Lind vermutet) dänischer nationalität war.

Im 6. kapitel, das den inhalt der runeninschriften behandelt, wird zunächst festgestellt, dass die später beinahe stereotype formel: 'X errichtete diesen stein (dieses denkmal) nach (d. h. zum andenken an) Z' erst allmählich sich durchsetzte, daher in der älteren zeit verschiedene andere, kürzere oder längere, formeln nebeneinander begegnen. Abweichungen von der fest gewordenen formel sind selten zu finden, so z. b. die ausdrückliche angabe, dass X das denkmal durch einen andern herstellen liess. Gewöhnlich wird aber hinzugefügt, in welchen verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen beziehungen der errichter des denksteins zu dem verstorbenen stand; öfter wird auch der name von des toten vater (sehr selten dagegen der der mutter) angegeben. Sehr beliebt ist auch die beifügung eines kurzen, den dahingeschiedenen preisenden elogiums (*harða góðan þegn* bezw. *dreng* ist das üblichste). Nicht selten ist auch die gesellschaftliche stellung oder der beruf der durch den denkstein geehrten person mitgeteilt, hin und wieder auch der ort oder die näheren umstände des todes. Die angaben über die errichter der denkmäler sind in der regel noch sparsamer und lakonischer. In der heidenzeit ist zuweilen am schlusse eine ausdrückliche warnung vor der zerstörung oder schädigung des denkmals hinzugefügt oder der wunsch, dass 'Thor die runen weihen' möge; dies ist dann in christlicher zeit durch ein häufig bezeugtes kurzes gebet für das heil der seele ersetzt worden.

Ein zweiter abschnitt beschäftigt sich mit den in den inschriften vorkommenden versen. Keine dänische runeninschrift ist von anfang bis zu ende in metrischer form; es sind immer nur einzelne sätze, die durch stabreim, wortstellung, rhythmik verraten, dass poetische fassung beabsichtigt war. In der ansetzung solcher verse ist Wimmer lobenswerterweise vorsichtiger gewesen als andere, mitunter wohl noch nicht vorsichtig genug, wie ich z. b. in der inschrift des grösseren steines von Sønder-Vissing (I, 73 ff.) die dichterische form nicht zu erkennen vermag. Umgekehrt möchte ich aber in ein paar fällen gegen Wimmer verse statuieren, da ich mich nicht davon überzeugen kann, dass ein satz, der in versform beginnt, mit gewöhnlicher prosa schliessen oder dass ein prosaischer satz in die metrische gestaltung umschlagen konnte. Ich glaube daher nach wie vor (s. Zeitschr. 30, 372 fg.), dass die inschrift des Sjörup-steines (durch auslassung eines adverbiums) verstümmelt ist; meiner vermutung, dass hier wie auf dem ersten steine von Hälle-

und grammatiker befriedigen kann, nicht aber den etymologen und noch viel weniger den genealogen und historiker. Ein wörterbuch der altnordischen personennamen sollte zugleich eine gedrängte altnordische biographie darstellen und von genealogischen tafeln begleitet sein: jede dieser tafeln müsste sämtliche namen durchnumerieren, damit in den einzelnen artikeln (jede person hätte natürlich einen besonderen artikel zu beanspruchen) darauf verwiesen werden könnte.

stad ein zu ehren des Ásbjorn Tókason verfasstes gedicht zitiert wird, ist Wimmer ja nunmehr beigetreten. Ebenso beharre ich gegen Wimmer, der nur das fornyrðislag und den málaháttr auch dem ostnordischen vindizieren will, bei der annahme (Zeitschr. 38, 131 fg.), dass in dem von ihm so überaus glücklich ergänzten und gedeuteten schlusse der inschrift von Sønder-Vinge der helmingr einer ljóðaháttrstrophe erhalten ist, da hierfür nicht nur der entschieden sprichwörtliche charakter der beiden zeilen spricht, sondern auch die form: auf eine völlig korrekte langzeile A + B folgt eine ebenso korrekte vollzeile des typus AC (Zeitschr. 34, 475), die zwar nicht in sich selbst alliteriert, wohl aber an die vorausgehende langzeile angereimt ist, indem sie dieselben beiden reimstäbe enthält, die in jener die gekreuzte alliteration bilden. Meine hypothese erscheint mir daher entschieden wahrscheinlicher als die annahme einer sententia hybrida, eines aus poesie und prosa gemischten satzes, für dessen möglichkeit man sich nicht etwa auf Brates Runverser berufen soll, die zur guten hälfte gar keine verse sind, und ich verstehe nicht, warum man dänischerseits sich so sehr dagegen sträubt, dass man auch Dänemark einen bescheidenen anteil an der gnomischen dichtung des nordens, deren gefäss der ljóðaháttr gewesen ist, zuweisen will.

In einem dritten abschnitte des kapitels wird noch die frage: Von wem und zu wessen gedächtnis die runensteine errichtet wurden? dahin beantwortet, dass in der regel diese wie jene männer waren, und zwar sind die fälle am häufigsten, dass von dem sohne (bezw. von mehreren söhnen) dem vater oder von dem bruder (bezw. von mehreren brüdern) dem bruder (oder mehreren brüdern) der denkstein gesetzt ward; ziemlich häufig sind auch die denkmäler vertreten, die kameraden oder freunde einander weihten, seltener schon diejenigen, die der treue diener dem herrn oder der herr dem diener stiftete. Dass frauen aktiv und passiv so wenig beteiligt sind, entspricht der bescheidenen rolle, die das weib des nordischen altertums im öffentlichen leben spielte: die einzige ehefrau, deren gedächtnis der trauernde witwer durch ein monument ehrte, war eine königin, Þyri Danmarkarbót, und ebenfalls nur einmal bezeugt ist die rührende anhänglichkeit des verlobten an die durch den tod ihm entrissene braut (auf dem steine von Rygbjærg), während die dankbarkeit der tochter gegen die mutter auf zwei denkmälern zum ausdruck kommt; sonst wird die mutter noch ein paarmal entweder allein oder neben dem vater oder bruder von den hinterbliebenen erwähnt. Wenn die frau handelnd aus ihrer reserve heraustrat, um den namen des gatten der nachwelt zu überliefern, gaben gewiss immer besondere umstände die veranlassung, sei es, dass männliche erben nicht vorhanden waren oder die söhne das alter der mündigkeit noch nicht erreicht hatten. — Dass ein lebender zu seinem eigenen gedächtnis einen stein errichtete, ist nur einmal (auf dem låländischen steine von Tillise) ausdrücklich bezeugt, aber auch für den seeländischen stein von Fjænneslev mit sicherheit anzunehmen; in Schweden ist die zahl dieser fälle häufiger. — Am schluss des kapitels gedenkt der verfasser auch noch der steinmetzen, die die inschriften und die nicht selten diesen beigefügten bildlichen darstellungen einmeisselten: ihre namen haben diese leute, die in der späteren zeit sicherlich ihre kunst handwerksmässig übten, öfter, und bereits auf den älteren denkmälern, der nachwelt nicht vorenthalten.

Von den oben erwähnten bildlichen darstellungen und figuren, zu denen Wimmer im 7. kapitel übergeht, sind einzelne, und zwar die seltsamen, noch unerklärten runden (schalenförmigen) und ovalen (fusssohlenähnlichen) vertiefungen

älter als die inschriften, da sie vermutlich lange vor dem beginne der eisenzeit in die später zu den runendenkmälern verwendeten steine eingehauen wurden. Gleichzeitig mit den inschriften sind dagegen aus der heidenzeit verschiedene religiöse symbole (das hakenkreuz, der Thorshammer und vielleicht auch die noch nicht gedeuteten drei ineinander verschlungenen hörner auf dem steine von Snoldelev; an ihre stelle tritt dann nach der bekehrung das christliche kreuz, das auf dem grossen, von Harald blauzahn errichteten steine von Jællinge sogar durch ein vollständiges bild des gekreuzigten Christus ersetzt ist. Als helden der wikingerzeit werden eine beträchtliche anzahl der auf den denksteinen verewigten männer durch die meist recht roh ausgeführten s c h i f f s b i l d e r bezeichnet; eine höher entwickelte, durch irische und angelsächsische muster beeinflusste kunst bezeugen dagegen die reichlich vertretenen darstellungen phantastischer t i e r g e s t a l t e n, die Wimmer nicht für einen lediglich ornamentalen schmuck ansehen möchte, ohne jedoch eine deutung zu wagen. Auch ein wunderlich stilisierter männerkopf kommt mehrfach vor. Auf dem grösseren steine des Hunnestad-monuments in Schonen findet sich das bild eines behelmten, mit einer streitaxt bewaffneten kriegers, das vielleicht den Gunni hǫnd darstellen soll, den vater der vier brüder Ásbjǫrn, Tomi, Rói und Leikfrøðr, von denen die ersten beiden den beiden letztgenannten jenen stein errichteten, während der kleinere inschriftstein von Ásbjǫrn allein dem später verstorbenen Tomi gestiftet ward: vermutlich hat Gunni wegen der gewaltigen kraft, mit der sein arm die waffe schwang, seinen beinamen erhalten. Ein dritter, inschriftloser stein desselben monuments zeigt das bild eines auf einem wolfe reitenden weibes, das eine schlange als zaum benutzt und in der rechten hand statt der reitgerte ebenfalls eine schlange führt, also einer zaubergewaltigen riesin, wie sie das nordische altertum nach dem zeugnisse der Snorra Edda und der Helga kviða Hjǫrv. sich vorstellte. Zwei weitere, ebenfalls nur mit bildern geschmückte steine sind leider verloren und nur aus den sehr mangelhaften abbildungen in Worms Monumenta und Göranssons Bautil bekannt. Wimmer deutet sie nicht; da jedoch auf dem einen stein sicher ein geweihtragendes tier, also — trotz des langen, aller zoologie hohnsprechenden schweifes — ein h i r s c h abgebildet scheint und auf dem andern ohne alle frage ein e b e r, so wüsste ich nicht, was uns hindern könnte, in diesen beiden tieren den E i k þ y r n i r und S æ h r í m n i r zu erkennen. Das Hunnestad-monument, das auf dem jüngeren inschriftsteine bereits das kreuz trägt, zeigt also eine für das übergangszeitalter charakteristische mischung von heidnischen und christlichen vorstellungen: Gunni hǫnd und seine beiden älteren söhne waren vielleicht noch als anhänger des asenglaubens gestorben, und deswegen brachte man auf dem denkmale darstellungen an, die an die freuden von Valhǫll erinnerten.

In früheren zeiten hat man mehrmals auf steinen runen zu erkennen geglaubt, die sich nachher bei sorgfältigerer untersuchung als natürliche ritzen und schrammen erwiesen, die das eisen der pflugschar oder das gletschereis der diluvialzeit verursacht hat. Diese fälle, von denen Finn Magnusens deutung der sogenannten Runamo-inschrift in Blekinge der bekannteste ist, behandelt Wimmer im 8. kapitel und gibt als beispiel die abbildung des Vårst-steines in Jütland, auf dem P. G. Thorsen spuren von buchstaben hatte finden wollen. Hieran schliesst sich im 10. kapitel die besprechung der beiden d ä n i s c h e n r u n e n d e n k m ä l e r i m a u s l a n d e, von denen die inschrift des Karlevi-steines auf Öland die interessantere ist. Diese inschrift war zuletzt von Sven Söderberg herausgegeben worden (vgl. meine anzeige Zeitschr. 38, 141 fg.), dessen lesung und deutung Wimmer nur in ein paar minder

wesentlichen punkten berichtigt hat[1]. So liest er in zeile 7 der dróttkvætt-strophe '*untils*' als *Vandils*, was unbedingt wahrscheinlicher ist als Söderbergs *Yndils*, da diese namensform sonst nirgends vorkommt, während *Vandill* in einer nafnaþula der Sn. Edda (I, 548) unter den *sækonunga heiti* aufgeführt wird; wir erhalten durch diese einleuchtende besserung zugleich einen neuen beleg für die neuerdings mit unrecht geleugnete vokalische qualität des altnordischen *v* (s. oben s. 233 fg.). In dem prosaischen teile der inschrift, den Wimmer wohl mit recht an die spitze setzen will, glaubt er am anfange aus den an dieser stelle stark verwitterten runen eher *stain. sasi. is. satr* als *stain. sa. uas. satr* herauslesen zu sollen und erklärt *liþi* für den nom. sing. des bekannten sw. masc., während Söderberg ein sonst unbezeugtes st. n. *liþi* 'gefolge' ansetzen wollte (Wimmer bezieht das wort auf den mann, der dem toten am nächsten stand und die errichtung des denkmals veranlasste). Der durch abbröckelung verstümmelte schluss endlich, den Söderberg nicht zu ergänzen gewagt hatte, lautete nach Wimmers vermutung: *en. hans. liþi. sati. at. u. taus*[.] *aiþ*[*ar. mini*], d. h. *en hans liði satti at ey dauðs heiðarminni* 'sein gefolgsmann aber errichtete an der insel (d. h. auf dem ufer) das ehrendenkmal des toten'. Diese ergänzung ist offenbar glücklicher als die früheren versuche, wenigstens gebe ich den meinigen ohne bedauern auf. Der verfasser der dróttkvætt-strophe ist auch nach Wimmers meinung ein n o r w e g i s c h e r skalde gewesen, dagegen schreibt er den prosaischen teil der inschrift einem d ä n i s c h e n gefolgsmanne des Sibbi zu, was ein paar ostnordische eigentümlichkeiten (wie *satti* st. *setti*) zu beweisen scheinen: dieser umstand gibt ihm denn auch das recht, den Karlevi-stein als ein d ä n i s c h e s denkmal in anspruch zu nehmen. Mit der schlacht auf den Fyrisvellir bei Upsala hat dasselbe übrigens nach Wimmers urteil nichts zu tun, der das denkmal reichlich 20 jahre später ansetzt (um 1000). — Das zweite ausserhalb Dänemarks errichtete monument ist das auf dem kirchhofe der Paulskirche zu London gefundene bruchstück eines runensteines aus der 1. hälfte des 11. jahrhunderts, auf dem leider nur wenige worte erhalten sind: ***Fina : let : lekia : stin : þensi : auk : Tuki.*** Derselben zeit gehört der schonische stein von Valleberga an, dessen inschrift die mitteilung enthält, dass Manni und Swéni, zu deren gedächtnis er errichtet wurde, zu London ihre ruhestätte gefunden haben. Wimmer hält es daher für möglich, dass der Londoner stein das grab dieser beiden männer bedeckt habe; bedenklich ist jedoch der umstand, dass nur éin skelett in demselben gefunden wurde.

Etwas grösser ist die zahl der f r e m d e n r u n e n d e n k m ä l e r a u f d ä n i s c h e m b o d e n, mit denen das 10. kapitel sich beschäftigt. Von diesen ist der zweite stein von G u n d e r u p in Jütland (aus der 2. hälfte des 10. jahrhunderts) das älteste. Die kurze inschrift: *Austain sati stain þansi abt Asulb faþur sin* erweist sich durch die verwendung der runenzeichen ᛆ, ᚽ und ˈ, sowie durch das zweimal an stelle von *f* gebrauchte *b* als s c h w e d i s c h. Etwa derselben zeit wird der jütische stein von Lavrbjærg angehören, dessen legende: *rulnausanstain* | *uili* ein noch ungelöstes rätsel ist; jedesfalls aber beweist die rune ᚠ, welche die geltung *a* haben muss, dass wir es nicht mit einem echt dänischen denkmal zu tun haben. Aus der 1. hälfte des 11. jahrhunderts stammt der stein von Hobro in Jütland, der

1) Seine ausführungen über den Karlevi-stein finden sich bereits in einem anhange der von Sv. Söderberg begonnenen und von Erik Brate vollendeten ausgabe der öländischen runeninschriften (Ölands runinskrifter, Stockh. 1900—1906, 4) s. 136—139.

die inschrift trägt: *Þuriʀ risþi stin þaasi aufti Karl hin kuþaa fᴇlaka sin harþa kuþaan trᴇk*: bemerkenswert ist in dieser die dreimal bezeugte verbindung *aa* (ᚼᚼ) und daneben der umstand, dass die rune ᛦ nicht bloss *ʀ*, sondern zweimal auch einen *e*-laut bezeichnet, für den Wimmer die transskription *ᴇ* gewählt hat. Diese zweite eigentümlichkeit zeigt auch ein westgötländischer runenstein von Ås socken, Åse härad (Torin, Vestergötlands runinskrifter II, nr. 42), und da die inschriften der beiden steine (bis auf das epitheton *hinn góða*, das auf dem Ås-steine fehlt) identisch sind, so hat Wimmer mit seiner vermutung unzweifelhaft recht, dass beide auf veranlassung desselben mannes, des Westgöten Þórir, errichtet sind, der eine in seiner eigenen heimat, der andere in der heimat seines 'kameraden' Karl. Ebenfalls schwedischen ursprungs ist sodann der im jahre 1897 aus den fundamenten des Schleswiger domes hervorgezogene stein, der bald nach seiner entdeckung von Wimmer im verein mit Rochus v. Liliencron publiziert ward (Kiel 1898). Die ergänzung dieser, nur fragmentarisch erhaltenen inschrift, die unter sorgfältigster berechnung des raumes, der für die zerstörten runen zur verfügung stand, vorgenommen wurde, macht dem scharfsinne des herausgebers, der jetzt bei der erneuten behandlung des stoffes nur ein wort zu ändern für nötig fand (*urustu* statt *utfaru*) alle ehre. Hiernach lautete diese inschrift:

[*Tuki*] *lit r*(*a*)*i*(*s*)*a stain e*[*ft*]
[*ir Half*](*t*)*an Sul*[*ka sun felaga*]
[*sin eʀ uarþ t*](*a*)*uþr* (*i*) [*urustu*]
[*Suai*]*n auk Kuþmuntr þar r*[*istu*]
[*run*](*a*)*ʀ a Englanti i Skiu* [*h*]*uilis Kr*[*istr*]
[*hialbi ont hans*].

In 'Skia' erblickt Wimmer nicht mehr, wie in der Kieler publikation, die Hebrideninsel Skye, die man schwerlich als 'in England' belegen bezeichnen konnte, sondern, einer vermutung Konr. Maurers sich anschliessend, das heutige dorf Skidby in East-Riding (grafschaft York). In der nähe dieses ortes wurde am 25. september 1066 die schlacht von Stamford-bridge geschlagen, in der kurz vor ihrem untergange die sonne des sieges noch einmal den Angelsachsen leuchtete und der norwegische könig Haraldr harðráði den tod fand. Dass nordische wikinger in den dienst ausländischer fürsten traten, ist ja oft genug vorgekommen, und es ist daher keine unwahrscheinliche annahme, dass in demselben kampfe auch Halfdan Sulkason (auf norwegischer oder angelsächsischer seite) gefallen ist. Vermutlich war er dänischer nationalität, aber der steinmetz, der die runen einhieb (und doch wohl auch sein auftraggeber) stammte, wie Wimmer meint, aus einer der schwedischen landschaften am Mälarsee, was wortwahl, sprach- und runenformen zu beweisen scheinen.

Ein gotländisches denkmal endlich ist der taufstein von Åkirkeby auf Bornholm, den Wimmer bereits 1887 in einer besonderen schrift (dem ersten vorläufer seines grossen runenwerkes) in mustergiltiger weise untersucht und erläutert hat (vgl. meine ausführliche anzeige Zeitschr. 21, 487 ff.). Er konnte sich daher jetzt damit begnügen, seine resultate in kürzerer fassung zu wiederholen und einzelne kleine berichtigungen einzuschalten, die er zum teil den besprechungen [1] seiner älteren arbeit verdankt.

1) Die existenz eines in einer Kopenhagener zeitung (Dagbladet) erschienenen referats von F. Dyrlund ist erst jetzt durch Wimmers bezugnahme auf dasselbe zu meiner kenntnis gelangt.

Im 11. kapitel bespricht Wimmer die mittel, die dem forscher zu gebote stehen, um das *alter der runeninschriften* zu bestimmen. Die sichersten anhaltspunkte gewähren natürlich die im ersten bande vereinigten 'historischen' denkmäler, da diese genau datiert werden können und glücklicherweise nahezu 300 jahre umspannen (von c. 940 bis c. 1210). Ein weiteres hilfsmittel gewähren die schriftlichen oder bildlichen zeugnisse auf den runensteinen für ihre errichtung in heidnischer oder in christlicher zeit. Wo derartige zeugnisse fehlen, müssen die sprach- und runenformen über die zeitfrage entscheiden: zu den *sprachlichen kriterien* gehören die bewahrung oder aufgabe der alten diphthonge sowie die unterscheidung der beiden *r*-laute (*r* und *ʀ*) und der beiden *a*-laute (*a* und *ą*), zu den *paläographischen* die verwendung der punktierten runen (seit dem letzten viertel des 10. jahrhunderts), die verschiedenen formen der *m*-rune (in der älteren zeit ᛘ, seit dem beginne des 11. jahrhunderts Ψ), die nebenformen der *s*-rune ᚺ ᚻ (seit der zweiten hälfte des 10. jahrhunderts), die jüngeren formen der *a*-rune ᛆ und der *n*-rune ᚿ, die jüngeren formen der *ą*-rune, die schliesslich den lautwert *o* erhält, und die wechselnde gestalt der trennungszeichen. Mit recht macht jedoch Wimmer darauf aufmerksam, dass der ganze charakter und gesamteindruck eines denkmals in betracht gezogen werden muss, und dass, um eine relativ sichere zeitbestimmung zu ermöglichen, für den untersuchenden eine auf autopsie begründete beherrschung des gesamten materials unerlässlich ist. Trotz alledem können die schätzungen nur approximativen wert haben, da z. b. mit der möglichkeit gerechnet werden muss, dass ein steinmetz, der um 950 in die lehre trat, noch im anfange des 11. jahrhunderts mit der ausführung eines denkmals betraut werden konnte, aber zu konservativ war, um sich an die neumodischen punktierten runen zu gewöhnen. Daher ist es nicht ausgeschlossen, dass selbst der tüchtigste kenner um ein paar jahrzehnte sich irrt. So datiert Wimmer selber jetzt (I, CXXXVII) den stein von Valleberga und den gleichzeitigen stein vom St. Paulskirchhof in London um 1030, während er früher (in band III) den genannten schonischen stein *hinter* den steinen von Hyby, Ålstorp und Holmby einordnete, die er dort geneigt war, bis zur mitte des 11. jahrhunderts hinabzurücken; auch trägt er kein bedenken, sich jetzt der hypothese von Magnus Olsen (Danske studier 1906, s. 37 fg.) anzuschliessen und den Bornholmischen stein von Nyker mit dem dänischen Wendenkreuzzug des jahres 1147 in verbindung zu setzen, obwohl er früher c. 1130 ('frühestens 1125, wahrscheinlicher aber ein paar jahre jünger') als terminus ad quem angenommen hatte.

Das 12. kapitel handelt über die *geographische verbreitung der runendenkmäler*. Die sitte, denksteine für verstorbene zu errichten, ist, wie Wimmer annimmt, in den verschiedenen gegenden des landes nicht zu allen zeiten gleichmässig verbreitet gewesen. Obwohl er mit recht davor warnt, voreilige schlüsse zu ziehen, da der zufall seine hand im spiele gehabt haben kann, so dass möglicherweise in einer landschaft eine grössere anzahl von steinen durch günstige umstände erhalten blieb, während anderwärts durch besonderes missgeschick eine umfangreichere zerstörung stattfand, scheint doch im 9. jahrhundert besonders in *Seeland* und *Fünen* der brauch in blüte gewesen zu sein, während im 10. jahrhundert, besonders von 950 an, und bis tief in das 11. jahrhundert hinein *Jütland* und *Schonen* durch die bei weitem grösste anzahl von denkmälern repräsentiert sind und auf *Bornholm* erst von c. 1030 ab – dafür aber desto länger (bis ins 13. jahrhundert) - steininschriften sich nachweisen lassen. Im ganzen ist Jütland durch 68

steine vertreten (während der umstrittene boden von Schleswig nur 5 aufweist), von denen die mehrheit den östlichen, von jeher besser bevölkerten teilen der halbinsel angehört, Fünen durch 8, Seeland durch 10, Låland durch 6, Falster durch 1 (auf Møn und Langeland ist kein einziger zutage gekommen), Schonen durch 42 und Bornholm durch 38: die gesamtzahl beträgt somit 168.

Das letzte (13.) kapitel unterrichtet über die b e n e n n u n g d e r s t e i n e (die häufiger mit dem namen des kirchspiels, dem der fundort angehört, als mit dem namen des letzteren bezeichnet sind) und über ihren gegenwärtigen aufbewahrungsplatz. Nur der kleinere teil befindet sich noch auf der ursprünglichen stätte seiner errichtung oder in der nähe derselben; eine grössere anzahl ist in kirchen oder in deren unmittelbarer umgebung, zum teil auch auf herrschaftlichen landsitzen untergebracht worden. Mehrere sind auch in museen übergeführt, wo sie ja der wissenschaftlichen benutzung am bequemsten zugänglich sind: 15 in die (übrigens viel zu enge und dürftige[1] 'runenhalle' des nationalmuseums in Kopenhagen, 6 nach Århus, 2 nach Randers, 2 nach Maribo, 7 nach Lund und 3 nach Kiel.

Die schlusshälfte des IV. bandes eröffnen mehrere wichtige nachträge zu den früheren bänden; erfreulicherweise konnten hier auch ein paar n e u e n t d e c k t e denkmäler veröffentlicht werden. Das interessanteste von diesen ist der im jahre 1905 in den fundamenten der alten klosterkirche zu Århus gefundene prächtige runenstein (Århusstenen V) aus dem anfange des 12. jahrhunderts mit der inschrift:

> *[T]usti × auk × Hufi × auk × þiʀ × Frebiurn ×*
> *risþu × stin × þąnsi × iftiʀ × Ąsur ×*
> *Saksa × filaka × sin × harþa × kuþan ×*
> *trik × saʀ × tu × mana × mest × uniþikʀ ×*
> *saʀ × ati × skib × miþ × Arną ×*

die in mehrfacher hinsicht beachtenswert und merkwürdig ist. Eigentümlich nämlich ist die auf dänischen runensteinen sonst nicht begegnende bezeichnung *Ązur Saxa* statt *Ązur Saxasun* (sonst ist, wenn das wort *sun* fehlt, der vatername im genetiv vorangestellt: *Gorms Tóki* u. a.); bemerkenswert ferner die fornyrðislagzeile *sáʀ dó manna* | *mest uníðingr*, die das wort *uníðingr* 'ein vollendeter ehrenmann' für Dänemark zum erstenmal belegt, während das elogium in fast ganz gleicher form auf schwedischen steinen öfter begegnet, sowie die angabe des schlusssatzes, dass der verstorbene in gemeinschaft mit einem andern ein schiff besessen habe, was auch auf dem zweiten Strø-steine (DR III, 112) und durch isländische quellen mehrfach bezeugt ist (zu der von Wimmer angeführten stelle der Gunnlaugs saga vgl. ferner Eyrbyggja c. 22, 7 nebst der note). Endlich ist es ein immerhin seltener fall, dass zwei von den auf diesem steine genannten personen, und zwar die beiden männer mit den nicht gerade häufigen namen *Hófi* und *Freybjorn*, bereits bekannt waren, und zwar durch die inschrift des etwas jüngeren steins von Ålstorp in Schonen (DR III, 154 ff.): *Hals : auk : Freybiurn : risþu : stina : þesi : eftiʀ :*

1) 'Prindsens palais' ist überhaupt der denkbar ungünstigste aufbewahrungsort für so reiche und kostbare sammlungen. Keine europäische grossstadt hat durch wiederholte feuersbrünste so schmerzliche verluste an wissenschaftlichem material erlitten wie Kopenhagen, und man sollte daher, nachdem endlich die schätze der königlichen bibliothek ein so schönes, würdiges und sicheres heim gefunden haben, nun auch nicht zögern, den nicht minder wertvollen beständen des museums eine ähnliche geräumige und vor allem gegen brand geschützte stätte zu bereiten.

Hufa : fēlaga : sin. Die wahrscheinlichkeit, dass diese gleichnamigen personen identisch sind, ist nämlich überaus gross, und die von Wimmer nur als möglich bezeichnete vermutung, dass Freybjǫrn, der zusammen mit Hófi und Tósti seinem kameraden Ązur den stein von Århus errichtete, den Hófi überlebt hat und diesem in gemeinschaft mit einem andern genossen den stein von Ålstorp als denkmal setzte, hat sicherlich das richtige getroffen. — Neu entdeckt (im jahre 1906) ist ferner der stein von Stora Harrie in Schonen (aus dem ersten viertel des 11. jahrhunderts) mit der kurzen inschrift: *Birla : sati : iftiʀ : Tuka : mak : sin* 'Birla (offenbar ein frauenname) errichtete [diesen stein] zum andenken an ihren verwandten (stiefsohn?) Tóki', in der die auslassung des objektes (*stin*) auffallend, aber nicht beispiellos ist. — Ebenfalls noch nicht publiziert war die inschrift des taufsteins in der kirche von Lilla Harrie in Schonen: *Marten : mik : giarþi*, sowie das fragment eines bunten glasfensters aus der kirche von Give in Jütland (um 1300) mit der inschrift: *furði(k)*, die Wimmer nicht deutet.[1] — Ergänzt endlich wird die bd. III, 159 ff. publizierte inschrift des schonischen steines von Holmby durch den früher (infolge der einmauerung in die kirchenwand) nicht sichtbaren anfang: *Suin rispi.* Der von Wimmer a. a. o. ergänzte schluss (*góðan þegn*) steht nicht auf dem steine, vielmehr endet die inschrift mit *sin.* Auch das auf dem denkmal (von dem natürlich eine neue abbildung gegeben wird) eingemeisselte schiff, dessen vorder- und hinterteil in tierköpfen auslaufen, ist jetzt vollständig sichtbar geworden.

Den grössten teil des halbbandes (s. III—LXXXII) füllen die unentbehrlichen und mit peinlicher sorgfalt bearbeiteten lexikalischen beigaben (glossar und namenregister). Der wortschatz, den die inschriften der runensteine uns liefern, ist ja begreiflicherweise nicht gross (er umfasst nur 104 substantiva, 54 adjektiva, 11 pronomina, 2 zahlwörter, 60 verba, 24 adverbia, 11 präpositionen, 7 konjunktionen und 2 präfixe, also in summa 275 wörter). Dazu kommen 292 eigennamen (235 männliche und 31 weibliche personennamen, 21 ortsnamen und 5 völkernamen), die zum teil noch ungedeutet sind und den etymologen wohl noch für längere zeit reichlichen stoff für ihre kombinationen liefern werden[2]. In den beiden verzeichnissen hat übrigens bereits Wimmer verschiedene male gelegenheit gehabt, früher ausgesprochene meinungen zu berichtigen oder eine neue erklärung vorzuschlagen; man vgl. z. b. s. XXII s. v. *swáss*, wo er diesem worte nunmehr mit recht die bedeutung des gotischen *swês* vindiziert (Zeitschr. 38, 131), oder s. LX s. v. *Sązurr*, wo die schon von Bugge erwogene, seltsamerweise aber wieder aufgegebene hypothese, dass das anlautende *s* in den eigennamen *Sązurr*, *Sąsgerðr* und *Sæstríðr* aus der endung des vorangestellten vaternamens stamme, die *s*-losen nebenformen *Ązurr*, *Ąsgerðr*, *Æstríðr* also die ursprünglichen seien, als die allein mögliche bezeichnet wird, was wohl allgemeiner zustimmung sicher ist[3].

1) An die lesung *forð[i] i(esus) k(ristr)* 'adjuvet J. Chr.' ist kaum zu denken, denn auf einem so jungen denkmal müsste man doch statt des ᚢ ein ᚯ erwarten.

2) Überzeugend gedeutet ist inzwischen von Evald Lidén der männliche eigenname Sbarla (d. i. Spærla < *Spærðla) in der neuen, vom Svenska litteratursällskapet i Finland herausgegebenen zeitschrift: Studier i nordisk filologi utg. genom Hugo Pipping I, Helsingfors 1910, s. 1 ff.

3) Sollte nicht auch der alte name des heutigen dorfes Spragelse (zwischen Ringsted und Næstved), *Sbalklusa* in gleicher weise als **s-Balks-losa* zu erklären sein? Die sw. form *Balki* ist auf westnordischem gebiete als männlicher eigenname mehrfach nachgewiesen (Lind sp. 109), die st. *Balkr* nur als beiname (*Gunnarr*

Auch in den angehängten Tillæg og rettelser (s. LXXXIII—XCII) sind zahlreiche schätzenswerte exkurse und nachträge zu allen vier bänden enthalten. So ist z. b. der interessanten inschrift des Bornholmischen steines von Vester Marie VI noch eine volle seite gewidmet (s. XC—XCI). Wimmer erklärt jetzt das *trebinu* dieser inschrift nicht mehr als den genetiv eines weiblichen eigennamens, sondern als den genetiv des appellativs *tré-béna* '(mühle) mit hölzernen füssen', bleibt aber im übrigen (mit der modifikation, dass *Trébénu syni(R)* die 'söhne vom Mühlenhofe' bezeichne), bei seiner früheren deutung. Ich beharre demgegenüber auf meiner emendation (Zeitschr. 38, 132; 40, 318), die von der voraussetzung ausgeht, dass die von dem steinmetzen nicht verstandene und unrichtig wiedergegebene vorlage auf ein zu ehren des toten verfasstes gedicht anspielte, wie ein gleiches für die inschriften von Hällestad und Sjørup anzunehmen ist (Zeitschr. 30, 371 ff.). Diese emendation erscheint mir weit weniger 'voldsom' als die versuche, den überlieferten wortlaut zu retten. In diesem ist der nominativ *drinr kopr*, der zu dem unmittelbar vorausgehenden akkusativ *Alfar bruþur sin* die apposition bilden soll, zum mindesten auffallend — trotz der von Magnus Olsen (Danske studier, 1906, s. 38) aus der Viglundar saga beigebrachten parallele (die übrigens in literarischen quellen zahlreiche seitenstücke hat: s. zur Njála c. 13, 19) —; geradezu unmöglich ist aber der singular *suek* und nicht minder unmöglich die pluralform *syni* statt *syniR*: wenn Wimmer sagt, 'at indskriften tilhører en tid, da *-r* i endelserne i mange tilfælde var på veje til at falde bort' (III, 308), so muss ich mich gegen Wimmer auf Wimmer selbst berufen, aus dessen Bornholmischer formenlehre (in J. C. S. Espersens Bornholmsk ordbog, Kbh. 1908) s. < 77 > zu ersehen ist, dass gerade in diesem falle die mundart der insel das pluralische *-r* bis auf den heutigen tag bewahrt hat. Endlich glaube ich auch nicht an die existenz des männlichen eigennamens *Skógi*, der sonst nirgends nachgewiesen ist und, soweit ich sehe, auch durch keine analogie gestützt wird. Diese häufung von sonderbarkeiten mutet unserer gläubigkeit doch allzuviel zu, während durch die von mir vorgenommenen geringfügigen änderungen eine formell und inhaltlich durchaus korrekte legende gewonnen wird. Im allgemeinen ist natürlich, wenn es sich um inschriften handelt, eine vorsichtige und konservative kritik durchaus am platze, und meine einwendungen haben selbstverständlich nicht den zweck, das grosse und unsterbliche verdienst Wimmers, der nicht nur der forschung ein unbedingt zuverlässiges material geliefert, sondern auch die meisten inschriften richtig gedeutet und chronologisch fixiert hat, zu schmälern. Möchte man doch nun, diesem über alles lob erhabenen vorbilde nacheifernd, auch in Schweden die hand ans werk legen, wo — von Öland abgesehen — noch so gut wie alles zu tun ist, da die sammlungen von Dybeck, Torin, Wiede und anderen, die in unbegreiflicher kurzsichtigkeit noch immer George Stephens als ihren lehrer und meister verehrten, auch den bescheidensten ansprüchen nicht genügen können. Dem würdigen Nestor der nordischen philologen aber spreche ich zur vollendung seines grossen lebenswerkes meine aufrichtigsten glückwünsche aus: möge es ihm vergönnt sein, auch die beiden wissenschaftlichen arbeiten, die er schweren herzens beiseite legen musste, um sich ganz der ihm übertragenen riesenaufgabe widmen zu können, noch zu einem glücklichen ende zu führen!

balkr, Hyndl. 22[1]). Vgl. über die häufigen ortsnamen auf *-løse* O. Nielsen in den Blandinger til oplysning om dansk sprog i ældre og nyere tid II (1890), s. 27 ff.

2. Von den zahlreichen, in verschiedenen zeitschriften zerstreuten runologischen abhandlungen Magnus Olsens, die uns die sichere gewähr geben, dass die fortsetzung der grossen, von Sophus Bugge begonnenen ausgabe der sämtlichen norwegischen runendenkmäler den besten händen anvertraut ist, greife ich nur die beiden heraus, die ihrer kulturgeschichtlichen bedeutung wegen von allgemeinerem interesse sind. Die erste behandelt die inschrift eines 1864 in der urne eines frauengrabes aus dem 4. jahrhundert n. Chr. gefundenen knöchernen schabemessers, das nach den sachkundigen erörterungen Scheteligs, der einen ausführlichen fundbericht beisteuert, dazu gedient hat, die fleischseite einer abgezogenen tierhaut zu reinigen. Diese inschrift enthält nur elf von rechts nach links laufende, durch keine trennungszeichen von einander geschiedene runen, von denen die neunte und zehnte zu einer auch sonst begegnenden ligatur vereinigt sind, und ergibt die lesung:

linalauka͡ʀa.

Diese gliedert Olsen in die drei komplexe: *lina*, *laukaʀ*, *a* und erkennt in in dem ersten das altn. st. n. *lín* 'lein, linnen, leinwand', in dem zweiten das altn. st. m. *laukr* 'lauch' (beide in der urnordischen form des nominativs) und in dem dritten den ersten buchstaben des in den älteren runeninschriften oft begegnenden wortes *alu*, das den die inschrift tragenden gegenstand als ein schutzmittel, ein amulet kennzeichnen soll. Zur erklärung verweist er auf den kürzlich von Andr. Heusler (Zeitschr. des vereins f. volksk. 13, 24 ff.) ausführlich behandelten, in der Flateyjarbók überlieferten Vǫlsa þáttr, in dem von der abergläubischen verehrung berichtet wird, die im nördlichen Norwegen zur zeit Olafs des heiligen von einer bauernfamilie dem in leinwand eingewickelten und durch lauch vor der verwesung geschützten membrum eines hengstes erwiesen sein soll, wie auch anderwärts ein solcher phallusdienst, durch den man dauerndes wachstum und gedeihen des viehstandes sich sichern wollte, bezeugt ist. Durch eine reihe von belegen aus der alten und neuen literatur, die von der belesenheit und gelehrsamkeit des verfassers ein rühmliches zeugnis ablegen, wird ferner festgestellt, dass die leinpflanze vielfach als symbol der fruchtbarkeit angesehen wurde und der lauch neben anderen liliazeen als ein aphrodisiakon galt. Den umstand, dass das letzte wort, obwohl genügender platz vorhanden war, nicht ausgeschrieben, sondern nur durch den ersten buchstaben angedeutet ist, sucht Olsen dadurch zu erklären, dass man der zehnzahl eine besondere bedeutung beigemessen zu haben scheint, da auch in anderen inschriften magischen inhalts dieselbe anzahl von runen verwendet ist, und hierauf deutet ja auch die vereinigung der beiden schlussrunen des wortes *laukaʀ* zu einem einheitlichen zeichen, die also ebenfalls vorgenommen ward, um die geheiligte zahl nicht zu überschreiten. Ich halte es für möglich, dass diese scharfsinnige deutung das richtige getroffen hat; einleuchtender aber würde sie sein, wenn das instrument, auf dem die runen eingegraben sind, ein zur abtrennung der genitalien geeignetes werkzeug wäre: hierzu ist jedoch die dünne klinge aus knochen schwerlich verwendbar gewesen.

Magischen zwecken hat auch, wenn seine erklärung (woran ich nicht zweifle) richtig ist, die zweite, von Magnus Olsen behandelte inschrift dienen sollen, die auf einem knöchernen webetäfelchen eingegraben ist, das 1906 zu Lund in einem alten, wahrscheinlich dem 13. jahrhundert angehörigen frauengrabe gefunden wurde. Die inschrift läuft an den vier kanten des täfelchens entlang und lautet (die erste, durch einen stern bezeichnete rune der dritten kante ist zerstört):

*skuararʀ : iki|mar : afa : | *ą̣n : m͡n : krat | aallatti :*

Aus den runen der ersten drei kanten gewinnt Olsen die lesung: *S*[*i*]*gvararʀ-I*(*n*)*gimar* [*h*]*afa man m*[*é*]*n- grát* ‚Sigvǫrs-Ingimar soll unheilvoller kummer widerfahren', während der letzte teil der inschrift seiner meinung nach keine wirklichen wörter enthält, sondern nur aus zeichen besteht, denen man eine besonders zauberkräftige wirkung zuschrieb. *S*[*i*]*gvararʀ* ist der genetiv des frauennamens *Sigrǫr*, und die bezeichnung *Sigvararʀ-Ingimar* hat, wie Olsen nachweist, mehrfache parallelen, wie z. b. der in einem þáttr der Morkinskinna und im Skáldatal erwähnte isländische dichter Þórðr, der in Norwegen verwalter der reichen witwe Ása (Gull-Ása) wurde und sie nachher heiratete, infolgedessen den namen Ásu-Þórðr erhielt. In einem intimen verhältnisse haben vermutlich auch die beiden in unserer inschrift genannten personen zueinander gestanden, und ein hierüber erzürntes, eifersüchtiges weib hat die runen in das täfelchen eingeritzt, um dem Ingimar unheil zu weben. Die vorstellung vom spinnen oder weben des unglücks ist bekanntlich alt und war weit verbreitet, was der verfasser durch eine reihe von zeugnissen nachweist.

3. Zu den drei denkmälern, die das gemeingermanische runenfuþark von 24 zeichen in im wesentlichen gleicher anordnung — jedoch alle unvollständig — überliefern (der spange von Charnay, dem Themsemesser des Britischen museums und dem brakteaten von Vadstena) ist kürzlich durch einen glücklichen fund ein viertes hinzugefügt worden, das bereits in einer trefflichen schwedischen publikation vorliegt, über die ich wegen der wichtigkeit des gegenstandes für die geschichte der runenschrift kurzen bericht erstatte.

Die dünne kalksteinplatte, auf der das fuþark eingeritzt ist, diente nebst anderen (gleichartigen, aber unbeschriebenen) steinen, die sämtlich lotrecht standen, zur einfassung eines grabes, das 1903 zu Kylfver auf Gotland aufgedeckt wurde und nach archäologischen kriterien dem 4. jahrhundert n. Chr. angehört: die inschrift würde somit als das älteste schwedische runendenkmal anzuerkennen sein. Das alphabet, an dessen erster und achter rune die beistriche nicht mehr deutlich erkennbar sind und dessen zwölfte rune sich nicht mehr mit sicherheit ihrer form nach feststellen lässt, hat die folgende gestalt (trennungszeichen, die auf dem brakteaten von Vadstena die drei gruppen von je acht zeichen voneinander sondern, fehlen):

5 10 15 20
ᚠᚢᚦᚨᚱᚲᚷᚹᚺᚾᛁ[ᛃ]ᛈᛇᛉᛊᛏᛒᛖᛗᛚᛜᛞᛟ

Auffallend ist, dass drei runen: a (nr. 4), s (nr. 16) und b (nr. 18) nach links gewendet sind, und dass die p-rune (nr. 13) der ẹ-rune vorausgeht, während die oben genannten drei denkmäler (auch handschriftliche — ags. — runenalphabete) die umgekehrte reihenfolge zeigen (in der anordnung der beiden letzten runen schwanken die bisher bekannten alphabete), ferner dass die ʀ-rune (nr. 15) die beistriche unten ansetzt und abwärts kehrt, während als die ältere form bisher die mit oben angesetzten und aufwärts gerichteten beistrichen (ᛉ) gegolten hat die ursprüngliche form ᛯ, die aus einer alten form des griechischen ζ (Ṯ) durch brechung der beiden wagrechten linien und verlängerung des hauptstabes nach oben und unten hervorgegangen sein wird, ist auf der Charnayspange erhalten: aus ihr sind meines erachtens die formen ᛉ und ᛣ, die als vereinfachungen sich darstellen, entstanden . Die p-rune (nr. 13) stimmt genau mit dem entsprechenden zeichen des Themsemessers überein, während die handschriftlichen ags. alphabete eine etwas abweichende gestalt zeigen (ᛈ) und der brakteat von Vadstena, der die runde form B zur bezeichnung des b verwendet, die alte p-rune durch das eckige zeichen ᛒ ersetzt hat. Das der

24. rune folgende zeichen, über das v. Friesen sich nicht äussert, halte ich für ein sieben(oder acht-?)mal wiederholtes ᛏ, durch das vermutlich der schutz des gottes Týr angerufen werden sollte.[1] — Ausserdem finden sich rechts von dem fuþark und durch einen grösseren zwischenraum von diesen getrennt noch die runen ᛊᚢᚴᛁᚢᚼ (oder ᛊᚢᛗᚢᚼ?), deren deutung noch nicht versucht ist.

1) Vgl. Sigrdr. 6:

Sigrúnar skalt kunna, ef vill sigr hafa,
ok rísta á hjalti hjǫrs,
sumar á véttrimum, sumar á valbǫstum,
ok nefna tysvar Tý.

KIEL. HUGO GERING.

Kinderlied und kinderspiel von **Karl Wehrhan.** [Handbücher für volkskunde IV.] Leipzig, W. Heims 1909. VIII, 189 s. 2 m.

Die vorliegende arbeit will 'das für weitere kreise wissenswerteste aus dem anmutigen gebiete des kinderlieds und kinderspiels bringen'. Sie bespricht in gedrängter kürze, alle gattungen des kinderliedes und -spieles. Von der historischen, mythologischen, pädagogischen, metrischen, musikalischen und sprachlichen seite wird an dieses gebiet der volkskunde herangetreten und so dem freunde dieser wissenschaft eine nicht ungeschickte einführung geboten. Der verfasser bringt keine selbständigen forschungsergebnisse, sondern nur eine auswahl dessen, was bisher auf diesem gebiete gearbeitet worden ist. Leider spricht er sich garnicht über die methode der kinderliedforschung aus. Dass der häufig unverständliche sinn eines liedes, die dunklen neubildungen und überreste nur durch sammlung und vergleichung der varianten möglichst vieler, womöglich aller lieder gedeutet werden kann, wird von ihm mit keinem worte erwähnt, und ist doch auch für weitere kreise, auf deren sammeltätigkeit der forscher angewiesen ist, von erheblicher wichtigkeit. Bedauerlich ist ferner, dass der verfasser die bedeutung der geographischen verbreitung der lieder nicht erkannt hat. Seine ansicht, dass man 'von jedem reim ruhig vermuten darf, dass er auch irgendwo anders nicht fremd ist' (s. 169), muss ich, in dieser allgemeinen fassung, entschieden widersprechen; ich erinnere nur an die rummelpott-, todaustreibe-, sommer- und Martinslieder, deren gebiet genau abgegrenzt ist. Gerade in der geographischen verbreitung einzelner liedergruppen liegen die bedeutsamsten fingerzeige für die ausdehnung eines kultes, für siedelungsverhältnisse, bevölkerungsverschiebungen, für den wirkungskreis historischer und literarischer erscheinungen u. a. m. Wenngleich schon zahlreiche sammlungen von kinderliedern vorliegen, so wird die wissenschaftliche forschung doch erst dann zu befriedigenden resultaten gelangen, wenn die voraussetzung für ein derartiges arbeiten gegeben ist, d. h. die mehrzahl, womöglich alle lieder, die von kindern gesungen werden, aufgezeichnet und systematisch geordnet sind. Eine solche arbeit wird allerdings ohne staatliche unterstützung kaum möglich sein. Der verfasser hat ihr vorgearbeitet mit einem systematischen und einem landschaftlich geordneten literaturverzeichnis, welches, allerdings nicht lückenlos, doch das reichhaltigste darstellt was für dieses gebiet bisher vorlag. Dafür sind wir ihm zu danke verpflichtet.

FLENSBURG. WILHELM JÜRGENSEN.

Virgil Moser, Historisch-grammatische einführung in die frühneuhochdeutschen schriftdialekte. Halle a. d. S., Waisenhaus 1909. XII, 266 s. 8 m.

Karl v. Bahders verdienstvolles buch 'Grundlagen des nhd. lautsystems' ist seit jahren vergriffen und sein verfasser noch auf lange so völlig durch die grosse arbeit am Deutschen wörterbuch beansprucht, dass eine neue auflage nicht abzusehen ist. So ist es doppelt erfreulich, dass das schwierige und wichtige gebiet von anderer hand eine bearbeitung erfährt, die, was v. Bahder und andere seither erarbeitet haben, zu einem gesamtbild zusammenstellt und die reiche einzelforschung der letzten jahrzehnte verwertet, dabei auch wohl mehr auf eigene beobachtungen und sammlungen sich stützt, als das zurückhaltende vorwort erkennen lässt. 'Es wird noch viele einzeluntersuchungen erfordern, ehe eine geschichte der begründung der nhd. schriftsprache versucht werden kann', hatte v. Bahder 1889 geschrieben, und das wort ist heute noch nicht veraltet — nicht als abschliessende geschichte ist denn auch Mosers buch gemeint, sondern als ein grosses, übersichtliches fachwerk, in das sich künftige einzelforschung eintragen lässt, das kommenden arbeitern auf diesem gebiete den blick auf das ganze richten hilft und gerade auch in seinen lücken anregend wirken kann, indem es dazu auffordert, sich um solche dünne stellen mit besonderem ernst zu bemühen. Ich verweise hier beispielsweise auf die bemerkungen über die kanzleisprache von Worms und Speyer s. 40, über die spätere entwicklung der schriftsprache in Bern s. 69, die kürzung mhd. längen s. 117.

Moser scheidet sein buch in zwei hauptabschnitte, von denen der erste, historische die entwicklung der schriftdialekte von 1350 bis 1650 durch kanzlei und literatur, praxis und theorie in grossen zügen verfolgt, der zweite, grammatische die sprachlichen erscheinungen in laut- und formenlehre, wortbildung und syntax darstellt. Die angehängten bemerkungen zum wortschatz geben nach des verfassers eigener absicht nur einige allgemeinste charakteristika, die beigefügten urkundlichen und literarischen textproben können auf 30 seiten reichtum und vielseitigkeit des deutschen schrifttums jener zeit eben nur andeuten. Es wäre gegenüber dem tapfern und mühevollen vorstoss, den Mosers buch beim jetzigen stand der forschung bedeutet, unbillig, es hier auf einzelheiten hin durchzusprechen, dagegen soll der versuch gemacht werden, an je einem punkte seiner hauptabschnitte Mosers verfahren zu würdigen.

Mosers urteil über Luthers stellung zur schriftsprache läuft darauf hinaus, 'dass Luther nicht nur nichts absolut neues geschaffen hat, sondern dass seine sprache von dem, was wir heute schlechthin als 'neuhochdeutsche schriftsprache' bezeichnen, viel weiter entfernt ist, als dies gewöhnlich angenommen wird' (s. 50). In dem bestreben, diese these durchzusetzen, die in solcher fassung gewiss eine beachtenswerte wahrheit enthält, geht Moser hie und da entschieden zu weit, und manches in seinen urteilen, das zum widerspruch herausfordert, widerlegt sich schon aus seinen eigenen angaben. Wenn nur die éine äusserung Luthers bestehen bliebe, er habe so geschrieben, 'das mich beide Ober- und Niderländer verstehen mögen', so hätte er ein unvergleichliches verdienst um die einigung der nhd. schriftsprache. Dieses bestreben bei Luther, das man nicht 'unwillkürlich' (s. 50) nennen darf, würde ihn über seine zeitgenossen hinausheben, schon wenn es erfolglos gewesen wäre, dass er aber nachfolge gefunden hat, wenn auch nicht allgemein und sofort, bestätigen Mosers laut- und formenlehre fast in jedem paragraphen. Dazu ist die

grundsätzliche achtung vor der Luthersprache so gut bezeugt wie immer eine sprachgeschichtliche tatsache des 16. und 17. jahrhunderts, und man darf diese zeugnisse nicht beiseiteschieben, weil sie 'meist von parteiischen gewährsmännern' (s. 52) herrühren: wo soll man zeugnisse von neutralen beobachtern hernehmen, wenn die ganze deutsche welt in freunde und feinde Luthers geteilt war?

Wie sich Mosers buch im lichte künftiger einzelforschung behaupten wird, kann durch die gunst des zufalls schon jetzt an einem beispiel gezeigt werden. Über die gutturaldiminution, die er s. 220 auf 10 zeilen behandelt, erscheint eben eine Freiburger doktorschrift von Hans Gürtler, die er noch nicht benutzen konnte. Moser teilt seine übersicht über das suffix in einen absatz über seine verbreitung und einen zweiten über seine verschiedenen formen – eine sachgemässe einteilung, die sich zum nutzen des verständnisses oft in dem buche widerholt. Nicht glücklich ist in unserm falle nur, dass er hier den ersten absatz über das suffix *-ichin* handeln lässt, da doch diese form nur im östlichsten teile des md. gebiets gilt und schon seit dem 14. jahrhundert völlig zurücktritt. Gürtler stellt fest, dass das suffix seit dem 10. jahrhundert sporadisch, seit dem 14. in breiter geltung auftritt, und dass Hessen, Sachsen und Schlesien die masse der belege liefern. Damit werden Mosers angaben 'seit dem 14. jahrhundert' und 'in allen teilen des gebiets' nicht berichtigt, aber doch präzisiert. Gürtler zeigt aber auch, dass das suffix für eigennamen viel früher und in breiterer geltung fest ist als für andere substantiva, und gewinnt damit einen neuen gesichtspunkt, den Moser noch nicht haben konnte. Dass das suffix 'weiterhin in der zunahme begriffen ist', bestätigen Gürtlers sammlungen durchaus; dass es bis 1650 etwa gegen *-lin* noch weit in der minderzahl bleibt, ist im allgemeinen richtig, dabei gibt es aber doch autoren, die dem *(i)chen* den vorzug geben, wie Rothe in seiner 1421 vollendeten Thüringischen chronik. Die weitere angabe, dass Luther *-ichen* nur in seinen (familien-)briefen verwende, wird haltbar nur durch die einschränkung 'öfters', die in der notiz bei Moser s. 48 fehlt. Im übrigen zeigen schon die artikel heilgichen, kaninchen, krönchen, pfinnchen im Dwb., sowie bapsteselchen, bierichen, canonichen, catönichen, engelchen, faulbettchen bei Dietz, dass er das suffix auch in seinen tischreden, polemischen schriften, predigten und in der bibelübersetzung nicht verschmäht. Dass *-chin* bei Alber recht wenig im gebrauch ist, bestätigt sich dagegen durchaus: Gürtler hat nur 20 belege bei ihm gefunden.

Mit grossem sprung geht Moser von Luther und Alber sogleich zu den schlesischen dichtern über. Gürtler ermöglicht uns hier einzufügen, dass Fischart 22 *-chen* neben vereinzelten *-ken*, Rollenhagen (nennt ihn Moser absichtlich stets Rollhagen, oder ist's ein lapsus wie bei dem stets so geschriebenen Zarnke und bei Fromann 62, 32, Koldwey 76, 33?) 9, Ambrosius Pape 16, Martin Rinckart in seinen volkstümlichen schriften sehr viele *-chen* bietet und dass, während sich grammatiker, lexikographen und sprachgesellschaften ablehnend verhalten, das suffix im volkslied früh herrscht. Die bemerkung 'etwas häufiger wird es unter den Schlesiern' lässt sich jetzt bestimmter fassen: *-chen* ist die regelmässige und fast ausschliessliche form der diminution bei Opitz, Logau, Gryphius, auch Fleming; das gleiche gilt von herzog Heinrich Julius und den Königsberger dichtern, namentlich Simon Dach. Dass Schottel das suffix fast nicht gelten lassen will, bleibt bestehen: nur in drei redensarten, die er nicht gut anders widergeben konnte, lässt er es stehen.

In Mosers übersicht der formen des suffixes können wir jetzt statt der drei autornamen, die er nennt, die landschaften einsetzen: *-ichin* gilt wie bei Opitz im ganzen osten des md. gebiets, in Schlesien und zum teil in Meissen, *-chin* wie bei Alber im ganzen westen, besonders in Hessen, *-ichen* im Obersächsischen und Ostthüringischen, wie es bei Luther die gangbare form ist, *-igen* in manchen seiner tischreden scheint nur auf rechnung des vermittlers Mathesius zu kommen. Endlich *-gen*, nicht erst seit dem 17. jahrhundert so geschrieben, ist am Mittelrhein zu hause, rückt seit dem 15. jahrhundert nach osten vor und drängt sich in kanzlei- und schriftsprache (Rinckart, Olearius, Stoppe, Finckelthaus, Zinkgräf, Moscherosch) so stark ein, dass man sagen darf: das suffix hat in dieser form seinen endgültigen einzug in die schriftsprache gehalten.

Nicht für alle einzelfragen werden wir so gründliche untersuchungen bekommen, wie jetzt von Gürtler über die gutturaldiminution, und nicht jede einzelschrift wird das bei Moser gegebene gesamtbild so sauber präzisieren können. Um so mehr dürfen wir es zum guten zeichen nehmen, wenn sein passus unserer mikroskopischen betrachtung so gut standhält und den eindruck übersichtlicher zusammenfassung wenigstens des hauptmaterials bewahrt, soweit sich das so knapp überhaupt darstellen liess. Denn das ist freilich eine gefahr bei Mosers verfahren, dass die mitteilungen über einzelheiten in ihrer nötigen kürze gar zu inhaltarm werden, wie denn beispielsweise der letzte paragraph seines grammatischen teils: 'Anakoluthe sind während des 16. Jahrhunderts häufig. Sie finden sich bei Luther nicht selten, besonders beliebt sind sie bei Fischart' keinen leser ernsthaft fördern kann. Eine andere schwierigkeit ist die, dass jeder seiner hauptabschnitte zum völligen verständnis den andern voraussetzt, dass das buch also erst beim zweiten lesen wirklich fruchtbar wird. Das wird zu bedenken sein, namentlich wenn man das buch anfängern empfiehlt, für die es nach der absicht des verfassers zuerst bestimmt ist. Etwas blutleer dürfte diesen der erste, historische teil mit seinem verzicht auf beispiele in jedem falle vorkommen, denn hier hat auch, wer sich schon längere zeit in frühnhd. texten bewegt, mühe, sich jede angabe Mosers an passenden belegen lebendig zu machen. Gerade der anfänger wäre wohl auch dankbar, wenn ihm die wichtige einzelliteratur vollständiger genannt würde, als bei Moser geschieht, etwa zu s. 66 Baeseckes einleitung zum neudruck von Fischarts Glückhaftem schiff; zu s. 101 § 26 v. Bahders artikel W im Dwb. XIII 1 f.; zu 140 anm. der artikel Reuter in Kluges Etymologischem wörterbuch; zu s. 162 Ernst Reuters Freiburger doktorschrift von 1906 Neuhochdeutsche beiträge zur westgermanischen konsonantengemination; zu s. 212 § 200 Bohnenberger Beitr. 22, 209; zu gesein 215, 24 die mhd. regel z. b. bei Paul § 309, die nach sämtlichen belegen des Dwb. unter gesein frühnhd. noch gilt, dazu etwa Luther, Weim. ausg. 30 II 147, 9 mit nachtrag; zu 216, 5 gewest — gesein auf H. Fischer, Atlas zur geographie der schwäbischen mundart, karte 24.

Man versteht, dass der verfasser bei der korrektur auf wichtigeres hat achten müssen als auf die kleinen druckfehler, sonst wären 39, 28 ethymologisch; 63, 19 gemminate; 113, 4 virgil statt virgel; 128, 33 passatim statt passim; 196, 31 *schir* statt *schrir* nicht stehen geblieben; der gebrauch von zahlreich statt oft oder häufig 25. 21. 90, 1. 93, 30. 97, 21 wäre revidiert worden. Sachlich etwas tiefer gehen die folgenden änderungsvorschläge: 19, 28 lies reichskanzlei statt reichsgewalt; 37, 1 im Unterelsässischen statt im Elsässischen; 43, 34 barfüsser schulmeister Kolross statt barfüssermönch und schulmeister; 46, 27 umlaut statt es; 53, 12 ober-

deutschen mundarten statt mundarten; 115, 29 silbengrenze statt silbenakzent; 172. 7 mittelbaren auslaut statt inlautenden auslaut; 215, 6 kontaminationsform statt kompositionsform.

FREIBURG I. BR. ALFRED GÖTZE.

Otto Draeger, Theodor Mundt und seine beziehungen zum Jungen Deutschland. Marburg, Elwert 1909 [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft, herausgegeben von Ernst Elster, nr. 10]. 179 s. 4 m.

Der verfasser bemerkt mit recht, dass die literaturgeschichte den 'kritiker des Jungen Deutschland' bisher ungebührlich vernachlässigt hat. Seine schrift hat besonderen wert durch die mitteilung ungedruckter briefe Mundts, worunter (s. 165) ein sehr merkwürdiger und sehr unerfreulicher an den geheimrat Tzschoppe. Und von dem 'verleger des Jungen Deutschland', Löwenthal (dem einzigen juden der 'jüdischen schriftstellergruppe') erhalten wir (s. 149. 162) urkunden, die die gleichen prädikate verdienen. Ferner werden zwei wichtige momente in der geschichte dieser schule urkundlich näher beleuchtet: die inhibierung von Mundts habilitation und vor allem die geschichte des berüchtigten 'Herodischen beschlusses' wider das Junge Deutschland. Stücke eines briefwechsels zwischen den fürsten Metternich und Wittgenstein, auch an sich sehr interessant, beweisen gegen Geiger, dass das traurige verdienst der initiative doch Österreich zukommt und nicht Preussen. — Hübsch sind auch die geheimberichte (s. 157) und die zensurakten des widerwärtigsten der zensoren, des geh. hofrats John, leider Goethischen angedenkens (s. 85. 94. 101. 107). Der minister v. Rochow, der verantwortliche adoptivvater des wortes vom 'beschränkten untertanenverstand', kommt viel besser fort. Aber die uns so seltsam anmutende auffassung, dass die herren minister die schriftsteller zu erziehen und zu 'bessern' haben (vgl. z. b. s. 162), teilt er natürlich durchaus.

Weniger ergiebig als in biographischer hinsicht ist die schrift in literaturhistorischer — was freilich für die 'Jung-Deutschlandforschung' fast allgemein gilt, seit Houben ihre führung übernommen hat. Der abschnitt über Mundts 'Psychologie' gibt nur das allgemeinste: kein naturgefühl, interesse an gemeinbegriffen; nur etwa die religiöse stellung wird (s. 140) genauer beleuchtet. Aus Mundts verhältnis zu Goethe (s. 154), Heine (s. 156), Börne (s. 159) werden keine ästhetischen folgerungen gezogen, die abhängigkeit von Tieck (s. 34), Hippel. J. Paul (s. 63) nicht ins einzelne verfolgt. Die analysen der werke sind nicht übel geraten, ermangeln aber der hinweise auf weitere zusammenhänge. Dagegen werden für schlagworte und titel wie 'bewegung' (s. 39) und 'Zodiacus' (s. 32 anm.) hübsche nachweise gegeben. Übrigens wird die bezeichnung 'Junges Deutschland' selbst auf dem titel in anfechtbarer weise verwandt: kann einer in 'beziehungen' zu dem stehen, wovon er einen integrierenden bestandteil bildet?

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

A. Bley, Eiglastudien. Gent, van Goethem & cie. 1909. X, 253 s. 13 frcs.

Es war mir sehr erfreulich, aus Bleys buche zu ersehen, dass wir über die verfasserschaft der Egilssaga einig sind, und zwar um so mehr, als er unabhängig von mir zu demselben resultat wie ich gekommen ist und zu den von mir hervorgehobenen gründen für die hypothese, dass Snorri Sturluson der autor der saga sei, sehr beachtenswerte neue hinzugefügt hat. Seine abhandlung ist klar und bündig geschrieben, liest sich sehr angenehm, wirft auf viele fragen neues licht und wirkt überhaupt sehr anregend.

Dennoch kann ich Bley in bezug auf viele einzelheiten nicht beistimmen. Zum beispiel glaube ich zwar, dass er mit recht gegen den allzu einseitigen standpunkt Maurers und Finnur Jónssons in der Hildiríðfrage einspruch erhebt. Aber er selbst geht doch auch zu weit, wenn er behauptet, dass das ganze recht auf der seite der Hildiríðsöhne sei. Meines erachtens hat der verfasser von anfang an die rechtsfrage absichtlich als diskutabel hingestellt. Das wort *lausabrullaup* (und noch entschiedener *lausungarbrullaup* β) bezeichnet doch unzweifelhaft ein *brullaup*, das nicht in den festen, vom gesetze vorgeschriebenen rechtsformen abgeschlossen wird. Von dem standpunkt der erben Bjǫrgólfs ist es eine 'lose verbindung'. *Skyndibrullaup* (K) bedeutet im neuisländischen ganz dasselbe. Aber wenn man auf das letzte glied des wortes nachdruck legt, ist es doch — vom standpunkte der Hildriríðsöhne — ein *brullaup*. Der *eyrir gulls* wird nicht ausdrücklich als *mundr* bezeichnet, höchstens — durch '*keypti*' — als solcher angedeutet. Von dem standpunkte der einen partei konnte die zahlung als *hvílutollr* (vgl. *bólstrverð* Arinbjkv. 6 und meine erklärung im Arkiv f. n. fil. 19, 120), von demjenigen der anderen als *mundr* gelten. Dieselbe zweideutigkeit zeigt sich darin, dass einerseits die besteigung des gemeinsamen bettes erwähnt wird, andererseits von vorhergehenden *festar*, von zeugen an dem *brullaup* und von der öffentlichkeit der bettbesteigung ('*í ljósi*') keine rede ist. Die absicht des verfassers war offenbar, beiden parteien, wenn nicht hinreichende, so doch wenigstens plausible gründe für ihre behauptungen und psychologische motive für ihre handlungen zu geben. Darin zeigt sich eben seine meisterschaft, dass er sich in die denkweise der handelnden personen möglichst hineinlebt. Die ähnlichkeit der rechtsgründe Ǫnunds und Þórólfs erklärt sich einfach aus der ähnlichkeit der situationen ('En lignende situation skaber en lignende fremstillingsform med lignende udmaling af enkeltheder', s. Årbøger f. nord. oldk. og hist. 1904, s. 222 mit den dort und im Skírnir 1905, s. 366—367 angeführten belegen).

Ich bin kein anhänger des köhlerglaubens an die absolute historische zuverlässigkeit der isländischen geschlechtssaga. Trotzdem finde ich Bleys auffassung der Egilssaga allzu einseitig ästhetisch, und besonders glaube ich, dass er die bedeutung der mündlichen tradition für die entstehungsgeschichte der saga nicht hinreichend gewürdigt hat.

Er betrachtet Þórólfr Kveldúlfsson als eine fiktive persönlichkeit und den konflikt zwischen Kveldúlfs geschlechte und Haraldr hárfagri als vom verfasser erdichtet. Damit gerät er selbst in konflikt mit der ältesten, von der Melabók vertretenen Landnámatradition, die sowohl den durch Haraldr angestifteten totschlag Þórólfs als auch die rache Gríms und somit den konflikt mit dem könige kennt.

Bley hat mit recht auf einige widersprüche zwischen Egils authentischen gedichten und der saga aufmerksam gemacht. Aber er hat den gegenstand nicht er-

schöpft. Bezüglich der vorgänge in York möchte ich auf eine ältere abhandlung von mir im Tímarit hins ísl. bókmentafjelags (1897) hinweisen. Den widerspruch, der hier zwischen der saga und den gedichten hervortritt, kann ich mir nur durch die annahme erklären, dass der verfasser, der doch die gedichte sehr wohl kannte und verstand, sich ihnen gegenüber auf den standpunkt der ihm vorliegenden mündlichen tradition gestellt habe. Dies ist einer von den gründen, weshalb ich glaube, dass die saga nicht in Snorris reiferen jahren geschrieben, sondern — von einigen unerheblichen späteren zusätzen abgesehen — schon vor ca. 1207 auf Borg vollendet ist. Snorri war damals noch nicht von der historischen bedeutung der gleichzeitigen gedichte so überzeugt wie später, als er die Hkr. schrieb. Dass die Egilssaga älter als die Hkr. ist, lässt sich durch mehrere gründe erhärten.

Überhaupt sind in der isländischen saga wahrheit und dichtung so innerlich miteinander verflochten, dass es sehr schwierig und in den meisten fällen ganz unmöglich ist, die grenzen zwischen beiden zu ziehen. Dass der verfasser der Egilssaga in der ausmalung von einzelheiten eine bedeutende selbsttätigkeit entwickelt hat, das unterliegt meines erachtens keinem zweifel und ist auch von Bley zur evidenz erwiesen. Dass er einzelne züge, z. b. die erweiterung von Skalla-Gríms landnám, hinzugedichtet hat, scheint mir wenigstens nicht unwahrscheinlich. Besonders verdächtig — auch in betracht der Yorker vorgänge — ist die tötung des sonst nicht erwähnten königssohnes Rǫgnvaldr Eiríksson. Aber im ganzen war der verfasser doch durch die mündliche tradition, aus der er schöpfte, gebunden, und dass diese in der umgegend von Borg sehr reich war, beweisen z. b. die zahlreichen, der Landnáma ursprünglich fremden, lokalsagen aus dieser gegend, womit der verfasser die landnámsgeschichte Skalla-Gríms ausgeschmückt hat. Von modernem standpunkte aus kann man wohl dem verfasser verschiedene versündigungen gegen ästhetische gesetze zur last legen. Aber dies wurde wahrscheinlich von seinem publikum nicht in diesem masse empfunden. Und die meisten von diesen verstössen sind wohl durch die dem verfasser vorliegende mündliche tradition veranlasst.

Warum hat der verfasser den abschnitt über Þórólfr und überhaupt über den konflikt zwischen seinem eigenen und dem königlichen geschlechte in die Hkr. nicht aufgenommen? Zum teil wohl aus dem von G. Storm hervorgehobenen grunde (Eiglastudien s. 150), hauptsächlich aber ohne zweifel aus persönlichen gründen. Der bericht der saga über diesen konflikt ist von einem starken republikanischen geiste getragen, der sehr wohl zu Snorris jüngeren jahren passt, der aber den norwegischen machthabern in den zwanziger und dreissiger jahren des 13. jahrhunderts, nachdem sie ihre augen auf die annexion Islands gelenkt hatten, missliebig sein musste. Die Heimskringla ist aber zweifellos mit rücksicht auf eben diese machthaber geschrieben und wohl auch in erster reihe auf sie berechnet und für sie bestimmt. Es begreift sich leicht, dass Snorri sich scheute, die opposition seiner ahnen gegen die ahnen Hákons (und Skúlis) in dem neuen werke in einem so grellen lichte hervortreten zu lassen, und lieber das ganze übersprang, besonders nachdem er selbst ein *lendr maðr* des königs und gewissermassen sein geschäftsträger auf Island geworden war.

REYKJAVÍK. BJÖRN M. ÓLSEN.

Friedrich Wilhelm, Deutsche legenden und legendare, texte und untersuchungen zu ihrer geschichte im mittelalter. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche buchhandlung 1907. XVI, 234 + 57* seiten. 8 m.

Wilhelms untersuchungen sind sehr zu begrüssen, da sie über ein bis jetzt wenig und auch dann vielfach nur mangelhaft bearbeitetes gebiet, das der heiligengeschichten, sich erstrecken und dazu mit fleiss und strenger methode geführt sind. Es ist die entwicklung der Thomaslegende, die hier speziell zur darstellung gelangt, eine der ältesten und wichtigsten, die das leben und wirken eines apostels enthält, der weite teile der heidenschaft für den christlichen glauben gewonnen haben soll. Ein grosses, meist nur in handschriften überliefertes material war zu bewältigen und in geordnete historische folge zu bringen.

Das einleitende kapitel ist 'der entwicklung der Thomaslegende im okzident' von ihrem ursprung in der griechischen literatur an durch die lateinischen bearbeitungen hindurch bis zum späteren mittelalter gewidmet. Darauf folgen die deutschen übertragungen: die im mhd. Passional (Hahn s. 244–260) und in dem auf dem Passional beruhenden prosaischen Legendar Cgm. 361 ('Münchener apostelbuch'), einer gereimten legende des Cgm. 16 (geschrieben 1284 in Wetterauer mundart), und vier weitere prosabearbeitungen: eine aus der elsässischen übersetzung der Legenda aurea (vielleicht erste hälfte des 14. jahrhunderts), die aus Hermanns von Fritzlar Heiligenleben (Pfeiffer s. 23–26), eine aus der grossen sammlung 'Der heiligen leben' und eine aus dem Cgm. 257, einem im kloster Bebenhausen im 15. jahrhundert geschriebenen legendar (Bebenhausener legendar). In den daran sich schliessenden textabdrücken sind die meisten der obigen stücke, soweit sie bis jetzt nicht gedruckt sind, veröffentlicht, das dem prosaischen Heiligenleben entnommene in kritischer bearbeitung unter benutzung von fünf handschriften.

Verschiedene dieser fassungen sind von W. erst ans Licht gezogen worden und durch ihre veröffentlichung ist es nun möglich, sich von den wandlungen dieser literaturgattung ein deutliches bild zu machen. Das Passional, mit seinen zierlichen versen und seiner gewählten sprache noch der guten mittelhochdeutschen erzählungskunst angehörend, Hermanns von Fritzlar aus erzählenden und spekulativen teilen bestehende legendenpredigten als beispiel für die anforderungen, die die mystik an die behandlung religiöser stoffe stellte, dann die ungelenke reimerei des Cgm. 16, die schlichte und doch meist fliessende darstellung der prosabearbeitungen – es spiegelt sich in diesen verschiedenartigen behandlungen desselben gegenstands ein stück bildungsgeschichte des späteren deutschen mittelalters ab.

Bei der untersuchung der einzelnen versionen ist W. sorgfältig auf die quellenfragen eingegangen und hat dadurch wertvolle beiträge zur kenntnis auch solcher werke geliefert, die schon lange der literaturgeschichte angehören, so vor allem für das mhd. Passional, für Hermann von Fritzlar, für das prosaische Leben der heiligen. Letzteres, die bekannte grosse, in winter- und sommerteil zerfallende sammlung, nennt W. Wenzelpassional, und zwar deshalb, weil in ihm die legende vom heil. Wenzel aufgenommen ist, woraus er schliesst, dass dieses legendar zur zeit des deutschen königs Wenzel verfertigt worden sei, dessen schutzpatron der heilige gleichen namens war. Daraus ergibt sich zugleich die abfassungszeit: es ist zusammengestellt zwischen 1391 und 1400, und zwar in Nürnberg. Die hypothese wird dadurch gestützt, dass in dem Hieronymusleben jener sammlung, wie W. nachweist, das werk Johanns von Neumarkt benutzt ist. Wie gross der einfluss

der durch Karl IV. und seinen kanzler in Böhmen hervorgerufenen literatur auf Nürnberg gewesen ist (s. 213), wird allerdings noch weiterer forschung bedürfen.

Durch ein sorgfältiges register hat W. die benutzung seines wertvollen buches sehr erleichtert. — Was den persönlichen ton betrifft, so wäre es schöner, wenn der verfasser die objektivität, die er den dingen entgegenzubringen bestrebt ist, auch auf seine mitmenschen ausdehnen würde.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Bähnisch, Alfred, Die deutschen personennamen. [Aus natur und geisteswelt nr. 296.] Leipzig, Teubner 1910. VIII, 140 s. Geb. 1,25 m.

'Bonaventura'. — Schultz, Franz, Der verfasser der nachtwachen von Bonaventura. Untersuchungen zur deutschen romantik. Berlin, Weidmann 1909. VIII, 332 s. 8 m.

Buchmann, Rudolf, Helden und mächte des romantischen kunstmärchens. Beiträge zu einer motiv- und stilparallele. [Untersuchungen zur neueren sprach- und lit.gesch., herausg. von O. F. Walzel, n. f. VI.] Leipzig, H. Haessel 1910. XVI, 236 s. 4,60 m.

Edda Sæmundar. — Ussing, Henrik, Om det indbyrdes forhold mellem heltekvadene i Ældre Edda. [Kopenh. dissert.] Københ., G. E. C. Gad 1910. 176 s.

Erzählungen, fabeln und lehrgedichte, Kleinere mittelhochdeutsche. II. Die Heidelberger handschrift cod. Pal. germ. 341, herausg. von Gustav Rosenhagen. [Deutsche texte des mittelalters. XVII.] Berlin, Weidmann 1909. XLI, 251 s. und 2 taff. 10,60 m.

Fouqué. — Kämmerer, Max, Fouqués Held des nordens und seine stellung in der deutschen literatur. [Rostocker dissert.] Frankfurt a. M. und Berlin, M. Diesterweg 1910. 136 s. 2 m.

Franck, Johannes, Mittelniederländische grammatik mit lesestücken und glossar. 2. neubearb. auflage. Leipzig, Tauchnitz 1910. XII, 295 s. Geb. 10 m.

Fritzsch, Robert, Der deutsche satzbau in schule und wissenschaft. Eine kritische studie. Leipzig und Berlin, Teubner 1910. (IV), 65 s. 1,20 m.

Gallée, Johan Hendrik, Altsächsische grammatik. 2. völlig umgearbeitete auflage, eingeleitet und mit registern versehen von Johannes Lochner. Halle, Niemeyer 1910. XI, 352 s. 6 m.

Grillparzer. — Williamson, Edward John, Grillparzers attitude toward romanticism. [Dissert.] Chicago 1910. (VI), 76 s. 54 cts.

Grimme, Hubert, Plattdeutsche mundarten. Leipzig, Göschen 1910. 166 s. Geb. 0,80 m.

Hebbel. — Zincke, Paul, Die entstehungsgeschichte von Fr. Hebbels Maria Magdalena. [Prager deutsche studien. XVI.] Prag, Carl Bellmann 1910. (VIII), 100 s.

Hermannsson, Halldór, Bibliography of the sagas of the kings of Norway and related sagas and tales. [Islandica. An annual relating to Iceland an the Fiske Icelandic collection in Cornell University library ed. by George W. Harris. III.] Ithaca, New York 1910. (VIII), 75 s. 1 doll.

Jacobsen, Jens Peter. – Jokuff, Ernst, J. P. J.s lebensgeschichte und werke. Leipzig, Verlag für literatur, kunst und musik 1910. 67 s. 1,20 m.

Koeppel, Emil, Deutsche strömungen in der englischen literatur. Akad. rede. Strassburg, Heitz 1910. 26 s. 1 m.

Lasch, Agathe, Geschichte der schriftsprache in Berlin bis zur mitte des 16. jahrhunderts. Dortmund, Ruhfus 1910. 350 s. 12 m.

Leopold, Max, Zur behandlung des artikels *ver-* im Deutschen wörterbuch. Progr. des städt. evang. gymn. zu St. Elisabet in Breslau 1910. 16 s. 4.

Lilie, Die, eine mittelfränkische dichtung in reimprosa und andere geistliche gedichte aus der Wiesbadener handschrift, herausg. von Paul Wüst. [Deutsche texte des mittelalters. XV.] Berlin, Weidmann 1909. XXX, 91 s. und 1 taf. 4,60 m.

Loewe, Richard, Deutsches wörterbuch. Leipzig, Göschen 1910. 177 s. Geb. 0,80 m.

Luther. – Curts, Paul, Luther's variations in sentence arrangement from the modern literary usage. [Dissert. der Yale University.] New Haven 1910. XI, 63 s.

Martin von Cochem. – Stahl, Hans, P. Martin von Cochem und das 'Leben Christi'. Ein beitrag zur gesch. der religiösen volksliteratur. [Beitr. z. lit. gesch. u. kulturgesch. des Rheinlandes, herausg. von J. Gotzen. II.] Bonn, P. Hanstein 1909. VIII, 200 s. 4,50 m.

Nibelungensage. – Polak, Léon, Untersuchungen über die Sigfridsagen. Berliner dissert. 1910. 146 s.

Notker. – Hoffmann, Paul, Die mischprosa Notkers des deutschen. [Palaestra LVIII.] Berlin, Mayer & Müller 1910. VI, 222 s. 6,50 m.

Panzer, Friedr., Studien zur germanischen sagengeschichte. I. Beowulf. München, Oskar Beck 1910. X, 409 s.

Reinaert. – Van den vos Reynaerde. Nach einer handschrift des 15. jahrhunderts im besitze des fürsten Salm-Reifferscheidt auf Dyck herausg. von Hermann Degering. Münster, Coppenrath 1910. XXII, 110 s. und 1 taf. 3 m.

Rómverja saga (AM. 595, 4°) hrg. von Rudolf Meissner. [Palaestra LXXXVIII.] Berlin, Mayer & Müller 1910. IV, 329 s. 14 m.

Schmolck, Benjamin. Nicolai, Rud., Benjamin Schmolck, sein leben, seine werke und bibliographie. [Beiheft zum Correspondenzblatt des Vereins für gesch. der evangel. kirche Schlesiens. XI, 2.] Liegnitz 1909. 128 s.

Schubart. – Nestriepke, S., Schubart als dichter. Ein beitrag zur kenntnis Christ. Friedr. Dan. Schubarts. Pössneck, Bruno Feigenspan 1910. (IV), 239 s. 5 m.

Seyfrid. – Bernhöft, Elisabeth, Das lied vom hörnenen Sigfrid. Vorgeschichte der druckredaktion des 16. jahrhunderts. [Rostocker dissertation.] Rostock 1910. 128 s.

Steinhausen, Georg, Germanische kultur in der urzeit. 2. aufl. [Aus natur und geisteswelt nr. 75.] Leipzig, Teubner 1910. (IV), 136 s. Geb. 1,25 m.

Studier i nordisk filologi utgifna genom Hugo Pipping. Första bandet. [Skrifter utg. av Svenska litteratursällskapet i Finland. XCII.] Helsingfors 1910. (VI), 52 + 24 + 183 s.

Inhalt: E. Lidén, Äldre nordiska tillnamn. — H. Pipping, Fornsvensk lagspråk. I. — R. Saxén, Finländska vattendragsnamn.

Ulrich von Zazikhoven. — Beywl, Cleophas, Reimwörterbuch zu Ulrichs Lanzelet. [Prager deutsche studien. XV.] Prag, C. Bellmann 1909. VI, 91 s.

Vetsch, Jakob, Die laute der Appenzeller mundarten. [Beiträge zur schweizerdeutschen grammatik ... herausg. von Alb. Bachmann. I.] Frauenfeld, Huber & co. 1910. VIII, 255 s. und 4 beilagen. 2,40 m.

Walther von der Vogelweide. — Schönbach, Anton E., W. v. d. V., ein dichterleben. 3. aufl. [Geisteshelden, begründet von A. Bettelheim. I.] Berlin, Ernst Hofmann & co. 1910. VIII, 233 s. und 2 abbild. 2,40 m.

Wipf, Elisa, Die mundart von Visperterminen im Wallis. [Beiträge zur schweizerdeutschen gramm. II.] Frauenfeld, Huber & co. 1910. IX, 199 s. 1,60 m.

Witkop, Phil., Die neuere deutsche lyrik. Erster band. Von Friedrich von Spee bis Hölderlin. Leipzig und Berlin, Teubner 1910. (II), 366 s. 5 m.

Wolfram von Eschenbach. — Golther, W., Die Gralsage bei Wolfram von Eschenbach. [Akad. rede.] Rostock 1910. 24 s.

Wright, Joseph, Grammar of the Gothic language and the gospel of St. Marc, selections from the other gospels and the second epistle to Timothy with notes and glossary. Oxford, Clarendon press 1910. X, 366 s. Geb. 5 sh.

Wulfila. — Das gotisch-lateinische bibelfragment der universitäts-bibliothek zu Giessen von Paul Glaue und Karl Helm. Giessen, Alfred Töpelmann 1910. (II), 38 s. 1,50 m.

NACHRICHTEN.

Der ausserordentliche professor dr. Paul Pietsch in Greifswald, der seit 1896 von seinen amtspflichten entbunden war, um an der kritischen gesamtausgabe der werke Luthers mitzuarbeiten, hat seine lehrtätigkeit wieder aufgenommen. Zugleich ist ihm der charakter als geh. regierungsrat verliehen worden.

Professor dr. Erich Schmidt in Berlin wurde von der Ungarischen akademie der wissenschaften in Budapest zum auswärtigen mitgliede gewählt. Zu ehrenmitgliedern ernannte das Íslenzka bókmentafèlag in Reykjavík die professoren dr. Hugo Gering in Kiel und dr. Eugen Mogk in Leipzig.

Für germanische philologie habilitierten sich: in Freiburg i. Br. dr. Hans Schulz und in Strassburg dr. Friedr. Ranke.

DAS TOTENTANZPROBLEM.

Wilhelm Seelmann (Die totentänze des Mittelalters, Niederdeutsches jahrbuch XVII) war der erste, der das Totentanzproblem, losgelöst von allgemeinen kulturgeschichtlichen hypothesen und scharf formuliert, in den mittelgrund stellte und es mit den mitteln der philologischen forschung zu lösen versuchte. Was vor ihm für den vergleich der texte geschehen war, war über unbrauchbare ansätze nicht hinausgekommen. Die anregungen, die in seiner arbeit liegen, sind so stark, dass sie ihre grosse bedeutung behalten wird, auch wenn sie in ihren hauptresultaten nicht den glauben gefunden hat, den sie beanspruchte.

Die hypothese vom Totentanzdrama, das Seelmann auf textkritischem wege erschlossen zu haben glaubte, darf heute als erledigt angesehen werden. So bestechend die beweisführung erschien, die den zusammenhang des lübisch-revalschen (niederdeutschen) textes mit der spanischen *Dança general de la muerte* und der Pariser *Danse macabre* nachwies und als quelle für alle totentänze ein altfranzösisches Totentanzdrama postulierte, das fundament erwies sich doch als zu schwach, den bau zu tragen. Die geringen formalen und textlichen parallelen, die Seelmann nicht nur zum nachweis des verwandtschaftsverhältnisses, sondern auch als wichtige bausteine für seine hypothese vom ursprung der totentänze benutzte, lenkten den blick vielmehr auf die grossen inneren gegensätze, die zwischen den texten bestehen und die Seelmann fast ganz übersehen hatte. Und von hier aus zeigte es sich zunächst, dass das bild, das sich Seelmann von dem ursprünglichsten totentanze gemacht hatte, falsch war. Nicht das drama vom tod, der die einzelnen vertreter der menschlichen stände zum tanz auffordert, ist die ursprünglichste form der totentänze, sondern der reigen der toten, die die lebenden in ihren reigen hineinziehen. Ich habe an anderer stelle (Ursprung der totentänze [Halle 1907], s. 30 ff.) gezeigt, dass der vierzeilige oberdeutsche totentanztext am klarsten diese anschauung beibehalten hat, die auch in den andern texten

noch nicht völlig verwischt ist und in den reigenbildern der französischen und niederdeutschen totentänze dargestellt erscheint. Es lag daher nahe, in dem oberdeutschen text, der allein das ursprüngliche motiv rein bewahrt hat, den ältesten erhaltenen totentanztext überhaupt zu sehen, um so mehr, da er seinem ganzen wesen nach nicht ein abkömmling der französisch-niederdeutschen gruppe sein kann.

Aber meine in dieser Zeitschrift (40, 67 ff.) veröffentlichte untersuchung über das handschriftenverhältnis des vierzeiligen oberdeutschen totentanztextes endete mit einem resultat, das den schluss, die entstehung der totentänze in Oberdeutschland zu suchen, wieder in frage stellt. Es ergab sich, dass die Heidelberger handschrift Cod. pal. 314, bl. 79ᵃ–80ᵇ von den handschriften und blockbüchern des oberdeutschen totentanzes den ursprünglichsten text bietet. Diese handschrift enthält nur die d e n m e n s c h e n des grossen reigens untergelegten strophen. Die strophen der t o t e n fehlen. Dafür enthält diese handschrift aber eine lateinische fassung des textes, und es stellte sich bei dem vergleich mit dem deutschen text heraus, dass die lateinische fassung die ältere ist. Diese braucht nun natürlich nicht auf deutschem boden entstanden zu sein. Offenbar entstammt dieser lateinische totentanz der geistlichen literatur des mittelalters, die auf internationalem boden steht. Und nunmehr verlangt die frage nach dem verhältnis dieses textes zu der französisch-spanisch-niederdeutschen gruppe gebieterisch ihre beantwortung. Andere totentanztexte als diese vier kommen für die frage nach dem ursprung der totentänze nicht in betracht. Von der spanisch-französisch-niederdeutschen gruppe könnte nur die Danse macabre den anspruch erheben, der ursprünglichste totentanz zu sein. Die Dança general de la muerte bezeichnet sich selbst als *transladaçion,* und in Lübeck wird wohl niemand den ursprungsort des totentanzes suchen, auch wenn im texte nicht sprachliche spuren nach den Niederlanden hinwiesen, die zum mindesten einen flämischen maler vermuten lassen. Die Pariser Danse macabre (1424) ist bisher als ältester totentanz in Frankreich festgestellt worden. Künstle[1] sucht dieses resultat dadurch in zweifel zu setzen, dass er für den totentanz in Kermaria (Côtes du Nord) ein höheres alter als für den in Paris forderte. Doch wenn Künstle in der naiven und schlichten darstellung das zeichen einer früheren zeit sieht, erkennt Mâle[2] darin die kennzeichen einer

1) Karl Künstle, Die legende der drei lebenden und der drei toten und der totentanz, Freiburg i. B. 1908, s. 68 f.

2) E. Mâle, Revue des deux mondes 1906, s. 667.

ungeschickten künstlerhand [1]. Das hindert ihn nicht, an der von Dufour [2] gegebenen datierung 1450–60 festzuhalten. Dies ist um so wichtiger, als er sein urteil vor dem gemälde selbst sich gebildet hat und es durch einzelheiten der kostümierung bestätigt findet. Die spuren, die von dem text in Kermaria noch erhalten sind, zeigen, dass dieser mit dem der Danse macabre identisch war. Nur die zahl der paare ist nicht die gleiche. Selbst wenn Künstle mit seiner datierung dieses totentanzes (vor 1400) recht haben sollte, so würde dies also für den textvergleich von untergeordneter bedeutung sein.

Der lübisch-revalsche text (Seelmann a. a. o. s. 68 ff.) und der spanische text (zuletzt abgedruckt von Appel in den Beiträgen zur romanischen und englischen philologie, dem X. deutschen neuphilologentage überreicht, Breslau 1902) gehören nach form und inhalt näher zusammen. Beide texte weisen achtzeilige, ganz eigenartig verknüpfte strophen auf. Eine strophe spricht der mensch, der gerade den tanz antritt. Seinen gefühlsäusserungen antwortet in den ersten sieben zeilen der nächsten strophe der tod, um sich in der achten zeile derselben strophe an seinen nächsten partner zu wenden. Dieser eigenartigen form entspricht es, wenn in beiden texten über den charakter der gestalten (oder richtiger: der gestalt), die die einzelnen menschen zum tanze abrufen, kein zweifel bestehen kann. Es sind nicht die toten, die die vertreter der menschlichen stände in ihren reigen ziehen, sondern es ist der tod, der einen nach dem andern zum tanze auffordert. Zum spanischen texte gehört kein bild, aber in Lübeck und Reval widerspricht das reigenbild mit den vielen totengestalten durchaus der anschauung, die dem text mit seinem einen tode zugrunde liegt. Eine weitere übereinstimmung zwischen der Dança general de la muerte und dem lübisch-revalschen text, etwa in einzelheiten des wortlauts oder auch nur in der auswahl der personen, lässt sich nicht konstatieren. In seltsamer weise stellt sich nun der französische text zwischen den spanischen und den niederdeutschen. Mit dem spanischen hat er bis auf eine abweichung die kunstvoll gebaute strophenform gemein, während die niederdeutsche strophe paarweise gereimt ist. Dafür beginnt der niederdeutsche text mit dem gleichen verse wie die Danse macabre: *Och redelike creatuer* — *O creature raisonable*. Dies ist aber auch wieder die einzige über-

1) Er nennt den totentanz von Kermaria 'une œuvre rustique, où abondent les maladresses'.

2) La cimetière des SS. Innocents et le quartier des halles, Paris 1878.

einstimmung im wortlaut. Der französische text unterscheidet sich von den beiden andern am auffälligsten dadurch, dass der dialog einen anderen charakter erhalten hat. Die regelmässige verkettung der strophenpaare, die dadurch zustande kommt, dass der tod in den sieben ersten versen seiner strophe antwortet und in der achten sich weiter wendet, fehlt hier. Im französischen texte enthält die ganze erste strophe die aufforderung des todes, die ganze zweite die antwort des menschen. Sehen wir von jenem stereotypen achten verse des todes im spanischen und niederdeutschen texte ab, dann hat sich hier also die reihenfolge geändert. Aber dennoch findet sich an drei stellen des französischen textes eine ähnliche verknüpfung der strophenpaare wie im spanischen und niederdeutschen text, nur dass sie hier durch ein rückwärtsgreifen des todes erzielt wird. Es ist dies der fall beim kaufmann, beim arbeiter (bauer) und beim kleriker.

1.

Le mort.

Marchant regardez par deca.
Pluseurs pays avez cerchie
A pie, a cheval, de pieca
Vous nen seres plus empeschie.
Vecy vostre dernier marchie
Il convient que par cy passez
De tout soing seres depechie
Tel convoite qui a assez.

Le marchant.

Jay este amont et aval
Pour marchander ou ie povoye
Par long temps a pie, a cheval,
Mais maintenant pers toute ioye.
De tout mon povoir acqueroye
Or aye ie assez, mort me contraint.
Bon fait aller moyenne voye,
Qui trop embrasse peu estraint.

Le mort.

Alez marchant sans plus rester.
Ne faites ja cy resistence.
Vous ny povez rien conquester.
(zum kartäuser:)
Vous aussi homme dastinence etc.

2.

Le mort.

Laboureur qui en soing et painne
Avez vescu tout vostre temps,

Morir fault, cest chose certainne,
Reculler ny vault ne contens.
De mort deves estre contens,
Car de grant soussy vous delivre.
Approchez vous, ie vous attens:
Folz est qui cuide tousiours vivre.

Le laboureur.

La mort ay souhaite souvent,
Mais volentier ie la fuisse.
Jamasse mieulx feist pluye ou vent
Estre es vignes ou ie fouisse
Encore plus grant plaisir y prisse,
Car ie pers de peur tout propos.
Or nest-il qui de ce pas ysse:
Au monde na point de repos.

Le mort.

Faictes voye, vous avez tort
L a b o u r e u r.
(zum franziskaner:)
Apres c o r d e l i e r etc.

3.

Le mort.

Cuidez-vous de mort eschapper
Clerc esperdu, pour reculler
Il n sen fault ia defripper.
Tel cuide souvent hault aller
Quon voit a cop tost ravaller.
Prenez en gre, alons ensemble
Car rien ny vault le rebeller:
Dieu punit tout quant bon luy semble.

Le Clerc.

Fault il qun ieusne clerc servant
Qui en service prent plesir
Pour cuider venir en avant
Meure si tort, cest desplesir.
Je suis quitte de plus choisir
Aultre estat, il fault quainsi danse:
La mort ma pris a son loisir.
Moult remaint de ce que fol pense.

Le mort.

C l e r c point ne fault faire refus,
De dancer, faictes vous valoir.
Vous nestez pas seul, levez sus
Pour tant moins vos en doit chaloir. (zum eremiten:)
Venez apres, cest mon voloir,
H o m m e n o u r r y e n h e r m i t a g e etc.

Das gleiche zurückgreifen findet sich beim eremiten, nur dass es hier wahrscheinlich durch das gemälde bedingt ist, das den reigen mit einer totengestalt beginnen und schliessen lässt, so dass eine überzählig ist.

Der schluss liegt nahe, dass auch in diesem texte wie in dem spanischen und niederdeutschen im gegensatz zu den vielen totengestalten des gemäldes durch jenes auffällige zurückgreifen die einheit des todes sich erweist. Aber so einfach wie dort lässt sich dieser schluss hier nicht ziehen. Freilich wenn Kupka[1] die bezeichnung *le mort* in den überschriften der ausgabe von Marchant aus dem jahre 1486 und eine reihe von fällen, in denen in den strophen der totengestalten vom tode in der dritten person gesprochen wird, als hinreichenden beweis dafür ansieht, dass nicht der tod, sondern die toten hier sprechen, so zeigt dies nur, dass die schwierigkeit dieser frage gar nicht erkannt ist[2]. Denn wenn Marchant die überschrift *le mort* hat, so sagt dies für die auffassung des textes gar nichts, denn es ist nicht nachgewiesen und nicht einmal wahrscheinlich, dass das gemälde derartige überschriften gehabt hat. Mit demselben rechte könnte Kupka behaupten, der oberdeutsche totentanztext sei ein tanz des todes, nicht der toten, denn die überschrift lautet hier in den handschriften: der tod. Die fälle aber, in denen die totengestalten vom tode in der dritten person sprechen, sind doch nur dann beweiskräftig, wenn die möglichkeit ausgeschlossen erscheint, dass der tod von sich selbst in der dritten person spricht, um den eindruck einer würdevoll gehobenen sprechweise zu erzielen. Wenn die totengestalt zum erzbischof sagt: *Nest pas tousiours la mort empres tout homme?* so kann man daraus noch nicht den schluss ziehen: hier kann nicht der tod, hier kann nur ein toter reden. Derartige beispiele lassen sich allerdings viele vorbringen. Aber ebenso häufig sind die andern beispiele, aus denen man das entgegengesetze folgern muss.

Le mort (zum kaiser).
Jeumainne tout, c e s t m a m a n i e r e.
Les filz Adam fault tous morir.

1) P. Kupka, Zur genesis der mittelalterlichen totentänze, s. 28.

2) Wenn Kupka ferner hier als beweis eine stelle zitiert, die nur in der zweiten erweiterten ausgabe von Marchant vorkommt, so ist mir dies unverständlich. Ein solches zitat kann doch nur für die auffassung zeugen, die der verfasser der erweiterungen gehabt hat, nicht aber für die anschauung, die der alten Danse macabre zugrunde liegt.

Lempereur.
Je ne scay devant qui iapelle
De la mort, quausi me demainne.

Jenes '*cest ma' maniere* passt doch nur auf den tod, und der kaiser sagt es unanfechtbar, wer ihn denn wegführe. Im oberdeutschen text ist die totengestalt als toter klarer umrissen. Zwar lautet hier gerade die überschrift 'der tod'. Aber wenn hier die totengestalt zum kaufmann sagt:

Der tod nimt weder miet noch gaben.
Tanzt mir nach, er wil euch haben.
(Zeitschr. 40, 88.)

so ergibt sich daraus unzweifelhaft, dass es nicht der tod ist, der hier redet, ganz abgesehen davon, dass der text wiederholt in mannigfachen bezeichnungen von den toten spricht (vgl. Ursprung der totentänze, s. 13 ff.). In dem französischen texte findet sich nur an einer einzigen stelle *le mort*, nämlich in den worten des acteur, mit dessen predigt der text beginnt v. 12 ff.

Le mort le vive fait avancer.
Tu vois les plus grans commencer.
Car il n'est nul que mort ne fiere.

Die stelle ist charakteristisch, weil gleich darauf wieder die personifikation tod eingeführt wird. Derselbe wortlaut wie in dem ersten verse kehrt in der strophe des wucherers wieder:

Je vais morir, la mort m'avance.

Auch hier ist der tod für den toten eingetreten.

Dennoch lässt sich von der Pariser Danse macabre nicht ohne weiteres sagen, dass in ihr ein tanz des todes, nicht ein tanz der toten gegeben ist. Jedenfalls kommt an einzelnen stellen eine andere anschauung deutlich zum durchbruch. Der sergent sagt:

Moy qui suis royal officier.
Comme m'ose la mort frapper?
Je foisoys mon office hier
Et elle me vient huy happer.
Je ne scay quel part eschapper.
Je suis pris de ca et de la.

Der letzte vers zeigt, dass dem textdichter ein reigenbild vorschwebt. Dieser reigen kann aber nur durch tote gebildet sein. Diese stelle steht in auffälligem widerspruch mit dem dazugehörigen bilde, denn der sergent steht am schluss einer jedesmal zwei paare umspannenden arkade, ist also nicht von links und rechts ergriffen. Sodann steht

sie im widerspruch mit der einheit der person des todes, wie sie durch das oben dargelegte zurückgreifen der totengestalten gegeben war.

Eine entscheidung ist nicht möglich. Es ergibt sich nur das eine, dass dem textdichter der Pariser Danse macabre eine klare anschauung von dem charakter seiner totengestallt gefehlt hat. Sie schillert zwischen dem personifizierten tode und den toten. Auch wenn es durch unsere untersuchung sich nicht anderweitig erwiese, könnten wir schon hieraus den schluss ziehen, dass der text der Pariser Danse macabre nicht der ausgangspunkt, sondern ein durchgangspunkt in der entwicklung des totentanzmotivs ist.

Noch schärfer springt ein anderer unterschied zwischen dem spanischen und dem niederdeutschen text einerseits und dem französischen andererseits in die augen. Während die beiden ersteren nämlich wirkliche dialoge sind, ist der letztere aus anreden der totengestalten und aus monologen der menschen zusammengesetzt. Während dort die menschen den tod vielfach anreden und ihn um schonung bitten, findet sich hier nur eine einzige apostrophe, und diese ist in einer form gehalten, die sie auch in jedem monolog am platze erscheinen lässt. Der bourgois sagt:

> Grand mal me fait si tost laissier
> Rentes, maisons, cens, norriture.
> Mais pouvres, riches abaissier
> Tu faiz, mort telle est ta nature.
> Sage n'est pas la creature
> D'amer trop les biens qui demeurent
> Au monde et sont siens de droiture.
> Ceulx qui plus ont plus enviz meurent.

In allen übrigen strophen, die den menschen in den mund gelegt sind, reden diese vom tode in der dritten person. Nirgends findet sich eine bitte an den tod. Der mannigfach variierte inhalt jener strophen ist im grunde immer der nämliche: das bewusstsein der nähe des todes, das unabänderliche des herben schicksals, von dem es keine rettung gibt, die reue ob des im leben versäumten. Dass die strophen der menschen keinen dialogischen charakter tragen, ist um so auffälliger, als im französischen text ja im gespräch der totengestalt die anrede, dem menschen die antwort zugewiesen ist. Im spanischen und niederdeutschen texte ist es (von dem verse des todes abgesehen, der die kurze aufforderung enthält) umgekehrt. Hier antwortet der tod, und infolgedessen wäre hier ein monologischer charakter der strophen der menschen leicht erklärlich. Dennoch ist gerade hier der text durchaus dialogisch.

Es fragt sich nun, wie die verwandtschaft und wie die innere verschiedenheit der drei texte sich erklärt.

Da der niederdeutsche und spanische text unmöglich direkte beziehungen zueinander haben, wie sich schon ohne weiteres aus dem verzeichnis der personen des reigens ergibt, so müssen wir eine gemeinsame quelle postulieren, welche die eigentümliche äussere form gehabt hat, die wir an den beiden texten durchgeführt und im französischen text in drei fällen angedeutet fanden. Dass diese quelle ein französischer text gewesen ist, liegt sehr nahe. Damit ist noch nicht ausgemacht, dass dieser text der 'urtext' aller totentänze gewesen ist. Jedesfalls aber hat er erst einmal alle die merkmale aufgewiesen, die in den drei achtzeiligen texten sich finden. Dies ist freilich wenig mehr als die äussere form. Aber ausserdem dürfen wir für diesen text auch die merkmale in anspruch nehmen, die zwei von den drei totentänzen gemeinsam haben und die sich nicht anderweitig ohne mühe motivieren lassen. Das ist einmal die einleitung, die in der Danse macabre dem 'acteur', im niederdeutschen text dem prediger zugewiesen ist, und die schon in dem quelltext den anfang *O creature raisonable* gehabt haben muss. Das ist sodann die reihenfolge der personen, die zwar im französischen und spanischen text nicht identisch ist, aber doch noch in den ersten gruppen erkennen lässt, wie ungefähr die paare in dem quelltext gruppiert waren. Dass nur die ersten gruppen für diesen vergleich in frage kommen, erklärt sich aus der wachsenden freiheit, mit der der bearbeiter seiner vorlage gegenübertritt. Ausserdem ist eine einschiebung gegen ende hin leichter als am anfang, da alle totentänze eine gewisse rangordnung einhalten. Stellen wir die ersten zwölf glieder des französischen, spanischen, niederdeutschen und lateinischen textes (Cod. palatinus) nebeneinander:

franz.	span.	niederd.	lat.
1. pape	1. padre Santo	1. papst	1. papa
2. empereur	2. emperador	2. kaiser	2. cesar
3. cardinal	3. cardenal	3. kaiserin	3. caesarissa
4. roi	4. rey	4. kardinal	4. rex
5. patriarche	5. patriarca	5. könig	5. cardinalis
6. conestable	6. duque	6. bischof	6. patriarcha
7. archevéque	7. arçobispo	7. herzog	7. archiepiscopus
8. chevalier	8. condestable	8. abt	8. dux
9. evêque	9. opispo	9. ritter	9. episcopus
10. esquier	10. caballero	10. kartäuser	10. comes
11. abbe	11. abad	11. edelmann	11. abbas
12. baillif	12. escudero	12. domherr	12. miles

Der spanische und französische text haben bis gegen ende streng durchgeführten wechsel zwischen geistlichem und weltlichem stand; im lübisch-revalschen text wird dieser wechsel schon in der mitte unterbrochen, im lateinischen ist er gar nicht beabsichtigt. In den ersten beiden texten zeigt sich ausserdem bis paar 11 bzw. 12 genaue übereinstimmung in der reihenfolge, die nur durch die einfügung des *Duque* in die weltliche reihe vom spanischen text gestört wird. Auffallend ist ferner, dass in diesen beiden texten nur männliche gestalten erscheinen[1], während die beiden anderen gleich hinter dem kaiser die kaiserin einfügen und auch sonst das weibliche geschlecht in ihren rahmen ziehen. Da der niederdeutsche text auch im vergleich mit allen andern totentänzen in der auswahl der personen grosse selbständigkeit zeigt, so ist die reihenfolge der ersten 11 glieder des reigens, wie sie im französischen und spanischen text erscheint, höchst wahrscheinlich auch für den quelltext in anspruch zu nehmen und damit auch der konsequente wechsel zwischen geistlichen und weltlichen personen.

Dann verlangt aber die frage, wie die auffällige einführung der kaiserin im niederdeutschen text sich erklärt, ihre beantwortung. Dass er an dieser stelle mit dem lateinischen text übereinstimmt, kann kein zufall sein. Seelmann hatte angenommen, dass der lateinische text eine übersetzung des oberdeutschen sei, und diesen hatte er für eine ableitung aus dem französischen urtext erklärt (Seelmann a. a. o. s. 30). Aus unserer untersuchung des oberdeutschen textes hatte sich die haltlosigkeit dieser ansicht ergeben. Es waren zwei stellen aus dem niederdeutschen text, die an den oberdeutschen gemahnen und so Seelmanns vermutung stützten: die eingangsformel *Och redelike creature* (*O diser welt weisheit kind*) und die beiden verse des kindes:

O dot, wo schall ik dat vorstan,
Ik schal dansen unde kan nicht gân[2]?

Wir hatten (Zeitschr. 40, 75) gesehen, dass die eingangsformel *O vos viventes huius mundi sapientes* durchaus original im lateinischen texte

1) Von den 'dos Doncellas', die im spanischen text der tod vor dem eigentlichen reigen zitiert, ist hier abzusehen. Der tod redet sie nicht an, sondern spricht von ihnen in der dritten person; auch sind ihnen keine antwortstrophen zugewiesen. Sie sind sicher zutat des dichters, der ja auch sonst so frei mit seiner vorlage umgesprungen ist, dass die bezeichnung 'trasladaçion', die sein gedicht führt, nur in sehr übertragener bedeutung zu verstehen ist.

2) Oberdeutscher text: Wie wiltu mich also verlan?
Muss ich tanzen und kan nit gan?

ist. Sie kann also für Seelmanns vermutung nicht als stütze dienen. Ebenso kann die übereinstimmung des einen verses aus den strophen des kindes nicht das beweisen, was Seelmann will. Im französischen text ist nicht einmal eine inhaltliche entsprechung dieses verses vorhanden, und der spanische text hat keine strophe für das kind. Nun sind die oben zitierten verse auf eigentümliche weise uns überliefert worden. Das Lübecker bild in der Marienkirche ist ursprünglich auf holztafeln gemalt gewesen. Es stammt aus dem jahre 1463. Im jahre 1701 ist dann das gemälde von dem maler Anton Wortmann, wie man aus der tracht der gestalten und aus dem vergleich mit dem Revaler bilde schliessen muss, ziemlich getreu auf leinwand übertragen worden. Bei dieser gelegenheit wurden die alten niederdeutschen verse, die unter den figuren standen, durch neue hochdeutsche ersetzt. Was von dem alten text zu jener zeit noch erhalten war, wurde von dem damaligen pastor der Marienkirche Jakob Melle abgeschrieben und ist in seiner handschriftlichen 'Ausführlichen beschreibung von Lübeck' erhalten. Die oben angeführten verse des kindes sind in dieser niederschrift aber nicht wiedergegeben. Sie wurden in dem handschriftlichen werke Melles 'Lubeca religiosa' von einem seiner nachkommen aufgezeichnet. (Vgl. Der totentanz in der Marienkirche zu Lübeck. Nach einer zeichnung von C. J. Milde mit erläuterndem text von W. Mantels, Lübeck 1866, s. 9.) Diese art der überlieferung hat schon früher die vermutung hervorgerufen, dass diese beiden verse nicht zu dem von Melle kopierten text gehört haben, sondern die letzten spuren eines älteren vierzeiligen textes sind, der im jahre 1463 durch jenen anderen achtzeiligen niederdeutschen verdrängt wurde (vgl. Mantels a. a. o.). Jener ältere text wäre dann eine niederdeutsche version des vierzeiligen oberdeutschen textes zu 24 paaren gewesen. Diese vermutung wird nun dadurch unterstützt, dass sich die auffälligen abweichungen vom französischen und spanischen text aus dem oberdeutschen bei dieser annahme sehr einfach motivieren. Die einführung der weiblichen gestalten, namentlich die der kaiserin, erklärte sich dann sehr einfach daraus, dass sie vorhanden war, als der aus Frankreich direkt oder indirekt importierte text einer durchgreifenden erneuerung des totentanzes in der Marienkirche zugrunde gelegt wurde. Und vielleicht ist dann damit auch eine erklärung gefunden für die beschränkung des lübischen gemäldes auf 24 paare. Durch den oberdeutschen text war dieser rahmen angegeben worden, und er wurde 1463 beibehalten. Die geschichte der totentänze lehrt ja, dass bei fortschreitender entwicklung der rahmen des bildes sich eher erweitert als verengert.

Jede verkürzung des reigens bei einer nachahmung ist infolgedessen auffällig.

Nach diesen erörterungen kann der niederdeutsche text also getrost bei der bestimmung der personenauswahl und -anordnung für den französischen quelltext ausgeschieden werden. Wir dürfen annehmen, dass dieser text wie die Danse macabre und die Dança general nur männliche vertreter und einen regelmässigen wechsel von geistlichen und weltlichen gliedern des reigens aufgewiesen hat.

Es bleibt uns als letzte frage die, die für uns die grösste bedeutung hat: hat der quelltext der drei achtzeiligen totentänze ausgesprochen dialogischen charakter gehabt? Oder haben die strophen der menschen in ihm wie in der Danse macabre monologische form getragen?

Es liegt auf der hand, dass der vollständig durchgeführte dialog von grösserer dichterischer freiheit zeugt. Er bringt grössere lebendigkeit in den text und lässt infolgedessen die dargestellte situation anschaulicher werden. Als grad der entwicklung bedeutet der ausgesprochene dialog also eine höhere stufe. Es ist infolgedessen kein wunder, wenn in dem dichterisch freiesten der drei achtzeiligen totentänze, im spanischen, der dialogische charakter am schärfsten ausgeprägt ist. Er ist in diesem text sogar noch dadurch weiter ausgebildet, dass die sterbenden menschen nicht nur den tod, sondern mitunter auch andere mitmenschen anreden und anrufen. So ruft der könig seine vasallen zu hilfe, der knappe sagt den damen, denen sein dienst galt, lebewohl. Durch diese weiterentwicklung der form wird freilich der rahmen des totentanzes in derselben weise durchbrochen wie durch Holbeins bilder: aus dem tanz der toten werden bilder des todes.

Wäre der dialog das ursprüngliche gewesen, dann würde es schwer erklärlich sein, wie in den späteren nachahmungen die halbmonologische form zur durchführung gelangt wäre. Der absichtliche verzicht auf eine künstlerisch höher stehende, freiere behandlung würde sich schwerlich motivieren lassen. Es muss also die form der Danse macabre, in der die menschen den tod nicht anreden, sondern ihren gefühlen in gestalt eines monologs ausdruck verleihen, die ursprüngliche und darum auch im quelltext vorhandene gewesen sein. Bestärkt werden wir darin durch die gleiche entwicklung, die wir im oberdeutschen texte nachweisen können. Der text zu 24 paaren, wie ihn uns die blockbücher und handschriften bieten, ist nicht dialogisch. Die menschen antworten dem tod nicht und reden ihn nicht an,

sondern äussern sich im selbstgespräch. In den 15 zusatzstrophen, die diesen text in Klein-Basel (Klingental) erweiterten, haben wir jedoch den dialog, wenn er auch nicht überall streng durchgeführt ist. Das ist er ja auch im spanischen und niederdeutschen texte nicht. Vielfach scheint der ursprüngliche charakter noch durch. So spricht im niederdeutschen text die kaiserin erst im selbstgespräch vom tode in der dritten person, um in dem letzten verse ihrer strophe den tod anzureden:

> Ick wet, my ment de doet!
> Was ick ny vorvert so grot!
> Ik mende, he si nicht al bi sinne,
> Bin ick doch junck und ok eine keiserinne.
> Ik mende, ik hedde vele macht,
> Up em hebbe ik ny gedacht,
> Ofte dat gement dede tegen mi.
> Och, lat mi noch leuen, des bidde ik di!

Wenn wir nun den monologischen charakter in den strophen der menschen für den quelltext in anspruch nehmen, so übersehen wir dabei nicht, dass uns die aufgabe bleibt, diese auffällige eigenart befriedigend zu motivieren. Fassen wir unsere resultate zusammen, so ergab sich für die Danse macabre, die Dança general de la muerte und den lübisch-revalschen text ein quelltext, der die charakteristische äussere form des spanischen und niederdeutschen totentanzes wahrscheinlich mit der reimbindung des französischen besass. Dieser text begann mit einer predigtartigen einleitung, deren erster vers *O creature raisonable* lautete, und zeigte die vertreter der menschen in einem regelmässigen wechsel von geistlichen und weltlichen gestalten. Weibliche glieder fehlten in ihm ganz. Dieser text war kein eigentlicher dialog. Er bestand aus anreden des todes und monologischen äusserungen der menschen. In diesem text schillerte sodann die totengestalt wahrscheinlich in derselben weise zwischen tod und totem wie in der Danse macabre. Von den drei achtzeiligen totentänzen hat nur der inhaltlich freieste, der spanische, die personifikation tod in aller konsequenz durchgeführt. Im niederdeutschen text sagt der papst zum tod:

> Al was ik hoch geresen in state
> Unde ik altohant moet werden
> Gelik als du een slim der erden?

Der dichter denkt hier also an einen toten, indem er vom tod spricht. Und ganz ähnlich ist eine stelle in der Danse macabre. Die toten-

gestalt des kaisers ist mit einer hacke, einem spaten und einem leichentuch auf dem bilde dargestellt. Der kaiser sagt nun:

> Armer me fault de pic, de pelle
> et d'un linseul, ce m'est grant painne.

Es soll durch diesen wortlaut ausgedrückt werden, dass der kaiser der totengestalt gleich wird. Darum scheint hier nicht an den tod, sondern an einen toten gedacht zu sein.

Bemerkenswert an allen drei achtzeiligen texten, und also auch wohl an dem quelltext, ist die tatsache, dass in ihnen die konkrete anschauung vom reigen der toten fast vollständig verblichen ist. Die abstrakte idee hat sie vollständig überwuchert.

Neben diesen quelltext, den Seelmann (s. 5 ff., s. 11 ff.) als prototyp aller totentänze und zugleich als das von ihm erschlossene totentanzdrama ansah, stellt sich nun als einziger rivale der lateinische text Codex palatinus 314, bl. 79–80.

Der auffälligste unterschied zwischen beiden ist das fehlen der in allen andern texten den totengestalten in den mund gelegten strophen im lateinischen texte. Es fehlt hier ferner die schematische einteilung der menschen in geistliche und laien. Dafür sind unter den 24 personen, die den reigen bilden, auch einige weiblichen geschlechts (caesarissa, nobilissa, monialis, mater). Im auffälligsten gegensatz zu den achtzeiligen texten ist im lateinischen text sodann die anschauung vom tanz der toten scharf und unzweideutig zum ausdruck gebracht. Zwar schillert der charakter der totengestalt an einigen stellen auch hier. Man könnte meinen, wenn der arzt sagt: *'Mihi mors contraria iurat'*, so sei damit die totengestalt gemeint, die ihn auf dem bilde zum tanze zieht. Aber es ist doch hier zu beachten, dass im lateinischen text der gedanke an einen dialog zwischen tod und menschen vollständig ausgeschaltet ist und infolgedessen die tatsache, dass der mensch in der dritten person vom tode redet, noch viel weniger auffällig ist als in irgendeinem andern text. Jeder zweifel aber, wer mit der totengestalt gemeint sein soll, der tod oder die toten, wird durch die folgenden stellen beseitigt.

Papa:
Frivole nunc d u c o r a d m o r t e m, vane reluctor.

Cardinalis:
M o r t i s p r o t e r v a m nunc stringor adire c a t e r v a m.

Patriarcha:
Et m o r t i s d i r a e cogor c o n s o r t e s adire.

Archiepiscopus:
Metropolitanus nunc sum cum vanis vanus.

Dux:
Sed nunc ut adeam cogor cum morte choream.

Episcopus:
Heu nunc distorti praesumunt me dare morti.

Comes:
Morte nunc perii corisantibus associatus.

Miles:
Contra iura mea ducor in ista chorea.

So klar wie hier ist in keinem andern totentanztexte die anschauung vom reigen der toten ausgesprochen. Und dies ist um so bedeutungsvoller, je kürzer und einfacher der text im vergleich zu den andern ist.

Es lässt sich leicht zeigen, dass alle diese merkmale, die den lateinischen text von den übrigen absondern, für die originalität jenes sprechen. Wäre er eine nachahmung des von Seelmann erschlossenen 'urtextes', so dürfte es grosse mühe machen, die auslassung der strophen der toten einigermassen einleuchtend zu motiviren. Umgekehrt erklärt sich die hinzufügung der strophen für die toten zu dem ursprünglich monologischen text ohne weiteres, und der in Basel erweiterte oberdeutsche text selbst ist ja ein sicheres dokument für diese entwicklung. Ausserdem erklärt sich uns aber dadurch auf überraschende weise die seltsame tatsache, dass die strophen der menschen in der Danse macabre ebenso monologisch gefärbt sind wie im oberdeutschen text. Hier wie dort erklärt sich dies daraus, dass die strophen der toten erst später hinzugefügt sind. Das heisst natürlich nicht, dass der französische quelltext keine totenstrophen gehabt hat; aber indem er einen text nachahmte, der nur aus strophen der menschen bestand, gab er auch unwillkürlich den naturgemäss monologischen charakter dieser strophen wieder.

Ursprünglicher ist ferner die freie, ungezwungene auswahl der personen im lateinischen text, der, wie oft hervorgehoben, in seinen 24 personen die menschlichen gegensätze hoch und niedrig, reich und arm, alt und jung hinreichend erschöpfend zum ausdruck bringt und der auch das weibliche geschlecht nicht übergeht. Die hier gegebene auswahl scheint der dem totentanze zugrunde liegenden dichterischen anschauung mehr zu entsprechen als der gezwungene, schematisierende wechsel von geistlich und weltlich.

Dass endlich die anschauung vom tanze der toten, wie sie im

lateinischen texte klar zum ausdruck gelangt, ursprünglicher ist als die abstrakte todesidee der achtzeiligen texte, bedarf keines beweises. Dadurch, dass die form eine breitere wurde, wurde neuer inhalt nötig, und die moralisierenden gedanken, mit denen sich die strophen füllten, liessen das hauptmotiv verblassen. Der inhalt wurde immer abstrakter, und wahrscheinlich ganz unmerklich für die nachahmer trat an die stelle der toten die abstraktion tod. In den Baseler zusatzstrophen des oberdeutschen textes habe ich (Urspr. d. totent. s. 47) die gleiche entwicklung nachgewiesen.

Es bleibt uns noch eins von den beweisstücken zur erledigung, mit denen Seelmann (s. 30) seine behauptung stützte, dass der oberdeutsche text eine nachahmung des französischen sei. Es ist dies die merkwürdige übereinstimmung des oberdeutschen textes mit dem französischen und niederdeutschen in der ersten zeile der einleitung.

franz.:	*O creature raysonable.*
niederd.:	*Och redelike creatuer.*
oberd.:	*O diser welt weisheit kint.*
lat.:	*O vos viventes huius mundi sapientes.*

Ich habe schon früher die ansicht Seelmanns zurückgewiesen, dass die oberdeutsche version eine ungelenke übersetzung des französischen ausdrucks sei (Urspr. d. totent. s. 28 f.). Dadurch, dass sich uns nun der lateinische text als grundtext des oberdeutschen ergab, erklärt sich der ungelenke ausdruck *O diser welt weisheit kint* ohne weiteres. Ich habe aber ferner gezeigt, dass der lateinische ausdruck *O vos viventes huius mundi sapientes* biblischen ursprungs (1. Korinth. 1, 20) und also durchaus original im lateinischen texte ist (vgl. Zeitschr. 40, 75 anm.). Wenn also überhaupt ein schluss aus dieser textparallele gezogen werden darf, dann kann es nur der sein, dass die französische version *O creature raysonable,* die wir ja oben auch für den quelltext der drei achtzeiligen texte in anspruch genommen hatten, im vergleich zur lateinischen sekundär ist.

Wir stehen damit vor dem resultat, dass der lateinische text der älteste und ursprünglichste totentanz überhaupt ist, dass alle totentänze direkt oder indirekt auf ihn zurückgehen müssen. Durch dieses resultat, das einem lateinischen gedicht, das nur aus strophen der menschen besteht, die priorität unter den totentanztexten verleiht, wird nunmehr ein anderes lateinisches gedicht des späten mittelalters in neue beleuchtung gerückt. Douce (Dance of Death. London 1833, s. 24) hat zuerst auf ein in

zwei lateinischen handschriften[1] des 14. jahrhunderts unter echten und apokryphen gedichten Walter Mapes überliefertes dichtwerk hingewiesen, das sich *Lamentatio et deploratio pro morte et concilium de vivendo deo* betitelt. Neuerdings glaubte es E. Mâle (Revue des deux mondes 1906, s. 653) neu entdeckt zu haben, indem er es in einer handschrift der Bibliothèque Mazarine (nr. 900, fol. 93) nachwies. Ausserdem findet sich das gedicht in einer Erfurter handschrift[2] überliefert. Dieses gedicht ist deshalb von hoher bedeutung, weil es eine grosse verwandtschaft mit den totentänzen aufweist und sicher älter ist als diese.

Ich gebe das gedicht hier nach der Erfurter handschrift, die schon Schum (a. a. o.), leider nicht ganz zuverlässig, abdruckte, und füge die lesarten des bei Douce (a. a. o.) gegebenen stückes hinzu.

Dum mortem cogito crescit mihi causa doloris,
   Jam cunctis horis mors venit ecce cito.
Pauperis et regis communis lex moriendi,
   Dat causam flendi si bene scripta legis.
5 Gustato pomo nullus transit sine morte.
   Heu! misera sorte labitur omnis homo.

Vado mori, papa, qui iussu regna subegi.
   Mors mihi regna tulit — eccine vado mori.
Vado mori, rex sum, quid honor, quid gloria regni?
10 Est via mors hominis regia, vado mori.
Vado mori, presul, cleri populique lucerna,
   Qui fueram validus, langueo, vado mori.
Vado mori, miles, victor certamine belli,
   Mortem non didici vincere, vado mori.
15 Vado mori, monachus, mundi moriturus amori,
   Ut moriatur amor hic mihi, vado mori.
Vado mori, legista fui defensor egenis
   Causidicus, causas resero, vado mori.
Vado mori logicus, aliis concludere novi,
20 Conclusit breviter mors mihi, vado mori.
Vado mori, medicus, medicamine non redimendus,
   Quidquid agat medici potio, vado mori.
Vado mori, sapiens, michi nil prudentia prodest,
   Me reddit fatuum mors fera, vado mori.
25 Vado mori dives, ad quid mihi copia rerum,
   Dum mortem nequeat pellere, vado mori.

1) Ms. Bibl. reg. 8 B VI. und Lansd. MS 397.

2) Vgl. W. Schum, Beschreibendes verzeichnis der amplonianischen handschriftensammlung zu Erfurt, s. 41.

Vado mori cultor, collegi farris acervos,
Quos ego pro vili computo, vado mori.
Vado mori, pauper, quem pauper Christus amavit,
30 Hunc sequar evitans omnia, vado mori.

V. 1. Douce: *Cum . . . meditor nescit mihi causa doloris.* — Die lesart von Erf. wird durch *cogito* — *cito* bestätigt.
V. 2. Douce: *nam.* Schum: *veniet.*
V. 4. Douce: *leges* — vgl. den reim *regis* — *legis.*
V. 5. Hs.: *pamo.* Schum: *pane.* Douce: *pomo* — vgl. den reim *homo* — *pomo.* Douce: *missus transit.*
V. 6. Douce: *missa sorte.*
V. 7. Hs.: *regni subegi.*
V. 8. Hs.: *mors in regno.* Schum: *eccine* fehlt.
V. 9. Douce: *quod honor, quod gloria rerum.*
V. 19. Hs.: *laycus.*
V. 25. 26. Ms. Mazar.: *Vado mori, dives, aurum nec copia rerum Nullum respectum dat michi, vado mori* — vgl. F. Neri, Il trionfo della morte etc. in Studi medievali III, p. 75 anm.

Die ähnlichkeit dieses *Vado mori* mit dem lateinischen texte der handschrift H[1] des oberdeutschen totentanztextes liegt auf der hand. Beide gedichte führen uns eine abgestufte reihe von vertretern der menschlichen stände vor, die in kurzen monologen dem bittern gedanken ausdruck verleihen, dass es zum sterben geht. Diesem Vado mori fehlt nur das eigentliche totentanzmotiv, und es wäre seinem charakter nach identisch mit dem totentanztext, der sich uns als der älteste ergab. Diese übereinstimmung kann keine zufällige sein. Der gedanke, das Vado mori verdanke seinen ursprung den totentänzen, wäre, auch abgesehen von der überlieferung der verse, absurd, denn das Vado mori hätte dann aus den totentänzen ein nebensächliches abstraktes motiv entnommen und das anziehendste und fruchtbarste motiv ganz beiseite gelassen. Der entgegengesetzte schluss liegt viel näher: das Vado mori wird durch heranziehung der volksanschauung vom totentanze zum totentanztext. Damit wird in überraschender weise die entwicklungslinie, die wir nach rückwärts verfolgt haben, zum abschluss gebracht.

Das Vado mori weist aber auch eine andere hypothese zur lösung des totentanzproblems als überflüssig und darum als haltlos zurück. Künstle[1] wiederholte mit neuen beweisgründen den schon vor ihm gemachten versuch, den totentanz aus der legende von den drei lebenden und den drei toten abzuleiten. Da in der legende von

1) A. a. o. s. 98 ff.

einem tanz nicht die rede ist, musste er für dieses motiv sich auf die volksanschauung vom tanze der toten berufen. Es blieb ihm für die herleitung des totentanzes aus der legende nunmehr nur noch die abstufung der menschlichen stände übrig. Diese soll nach ihm in der weise entstanden sein, dass die drei lebenden in der legende nach ihren lebensstellungen von der bildenden kunst variiert wurden. Als urkundliche zeugnisse dafür weist er eine reihe von darstellungen der legende nach. Aber im vergleich zu der zahl der darstellungen der legende überhaupt sind die bilder, auf denen die drei lebenden nach ihren lebensstellungen variiert werden, viel zu selten, als dass darauf eine so folgenschwere hypothese gebaut werden könnte. Und wahrscheinlich wird sich durch die forschung, die sich neuerdings der legende zugewandt hat, dieses verhältnis noch mehr zu ungunsten von Künstles hypothese verschieben. Ausserdem erörtert Künstle mit keinem wort die möglichkeit, ob sich die von ihm hervorgehobenen eigentümlichkeiten in der darstellung der legende nicht einfach durch beeinflussung von seiten der totentänze erklärt. Wichtiger aber als all diese einwände ist für unsere frage die tatsache, dass Künstle selbst seiner hypothese den boden entzieht. Nach ihm findet sich die erste vollständige überlieferung der legende am schluss jener Walter Mapes zugeschriebenen *Lamentatio et deploratio pro morte,* unseres Vado mori (Künstle s. 30 f.). Worauf diese behauptung beruht, weiss ich nicht. Douce (Dance of Death s. 24), der dieses gedicht zuerst erwähnt, das er in den beiden obengenannten englischen handschriften fand, weiss nichts davon, dass die legende den schluss des gedichtes bildet. Wahrscheinlich liegt hier ein missverständnis vor. Wie dem nun sei, mag die legende den schluss des Vado mori gebildet haben oder nicht, jedenfalls wirft dieses lateinische gedicht den kern von Künstles beweisführung über den haufen. Denn offenbar erscheint es höchst zwecklos, ein resultat mühsam durch den nachweis einer umständlichen entwicklung aus der legende zu erklären, das bei dem ersten auftauchen der legende im abendland schon fertig vorlag. In dem Vado mori haben wir ja die abstufung der menschlichen stände schon, die Künstle aus der bildlichen darstellung der legende entwickeln will. Für das tanzmotiv bietet seine hypothese keine erklärung, für die entwicklung der reihe der menschen im totentanz ist sie überflüssig. Damit aber fällt sie in sich selbst zusammen. Die legende von den drei lebenden und den drei toten scheidet also für die frage nach der entstehung der totentänze aus.

Auch das Vado mori hat eine geschichte, die durch jahrhunderte

geht. Wahrscheinlich dem 15. jahrhundert gehört die französische version an, die in einer Pariser handschrift (Bibl. nat. 7595) enthalten ist, in der sich auch die legende von den drei lebenden und den drei toten findet. Sie trägt den titel 'Mireueur du monde' und besteht aus 45 sechszeiligen strophen, die mit den worten *'Je vais morir'* beginnen und schliessen. Der anfang lautet:

> Je vois morir: venés avant,
> Tant cil qui ore estes vivant:
> Jeunes et vielz, febles et fort,
> Nous sommes tuit jugiez a mort.
> Bien povons dire sans mentir,
> Chascun de nous: Je vois morir[1].

Kastner (a. a. o.) zitiert unter dem gleichen titel (Miroir de mort) zwei gedichte von Alain Chartier und de la Marche (15. jahrhundert). Leider gibt er keine genaueren notizen darüber. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese gedichte gleichfalls bearbeitungen des Vado mori sind.

Es ist bekannt, dass der totentanz im 15. jahrhundert vielfach in die gesang- und gebetbücher (heures) eindringt. Gegen ende des 15. jahrhunderts erschien in Paris ein solches buch, das zwei totentänze enthält: Las horas de nuestra senora con muchos otros oficios y oraciones, Paris 1495. Der erste totentanz entspricht der *Danse macabre des hommes et des femmes;* der zweite bietet keinen eigentlichen tanz, sondern bilder, in denen der tod mit einer gruppe von personen dargestellt ist. Die lateinischen unterschriften zeigen deutlich die beeinflussung durch das Vado mori.

Nr. 5. Vado mori, dives auro vel copia rerum.
Nr. 6. Nullum respectum dat michi, vado mori[2].
Nr. 19. (Kind in der wiege:) Aaa vado mori, nil valet ipsa iuventus.
Nr. 24. (Eremit:) Forte dies hec ultima, vado mori.

Melchior Goldast, der die französische Danse macabre ins lateinische übersetzt hat (Chorea ab eximio macabro enthalten in der kompilation: Speculum omnium datuum orbis terrarum auctore Roderico episcopo Zamorensi, Hannovriae 1613) stellt vor jedes strophenpaar ein distichon, das mit Vado mori beginnt und schliesst.

1) Vgl. Les danses des morts; dissertations et recherches historiques, philosophiques, littéraires et musicales etc. par Georges Kastner, Paris 1852, s. 21.

2) Nr. 5 und 6 gehörten ursprünglich zu einem distichon zusammen. Siehe oben die variante zu v. 25. 26 des Vado mori. Durch die hier gegebene änderung ist der hexameter zerstört worden.

Am umfassendsten ist das Vado mori bearbeitet worden von Anton Steinhauer: Vado mori, sive via omnis carnis, morte duce. Mortalibus in processione mortuorum, monstrata authore Antonio Steinhavero Argentoratis typis Melchioris Pauschingerii 1731. Der verfasser hat sich die möglichste vollständigkeit zum ziel gesetzt, und für all die unzählig vielen kleinen und grossen variationen der menschlichen stände variiert er sein kärgliches thema.

Diese kompilatorische zusammenstellung macht keinen anspruch auf vollständigkeit. Im gegenteil, ich bin der überzeugung, dass sich im laufe der zeit noch manche handschrift des ursprünglichen Vado mori auffinden lässt und noch zahlreichere bearbeitungen nachgewiesen werden. Aber aus dem vorliegenden schon zeigt sich deutlich, dass das motiv des Vado mori eine weite verbreitung neben den totentänzen erlangte und mit den totentänzen in wechselwirkung stand.

Wann und wo die anschauung vom reigen der toten in den im Vado mori vorgezeichneten rahmen eingetreten ist, bleibt eine offene frage. Möglich ist es, dass Künstle recht hat, wenn er das totentanzmotiv aus dem Orient gekommen sein lässt. Dafür könnte sprechen, dass auch die beiden andern gedichte, die ähnliche themen behandeln, das gespräch zwischen seele und leichnam (Visio Fulberti) und die legende von den drei lebenden und den drei toten, orientalischen ursprungs sind. Die einleuchtendste von all den vielen erklärungen, die der französische ausdruck Danse macabre gefunden hat: = arab. tanz-d-maquabiri (kirchhofsspiel) weist zudem nach derselben richtung. Notwendig ist indes die herleitung aus dem morgenland nicht. Die verbindung der anschauung vom tanz der toten mit der im Vado mori gegebenen aufzählung der menschlichen stände konnte sich überall vollziehen, wo diese anschauung im volke vorhanden war. Und dass sie auch ausserhalb der literarischen und kunstgeschichtlichen tradition der totentänze im abendlande vorhanden war, haben wir gezeigt.

Wir haben uns bisher bei der aufdeckung der fäden, die sich zwischen den einzelnen totentänzen ziehen, in voller absicht auf die texte beschränkt. Wenn Künstle (s. 94) meint, der natürlichere weg bei der erklärung des totentanzproblems sei der, der von der bildlichen darstellung ausgehe, so erscheint uns dies reichlich theoretisch gedacht. Tatsache bleibt doch, dass die entwicklung der totentänze in den texten deutlichere spuren hinterlassen hat als auf den bildern. Ausserdem bilden die texte eine ziemlich lückenlose entwicklungsreihe, während in der reihe der bilder die wichtigsten selbst noch problem sind. Gewiss bieten die totentänze der kunstgeschichte

noch aufgaben genug. Aber niemand wird sie ohne die engste fühlung mit der philologischen forschung lösen wollen, und dann wird, wie wir jetzt sehen, das resultat jener noch ausstehenden einzeluntersuchungen auch nur die ergebnisse der textkritik stützen; denn wir sehen keinen punkt, wo die bildlichen darstellungen mit dem entwicklungsgang, der sich uns ergeben hat, im widerspruch stehen.

Zu beachten ist freilich, dass die bildliche darstellung den text von anfang an begleitet. Auch im lateinischen text findet sich eine notiz, die auf einen Codex albus verweist, der die dazugehörigen bilder enthält. Leider ist uns dieser Codex, der uns vielleicht den zusammenhang der bilder des Heidelberger blockbuches (Codex palatin. nr. 438, bl. 129[a]—142[a]) mit den Baseler bildern erklären würde, nicht erhalten geblieben.

So bleibt als ältestes totentanzbild das zu dem französischen text gehörige, das im jahre 1424 an die wände der beinhäuser des kirchhofs *des innocents* in Paris gemalt wurde. Solange die kunstgeschichte uns nicht die von Künstle (s. 83 anm.) angeregte neue untersuchung des totentanzes von Kermaria gibt, müssen wir das Pariser bild für das älteste in Frankreich halten. Dieses bild freilich ist nur noch in der kopie, die uns der druck von Guyot Marchant (1485) bietet, vorhanden. Zum glück sind uns von dem text noch handschriftliche kopien erhalten, die vom druck unabhängig sind und uns, wenigstens soweit es den text anlangt, zeigen, dass der druck seine vorlage treu wiedergibt. Für das bild ist das nicht ohne weiteres festzustellen, aber es zeigt sich doch, dass in Marchants reproduktion an vielen punkten bild und text übereinstimmt, so dass tief eingreifende abweichungen von dem Pariser freskogemälde schwerlich anzunehmen sind. Wir haben freilich oben (s. 30) einen vers des sergent zitiert, der im widerspruch zu dem bilde steht. Es heisst dort: *Je suis pris de ca et de la.* Das bild aber in Marchants ausgabe lässt den sergent nicht zwischen zwei totengestalten erscheinen. Er ist also nur von einer seite aus ergriffen. Doch dieser widerspruch zwischen text und bild erklärt sich sehr einfach daraus, dass die von Marchant herausgegebene reproduktion eine andere einteilung des reigens aufweist als das urbild. Der druck zerlegt den ganzen reigen (einleitung und schluss mit eingerechnet) in 17 arkaden, die links und rechts von zwei säulen begrenzt werden. Jede arkade enthält (mit einigen leicht erklärlichen ausnahmen) 4 achtzeilige strophen mit den dazugehörigen bildern. Dass dies nicht die alte einteilung des gemäldes an den beinhäusern *des innocents* war, geht aus einer alten handschriftlichen

quelle hervor: L'epitaphier de Paris (Collection Clerambault cabinet des manuscrits, fonds français nr. 8220). Hier wird arkade für arkade der zustand der beinhäuser des kirchhofs beschrieben. Bei der 17. arkade heisst es:

'Icy commence la Danse macabre qui dure dix arcades desquelles il y a six huitains, dont le premier cy-après; les quatre dernières arcades en ont huit: O creature raysonnable' etc. (Vgl. Valentin Dufour, La danse macabre des SS. Innocents de Paris d'après l'édition de 1484 précédée d'une étude sur le cimetière, le charnier et la fresque peinte en 1425, Paris 1874, s. 65 f.).

Danach wird die einteilung des reigens ursprünglich folgende gewesen sein:

1. arkade: acteur, pape. — 2. arkade: empereur, cardinal, roi. — 3. arkade: patriarche, connétable, archévêque. — 4. arkade: chevalier, évêque, écuyer. — 5. arkade: abbé, bailli, maître. — 6. arkade: bourgeois, chanoine, marchant. — 7. arkade: chartreux, sergent, moine, usurier (pauvre homme). — 8. arkade: médecin, amoureux, avocat, ménestrel. — 9. arkade: curé, laboureur, cordelier, enfant. — 10. arkade: clerc, ermite, roi mort, un maître.

Nach dieser einteilung ist der sergent also ursprünglich von zwei totengestalten eingeschlossen gewesen, und der text *'Je suis pris de ca et de la'* stimmte danach mit dem bilde überein.

Noch durch eine andere stelle wird diese einteilung bestätigt. Bei Marchant sind die gestalten, die in einer arkade untergebracht sind, zu einem reigen miteinander verbunden. Da infolgedessen nur die toten, die am anfang einer arkade stehen, einen arm frei haben, führen nur diese ein charakterisierendes werkzeug (hacke, spaten, sarg, pfeil). In der zweiten arkade des druckes (papst und kaiser) ist diese anordnung jedoch unterbrochen. Die beiden paare stehen unverbunden nebeneinander. Der tote des kaisers hat die linke hand nicht frei, um den papst zu ergreifen. Er trägt nämlich spaten und hacke im arm. Wahrscheinlich hätte der druck ohne bedenken diese werkzeuge fortgelassen, wenn sie nicht durch den text verlangt würden (*Armer me fault de pic, de pelle*). Auf dem freskogemälde leitete jedoch der kaiser die zweite arkade ein, und dort hatte der tote also seinen arm frei.

Seelmann hat an dem bilde des wucherers gezeigt, dass der text der Danse macabre erst zur erläuterung des gemäldes hinzugesetzt sei (Seelmann s. 22). Um den charakter des wucherers verständlich zu machen, hatte der maler diesem einen armen mann zur seite gestellt, der von dem wucherer geld empfängt. Der text gibt nun auch diesem armen mann eine strophe. Wäre der text das primäre, so wäre dies

unverständlich. Auch die oben mit dem bilde in vergleich gesetzten textstellen lassen diesen schluss als richtig erscheinen. Es geht daraus also hervor, was schon Seelmann in das richtige licht setzte, dass im jahr 1424 der quelltext der drei achtzeiligen totentänze für die unterschriften des Pariser gemäldes bearbeitet oder doch benutzt wurde. Der gedanke, der diese bearbeitung geleitet hat, war der, dass jede vom maler dargestellte gestalt eine strophe des textes zugewiesen erhalten sollte. Damit fiel die eigenartige form, die der quelltext besass. Dieser quelltext nun ist sicherlich nicht als begleittext zu einem bilde geschrieben worden. Dem widerspricht die form (kurze anrede des todes, selbstgespräch des menschen, erwiderung des todes) und die länge der strophen. Dieser quelltext war dasselbe, was der spanische totentanz sein will: ein moralisches gedicht, das selbständigen daseinswert besass. Der begleittext zu einem totentanzgemälde hatte den hauptzweck, dem beschauer des bildes den stand der dargestellten personen anzugeben. Im übrigen sprach das bild für sich allein. Ein kurzer vers genügte diesem zweck vollkommen. Auch strophen der toten waren dazu nicht nötig. Diese einfache und zweckentsprechende form des begleittextes ist im lateinischen totentanze gegeben. Jede strophe enthält die standesbezeichnung des betreffenden menschen und dazu den kurzen gedanken: ich muss sterben. Dieser gedanke erscheint meist unter dem bilde des totenreigens. Alles moralisierende beiwerk fehlt gänzlich. Es war nur da am platze, wo das bild fehlte, eben als ersatz für die ernste lehre, die das bild in die seelen prägte.

So weit uns also auch der lateinische text hinaufgeführt hat, zuletzt gibt er die priorität doch an das totentanzbild ab. Aber die frage, ob text oder bild das ältere ist, hat jetzt nicht mehr die entscheidende bedeutung, die sie für Seelmanns untersuchungen haben musste, weil dieser sich mit dem widerspruch zwischen seinem 'dramentexte' mit dem einen tode und dem reigenbilde mit den vielen toden abfinden musste (Seelmann s. 12; Ursprung der totentänze s. 8 f.). Denn das bild, das wir aus dem lateinischen text gewinnen, ist das gleiche, das der maler uns vor die augen stellt: der reigen der toten.

Wo dieses gemälde, unter dessen figuren die lateinischen verse standen, seine stätte hatte, wird vielleicht für immer geheimnis bleiben. Dass die erklärenden unterschriften in lateinischer sprache abgefasst waren, lässt auf ein kloster schliessen. Vielleicht fand sich in der bibliothek dieses klosters eine abschrift des Vado mori, und dies gab den ersten anstoss zu bild und text.

Wir fassen noch einmal kurz zusammen, was sich uns schritt für schritt als entwicklungsgang der totentänze ergab.

1. In handschriften des 14. jahrhunderts existiert ein lateinisches gedicht, das den vertretern der einzelnen menschlichen stände je ein distichon in den mund legt, das mit '*vado mori*' beginnt und schliesst und den gedanken des todes je nach dem stande des betreffenden menschen variiert.

2. Der lateinische totentanztext (Codex palatinus 314) behandelt unter verzicht auf die stereotype form (*vado mori*) in ganz ähnlicher weise das gleiche thema. Wie im Vado mori sind die einzelnen strophen monologische gefühlsäusserungen der menschen. Das sterben wird hier unter dem bilde dargestellt, dass die toten die lebenden in ihren reigen hineinziehen. Dieser text hat von anfang an keine selbständige bedeutung gehabt, er ist begleittext zu einem totentanzbilde gewesen.

3. Angeregt durch dieses oder ein davon abgeleitetes totentanzbild und beeinflusst durch diesen lateinischen oder einen ihm ähnlichen text, ist ende des 14. oder anfang des 15. jahrhunderts ein moralisierendes gedicht vom totentanz entstanden, das ursprünglich nicht in irgendeinem zusammenhang mit einem bilde gedacht war. Dieses französische gedicht fügte den strophen der menschen strophen des todes zu[1]. Trotzdem behielten die strophen der menschen den ursprünglichen monologischen charakter. In diesem gedicht ist ferner, wie die eigenartige form erweist, aus der vielheit der toten die einheit des todes geworden. Hier findet sich ferner der in grösster breite ausgeführte, mannigfach variierte gedanke, dass der tod der sünde sold ist.

4. Dieses französische gedicht hat drei schösslinge gezeitigt: die Danse macabre, die spanische Dança general de la muerte, den lübisch-revalschen text. Von diesen dreien blieb der spanische text wie seine vorlage ohne verbindung mit einem totentanzbilde. Für das Pariser bild wurde die ältere vorlage zu einem begleittext umgearbeitet, und dabei verschwand bis auf drei restspuren die ursprüngliche äussere form, es blieb aber der alte monologische charakter der strophen der menschen gewahrt. Der spanische und niederdeutsche text bewahren getreu die äussere form, entwickeln die innere form aber weiter zum reinen dialog. Die benutzung eines älteren gedichtes, das infolge

1) Möglich ist natürlich auch, dass ein zwischenglied des lateinischen und dieses textes die strophen des todes resp. der toten eingeführt hat.

seines moralisierenden zweckes die toten durch den tod ersetzt, als begleittext eines totentanzreigens hat in Paris und in Lübeck zur folge, dass zwischen text und bild ein widerspruch entsteht.

5. Der lateinische text findet mit dem dazugehörigen, in einzelne paare aufgelösten bilde handschriftliche verbreitung. Gegen anfang des 15. jahrhunderts etwa wird er in vierzeilige deutsche strophen übersetzt. Diese übersetzung wird später durch vierzeilige strophen der toten erweitert. Diese strophen der toten sind aus derselben anschauung heraus geboren wie der totentanzreigen. Der oberdeutsche text spiegelt also die ursprüngliche gestalt des totentanzes getreu wieder, während die dazugehörigen bilder, weil sie infolge der handschriftlichen verbreitung in paare zerlegt sind, nicht mehr die toten, sondern den tod zu zeigen scheinen. Bilder und text fanden weitere verbreitung als holzschnittzyklus im Heidelberger blockbuch, das wahrscheinlich die in der lateinischen handschrift H[1] erwähnten, leider verloren gegangenen bilder benutzt hat. Die gleichen bilder haben dann durch irgendein mittelglied nach Basel hingewirkt und die indirekte vorlage für das Klingentaler bild abgegeben. Auch hier wurde der reigen, wie die bilderhandschriften und blockbücher ihn boten, in einzelnen paaren dargestellt. Der rahmen wurde hier durch 15 neue paare erweitert. Der text, der zu diesen 15 paaren neu gedichtet wurde, hat die alte anschauung vom reigen der toten verloren, er führt statt der toten den tod ein.

Während die ähnlichkeit der bilder des Heidelberger blockbuches H[2] mit den Baseler bildern die annahme einer ganz bestimmten tradition bedingt, ist das Münchener blockbuch (Codex xylogr. monac. nr. 39), wie schon Götte (Holbeins Totentanz und seine vorgänger) gezeigt hat, eine nachträgliche illustration des textes[1], die ausserhalb des zusammenhangs steht, der sich zwischen dem Heidelberger blockbuch und den Baseler bildern zeigt.

1) Ein schlagender beweis dafür ist das bild, das zum strophenpaar des ritters gehört:

> Her ritter, ir seid angeschriben
> Dar ir ritterschaft nu müst treiben
> Mit dem tod und seinen knechten usw.

Der tote hält auf der illustration dem ritter ein blatt vor, auf dem er 'angeschrieben' ist.

BURG BEI MAGDEBURG. WILHELM FEHSE.

HEINRICH VON DEM TURLÎN UND DIE SPRACHFORM SEINER KRÔNE.

(Schluß.)

C. Mhd. *ei* < *-age, -ege, -ede*[1].

In Heinrichs v. Turlîn mundart hat es neben den formen *saget, jaget, klaget, maget* auch kontrahierte auf *-eit* gegeben, welche nach Zwierzina bei bayr.-österr. dichtern gegenüber den *ei* < *ege*-bindungen in überwiegender mehrzahl stehen.

In den md. mundarten ist der aus der kontraktion von *-aget* resultierende diphthong *ei* nicht gleich dem alten *ei*. Bei den bayr.-österr. dichtern kommen im verhältnis zu *seit, geseit* u. a. die bindungen *leit, geleit* viel seltener vor; *eget* hat hier seine besondere entwicklung.

Zu diesem resultate Zwierzinas stimmt auch die untersuchung der reime der Krone. Ich zähle 130 *seit, seist, geseit* < *-aget*, welche zu altem *-eit* usw. gebunden sind: 161. 261. 917. 1022. 1540. 2012. 2598. 2942. 3802. 3986. 4036. 4126. 4335. 4456. 4526. 4725. 4852. 4896. 4943. 5039. 5221. 5254. 5693. 6189. 6966. 7315. 7826. 7912. 7949. 8154. 8410. 8508. 8763. 8953. 9799. 9863. 10 105. 10 262. 10 348. 10 686. 10 790. 10 811. 11 036. 11 511. 11 743. 11 812. 11 858. 12 311. 12 466. 12 738. 13 079. 13 745. 13 898. 14 639. 15 261. 15 362. 16 137. 16 342. 16 776. 16 836. 16 997. 17 456. 17 557. 17 563. 17 605. 17 821. 17 856. 18 119. 18 233. 18 705. 19 190. 19 295. 19 568. 19 979. 20 083. 20 170. 20 597. 20 882. 21 171. 21 200. 21 291. 21 336. 21 656. 21 706. 21 742. 21 805. 21 835. 21 864. 21 959. 22 039. 22 238. 22 309. 22 569. 22 688. 23 190. 23 405. 23 504. 23 618. 23 992. 24 823. 25 268. 25 450. 25 734. 25 980. 26 622. 26 656. 26 819. 26 976. 27 261. 27 296. 27 483. 27 512. 27 630. 27 798. 27 824. 27 976. 28 474. 28 591. 28 667. 28 721. 29 044. 29 205. 29 401. 29 448. 29 476. 29 563. 29 578. 29 615. 29 701. 29 778. 29 817.

Wichtig ist, daß Heinrich zwischen *er seit, du seist, ir seit* (< *saget* usf.) im praes. ebensowenig einen unterschied kennt wie zwischen dem nach seiner art apokopierten ind. und conj. praeteriti. Das part. praet. der weiter unten angeführten verba zählt durchweg zu den kontraktionsformen. Ausserdem findet sich *meit* < *maget* 19 mal: 7638. 7718. 8611. 8702. 9773. 12 427. 13 836. 16 260. 18 798. 20 365. 20 420. 20 595, 21 230. 21 680. 21 752. 22 993. 25 043. 25 688. 28 696, welche auf altes *-eit* gereimt sind und 55 *meide(n)* als form für die casus obliqui des sing. und den ganzen plur. Bei Heinrich geht *meide* auf *mägede*, nicht auf *megede* zurück. 1936. 3137. 6105. 6984. 7134. 7844. 8417. 8525. 9013. 9295. 9604. 9680. 10 915. 11 525. 12 680. 13 524. 13 671. 13 696. 13 759. 14 261. 14 754. 16 735. 17 038. 17 127. 17 381. 17 853. 17 946. 18 013. 18 713. 18 941. 19 005. 19 043. 19 102. 19 449. 20 369. 20 599. 20 776. 20 996. 21 783. 21 927. 22 194. 23 125. 23 770. 24 256. 24 727. 25 016. 25 113. 25 572. 25 961. 28 414. 28 422. 29 357. 29 411. 29 611. 29 672.

Zu *seit* (< *saget*) steht bei Heinrich auch *jeit*.

jeit (< *jaget*) reimt 21 mal auf altes *-eit*: 2036. 2081. 2256. 2417. 3872. 9964. 11 753. 12 488. 14 198. 14 266. 15 243. 15 565. 16 231. 16 777. 18 474. 21 587. 22 628. 23 275. 23 364. 25 426. 25 522; 12 mal *kleit* < *klaget* : *-eit* : 453. 1868. 11 477. 13 981.

1) Vgl. s. 154. 162. 170.

16 944. 20 071. 20 852. 21 279. 21 468. 21 837. 25 425. 28 698; sechsmal *verzeit* (< *verzaget*) auf *-eit* : 4397. 6565. 21 337. 21 494. 22 041. 28 950.

Dazu kommen dann noch die 26 reime, wo *jeit, verzeit, meit, kleit, geseit* zueinander gebunden sind: 5904. 7065. 7699. 9523. 9692. 9593. 9827. 12 612. 13 556. 14 142. 14 089. 15 390. 15 985. 16 503. 16 465. 16 155. 16 516. 17 309. 18 844. 18 893. 18 859. 19 163. 19 474. 21 098. 23 041. 27 748.

Ebenso wird *beheit* (< *behaget*) und *verdeit* (< *verdaget*) zu *seit* (< *saget*) gebunden: 27 912 und 5360. 25 557.

Diesen kontrahierten formen steht vielleicht gar kein *(ge)saget*, *bejaget*, *maget* usw. gegenüber, da die bindungen von *verzagt*, *magt*, *gesaget*, *klaget*, *behaget*, *taget*, *jaget* untereinander ebensogut *ei-* als *g*-formen vorstellen können. Denn es findet sich darunter auch nicht e i n beispiel, für das bei Heinrich nicht zugleich kontraktion feststünde: 2225. 2388. 3573. 3876. 4518. 4799. 7143. 7867. 8393. 8903. 9661. 10 245. 10 385. 11 244. 13 214. 13 657. 14 933. 16 084. 16 276. 16 574. 17 069. 17 487. 17 614. 17 742. 17 891. 17 995. 18 615. 18 959. 19 178. 19 413. 19 453. 20 458. 20 627. 21 304. 21 542. 21 792. 21 950. 22 216. 22 454. 22 836. 22 904. 23 035. 23 213. 23 302. 23 382. 23 994. 24 693. 24 796. 25 061. 25 124. 25 221. 25 232. 25 512. 25 585. 25 631. 25 656. 25 818. 26 090. 26 966. 27 284. 27 833. 28 083. 28 603. 28 678. 28 938. 29 390. 29 729. 29 784.

Dieser grossen zahl von *-eit* < *-aget*-reimen stehen auf der anderen seite nur 27 *leit* < *leget*, *reit* < *regete* und *gepfleit* < *gepfleget* gegenüber: 191. 519. 1100. 3407. 6801. 6929. 7116. 7746. 8436. 11 308. 12 603. 13 925. 14 303. 14 919. 19 203. 19 806. 20 236. 26 390. 23 263. 23 441. 24 330. 25 941. 28 860. 29 311 und 29 978. *leit* < *legete* : *reit* (praet.) 1816; *geleit* < *geleget* : *gereit* < *geredet* 3204.

treit wird dreimal zu altem *-eit*, zweimal zu *pfleit* < *pfleget* (1753. 1136, also nur ganz zu anfang des gedichtes) gebunden, steht daher nicht wie das oben erwähnte *jeit* < *jaget* zu *saget*, sondern zu *leget*. Sonst reimt es noch auf *bereit* < *beredet* 4344; auf altes *-eit*: 1314. 15 914. 24 275; und nur einmal auf *verkleit* < *verklaget* 18 749.

Ein *teit* < *taget(e)* findet sich in der Krone 13 138 zu *leit* < *legete* gebunden; daher ist die konjektur Ehrismanns für 4013: *ald daz ez schiere teite* sehr gut annehmbar. Trotzdem möchte ich mit Singer mich näher an die hs. halten und lesen: *ald daz er schiere reite.*

Das subst. *gejeide* reimt 4 mal auf altes *-eide*. Wie *meide* geht es daher auf *gejägede* zurück: 6528. 18 690. 22 698. 24 162. Zwierzina weist nach, dass die entwicklung von altem *agi* über *ägi* zu *ei* etwas spezifisch österreichisches ist.

Zu den auffallenden bindungen gehören die 16 reime (den bereits zitierten v. 13 138 mitgezählt) von *eit* < *eget* : *eit* < *aget*: 8054 *gepfleit* < *-eget* (part.) : *meit* < *maget;* 21 240 : *seit* < *saget;* dazu tritt der schón erwähnte v. 18 749; *geleit* < *-leget* : *seit* < *saget* 10 507; : *seit* : *rîchheit* (hier zugleich mit altem *-eit* verbunden!) 22 201; : *bejeit* < *bejaget* 20 314; *bejeit* < *bejagete* : *sicherheit* (wieder mit altem *eit*) 18 526; : *meit* < *maget* 18 660; 20 689; : *geseit* < *gesaget* 24 654; : *seit* < *sagete* 24 996; : *verseit* < *versaget* 23 671; : *verzeit* < *verzagete* 14 498; ferner *weit* < *wegete* : *leit* < *legete* 665 und *geleit* < *-eget* : *gepfleit* < *-eget* 22 123; doch kann es sich in den beiden letzten beispielen auch um *g*-formen handeln.

Damit, dass reime vorhanden sind, die *-eit* < *-aget* mit *-eit* < *-eget* und beide kontraktionen mit altem *-eit* vereinen, ist noch nicht bewiesen, dass die laute in Heinrichs sprache ganz gleichstanden. Sie können in einzelnen worten, wie es

sich bei *ei* und *î* zeigt, auf dem wege der ausgleichung gewesen sein, aber durchgeführt war dieser prozess noch nicht: das beweist das verhältnis der *eit* < *aget*-reime zu den *eit* < *eget*-reimen (welches beiläufig so wie 7 : 1 steht) bis zur evidenz.

ei < *ege* gieng bei Heinrich wie bei den übrigen Österreichern seine eigenen wege. Dass die kontraktion nicht obligatorisch war, erhellt aus den *g*-formen: 13 122 *lęgest : męgest* und 17 399 *ir pflęget : ir lęget*. Diese verschwindend kleine zahl von *-ege* kann nicht auffallen, da die bindungen *-egest*, *-eget* in der Krone überhaupt fehlen und die 2. pers. sing. sowie die 2. pers. plur. im reime bei allen dichtern zu den seltensten bindungen gehören. Aber auch diese zwei fälle sprechen es deutlich aus, dass in Heinrichs v. T. sprache die kontraktionen aus *-ęge* und *-age* (*-äge*) verschieden behandelt wurden. Das ergebnis ist also folgendes:

In der Krone treten die bindungen von *-ei* < *ęge* zu *ei* < *age* oder zu altem mhd. *ei* so auffällig zurück, dass man annehmen muss, die *ei* < *ege*-formen seien der mundart des dichters nicht geläufig gewesen. in den wenigen kontrahierten *-ęge*-formen aber lägen sogen. 'literarische reime' vor. Nochmals betone ich, dass *-age*-formen neben den *-ei*-formen gänzlich zu fehlen scheinen [1].

Ähnlich wie *ei* < *ege* verhält sich der diphthong *ei*, welcher aus der kontraktion von *-ede* entstanden ist.

Es reimt e i t < e d e t : a l t e m e i t in folgenden versen: 922 *gereit* (< *geredet*) *gewonheit* : : *bereit* (adj.) 4574; : *behendekeit* 7466; : *reit* (praet. *rîten*) 18 779; praet. *reit* (< *redete*) : *törperheit* 11 786.

e i t < *e d e t* w i r d z u *e i t* < *e g e t* gebunden in folgenden reimen: *reit : treit* 5; *bereit : treit* 4344; *gereit : geleit* 3203.

e i t < *e d e t* : *e i t* < *a g e t* erscheint in der apokopierten form *reit : jeit* 14 560.

Dazu treten noch folgende reime, welche von Zwierzina (Zfda. 42, 366) übersehen worden sind. In die erste gruppe gehören: 16 622 *sicherheit : leit* (adj.) : *gereit*, in die zweite 1815 *gereit : leit*, in die dritte 10 214 *gereit : seit*; 8467 : *meit* und endlich 6058 *reit : jeit*.

Wieder ergibt sich also, dass *ei* < *ege* seine gesonderten wege geht, denn das aus *-ęge* resultierende *ei* reimt nur viermal mit *ei* < *ede*, während es andererseits sechsmal zu altem *ei* und dreimal zu *ei* < *age* gebunden wird. Es fällt auf, wie gesetzmässig und genau Heinrich v. T. reimt, wenn wir erwägen, dass die

1) Ein blick auf die lautverhältnisse der heutigen kärntischen mundart bestätigt die vermutung über die verhältnismässig grosse anzahl der reime von *eit* < *eget : eit* < *aget* oder altem *-eit*. In einzelnen mundarten muss die aussprache des aus *-ęge* kontrahierten *ei* dem *ei* < *age* einerseits und dem mhd. *ei* andererseits nicht sehr ferngestanden haben, wie die wenigen erhaltenen kontraktionsformen der heutigen südkärntischen dialekte beweisen: das *ei* in mhd. *getreide*, *gejeide*, *eide* < *egede*, *nageber* fällt mundartlich in eins mit der aussprache des mhd. diphthonges *ei*: beide werden als hohe *ā* gesprochen: *trād*, *giād*, *ādn*, *nāwr*. In den nördlichen dialekten ist aber der unterschied zwischen *trǫad*, *gigad* und *ādn* noch heute deutlich erkennbar.

Aus den gegenwärtigen verbalformen lässt sich weder für die *ei* < *age*- noch für die *ei* < *ege*-gruppe ein urteil über die vorausliegenden verhältnisse bilden, da die kontrahierten formen der hierhergehörigen verba nicht mehr gesprochen werden. Denn schon zu mhd. zeit giengen die *g*-formen neben den *ei*-formen her und verdrängten diese im laufe der zeit infolge des systemzwanges. Jedesfalls aber geht aus der behandlung, welche der aus *age*, resp. *ęge* resultierende diphthong in der Krone erfährt, das eine mit sicherheit hervor, dass Heinrich v. d. Turlîn in die bayr.-österr. gruppe von Fischers tabelle einzureihen ist.

summe der bindungen *ei* < *ede* mit *ei* < *age* und *ei* < *ede* mit altem *ei* zur anzahl der bindungen *ei* < *ede* : *ei* < *ege* sich verhält wie 9 : 4; gleichviel beträgt die summe der bindungen von *ei* < *ede* mit *ei* < *age* + *ei* < *ede* mit altem *ei* im verhältnis zu den reimen ***ei* < *ede* : *ei* < *ęge*, nämlich 32 : 16, das heisst:**

Der aus der kontraktion von *ede* entstandene diphthong *ei* unterscheidet sich in der aussprache von dem laute *ei* < *ege* genau in gleichem masse, als dieses *ei* < *ege* vom alten diphthong *ei* verschieden war. Umgekehrt ist die differenz der laute *ei* und *ei* < *ede* viel geringer als der unterschied von *ei* < *ege* und altem *ei*. Zieht man nun noch die ergebnisse der untersuchung über die kontraktion von *age* > *ei* in betracht, so zeigt sich, dass der laut *ei* < *age* dem alten *ei* bei weitem **näher kommt als *ei* < *ege*. In der mitte zwischen *ei* < *age* und *ei* liegt aber noch *ei* < *ede*.**

Auch bei dieser lautgruppe fehlt die möglichkeit, aus der heutigen mundart irgendeine schlussfolgerung auf den lautwert des *ei* < *ede* in früheren sprachzuständen zu versuchen, da der dialekt die kontraktionsformen verloren hat. Nur im Lesachtal spricht man noch *seit* für *sagt*[1].

Die nun folgende reimgruppe führt uns aufs gebiet der verschiedenen *i*-bindungen.

In der Krone wird nämlich dreimal *ī* : *ei* gebunden, und zwar: *samît* : *geleit* < *geleget* 2831; *zît* : *geleit* < *geleget* 25 566 und *arzenî* : *enzwei* 8840.

An diesen reimen fällt sofort auf, dass zweimal nur *ei* > *ege*, nicht aber altes *ei* oder gar *ei* > *age* zu *î* gebunden wird. Demnach steht zwar fest, dass in Heinrichs dialekt *î* bereits diphthongiert wurde, der neue laut *ei* aber dem alten so unähnlich war, dass sie nicht unter einem reimbande stehen konnten, während *ei* < *ege* über *äge* dem diphthongierten *î* doch wenigstens nahekam.

Gehen doch bis in die jetzige kärntische mundart hinein die wege beider laute meist auseinander[2].

Wohl aber geht altes *ei* mit *ei* < *ege* in der mundart dieselben wege: beide erscheinen als hohes *a* : *lād* leid und *trād* getreide, während mhd. *ī* davon gesondert steht und als *æi* erscheint.

Für Krone 8840 schlägt Zwierzina *ärzetei* vor. Dieses *eie*, *îe* wird nicht diphthongiert, sondern hier hat man es mit wucherbildungen zu tun (Zfda. 44, 382).

Zwierzina verbietet ferner, die bindungen von *ei* : *î* als kennzeichen bayr.-österr. provenienz anzusprechen.

Wie schon Warnatsch erwähnt, gehören 1137 *treit* : *pfleit*, 1754 *pfleit* : *treit* und 25 942 *zageheit* : *leit* nicht dazu. Denn erstens gebraucht Heinrich v. d. Turlîn '*pflegen*' auch als schwaches verbum, wie das part. *gepfleit* < *-eget* wiederholt beweist

1) Im anschluss an die *ei*-reime sei auch erwähnt, dass Heinrich zu *scheiden* ein unorganisch gebildetes *schiden*, *scheit*, *schiden*, *geschiden* kennt, welches sonst bei keinem dichter belegbar ist: 24 827 *scheit* : *reit*.

2) So werden die aus mhd. *ei* entstandenen hohen *a* in *hāl* glatt, *hālig* heilig, *rān* rain, anhöhe, *fāst* feist, *prāt* breit, *lātn*, *āgn* = *hādn* heide usw. ganz anders gesprochen als der aus mhd. *ī* entstandene diphthong *æi* in *tsæit* zeit, *pæiə* biene, *ræidn* zu *rīden* die windung. Daneben finden sich beiderseits abweichungen: neben *špæil*, *tsæil*, *pfæil* spricht man auch *špāl* usw., neben *drsæider* seither, später, *štræit* streit und *dræifuəs* auch noch die älteren formen *drsīdr*, *štrīt*, *drīfuəs*, *rīwæisn* reibeisen; ebenso statt des zu erwartenden, sonst regelmässig eintretenden *a* ein *æi* in *gæist* geist, *flæiš* fleisch, *ræin* rein.

(8054. 8437. 21 240. 22 124), und dann lässt sich aus der Krone kein einziges *pflît* < *pfliget* im reime nachweisen.

In klingendem reim *î : ei* zu binden, gestattet die sprache Heinrichs noch nicht so durchgehends. Nur ein reim scheint dafür zu sprechen: Scholl druckt 27 394 *Als er ûf von der lîten Den berc wolte stîgen, Von ietwederm sîgen . . . Vernam er vil micheln schal.* Ehrismann schlägt vor, *seigen* 'tälchen, durch welches das wasser abfliesst, schlucht' für *sîgen* zu setzen. Und in der tat passt kein anderes wort wie dieses an die stelle. Dazu findet sich im heutigen kärntischen das entsprechende *sāgn* oder *sāg* 'wasserscheide, bergrücken'. Die bedeutung 'bergrücken' nehme ich für das wort auch an der bezeichneten stelle der Krone in anspruch. Mit *sîgen,* welches Lexer II, 917 belegt, 'das sinken', ist hier nichts anzufangen, obschon das verb. *sîgen* 'sinken, niedersteigen' 3mal im reime steht: 1425. 6039. 26 203.

D. Die *i*-laute.

1. Bindungen von *i : î* werden in der Krone ausnahmslos gemieden. Bei Reissenberger (s. 20) stehen folgende reime: *künegîn : in* 1297. 11 220. 11 480; *künigîn : hin* 2102. 10 998. 11 634. 24 512. Heinrich reimt aber *künigîn* immer nur auf *-în* (vgl. 751. 2102. 4837. 12 401. 13 754. 18 755. 22 214. 22 296. 22 931. 29 772.).

Auch die zwei femininbildungen auf *-în* oder *-in*: *vriundin* und *wirtin* werden konstant mit kürze gebunden: 16 271. 12 017. 13 661. 6940. 7338. Wirnt v. Gravenberc und Hartmann reimen das fem.-suffix auf kürze und auf länge. Doch zieht jener *-în* vor, während Hartmann *-inne* bevorzugt wie Heinrich von Turlîn, bei dem ich abweichend von Zwierzina 25 femininbildungen auf *-inne* zähle:

mœrinne : twerginne 1602; *vriundinne : minne* 1909. 9087. 10 804. 13 704. 24 098. 24 185. 24 214; *: darinne* 9198; *: sinne* 23 914; *wirtinne : minne* 6757; *gotinne : minne* 14 990. 23 227. 24 518; *: inne* 28 406; *gottinnen : sinnen* 22 198; *vâlantinne : kinne* 9375; *: inne* 9466; *küniginne : sinne* 2386. 10 391. 11 628; *: gewinne* 4997. 5393. 12 353; *: minne* 20 388.

Heinrichs geläufigere formen sind also, gerade entgegengesetzt der behauptung Zwierzinas, die auf *-inne.*

Was in Scholls text sonst noch zu den bindungen *i : î* zu zählen wäre, ist durch glückliche konjekturen als beseitigt anzusehen. Warnatsch vermutet 4547 *wizzet* (imperat.) *: vlizet* (2. pers. plur.) mit recht statt des 2. reimwortes ein ursprüngliches *vlîzzet*[1]. Ebenso ist mit Haupt 13 522 *wizzen : enbîzen* (inf.) der zweite vers so zu lesen: *Ê dû noch sîst enbizzen;* nicht nur, weil dadurch der ungenaue reim eliminiert wird, sondern der sinn der stelle es erfordert. 12 716 *durch solher rede sit : hôchzît* kann nicht bestehen gegen die konjektur von Warnatsch: *Er sprach: sit* (weil) *ir her komen, vrouwe, durch solhe rede sît.* Die verbindung von *sît* mit einem abstraktum läge Heinrich v. T. gar nicht so fern (183 *in tugende sît:* 419 *heiles sît;* 891 *glicher wirde ganzer sit:* 6229 *mit vröuden sîten:* 20 038. 20 489 *vröuden sîte*), wenn sich nur die bindung *-it : -ît* aus der Krone sonst belegen liesse.

Für die sogenannte 'dehnung' des *i* führt Weinhold, B. gr., § 51 aus der Krone den vers 28 395 an: *in* (praep.-adv.) *: hin.* Der ausdruck 'dehnung des *i*'

1) Bezüglich des zeitenwechsels vom haupt- zum nebensatz mit *swie* vgl. z. b. 10 874, wo auch im hauptsatze das praes. und im konzessivsatze mit *swie* das praet. steht!

ist unhaltbar, da die belegstellen deutlich ergeben, dass Heinrich *in* nur auf *-in* und nicht ein einziges mal auf *-în* reimt: *in : hin* 862. 5762. 9494. 13 302. 20 585. 26 721. 27 142. 28 826. 29 894; *: gewin* 6643. 25 220; *: ungewin* 5797; *: unsin* 11 692; *: schin* (conj. praet.) 11 795; *: bin* 1673. 4492; *: sin* 7127; *künigin : dar in* 3366 und 12 377.

Im gebrauche der kurzen form zeigt sich Heinrich als nachahmer Hartmanns, während Wolfram nur *în* sagt, Wirnt aber die formen beider dichter vermischt.

Desgleichen sprach unser dichter den dat. *drin* nur kurz, weil er ihn nur auf *-in* reimt: 3287. 3599. 4310. 5344. 26 099. 27 234. 28 245. 28 446. 29 298. 29 755. Wieder folgt er im gebrauche von *drin* seinem vorbilde Hartmann, aber auch Wirnt, während Wolfram *drîn* sagt.

Warnatsch behauptet, dass Heinrich v. T. in der Krone *i : î* nur vor auslautendem *n* reime: 4888 *Sgardîn* (nach V) *: in* und *gwin; Flursensephîn : bin* 17 894; *: sin* 17 943; *: hin* 18 609, obwohl der dichter sonst *in* und *-în* streng auseinanderhalte. Allein die reime von *-in* zu den endsilben fremder eigennamen beweisen noch immer nicht die dehnung des *i*, da Heinrich die ersteren als anceps behandelt.

Noch in zwei fällen wäre man durch Scholls text versucht, eine solche 'dehnung' des kurzen *i* anzunehmen: 6056 und 27 062. Besieht man aber die erste stelle genau und erwägt, dass von vers 6035 an bis 6070 jede zeile zwei gegensätze enthält, so ergibt sich von selbst der richtige wortlaut für 6057: *ez vertreit unde richet* 'es (das glück) lässt etwas nachsichtig hingehen und bestraft es doch wieder'.

Dass endlich 27 063 *hin : sîn* nur eine falsche konjektur Scholls vorliegt, hat bereits Zwierzina betont.

Von adjektivableitungen auf *-lĭch* mit kürze verzeichnet Zwierzina 3 reime: *billich : ich : sich* 5062. 10 756; ferner *lobelich : ich* 2356. Dazu finde ich noch 4966 *billich : mich*.

Nie gebraucht Heinrich v. T. *gelich*, sondern reimt *gelîch* immer auf länge. *gelîch(e)* (adj.) *: lîch(e)* (corpus) 99. 14 380. 16 526. 20 080; *: rîche* 15 686. 17 728. 18 618. 18 658. 29 385; acc. *glîchen : rîchen* (inf.) 21 582. Daher beweisen sämtliche bindungen von *-lich* mit *gelîch* auch für jene die länge des *i* — es sind deren 14. Ferner erhellt, dass das adj. *gelîch* und das suffix *-lich* getrennte wege gehen, wenngleich die *-lĭch* gegen die *-lîch* fast verschwinden. Die adjectiva auf *-lich* werden ausser in den oben angeführten reimen sonst konstant zu länge gebunden. Man kann also behaupten:

In der Krone herrschen die *-lîch* gegenüber den kurzen *-lĭch* vor. Die adverbia auf *-lich, -lîche, -lîchen* bieten eine grössere mannigfaltigkeit als die adjectiva. Heinrich bildet drei adverbialformen: *gelîch* mit apokopiertem *e* reimt auf *rîch* 1884. 4352; *: Heinrich* 10 444. Aus den beiden ersten reimen steht die länge für das adv. *gelîch* fest. Um so mehr muss die namensform *Heinrîch* auffallen. Der name reimt bei Hartmann nie anders als auf kürze.

Demnach darf man auch den indifferenten reim *Friderîch : Uolrîch* 2443 mit länge schreiben.

4mal wird das adv. auf adjektivableitungen gereimt: *gelîch : kumberlîch* 4917; *: iegeslîch* 5141; *: eislîch* 9331; *: rilîch* 18 341; das adv. *jærlîch : iegelîch* (adj.) 5479.

Die zweite adverbialform hat das *e* erhalten: *gelîche : iegliche* 25 388; *ewicliche : himelrîche* (dat.) 30 037; *: rîche* (pl.) 4445. Die übrigen adverbia auf *-lîche*

sind: *sicherlîche : rîche* 2708; *: beswîche* (conj.) 4731; *gezogenlîche : betelîche* 5032; *hovelîche : rîche* 6016.

Endlich gebraucht der dichter noch adverbia auf *-lîchen: wirtlîchen : rîchen* 7333. 8745; *bitterlîchen : strîchen* 14 027; *rîlîchen : gelîchen* (inf.) 22 196; *offenlîchen : rîchen* 22 910. 25 650; *: strîchen* 24 127; *spotlîchen : slîchen* (inf.) 25 057; *garlîchen : rîchen* 27 329.

Aus der betrachtung der reime geht hervor, dass Heinrich v. T. *i* immer nur zu einem *i*-laut derselben quantität stellt. Das bedeutet aber für seine sprache die unterscheidung zweier qualitäten, die voneinander so stark abwichen, dass ihre vereinigung unter einem reimband ausgeschlossen war. Denn da der dichter wohl alle übrigen vokale in ihren ungleichen quantitäten reimt, beweist diese durchgehende scheidung, dass die qualität der ungleichen *i* und *î* der entscheidende grund war, warum er diese bindungen mied, und dass die beiden nicht zusammengefallen waren [1].

2. Bindungen von *i : ie*.

Die reime *i : ie* sind dialektischem einflusse zuzuschreiben. Heinrich reimt nämlich altes echtes *ie* mit sogenanntem ʻgebrochenem *i*ʼ. Bei ihm tritt die entwicklung von *i* zu *ie* nicht nur vor *r* und *h*, sondern 1mal auch vor *ng* ein, d. h. der dichter nahm aus seinem heimatlichen dialekt die diphthongierten formen auf: 24 800 *bringet : vienget;* vor *r* reimt *i* auf *ie* in folgenden versen: *girde : vierde* 18 522; *: gezierde* 3157. 26 393. Am häufigsten vor *h: lieht : siht* 1512; *: geschiht* 2018. 14 730; *: niht* 93. 3339. 7456. 7890. 8254. 9196. 9556. 9991. 10 196. 16 053. 18 345 muss abweichend von Scholl *ein poie, rîch unde lieht* gelesen werden, weil

1) Auch die verhältnisse in der kärntner mundart ergeben, dass ein reim von *i : î* von jeher in dieser sprache unmöglich war. Denn mhd. *i* bleibt in seiner qualität erhalten, nur die quantität wird ausser vor *r* geändert: *fīdrn* entblättern, abblättern, mhd. *vidern: pībmən* beben, mhd. *bibenen: wīdn* strang aus zweigen, mhd. *wide; tswīsl* gabelförmiger ast, mhd. *zwisel. gīnən* gähnen, keuchen, mhd. *ginen. širwəle* lämpchen, zu *scherbe. šlīts*, mhd. *sliz*, spalte, öffnung. *wīšpln*, mhd. *wispeln* flüstern.

Dagegen wird mhd. *î* durchwegs durch *æi* wiedergegeben und erscheint nur in einigen alten formen noch gewahrt: *fræithōf*, mhd. *vrîthôf. tsæihn* zeihen. *fæifǫltr* schmetterling, mhd. *rîvalter. hæint-hînt* heute abends, heute. *læitn*, mhd. *lîte* leite. *khræistn*, mhd. *krîsten* stöhnen; *špæil*, mhd. *spîl* splitter; nur *drsīdr*, mhd. *darsider* seither, später, *štrit* streit, *drīfuəs* dreifuss, *rīwæisn* reibeisen, *rībtsæit* 'reibzeit', strichzeit der fische, kommen neben den diphthongierten wörtern noch vor.

Die entwicklung von *î* zu *æi* war folgende: die erste stufe gibt mhd. *î* wieder: wind. *nīd* neid; *blīsək* fleissig, *tšīha* gefängnis, mhd. *kîche* ma. *khæixn. rībatə* reiben, *uītse* fegefeuer, mhd. *wîze* u. v. a.

In der zweiten stufe war die diphthongierung eingetreten, und zwar mit einem ziemlich geschlossenen laut *öi* bezw. *ö: rǫ̈itr*, ma. *ræitr* sieb. *tšubǿžn* draht = zugeisen. *tšöla* keil u. a.

In der dritten stufe endlich wurde dieser laut geöffnet, und es entstand unser *ai: háitəšn* geizig, ma. *gæitəš. bą́isatə* 'weissen', übertünchen. *hlą̂im* knapp, ma. *glæim*, mhd. *gelîme.*

Aus den reimen *î : ei* des vorigen kapitels und dem soeben behandelten vollständigen fehlen von bindungen wie *î : i* kann nunmehr leicht festgestellt werden, dass Heinrichs sprache bereits die erste der angegebenen stufen überschritten hatte. Nur so erklärt es sich, warum er langes *î* mit kurzem *i* nicht binden konnte; jenes hatte eben schon einen anderen lautwert als dieses, und eine derartige bindung wäre überhaupt kein reim mehr gewesen. Ganz dieselbe erscheinung weist auch der von Warnatsch untersuchte *'Mantel'* auf.

nur *licht* und nicht *liht* als epitheton von *golt* gelten kann; weiter stehen *lieht : niht* 22 069. 26 357. 28 980. 29 284; *: ieht* 878. 15 753. Dass der dichter *niht* und *iht* als literarische formen kannte, beweisen, wenn man von den 13 unmassgeblichen bindungen von *niht : iht* absieht, 114 reimbänder, in denen *niht* bezw. *iht* mit altem *-iht* zusammengestellt werden (*geschiht* [subst.], *ungeschiht*, *wiht*, *enwiht*, *er siht*, *ez geschiht*, *missegeschiht*, *beswiht*, *pfliht*, *giht* u. ä.). Die grosse zahl der reime, in denen *iht* und *niht* gesichert erscheinen, spricht laut dafür, dass Heinrich selbst die diphthongierten formen *ieht* und *nieht* als ausnahmen betrachtete, welche er seinem dialekte zuliebe in die Krone aufnahm.

3. *î* aus kontraktion von *ige* oder *ibe* entstanden.

In der Krone reimt 6mal *er liget : gesiget* 2414. 5878. 7329. 8104. 11 394. 16 772; und 1mal *ir liget : gesiget* 15 602.

Diesen 7 *g*-formen stehen 14 aus altem *-igi* kontrahierte *î*-formen gegenüber, die aber, in merkwürdigem gegensatze zu den kontraktionsformen *age*, *ege* > *ei*, nur für die 3. pers. sing. des praesens gebraucht werden (*ir lît* weist die Krone nicht auf): *er lît* < *liget : zît* 18 955. 29 935; *: ir sît* 20 306; *: sît* und *strît* 26 957; *: dissît* 26 675; *: strît : zît* 25 726.

er lît : er gît < *gibet* 7234. 7995. 24 015. 28 109; *: gît : samît* 8794; *: gît : strît* 17 228. 23 111. 26 464. Die kontrahierten formen überwiegen. Von *geben* kommt ausschliesslich *er gît* zur anwendung: *er gît : strît* 107. 174. 3794. 5875. 6142. 13 073; *: strît : nît* 7180. 22 449; *: ir sît : strît* 12 289. 20 870; *: nît* 2544. 25 798; *: zît* 276. 318. 5934. 11 210. 12 533. 25 642; *: ir sît* 2795. 4531; *: sît* (adv.) 428.

er pflît fehlt vollständig, obschon der verse, deren reim den typus *-ît* aufweist, mehr als 80 sind, während typus *-iget* ausser den oben genannten keine anderen vertreter enthält. Die tatsache erregt unsere aufmerksamkeit. Heinrich sagte daher *er pfliget* und reimt es zu *gesiget* 18. 177. 454. 4909. 11 723; vers 26 636 *er pfliget : liget* und 18 759 *: gesiget : geliget* sind als *g*-formen anzusprechen.

In dieser differenzierung von *pfliget* und *lît* dürfen wir vielleicht eher ein kennzeichen des dialektes Heinrichs als literarische beeinflussung durch Hartmann erblicken. Denn noch heute bestehen in einzelnen kärntischen dialekten die kontrahierten formen *er leit*, *geit* = liegt, gibt, während solche von *pflōgn* fehlen, wie auch schon Heinrich dieses verbum nur als schwaches verbum kennt.

E. Die *o*-laute und deren umlaut.

1. Bindungen von *ŏ : ô*.

Wie *ă*, so hat auch *ŏ* vor manchen konsonanten 'dehnung' erfahren. Namentlich hat *r* in diesem sinne auf vorangehendes *o* gewirkt. In der Krone steht gedehntes *o* vor *r* 11mal: *vor : tôr* 2227. 2576; *: môr* 14 396. 19 123. 27 598; *: môr* und *enbor* 5577; *enbor : môr* 6997; *gehôrt : kort* (nach hs. V) 1575; *zestôrte : porte* 7672; *hort : gehôrt* (praet.) 20 384; *hôrt : dort* 26 703; *wort : gehôrt* 29 227; aber auch vor *t*: 6927 *surkôt : gebot*: *: spot* 7727. *kleinôt* und *surkôt* werden konstant zu länge gebunden, können daher sicher als längen angesprochen werden: *kleinôt : bot* 24 804; *tôt* (subst.) *: sot* (praet.) 11 563; 16 922 *nôt : spot* muss nunmehr gestrichen werden, da Singer den text sehr sinngemäss hergestellt und den 'unreinen' reim eliminiert hat. Danach lautet die stelle 16 922 ff.: *Und gesweic manic süeze not, Von kurzwîle reiner spot Gelac und âventiure sage. Âne allen trôst jâmers klage* usw.

Noch weniger gehört die gleichfalls von Reissenberger hierherbezogene stelle 19 273 hierher. In der richtigen erkenntnis, dass es sich in P, welches *eintost* bringt, um einen schreibfehler handelt, konjiziert Singer *endôst* (part. perf.) von *dœsen* < *dôsjan* 'zerstreuen, zerstören'; also lautet 19 275: *Sêle und lîp würden endôst.*

Auch 371 *wol : Karidôl* zählt nicht zu den unreinen reimen, wie es nach Scholls text scheinen könnte. Denn Heinrich gestattet sich für einen und denselben namen meist verschiedene reimformen. *Karidol* mit kurzem *o* ist 11mal belegt: 5322. 5459. 9637. 10 117. 12 345. 13 571. 21 813. 22 502. 23 281. 27 752. 29 750 ohne reimband, 29 873.

Weil der typus *-ol* reichliche vertreter besitzt, war diese reimmöglichkeit die bequemere. *Karidôl : kôl* (*quâle*) 11 506 repräsentiert auch allein den reimtypus *-ôl.*

Vor *n: Utpandragôn* wird immer nur zu *-ôn* gebunden: 361. 1009. 18 747. 20 391.

Vor *s:* Typus *-os* besitzt nur 2 reime, und selbst diese werden von eigennamen getragen: 595 *Orgoillos : li ros:* 2313 *Quarcos : Hudos.* Es ist daher nur eine verlegenheitsauskunft, wenn der dichter 293 *Atropos : kôs* reimt, und man hat zu lesen: *Atropôs.*

Die bindungen von *ŏ : ô* vor *r*, *n* und *t*, wie sie sich in der Krone finden, beweisen, dass Heinrich v. T. die alte kürze des *o* nicht gewahrt hat. Vor *r*, *r* + cons. (und *n*) liegt, wie die heutige mundart beweist, auch eine verschiebung der qualitäten vor. In dieser stellung erhält nämlich sowohl *ŏ* als auch *ô* einen *u*-ähnlichen klang: *wurt* wort, *durt* dort, *furt* fort, *urt* ort, *surgn* sorgen; *āmurl* ein kleiner amor; *mūrl*, dim. zu mhd. *môr* ein kleiner mohr; *khūr*, mhd. *kôr* chor in der kirche; *urn* ohren; *rūr* rohr u. v. a. Auf diese weise fielen dem dichter *ŏ* und *ô* sprachlich zusammen: wir haben also für *ŏ : ô* wie für *ă : â* nicht 'unreine' bindung zweier verschiedenen laute anzusetzen, sondern mundartlichen zusammenfall.

ŏ und *ô* vor *t* werden im dialekt als offenes *ō* gesprochen: *tōt* tod, *khrōt*, mhd. *krote*, *lōtr*, mhd. *loter; špōtn* — *spotten*, *rōt* — *rôt*, *nōt* — *nôt* (subst. und adj.). In einzelnen nördlichen kärntner mundarten, wie in der von Pernegg, wird mhd. *ô* vor *t* als *ǫa*, *ŏ* vor *t* als geschlossenes *ō*, mhd. *ŏ* vor *r* als *ǫ* gesprochen. Die beiden laute fallen dort also vollständig auseinander, und Heinrich v. T. kann so nicht gesprochen haben.

Die reime von *ŏ : ô* vor *t* sind also auf dehnung des *o* zurückzuführen und haben im dialekte des dichters ihren ursprung [1]. Immerhin hält er mit derartigen mundartlichen formen zurück. Denn die 4 reime *-ot : -ôt* verschwinden unter der menge von reimmöglichkeiten, welche dem dichter zur verfügung gestanden hätten; ist doch typus *-ot* 40mal, typus *-ôt* an 150mal belegbar.

2. Widerstand gegen den umlaut des *ŏ* und *ô*.

Der dialekt äussert gegen den umlaut von *ô* ziemlich starken widerstand. Die Heidelberger hs. hat auch dort, wo V umgelautete formen bietet, die um-

1) Zur betonung des mundartlichen, und wie sich vielleicht genauer sagen lässt, kärntisch-mundartlichen charakters dieser reime *ŏ : ô* sei erwähnt, dass gerade im kärntischen die starke neigung vorherrscht, alle geschärften silben zu dehnen: *i sōl* ich soll, *šōpf* schopf, *ksōtn* gesotten, *rōs* ross, *rōkx* rock, *wōhn* woche u. v. a.

lautlosen, selten die schriftmässigen, ein beweis dafür, dass sie diese formen aus ihrer vorlage entnommen hat.

α) Vor *n:* Das adj. *schœn(e)* in unumgelauteter form steht: vor 1620 *schône: Irône; : lône* 8481. 13 530; *: krône* 12 614. 14 745. *hône* für *hœne* (subst.) steht im reim auf *krône* 10 351. Noch öfter unterbleibt der umlaut beim subst. *schœne : schône : lône* 1371. 7740. 8219; *: krône* 8285; *: krône : lône* 20 998; *: dône* (subst.) 15 878; *: paviliône* 8219. Das adv. erscheint auch in der Krone regelmässig ohne umlaut.

β) Vor *r:* *betôren* (inf.) *: ôren* (dat. pl.) 16 152. Daher *hôren* (inf.) *: betôren* (inf.) 25 297 und *stôrt : hôrt* (praes.) 1492; das part. *betôrt : erhôrt* (praet.) 10 803; daher 4025 *ervrôret* (part.) *: hôret* (conj. praet.).

Das part. praet. dieser verba bildet Heinrich nur unumgelautet: 29 648 *zestôrt : erhôrt;* 29 227 *wort : ungehôrt.* Auch vom conj. praet. nimmt er lieber die umlautlose form: 27 669 *gehôrt* (conj.) *: zestôrt* (part.). 28 816 *zestôrte* (conj.) *: hôrte* (conj.); im versinnern 3485 u. ö. Unumgelautete formen dürfen auch für 1575 beansprucht werden: P hat *gehœrt : kört,* V *gehort : chort.* Dass P hier im unrechte ist, erhellt aus den heutigen verhältnissen: mhd. *œ* wird heute als *ea* oder *ē* gesprochen, mhd. *ö* aber erscheint im kärntischen als kurzes oder langes *ö.* Qualitativ verschiedene laute aber können aufeinander nicht gereimt haben. Bei Heinrich v. T. findet sich denn auch kein fall von *œ : ö*-bindungen.

γ) Vor *t:* *ungenôt* (attributives adject.) reimt 7164 auf *bôt* (praet.). Hierher gehört auch 13 279: *tôten* (acc.) *: rôten* (inf.) 'sich röten' und der unumgelautete dat. *kleinôte : rôte* (pl.) 18 600.

δ) Vor *s:* Von unumgelauteten formen sind belegt der inf. *bôsen : kôsen* 1835 und nach P auch 23 644 *zelôsen* (inf.) *: bôsen* (adj.) [urk. *bőse*]. Wie von *hœren* lautet in Heinrichs dialekt auch der conj. praet. des verbums *lœsen* nicht um: *lôste* (conj.) *: trôste* (dat.) 9246. 11 136. 24 871; *erlôst* (conj.) *: trôst* (acc.) 12 623. Das part. bildet der dichter wieder auf *ô: erlôst : trôst* 5635, 5725. 9663. 10 098. 11 286. 13 526. 19 309. 21 028. 19 274. 26 889. 28 061. 29 483. 29 526. 29 728. Überhaupt lässt sich die regel aufstellen, dass in der Krone bei sämtlichen schwachen *jan*-verben im part. praet. der umlaut unterbleibt[1].

ε) Vor *z:* Krone 25 039 *wintgestôze : grôze* (adv.).

ζ) *ŏ* widersteht dem umlaute im conj. praet. von *mugen* und *tugen:* 2735 *enmohten* (conj.) *: gevohten; : gevlohten* 14 040. *mohten* (ind.) *: tohten* (conj.) 11 928. Diese unumgelauteten formen sind als die älteren und als dialektische anzusehen.

3. Reime zwischen *u*- und *o*-lauten.

a) *ou* für *u.*

Das verbum der II. cl. *bliuwen* lautet bei Heinrich im plur. des praeter. *blouwen* statt des zu erwartenden *bluwen;* 777 *matzouwen : blouwen* (3. plur. praet.)

1) Aus dem jetzigen sprachstande Kärntens lässt sich diese eigenart des dialektes im widerstande gegen den umlaut des *o* nicht mehr erklären, wohl aber kommt derselbe zug in der urkundlichen sprache Kärntens sehr stark zur geltung (auch die sprache des Welschen Gastes weist ihn auf).

Im kärntischen ist mhd. *œ* zu *ea* oder *ē* geworden. Auch die annahme wäre irrig, dass zu Heinrichs zeit im kärntischen *œ* und *ô* der aussprache nach zusammengefallen wären. Dem widerspricht die augenscheinliche differenzierung der beiden laute in der mundart: altes *ô* in starktonigen silben erscheint wieder als *ō* oder *ǫa.*

: schouwen bietet. P die lesart *matzüwen : blüwen* und darauf noch ein gesondertes reimpaar *schouwen : vrouwen.* V hat *mazwen : plawen : schowen*, und schon Scholl bemerkt in den varianten, dass diese hs. die nur in P überlieferte zeile 780 'mit recht' weglässt. Für diese annahme spricht ausserdem der umstand, dass man mit beibehaltung der lesart in P den notwendigen dreireim empfindlich vermissen würde. Aus diesem grunde hat auch Singer dieselbe änderung vorgeschlagen.

b) *ou* für *û*.

Diese bindungen zählen zu den häufigsten sogenannten unreinen reimen der Krone und stehen in klingendem und stumpfem reim: 6036 *rou : gelou;* wahrscheinlich auch 19 658 *rûch : gelûch;* 8660 *zouber : sûber;* 11 622 *trûbe : loube; ûf : louf* 7676. 9063. 18 887. 25 099; *: kouf* 8764. 20 054. 23 875. 24 216; *: trouf* 27 149; *: slouf* 12 374; *zoumet : rûmet : versûmet* 835; *gerûmet : versûmet : getroumet* 23 465; *kûme : troume* 3725; *: stalboume* 6791; *: zoume* 12 395. 19 939. 20 050; *: toume* 12 522; *troume : pflûme* 12 222. *sevenboum : rûm : flûm* 12 812; *flûm : zoum* 14 435. *roum : soum* 8366 setzt Reissenberger fälschlich hierher.

Bemerkt sei noch, dass Heinrich gemäss seiner mundart nur die formen *bouwen, trouwen* und *gebrouwen* kennt: *bouwen : vrouwen* 7813; *: verhouwen* (part.) 8799; *gebouwen* (part.) *: vrouwen : schouwen* 13 720; *erbouwen* (part.) *: vrouwen* 1419. 11 523. 23 030. 28 409. 29 182; *: juncvrouwen* 13 041. 20 461. 26 392. 29 363; *: schouwen* 14 643; *: erbouwen* (part.) 25 203. *bouwet : schouwet* 1311 [vgl. das urk. *gepowen!*]; *getrouwe : vrouwe* 1916; *: juncvrouwe* 13 771. 21 184. *getrouwen : vrouwen* 2731. 3468. 3521. 4743. 10 856. 12 361. 21 780. 23 913. 24 238. 28 935. *vrouwen : getrouwen : schouwen* 12 435. 26 012; *getrouwen : juncvrouwen* 7343. 21 633; *: erhouwen* (part.) 6132. *schouwen : gebrouwen* (part.) 1704. *bouten : getrouten* 2450.

Die entwicklung von *û* zu *ou* begann im 12. jahrhundert und war über das ganze bayr.-österr. sprachgebiet gleichmässig verteilt, weshalb ich es für überflüssig erachte, beispiele aus dem dialekte anzuführen. Beide laute fielen in Heinrichs sprache vor *b, f, m, ch* und *w* zusammen. Ob dieser einem *o + u* entsprach, lässt sich nicht feststellen. Dass schon im 13. jahrhundert die monophthongierung des *ou* stattgefunden habe, wie sie sich heute festgesetzt hat (*lāb* laub, *lāfn* laufen, *khāfen* kaufen, *dǫchtrāf* dachtraufe; *pām* baum, *rāmən* räumen, *ǫnpān* anbauen u. a.), müsste erst bewiesen werden.

c) *ou : uo* findet sich in der Krone niemals, daher muss 19 634 *beschuof* als textverderbnis angesehen werden. Auch die sinnlosigkeit dieses wortes an der besagten stelle bestätigt diese vermutung. Wohl aus dieser erwägung hat Singer *besouf* = tränkte, zu *besûfen* (stv.) vorgeschlagen und damit wahrscheinlich den richtigen wortlaut hergestellt. 9139 ist bei Reissenberger zu streichen; seine angaben sind unvollständig.

d) *iu : öu.* Dem heimischen sprachgebrauch entstammen die beiden reime: 4776 *liute : hiute : vröute;* 27 159 *: lantliuten : vröuten.* Das alte *iu* hatte den lautwert von nhd. *eu* angenommen, so dass es auf *öu* reimen konnte.

F. Die *u*-laute und deren umlaut.

1. *û : u.*

Als einzig feststehender beleg kann nur 4437 verzeichnet werden. *schulde* (dat.) *: rûlde* (part.); V hat *volde*, P *wuld.* Aus der kombination beider lesarten

rekonstruierte Ehrismann *rûlde* und gab damit eine geistreiche konjektur, die dem sinn der stelle vollkommen entspricht. Zu einer zeit, da altes *û* noch nicht diphthongiert war, konnte es bei einem dichter wie Heinrich v. T., der in solchem masse wie kein anderer mhd. epiker ungleiche quantitäten bindet, sehr wohl auf *ŭ* reimen. Überdies findet sich für *rûlde* < *vûlede* < *rûlende* heute die ma. form *faulət*, welche der mhd. genau entspricht. Das dim. heisst *faulələt*. Ersteres bedeutet 'in fäulnis begriffen, faulend', letzteres 'nach fäulnis riechend, schmeckend'.

Die übrigen reime von *û : u*, welche Scholls text bietet, betreffen französische namen: 6406 *li peluz : ûz;* 12 882 *sun* (*filius*) *: Ansgûn* (denn so ist mit heranziehung von 7009, wo von demselben lokal die rede ist, zu lesen); endlich 17 598 *Britun : Sempite Brûn*. Da aber Heinrich v. T. bei fremden eigennamen schwankt, lässt sich der dialektische charakter solcher reime nicht mit sicherheit feststellen.

Die reime von *Artûs : us* können deshalb nichts anderes erweisen, als dass der dichter in der ersten hälfte seines werkes die form *Artus* reimte, nicht aber, dass hier bindungen ungleicher quantität vorliegen. Man hat die verse 1637. 3254. 3495. 4486. 5732 und 10 830 nur aus der irrtümlichen auffassung Scholls heraus für dialektische reime gehalten.

2. *u : uo* und *ü : üe.*

Bindungen von *u : uo* finden wir auf bayr.-österr. sprachgebiet seit dem 12. jahrhundert sehr häufig. In der Krone stehen 55 derartige reime: *nuo : zuo* 255. 8086. 16 447. 20 172. 20 084. 22 633. 23 021. 24 382. 24 811. 25 174. 25 882. 26 493. 27 370. 27 620. 27 910. 28 249. 29 424; *: vruo* 25 750. 22 246; *: tuo* 3867. 6965. 12 363. [Nicht dazu gehört 12 415 (von Weinhold angeführt), denn dort muss es heissen *huoben : schuoben* (praet. von *schaben*).] *u : uo* steht ausserdem 14 819 *wîstuom : drum; : vrum* 11; *drum* und *vrum* 19 175. *vrum : ruom : drum* 214; *: ruom* 2676. 5117. 12 029. 16 787; *: erzentuom* 7560; *: siechtuom* 8275. 8552; *: rîchtuom : ruom* 22 397; *: rîchtuom* 24 802. 28 960. Dazu kommen noch die bindungen mit eigennamen: *Sgoidamûr : swuor* 8483; *: vuor* 7924. 13 038. 13 563. 13 725. 22 205. 23 773. *Rohur : vuor* 17 473; *Eigrûn : tuon* 9941; *sun : tuon* 5028. 21 605. *stuont : unkunt* 8021; *: munt : kunt* 25 092. *vuor : kur* 26 237; *vuort : antwurt : ruort* 27 280; *: vurt* 4261. 9140. 18 077. 18 242. 20 187; *: spurt* 18 602; *: enburt* (praet.) 16 375; *: antwurt* 11 223; *: gurt* 4617; *: gegenwurt* 4002; *hurten : zevuorten* 18 381. [Vgl. urk. *wůrden* (ind.), *gegenwuort* u. v. a.]

Nach der überlieferung ist auch 26 440 hierherzuzählen. P bietet *zefuort : spurt*. Nun sind aber umlautlose conj. praet. dieser klasse von sw. verben sonst bei Heinrich nicht belegbar. Die stelle 26 439 f. heisst: *Und liez ir niht ze gâch Sîn, daz siz niht zevuorte Und einz daz ander spurte.* Die beiden formen können also auch ind. sein, denn der *daz* — satz braucht nicht unbedingt als abhängiger konjunktivsatz betrachtet zu werden.

Aus dem reimmaterial ergibt sich, dass in Heinrichs dialekt auslautendes *û*, dann *u* vor *m*, *n* und *r* als *uo* gesprochen wurde. Der umlaut hinderte die diphthongierung nicht: *ü : üe* reimt vor *r*.

2067 *tür : vüer* (conj. praet.) *: gevüer; : vür* (praep.) *: gevüer* (subst.) 3474. 16 537. 18 201. 23 831. 28 313; *: ervüer* (conj.) 10 362. *verlür* (conj.) *: gevüer* (subst.) *: kür* (coni.) 7583.

ü : üe reimt aber auch vor *g*: *vlüge* (pl.) *: büege* (subst. plur.) *: züge* (stf.) 1000, was bei Scholl nicht ersichtlich wird, und 24 177 *büege* (pl.) *: lüge* (conj.).

3. Der umlaut des *u*, *û* und *uo*.

a) Umlaut des *u*.

Um der frage, wo Heinrich *u*, wo *ü* gebrauchte, auf den grund zu kommen, ist es notwendig, sämtliche belegstellen anzuführen. Bei dem schwanken der handschriften und der unsicherheit der textgestalt kann eine entscheidung nur aus den reimen gefällt werden.

Von den reimen auf *-uge-* ist der einzige beleg für *u* 18 529 *vlugen* (ind.) : *zugen* (ind.); dagegen sind formen mit *ü* häufiger: *vlüge* (conj.) : *züge* (pl.) 7189; *vlüge* (pl.) : *lüge* (conj.) 18 176; : *bezüge* (conj.) 18 423; *vlüge* (pl.) : *büege* (pl.) : *züge* (subst. sing.)[1].

müge : *züge* (conj.) 35; : *lüge* (conj.) 10 875; : *züge* (pl.) 16 618; *mügen* (conj.) : *zügen* (subst.) 18 992; *zügen* (subst.) : *tügen* (conj.) 5415; *betrüge* (conj.) : *lüge* (conj.) 25 244; *erzüge* (conj.) 11 785.

Daraus ergibt sich, dass Heinrich den conj. praeteriti der starken verba der II. kl. und den conj. praesentis von *touc* und *mac* mit umlaut gebrauchte[2].

Typus *-uht*.

u steht 1219 *zuht* (acc.) : *Lanphuht*; 4551 : *widerbruht*; 8717 : *vruht* (dat.); 25 048 : *vruht* (nom.); 25 939 : *vruht* (acc.); 1686 *vluht* (acc.) : *unzuht* (dat.); 2782 : *zuht* (dat.); *vluht* (nom.) : *zuht* (nom.) 6316. 3373 *hovezuht* (acc.) : *widerbruht*; 7172 *zuht* (dat.) : *vruht* (nom.); 11 762 *unzuht* (acc.) : *vruht* (acc.). 17 979 : *vruht* (dat.); nach ausweis dieser bindungen sind daher umlautlos 19 379 *unzuht* (dat.) : *vruht* (dat.); 10 983 *suht* (dat.) : *zuht* (dat.; Scholl druckt *sühte*). *ü* bleibt wahrscheinlich in 10 726 *zühten* (pl.) : *vlühten* (pl.)[3].

Typus *-ühse*.

Die reimmöglichkeit ist hier zu gering, als dass man sich entscheiden könnte: 3325 *vühse* (plur.) : *lühse*.

Typus *-ucke-*.

2441 *brucke* : *rucke* (V hat nach Haupts Liedern und büchlein XV *brvke* : *ruke*. P belegt wenigstens ein *u*: *ruch*). Für 4602 bietet V *druchen* : *stuchen*, P nur *drucken*, so dass wir auch hier *drucken* (inf.) : *stucken* (dat.) ansetzen dürfen. 6829 überliefert V *brukke*. P setzt *ü* in beiden reimworten. Für 6830 gibt Scholl die lesart nicht an.

u ist ferner anzunehmen für denselben reim in 15 616. 20 894. 27 496. 28 926 und 27 240 *brucke* : *berucke* (adv.), wo Scholl keine varianten verzeichnet. Ursprüngliches *u* für *ü* 13 685 *rucken* (subst.) : *brucken* ist noch aus P zu erkennen, welches

1) Bemerkenswert ist, dass *züge* (stf.) bisher in den wbb. nur bei dem steirischen reimchronisten Ottokar belegt ist.

2) Für *u* vor *g* gibt es urkundliche belege, *mûg* (conj.) und *mûg* u. a.; sie widersprechen nicht der übung Heinrichs. In seiner mundart kann der dichter umlautlose formen gekannt und sie in der dichtung gemieden haben, weil sie gegenüber der sprache anderer dichter einen allzustarken dialektischen beigeschmack besassen.

3) Ein vergleich mit der heutigen mundart wird dadurch erschwert, dass der sing. der jetzt noch vorkommenden fem. *i*-stämme ohne umlaut, der pl. bei den meisten mit umlaut gebildet wird: *suxt* – *sixt*, *fruxt* – *frixt*, *tsuxt* einförmig im ganzen sing. usw.

rucken : brücke überliefert. Der umlaut unterbleibt auch im conj. des swv. *lücken:* 19 844 *lucke : bogenrucke* (adj.); desgleichen 7484 *vlucken* (inf.) *: stucken* (subst. pl.): V hat *fluchen.* 8450 *erdrucket* (part.) *: enzucket* (part.). In der hs. V steht *erdruchet : enzuchet*, aus P verzeichnet Scholl nur *entzücket.*

Sichere *u*-formen sind auch *erdrucket* (part.) *: rucket* (praet.) 27 060, obgleich die einzige hs. P umgelautete formen überliefert; denn Heinrich von dem Turlîn bildet das praet. der swv. I. kl. immer ohne umlaut.

6349 *ducken* (pl.) *: erkucken* (inf.). V schreibt *tûchen : chûchen,* was das richtige trifft (vgl. Weinhold, B. gr., § 30, anm.).

Zwischen *ü* und *u* schwanken *tücke : gelücke* 712. 2934. 20 511. [urk. kärntisch *rugge, rukke, geluk, pruke* u. v. a.]

Ähnlich wie im typus *-uhse* liegen die dinge bei *-usse:* 7600 *vancnüsse* (dat.) *: küsse* (verb.). Möglicherweise lautete im kärntischen letzteres *kussen* (vgl. das windische lehnwort *kušnti* 'küssen'). Zum ersten reimwort bleibt zu bemerken, dass der sing. der starken fem. heute des umlautes und der endung entbehrt: *finstrnus, hintrnus, pītrnus, irgrnus* usw.

Typus *-ust.*

u steht fest in folgenden reimen: 23 727 *brust : âkust* (dat.); *vlust* (acc.) : *âkust* (dat.) 24 724; *verlust* (nom.) *: âkust* (dat.) *: brust* (acc.) 27 051; *brust* (acc.) : *gelust* (praet. ind.) 10 660. *vlust* (nom.) *: âkust* (nom.) 1743. *kuste* (ind.) *: geluste* (ind.) 11 610; *gelust* (praet.) *: âkust* (acc.) 19 438. *kuste* (ind.) *: geluste* (ind.) 24 622. *brust* (acc.) *: gelust* (nom.) 20 226; *gelust* (dat.) *: brust* (acc.) 26 583; daher auch sicher *u* in 5391 *gevruste* (dat.) *: vluste* (dat.). Endlich sind ohne umlaut 21 967 *kusten* (ind.) *: brusten* (dat. plur.); daraus lässt sich *u* auch für 9385 erschliessen: *brusten* (dat.) *: berusten* (inf.). V bietet überdies noch *brusten : berusten.* Heinrich lautet die abstrakten feminina und die sw. verba nicht um; die fem. bleiben im sing. zugleich flexionslos (vgl. Junk, Reimgebrauch Rudolfs v. Ems, s. 465)[1]. Auch Hartmann braucht stets die umlautlosen formen; Gottfrieds reimgebrauch ist derselbe, während Wolfram nur die umgelauteten formen kennt.

Typus *-utze.*

12 076 *antlütze : nütze.*

Im typus *-uzze-* weisen 4 reime sicheres *u* auf: 24 125 *vluzzen* (ind.) : *schuzzen* (ind.); 26 454 *sluzzen* (ind.) *: guzzen* (ind.); 2204 *guzzet* (ind.) *: genuzzet* (ind.); aber auch ein conj. praet. wird auf feststehendes *u* gereimt: 24 596 *nuzze* (conj.) : *schuzze* (dat. sg.). Demnach muss folgender neutraler reim ohne umlaut bezeichnet werden: 2262 *beguzze* (conj.) *: verdruzze* (conj.): endlich muss man 8504 lesen: *verdruzze : entsluzze* (V bietet *verdruz : entsluz,* P *verdrüzze : entslüzze*)[2].

Für den reimtypus *-ulte* lassen sich nur aus der ersten hälfte des gedichtes belege beibringen: 8358 *gulten* (ind.) *: vulten* (ind.). In den übrigen fällen druckt Scholl *u* und *ü*. V überliefert die *u*-formen. Danach sind diese in den text aufzunehmen. 3550 *schulte* (conj.) *: gulte* (conj.); 12 089. 6812[3].

1) Im kärntischen gebraucht man den sing. der jetzt noch vorkommenden fem. *i*-stämme einförmig ohne umlaut. Der plur. wird bei den meisten umgelautet.
2) Auch diese formen haben in der mundart ihren ursprung.
3) Ähnliche konjunktive sind im jetzigen kärntischen ausgestorben. dagegen

Typus *-umen* repräsentiert sich wieder nur mit einem reime, 6493 *gevrumen : sich trumen; u* lässt sich nicht anzweifeln.

Von den reimen auf *-unde-* sind sicher ohne umlaut immer folgende reimwörter: *kunde* (ind. praet.) *: stunde* 225. 5621. 7245. 7620. 11 098. 14 221. 17 505. 21 861. 25 056. 26 108. 27 066. 27 335. 28 000. 28 599. 28 701; *: grunde* 2127. 27 606; *: munde* (sing.) 2663. 3165. 6124. 8651. 17 106. 24 666; *: gunde* (subst.) 4269. 5826. 16 107. 21 910. 27 271. 29 820; *: begunde* (ind.) 5854. 6396. 6804. 7785. 11 314. 12 081. 12 203. 12 934. 19 011; *: gunde* (ind.) 6726. 6962. 12 131. 13 731. 24 065. 29 693; *: gunde : stunde* 6369; *: hunde* (sing.) 9161; *: schunde* (ind. praet.) *: tavelrunde* 13 971; *: begunde : stunde* 14 320. 26 793; *: grunde* (dat.) 14 448; *: schunde* (ind. praet.) 16 555; *: stunde : munde* (sing.) 19 676; *: gunde* (subst.) *: wunde* (subst.) 27 182; *: enbunde* (ind.) 22 805. *stunde : begunde* (ind.) 377. 4950. 18 550. 20 958. 21 361. 25 096. 25 338. 27 758; *: munde* 1141. 2248. 8147. 9858. 16 902. 23 927; *: gunde* (ind.) 1275. 3080. 19 976; *: unde (!) : munde* (sing.) 1993; *: gunde* (subst.) 8425; *: wunde* 9960. 20 445. 27 147; *: enzunde* (ind. praet.) 13 701. 18 512; *: grunde* 14 505; *: gunde* (subst.) *: schunde* (ind.) 18 738; *: tavelrunde* 19 375; *: gunde* (subst.) *: tavelrunde* 22 563; *gunde* (subst.) *: begunde* (ind.) 2567; *: tavelrunde* 12 485. 22 301. 29 801; *: urkunde (!)* 16 661; *: enzunde* (ind.) 26 459. *gunde* (ind.) *: tavelrunde* 8995; *pfalenzrunde : tavelrunde* 1889; *: munde* 1932. *enzunde : schunde* (ind. praet.) 8568; *: begunde* (ind.) 14 099. 15 201; *: munde* 15 113; *begunde* (ind.) *: munde* (sing.) 11 272. 16 948; *: urkunde* (sing.) 15 610. *urkunde : stunde* (subst.) 22 849. *munde* (sing.) *: enbunde* (ind.) 23 646.

Reime auf *-unden* mit unzweifelhaftem *u* sind:

kunden (ind.) *: hunden* 3306. 6523; *: begunden* (ind.) 8003. 18 032. 22 399; *: wunden* (subst.) 8478. 11 953; *: vunden* (part.) 21 519. 25 634; *: wunden* (ind.) 28 296. *: gebunden : erwunden* (ind.) 25 132; *: verswunden* (part.) 26 807; *: vunden* (ind.) 27 203; *: stunden* (subst.) 27 682; *vunden* (part.) *: stunden* (subst.) 187. 432; *: unkunden* 1115; *: gebunden* 21 402. 22 151. 22 429; *: gesunden* (acc.) 21 886. *: kunden* (adj.) 1163. 1631. 19 390. 21 824; *: wunden* (acc.) *: kunden* (dat.) 22 006. *: stunden* (dat.) 22 730. 26 692; *: gewunden* 12 070; *: verslunden* (ind.) 13 647. *: wunden* (subst.) *: gebunden* (part.) 24 047; *: wunden* (part.) *: gesunden* (acc.) 8152; *: wunden* (subst.) 4767; *ervunden* (ind.) *: gesunden* (acc.) *: stunden* 20 798. *vunden* (ind.) *: kunden* (inf. !) 4705; *: unkunden* 11 805; *: wunden* (acc.) 11 484. *: wunden : gesunden* 6413; *: gebunden* 29 685. 29 714; *ervunden* (part.) *: hunden* 18 689; *: verswunden* (ind.) 21 453; *: urkunden* 13 823; *bevunden* (part.) *: wunden* (acc.) *: gebunden* (part.) 13 899.

begunden (ind.) *: kunden* (dat.) 1426; *: unkunden* 3218; *: verswunden* 16 158; *: wunden* (ind.) 19 045; *: stunden* (dat.) 23 330. 25 282; *unkunden : tavelrunden* 841; *kunden* (dat.) *: stunden* (dat.) 28 250. *wunden* (subst.) *: überwunden* (part.) 6546; *: überwunden* (nur in D) 13 465 b. 13 744; *: gebunden* 6730. 8839. 12 331. 14 133. 19 360. 19 527; *: unden* (dat. pl.) 9447. 11 921; *: swunden* (ind.) 10 063; *: verslungen* (part.) 13 510; *: gesunden* (acc.) 18 878; *: verswunden* (ind.) 28 056. *gebunden : wunden* (inf.) 11 028; *: gewunden* (part.) 6885. 14 765. 19 911. 28 086; ohne reimband 19 945; *unden* (adv.) 14 366. 28 715; *enpfunden* (part.) *: verswunden* 9374 (ind.); *: schunden* (ind.) 15 480. *zunden* (ind.) *: gunden* (subst.) 10 643; *gesunden*

in urk. und älteren volksdichtungen erhalten. Zu *geltn* lautet der conj. praet. *goltət* (durch analogiebildung aus dem part. perf. entstanden), seltener *gultət* und nur *fregult.*

(acc.) *: gewunden* 12 810; *: überwunden* (part.) 16 699. *gewunden* (part.) *: stunden* (dat.) 17 164.

Auf gleiche weise bindet Heinrich die betreffenden konjunktive praeteriti, und zwar nicht nur der praeteritopraesentia (wie etwa Gottfried und Wolfram), sondern auch der starken verba. Die belege dafür lauten: *kunde* (ind.) *: wunde* (conj.) 3034; *kunde* (conj.) *: gunde* (ind.) *: stunde* (dat.) 6369. Mit enklise gebildet: *kunder* (conj.) *: besunder*. Alle reime des typus *-under* anzuführen wäre zwecklos (vgl. ind. *kunder : under* 4675. 10 218; *: besunder* 20 983).

kunde (conj.) *: munde* (sing.) 11 670; *kunde* (ind.) *: enpfunde* (conj.) *: munde* 7658; *: vunde* (conj.) 7935; *kunde* (conj.) *: begunde* (ind.) *: stunde* 19 503; *: stunde* (dat.) 24 258; *: gunde* (subst.) 25 739. 27 779. 29 598.

gunde (conj.) *: munde* 5347; *: stunde* 5929. *erbunde* (conj.) *: munde : urkunde* 4097; *begunde* (conj.) *: stunde* 25 754; *vunde* (conj.) *: begunde* (ind.) 28 818. Sicher sind *u*-formen ferner:

vunden (part.) *: gunden* (conj.) 20416. *sunden* (peccare) *: stunden* (subst.) 24 491; *unkunde* (adj.) *: kunde* (ind.) *: gunde* (ind.) 25 910.

Typus *-undet* wird nur durch einen reim vertreten, 4212 *ervundet* (ind.): *kundet* (1. pers. sing. conj. praet. zu *künden*).

Sicherlich hat daher Heinrich auch *enzunden : geschunden* (inf.) 11 711 und *verkunden* (inf.) *: unden* (subst.) 24 119 gesprochen.

Dass er die schwachen *jan*-verba auch im praesens umlautlos sprach, erweisen 24 491 und 4705. 4212. Ebenso sind die unumgelauteten formen der substantivischen *jô*-stämme (*unde*) im sing. und plur. erwiesen (1993. 9447. 11 921). Das gleiche gilt für die fem. *î*-stämme (*urkunde* 4097. 13 823. 16 661. 15 610. 22 849).

Demnach werden umlautlose formen auch in folgenden neutralen fällen angesetzt: es reimen substantiva mit dem für Heinrichs sprache feststehenden *u* auf konjunktive praeteriti starker verba:

ervunde (conj.) *: urkunde : bestuonde* (conj.) 2108. Hier liegt ausserdem die in der Krone nicht ungewöhnliche bindung von *u : uo* vor; *: urkunde* 3546. 4850.

u steht ausserdem fest für folgende bindungen: *kunde* (subst.) *: sunde* (subst.) 4931; *: munde* (plur.) 26 449; *: vunde* (conj.) 5645; *vunde : unde* (subst.) 17 345; *kunde* (subst.) *: ervunde* (conj.) 228. 11 791[b]. 26 381; *: urkunde* 22 609. 23 986. In folgenden reimen werden konjunktive praeteriti der praeteritopraesentia mit substantiven gebunden:

gunde (conj.) *: kunde* (subst.) 4085; *: urkunde* 21 175; *kunde* (conj.) *: urkunde* 28 524.

Typus *-undet* ist durch 2 reime vertreten: 4175 *kundet* (conj. praet.) *: gundet* und 6182 *erzundet* (part.) *: schundet* (praes.).

Zuletzt folgen die bindungen von konjunktiven praeteriti starker verba zu solchen der praeteritopraesentia: 1911 *underbunde : kunde:* 3347 *vunde : wunde;* 4249. 14 423. 14 645 *: kunde*, ebenso 19 095. 21 811; *: kunde : bunde* 12 505; *: bunde* 10 292. 25 824; *kunde : gunde* 17 307. 27 648. *begunde : enpfunde* 28 129. *vunden : gunden* 18 299.

Heinrich v. Turlin scheint dem sprachgebrauche Hartmanns zu folgen, der die unumgelauteten conj. *vunde* usw. und *kunde* gebraucht, während Gottfried und Wolfram nur den umlautlosen conj. der praet. praes., nicht aber der starken verba kennen. Um das resultat übersichtlich zusammenzufassen, gebe ich die zahlen: In der Krone stehen 21 *gunde* (subst.), 5 *urkunde*, 3 *unde* (subst.), 2 *kunden* (nun-

tiare). 1 *sunden* (peccare), 8 umlautlose conj. praeteriti von *kan*, *gan* und *erban*, 5 gleiche formen starker verba.

Sichere *ü*-bindungen fehlen gänzlich. Denn auch 1121 beweist nicht sicher den umlaut für *apgründe* (pl.) : *künde* (subst.), da gerade für *künde* es an einem beweis durch einen sicheren *ü*-reim mangelt, *urkunde* aber immer auf *u* reimt. Es reimen, wo es sich um eventuelle *ü*-formen handelt, immer nur neutrale formen aufeinander. Nach Zwierzina und Kraus wäre dies ein zeichen dafür, dass der dichter seine mundartlichen umlautlosen formen dem leser oder hörer nicht aufdrängen wollte. Er selbst sprach *u* statt *ü* vor *n* + *d* in femininen *î* und *jô*-stämmen der substantiva, im plural der maskulinen *u*- und (der damit zusammengefallenen) *i*-stämme, ferner im praesens der schwachen *jan*-verba und im konjunktiv praeteriti der starken verba sowie praeteritopraesentia.

Einen anhalt scheinen mir noch die hss., insbesondere P, zu geben. Hier steht entweder wenigstens eine *u*-form im reime, oder es finden sich die fraglichen formen mit *o* geschrieben, vielfach beide reime in unumgelauteter form (selbst wo V *ü* schreibt). Für die beurteilung von P ergibt sich also, dass sie in manchen punkten doch nicht so unzuverlässig ist, als sie gemeinhin angesehen wird. Bei einer neuen ausgabe müssen die *u*-formen durchgeführt werden.

Es reimen conj. praet. starker verba, denen bei anderen dichtern umlaut zukommt, auf formen mit *u*:

1831 *zunge* : *gelunge* (conj.); : *misselunge* (conj.) 24 117; *gelunge* (conj.) : *zerunge* (subst.) 17 606; *misselunge* (conj.) : *sicherunge* 3878; *temperunge* : *verdrunge* (conj.) 8549; *gerunge* : *sunge* (conj.) 10 461 [1].

Typus *-unft*.

Für die drei vorhandenen reime wird nach analogie der vorhergehenden substantiva wohl auch *u* angenommen werden dürfen, obgleich man aus den reimen selbst nicht zu einem sicheren resultate gelangt: 8419 *vunfte* : *kunfte* (dat.). 10 090 *sigenunft* (dat.) : *kunft* (gen.); dagegen steht 20 948 *sigenunft* (acc.) : *zuokunft* (acc.) als *u*-reim fest.

Typus *-unke*.

Im vergleiche zu anderen dichtern könnte der durch den reim auf den dat. sing. *trunke* gesicherte umlautlose conj. praes. vom swv. *dunke* 1414 auffallen. Nach all dem obigen aber ist auch diese form für Heinrich v. T. nichts aussergewöhnliches.

Reimtypus *unne*(*n*) oder *ünne*(*n*).

Die beispiele für sicheres *u* sind folgende: 12 808 *sunne* : *brunne* (subst.); 2202 *brunnen* : *sunnen*; denn so ist wohl zu lesen, da *sunne* bei Heinrich in der deklination keine ausnahmestellung einnimmt. Die form *brunnen* für den nom. ist aber zu erschliessen aus dem acc. *brunnen* : *sunnen* 12 051. 26 705). 5861 *begunnen* (part.) : *gerunnen* (part.); : *versunnen* (ind.) 7547; *verbrunnen* (part.) : *entrunnen* 9018; *gerunnen* (part.) : *entrunnen* 11 117; : *verbrunnen* (part.) 15 210; *gerunnen*

[1]) Vergleichen wir die resultate mit dem heutigen sprachstande Kärntens, so ergeben sich für den widerstand des kurzen *u* gegen umlaut vor *n* + *d* nur noch geringe belege.

Die conj. praet. der starken verba (mit *nd*) sind nicht sehr geläufig; in der überwiegenden zahl werden diese präteritalkonjunktive umschrieben (*i tät pintn*).

(ind.) *: versunnen* (ind.) 11 984; *: errunnen* (part.) 12 412; *: runnen* (ind.) 17 147; *versunnen* (part.) *: errunnen* 12 169; *: brunnen* 26 810; endlich *begunnet* (ind.): *gewunnet* 16 069.

Einmal wird auch der conj. praet. eines starken verbums auf sicheres *u* gebunden, was bei Hartmann nie vorkommen könnte; dieser lautete die hierhergehörigen conj. wie Wolfram und Gottfried um; damit steht also Heinrich ganz selbständig da: 6645 *brunne* (subst.) *: gewunne* (conj.) *: versunne* (conj.). Auch die praeteritopraesentia erscheinen im infinitiv und indikativ des praesens durch den reim als umlautlos gesichert:

gunnen (inf.) *: begunnen* (part.) 1640; *: gewunnen* (part.) *: versunnen* 23 371; *: gewunnen* (part.) *: erkunnen* (inf.) 21 057; *: gewunnen* (part.) *: enbunnen* 30 000; *gunnen* (ind.) *: gewunnen* (part.) 11 685; *kunnen* (ind.) *: versunnen* (part.) 6166; *brunnen* (ind.) *: erbunnen* (ind.) 27 431; *gewunnen* (part.) *: bunnen* (inf.) 1385; *gewunnen* (part.) *: kunnen* (ind.) 7209.

Demnach sind als *u*-formen anzusprechen die neutralen reime: *bunne* (conj.): *gunne* (ind.) 25 257; *kunnen* (conj.) *: gunnen* (inf.) 24 164; *kunnen* (inf.) *: gunnen* 2713.

Reime mit feststehendem *u* sind ferner: 16 161 *sunne* (subst.) *: dunne* (adj.) und 3384 *begunnen* (part.) *: dunnen*. Daraus ergibt sich mit gewissheit *u* auch für folgende neutrale fälle: *dunne : wunne* 8205. 14 279; *: brunne* (conj.) 15 123; *: kunne* (conj.) 2512; *wunne : brunne* 15 745; *: vergunne* (conj.) 12 677; *: verbunne* (conj.) 26 408 und endlich auch 3945 *gunne : kunne* (subst.). Es ist gar nicht so ausgemacht, dass *gunne* hier konj. funktion hat; die stelle lautet mit Singers interpunktion 3943 ff.: *Ich bringe ez daran (Wil ich iuwer genâde hân, Dâz ich iu leben gunne) Iuch und iuwer kunne, Swaz ir des bekennet, Daz ir mir daz nennet.*

Typus *-unst.*

Sicheres *u* zeigen die reime: 10 633 *kunst* (dat.) *: urbunst* (nom.); 25 185 *: gunst* (nom.); 26 549 *: gunst* (acc.); 27 603 *: runst* (nom.). Daher kann *u* auch angesetzt werden für 7388 *kunst* (dat.) *: urbunst* (dat.) und 23 271 *: gunst* (dat.). Wie schon erwähnt, bietet das kärntische für unterbleiben des umlautes an fem. *i*-stämmen keine belege, da der ganze sing. einförmig ohne, der plur. mit umlaut gebildet wird: *prunst — prinst, khunst — khinst.*

Typus *-ur-.*

Mehrere anzeichen scheinen auch hier darauf hinzuweisen, Heinrich habe in einzelnen fällen die unumgelauteten formen gesprochen. Für das subst. *kur* (dat.) beweist die umlautlosigkeit der reim auf *vuor* (ind.) 26 238.

In allen übrigen fällen stellt er den reim in schwebe: 2995 *vür : kür* (conj.); V *vuor,* P *kuor;* 4379. 16 582 *kür* (conj.) *: verlür* (conj.); 6219. 10 672. 14 195. 14 420 *: verlür* (conj.). Für 6219 schreibt P *verlore* (*o* steht öfter für *u*): *tür* 12 761, P *türe,* 13 006. 13 234, P *türe;* 17 678. 17 959. 18 890. 20 900. 21 009. 21 979. 25 301. 25 376. 26 329. 26 658. 28 821. 29 342; *: spür* (conj.) 23 484, P *spuor,* 23 885, 28 732. 28 735 ist gleichfalls *vür : spür* zu schreiben; P bietet wie 23 484 *spuor: : tür : kür* (dat.) 29 695; *: tür : verlür* 15 821, P *thüre: verlür* (conj.) *: kür* (conj.) 7947. P *verluore : erkuore,* V *erchur;* 29 070; *: tür* 7217. P *verlüre : türe,* V *flur;* 15 958; dialektische bindungen sind *tür : vüer* (conj.) *: gevüer* (subst.) 2067, P *cuor : gefuor; vür : gevür* (subst.) 3474. 16 537. P *gefür;* 18 201 P *für : gefür;* 23 831; *: vüer* (conj.) 10 362, P *erfüre,* V *ervür; : gevüer* (subst.) *: vüer* (conj.)

28 313, P *gefuor : für; verlür : gevüer* (subst.) *: kür* (conj.) 7583, P *verlüre : ungefüre : küre*, V *verlur*. 24 017 *spürn : einhürn*.

Aus den mangelhaften angaben Scholls lässt sich doch so viel erkennen, dass die handschriften stark zwischen *ü* und *u* schwanken. Hätte ihre vorlage einheitlich *ü* gehabt, so wäre dieses gewiss auch von den abschreibern so wiedergegeben worden. Ich meine also, der archetypus besass unumgelautete formen, welche der mundart des dichters entstammten. Auch der einwand, Heinrich hätte, wenn dies wirklich der fall war, die zweifelhaften formen doch öfter als das einzige mal auf sicheres ***u*** gereimt, ist nicht unwiderleglich. Wir haben eben in anderen reimtypen wiederholt bemerkt, dass der dichter auch dann, wenn er verhältnismässig viele formen, die bei anderen dichtern umgelautet werden, auf feststehendes ***u*** reimt, doch auch ebenso viele und meist mehr indifferente reime daneben bringt. Der grund für dieses verhalten lag in dem bestreben, durch dialektische eigentümlichkeiten dem publikum nicht aufzufallen.

Meine annahme erfährt durch urkundlich belegte kärntische formen wesentliche unterstützung.

Über die namensform des dichters der Krone sind wir durch Scholls lesarten aus den hss. schlecht unterrichtet. 245 verzeichnet er aus V *tuerlein : sîn*. 10 442 *türlein : mîn*. Die schreibung des namens in P erfahren wir überhaupt nicht. Angaben fehlen auch für 3047.

Es ist meines erachtens durchaus nicht nebensächlich, dass Heinrich selbst sich im akrostichon, Krone 182–216, das prädikat 'von dem Turlîn' und nicht 'von dem Türlîn' beilegt.

Zieht man noch die schreibweise der oben s. 157 ff. angeführten urkunden in betracht, so besteht kein zweifel mehr, dass unser dichter auch seinen namen in unumgelauteter form sprach, wie es im dialekte üblich war[1].

Typus *-urde*.

Das schwanken der handschriften zwischen *u* und *ü* spricht weder für noch gegen das ansetzen von *u* in den zweifelhaften reimen. 899 *wurde* (conj.) *: burde* (subst.), V *wurde*, P ***würd***. 2700 P ***würd : purd;*** V nicht verzeichnet. 6201 V *burde*, P *bürden*. 10 629 V *wurde : burde*, P *würd : bürd*. 12 090 V *wurde*, P *würd : bürd;* 14 971 hat P wieder umlaut, V nicht. Da *wurde* hier conj. ist, hätte Scholl mit gleichem recht auch alle übrigen fälle ohne umlaut drucken sollen. Sind schon hier die lesarten mangelhaft angegeben, so fehlen sie ganz für 5283. 6688. 21 299. 22 958. 23 399. 29 644 und 30 029 aus der unechten nachrede.

Obschon in diesem typus die umlautfähigen *u* von Heinrich selbst nie auf sichergestelltes ***u*** gereimt werden, können wir auch hier annehmen, dass in des dichters sprache der umlaut unterblieben sei; durch die stellung im reim war es

1) Für sämtliche beispiele bei Heinrich die heutigen formen aufzufinden, wird nie möglich sein. Dazu reicht der wortschatz des kärntischen nicht mehr aus: viele vokabeln sind im laufe der jahrhunderte ungebräuchlich geworden und in vergessenheit geraten; der rest aber musste sich die beeinflussung durch die immer weiter um sich greifende sprache der 'gebildeten' gefallen lassen. Immerhin genügt es für den beweis, dass Heinrich die kärntische mundart in seinem gedichte durchblicken lässt, für jede wichtigere gruppe wenigstens spuren im heutigen dialekt noch vorzufinden.

dem leser immer möglich, die ihm etwa ungeläufige, nicht umgelautete form im reime durch die umgelautete zu ersetzen (vgl. Paul, anm. zu Greg. 503).

In kärntischen urkunden bildet das verbum der 3. klasse *wern* = *werden* den conj. praet. ohne umlaut: *wurd*. Heinrichs form *burde* für *bürde* entspricht genau urk. *gebůrde, purd*.

Typus *-urfe*.

10 446 *verwurfe* (conj.) *: durfe* (conj.). V hat *verwurf : durf :* aus P verzeichnet Scholl nur *bedürffe*.

Typus *-urge-*.

3066 *würgen : bürgen* (subst.); kärntisch urk. *purger*.

Typus *-urret*.

Die neutralen reime 10 699 *bewurret* (conj.) *: geturret* (conj.) und 26 923 *verwurret* (conj.) *: geturret* (conj.) erklären sich daraus, dass Heinrich wie immer dialektische bindungen, die einem anderssprechenden leser oder zuhörer widerwärtig sein könnten, nur untereinander zu reimen liebt. Aus den lesarten scheint hervorzugehen, dass in den vorlagen der hss. umgelautete formen nicht gestanden haben. Im ersteren falle verzeichnet Scholl aus P *verwerret*, aus V *bewerret*, im zweiten aus P *verwerret*. Diese schreibung beweist, dass jedenfalls nicht *ü* überliefert war.

Typus *-urste-*.

1804 *vürsten* (acc.) *: erdürsten :* kärntisch urk. *fursten* (pl.), *gefursten* (pt.), *dursten*.

Typus *-urte-*.

u steht fest für 27 279 *antwurt* (acc.) *: zevuort* (praet.). 4261 *vurte* (dat.) : *vuorte* (praet.). 20 186 *vurt* (dat.) *: vuort* (praet.); 18 243 *vuort* (praet.) *: vurt* (acc.), 9139. 18 078; 4001 *vuorte* (ind.) *: gegenwurte* (dat.); *: antwurte* (acc.) 11 223. Demnach dürfen als *u*-reime angesehen werden die neutralen bindungen: 10 237 *vuorte* (conj.) *: antwurte* (dat.). Man wird hier *vuorte* um so sicherer auffassen können, als auch V und P auf fehlen des umlautes hinweisen. P hat *fürte : antworte;* V *fuort : antworte*. Ein völlig sicherer beweis für *antwürte* ist dieser reim nicht. Die stelle lautet: 10 236 ff.: *Ich vrâgte, wer im het gegeben Diu ors, diu er vuorte* (*vüerte*). *Er was zer antwurte* (*antwürte*) usw. 4157 *antwurt* (dat.) *: spurt* (3. pers. sing. praes.). Die lesart von P lautet bei Scholl *antwort*. Nun setzt aber diese hs. für *u* öfter *o* (vgl. Reissenberger, Zur Krone s. 4). Kärntisch *ontwurt* einförmig in allen casus.

Aus den letzten reimen ergibt sich also, dass Heinrich die hierhergehörigen fem. *i*-stämme in den casus obliquis nicht umlautet. Nur bei Wolfram stehen diese umlautentbehrenden formen noch auf sicheres *u* gereimt. Hartmann und Gottfried schwanken zwischen *u* und *ü*.

b) Der umlaut des *û*.

Reime auf sicheres *iu* sind: *liute* (*homines*) *: bediute* (conj.) 7106. 29 438. *liuten : bediuten* (inf.) 26 373; *: triuten* (inf.) 17 746. *geriutet* (3. sing.) *: diutet*. Hingegen kommen keine belege vor für das unterbleiben des umlautes. Die hand-

schriften bestätigen die diphthongierung. Daher ist in folgenden bindungen, wo Scholl *û* druckt, *iu* zu setzen: 7990 *liute* (stf. *sonitus*) *: bediute* (conj.). V *leute : bedeute*, P *lüte : betüte*. 10 929 *liuten : triuten*, V *leuten*, und 16 883; endlich in dem conj. praet. *bediute : liute* 13 622, P *betaute : laute*.

Nicht so gesichert steht *iu* vor *w*. Der inf. *riuwen* erscheint in den versen: 1350. 3905. 7138. 11 185. 15 588. 16 266. 17 260. 20 647. 26 069. 27 939 zu *triuwen* gebunden; *: entriuwen : niuwen* (inf.) 4655; *: bliuwen* 26 015. *: vertriuwen* 10 872, P *verträwen : ruwen*. Das praes. *riuwet : erniuwet* (part.) 17 306; *: veruntriuwet* (part.) 25 215. *erniuwet* (part.) *: veruntriuwet* 28 027. Da *trûwen* nirgends durch einen reim erwiesen ist, wird 25 203 gelesen werden müssen: *getrouwen* (ind.) : *erbouwen* (part.).

Dagegen muss *û* geschrieben werden in 13 277 *grûwen : rûwen*, da für *griuwen* in den wbb. sich kein beleg findet; dazu bringt P *grawen : krawen*, woraus eher noch ein *grouwen : krouwen* erschlossen werden könnte. Ferner ist nach ausweis dieser stelle auch 3823 zu ändern in *rûwen* (inf.) *: hûwen* (dat. sing.) 'nachteule'; V *rowen : howen* (P führt Scholl nicht an). 18 116 reimt der acc. pl. *goltgrûz* auf *ûz*. Da das wort auch in die *i*-deklination übergegangen ist, würde man im plur. umlaut erwarten.

Widerstand gegen den umlaut des *û* lässt sich sonach nur vor *w* und 1mal vor *z* feststellen. Mit diesem ergebnis stimmen auch die verhältnisse der mundart Kärntens. Die scheidung beider laute (*û* und *iu*) zeigt sich noch deutlich, ist aber schon im begriffe, verwischt zu werden [1].

c) Umlaut des *uo*.

Typus *-uob-*.

uo statt *üe* wird nach V zu setzen sein im rückumlautenden praet. 473 *uobte : betruobte*. P *bedruebte*, und 23 867. Dagegen bleibt im text *üe* im praesens dieser verba, da kein einziger beleg für sicherstehendes *uo* vorhanden ist. *üeben : betrüeben* 24 272. 25 610. *üebet* (ind.) *: betrüebet* (part.) 1326; *: trüebet* (ind.) 4902. Auch die gegenwärtige mundart hat überall umlaut:

triəw — trüebe, triəbm — trüeben, einiəbm — üeben usw.

Typus *-uog-*.

Nicht umgelautet sind folgende beispiele: 4479 *ungevuoge* (adj.) *: genuoge* (plur.); *gevuogen* (adi.) *: truogen* (praet.) 9738. 27 015. 29 278. *: sluogen* 20 709; *: sluogen : truogen* 18 543. Nie werden zu sicherem *uo* gebunden die conj. praet. *slüege : trüege* 4245. 11 967. 14 054. 20 166. *slüegen : trüegen* 4481. *trüegen* (conj.) : *rüegen* (inf.) 23 522. Aus diesen bindungen ergibt sich auch für das adj. *gevüege* *üe* statt des dial. *uo*.

gevüege : trüege (conj.) 289. 1197. 29 348; *: gewüege* 4723. 12 186. 24 107; *: twüege* 914; *: nüege* 8215; *: vürbüege* 7766; *: vürgebüege* 19 913; *: büege* 14 862.

1) Mhd. *iu* wird heute vor *w* und *r* nicht umgelautet und als *oi* gesprochen: *kiuwen – khoinən, bliuwen – ploinən, triuwe – trōi, riuwen – khroinən, tiure – tōir, hiure – hōir*. Daneben besitzen schon die der stadtsprache entlehnten formen geltung: *tœir̥, hœir̥, trœi* usf.
Es tritt aber umlaut ein vor *t* (wie bei Heinrich!). Mhd. *iu* wird zu *œi*: *liute – lœit, diuten – dœitn, diutsch – tœitsch, kriuter – khrœitr̥* usw.

: slüege 3874; *trüege : slüege : Janfrüege* 15 258; *ungefüege : slüege* 12 030. *slüege : Janfrüege* 15 289.

Durch diese bindungen ist kaum der beweis erbracht, dass Heinrich v. T. die umlautlose form des adj. *gevuoge* aus seinem dialekt im gedichte verwendet[1].

Typus *-uof-*.

uo muss gesetzt werden in 7108 *ruofent : wuofent* (V *rueffent : wueffent.* P *rieffent : wieffent*); in den inff. 9211 *ruofen : wuofen.* Hier gibt Scholl die lesarten nicht an; 11 237 V *rueffen,* P *ruoffen* und endlich 16 886, wofür bei Scholl wieder die variationen der hss. fehlen.

Heute spricht man *ruofn* neben *riəfn* 'rufen'.

Typus *-uow-*.

Sicheres *uo* haben 26 736 *muowen* (inf.) *: ruowen.* Daher nehmen wir die berechtigung, auch in folgenden reimen *uo* anzunehmen: 3277 *muowen : vruowen* (inf.), V bietet hier *muogen : frven,* P *frven.* 7525 *geruowet : gevruowet*[2].

Typus *-uor-*.

uo wird vor *r* nicht umgelautet: 20 704 *ruoren* (inf.) *: vuoren* (praet.). Dennoch besitzt dieser vereinzelte reim zu wenig beweiskraft, als dass man bei einer neuausgabe der Krone *uo* statt *üe* vor *r* allgemein durchführen dürfte. Für uns genügt es, festzustellen, dass Heinrichs dialekt diese umlautentbehrenden formen kannte. Wahrscheinlich hat er sie auch in den neutralen reimen gesprochen, die er in dem für ein grösseres publikum bestimmten werke deshalb in schwebe liess:

rüeren : vüeren 1455. 9866 V *fuern,* 10 718 V *vuern : ruern.* 11 680. 15 355. 19 013. 25 084. 26 316. Auch die conj. praet. der starken verba (VI. kl.) werden immer nur zueinander gebunden: *vüere : swüere* 5113. V *geswüer.* 9762 P *fuor : swuor.* 11 063 V *ervür.* 16 094. 16 634 P *füre.* 18 918. 22 773. 29 574. Das part. *berüeret : gevüeret* 28 401 P *gerürt : gefürt.* Beide hss. stimmen 4064 in der vokalisation überein: *gevüere* (dat.) *: vüere* (conj.) P *fuor,* V *gefuore : vuore.* Die stelle 4062 ff. ist mit Singer zu interpungieren: *Gâles was an der rede karc Und warp nâch gevüere: Daz im nû widervüere Guot wider guot, des gert er, Sît guot guotes ist gewer. Er* usw. 9151 P *fuore : wuore,* doch soll *vüere* (conj.) *: wüere* (pl. von *wuor*) stehen bleiben (vgl. auch den umlaut im plur. von *gluot* 10 331). Ebenso 20 291, wo die varianten bei Scholl fehlen: *vüere* (ind.) *: wüere* (stf. sing.).

Ganz sichere beweise für das unterbleiben des umlautes von *uo* im conj. praet. der VI. kl. liegen nicht vor.

Mundartlich ist mhd. *uo* vor *r* zu *ī* geworden: *rīrn — rüeren; fīrn — vüeren* usw. Die conj. praet. werden nicht mehr abgelautet: *fǭrət* zu *fǭrn* = mhd. *varn;* subst. *wüere* (*wuore*) mundartlich *wīra* u. a.

1) In der heutigen sprache Kärntens gibt es keine *uo* vor *g: kfiəg, unkfiəg* usw. Selbst die beiden allein noch erhaltenen starken praeteritalformen *śliəgət* von *ślǭgn* und *triəgət* von *trǭgn* sind schon umgelautet.

2) In der heutigen mundart ist der umlaut im allgemeinen schon durchgedrungen: *riəwe = rüewec,* (*pə*)*męanən = muowen.* Doch zeigen sich noch spuren von altem *uo* in *heint hon i mi fəfruət* 'ich bin heute zu früh gekommen'. und im windischen lehnwort *mūəja* mühe.

Typus *-uoz-*.

uo statt *üe* haben die reime 23 739 *: suoze* (adj.) *: gruoze* (dat.); *: vuoze* 26 456. Andere reime, die den widerstand gegen umlaut des *uo* vor *z* beweisen würden, finde ich nicht. Daher müssen die sw. *jan*-verba mit langem wurzelvokal und einfachem konsonanten im ind. und conj. des praesens sowie das praeteritopraesens *müezen* umgelautet in den text genommen werden: 1841 *müezen* (ind.) *: büezen* (inf.); *müeze* (conj.) *: süeze* (subst. und adj.) 4555. 19 569. 24 594; *: süeze : grüeze* (plur.) 17 212; *süeze* (subst.) *: grüeze* (ind.) 28 133. *müezen* (ind.) : *süezen* (adj.) 17 294; *: vüezen* 26 644; *rüezen : büezen* 11 170; *: gesüezen* 19 768. *süeze* (adj.) *: grüeze* (plur.) 130. 13 894; *: vüeze* 9412. *vüezen : grüezen* (plur.) 6458; *: süezen* (adj.) 15 775 [1].

Aus der angestellten untersuchung ergeben sich nachstehende tatsachen: Heinrichs dialekt weist sehr starken widerstand gegen den umlaut des *u* auf. Umlautfähige *u* reimen in der Krone auf solche, denen der umlaut nicht zukommt, vor *nn, nft, nd, ng, nk, nst;* vor *ck*, dann teilweise vor einfachem auslautenden *r*, weiter vor *rd* und *rt, st* und *zz*. Unumgelautetes *û* begegnet vor *r, g, w* und *z*. Im grossen und ganzen zeigte es sich, dass die nicht umgelauteten formen im dialekte Heinrichs wohl begründet waren, da einige lauterscheinungen seiner sprache, wie sie durch die reime festgelegt sind, mit der heutigen mundart und der sprache der urkunden grosse übereinstimmungen aufweisen. Die annahme ist daher nicht allzukühn, Heinrich habe den kärtner dialekt gesprochen und in ihm sein gedicht geschrieben.

Es gelingt dem dichter nur schwer, von mundartlichen formen loszukommen und in all der mühe lässt sich sein streben nach jener literatursprache, die auch ihm als ideal vorgeschwebt haben muss, noch deutlich erkennen.

II. Konsonanten.

Im konsonantismus weist die sprache der Krone mit den lautgesetzen der kärntner mundart ebensoviel oder noch mehr übereinstimmungen auf als im vokalismus.

A. Lippenlaute.

1. Reime von *b : v* und *b : w*.

In den reimen der Krone werden manchmal *b* und *v* vertauscht, d. h. die verschiebung des germ. *bh* war im kärntischen nicht zum verschlusslaut *b* gelangt, sondern der reibelaut hatte sich zu bilabialem *v* entwickelt.

2004 *fabele : runttavele;* 29 231 *schâchzabel : tavel.* 12 471 *heben* (inf.) *: neven.* Ausserhalb des reimes stehen 17 775 *ein vrabeler kneht.* 26 468 *vrabel* [2].

1) Zum schlusse dieses kapitels sei noch erwähnt, dass das stf. der *i*-dekl. *gluot*, welches früher zur *u*-dekl. gehörte, im plur. umlaut annimmt: 10 331 *glüete : hüete* (conj.) *: gewüete* (conj.).

Bemerkenswert bleibt endlich auch, dass der conj. des praesens von *tuon* bei Heinrich nie *tüeje*, sondern immer nur *tuo* lautet. So reimt er 8542. 7199. 17 930: *zuo;* 4863. 9641: *vruo* (adv.); 7301. 18 910: *zuo : vruo.* Dialektisch zu *nuo* 3866. 6964. 12 362.

2) Am besten spiegelt sich der frühere sprachzustand des kärntischen in

2mal setzt Heinrich v. T. *w* für *b*: 2049 *salbet : valwet* und 26 027 *salben* (inf.) *: valwen* (für das subst. *salben* (dat.) ist *b* gesichert durch die reime: *halben* 6732 und 12 538). Diesen wechsel weist bereits die urk. schreibung mancher wörter: *gegenburt* für *gegenwurt; gebis* für *gewis* u. a. Auch *v* steht in urk. häufig für *b*: *gewerve, aver* u. ä. [1].

Es liegt kein grund vor, *b* für *w* in den reimen der Krone *varbe : begarbe* anzunehmen, wie es Reissenberger will; *begarbe* ist bei keinem dichter belegbar, zudem hat auch P 21 132 *farwen : begarbe,* wenn auch in zwei anderen von Scholl mit varianten versehenen versen nur die *b*-formen stehen.

2. Germ. *p : f*.

Germ. *p* erscheint im adj. *scharf* immer nur als *f* (kein *scharpf*), *scharf* reimt wie bei Wolfram nur auf *warf* und *bedarf*: 9395. 12 162. 13 498. 13 597. 14 916. 17 255. 20 335. 20 927 [2].

m : n.

a) Im auslaute: 10 528 *hosen* (acc.) *: rosem(e)* (acc. sg.) flecken. *vreissam : gewan* 15 575. *vreissam* erscheint festgelegt durch 6 reime auf *-am*: dazu 4367 *an : alsam : mediam : an* 6668.

b) Vor t. *geschamt : genant : samt* 3898 (V *genant,* P *gemant*); *: schamt* 4132; *: beidensamt* 16 562 (P *beiden sampt*) [3].

B. Zahnlaute.

1. a) *t : d*.

10 498 *strîte : Galamîde* (P *stryde,* V *calamit*); 14 629 *gelîden : rîten* verschwindet aus der reihe der ungenauen reime, da D folgende lesart enthält: *Daz er niht moht erlîden, Ob er sich umbe rîden Wolt ab der stat iender, Wan er enmoht sich niender Gerüeren, wan als er saz.* Das wort *sich umb rîden* findet sich sonst nur bei Konrad v. Megenberg (= 'sich umdrehen') [4].

b) Abfall des *t* im auslaut.

1812 *ir tâte* (praet.) *: spâte* (adv.); *: râte* (subst.) 17 265; *ir möhte : töhte* (3. pers. sg.) 21 531. Man könnte mit apokope und synkope auch lesen: *möht : töht,* nur scheint mir dagegen zu sprechen P *möhten : dohte.*

urkundlichen formen, wie z. b. *berublich* = beruflich, und in alten lehnwörtern des windischen. Hier erscheint germ. *f* in der regel als *b* auch dort, wo die mundart schon *f* hat: *bīrtəx* = fürtuch, schürze. *blīsək* fleissig. *bóháta* (< **bolgati*) folgen. *tšebŕ* käfer. *trībós* (ma. *drīfuəs*) dreifuss. *pulbr* — *pulfr*. *tabu̯a* schreibtafel, *šībra* (mhd. *schiver*) splitter, glasscheibe.

1) Noch heute spricht man in- und auslautendes *b* als *w*: *šāw* schaub, *khǫlw* — *khölwr* kalb. *irw* erbe, *hirwəst* herbst, *mōswurg* Moosburg, *wöwr* weber. Dieselbe entwicklung hat *b* in fremdwörtern durchgemacht: *wošte* Sebastian, *wābm* (wind. *bābá*) alte frau. *tīwətš*, wind. *tībətše* Tiebitsch (ortsname). *wāwəlė* Barbara, *wendl* Benedikt u. a.

2) In der kärntner mundart *šǫrf*, dagegen *harpfn* noch mit *pf*.

3) Vgl. kärntisch: *khrösngelt* spende des taufpaten (mhd. *krësem* chrisam). *gǭdn* = *gadem* schrank, getreidekasten. *ǭtn* athem, *fǭdn* faden; *pən* = bei dem; aber auch inlautend in haupttonigen silben: *grānən, er grānt sə* grämen, er grämt sich; *gegrānt* gegrämt, *grān* kummer, gram u. v. a.

4) In der mundart erweicht sich *t* inlautend zu *d* besonders gern nach langen vokalen oder diphthongen: *dö sǫnkx fæidr* die St. Veiter (bürger); *fæidl* (dem. zu

Für 13 414 *vil : wil* (2. pers. sing.) *: spil* braucht nicht abfall des *t* angenommen zu werden[1].

c) *d* für *t* nach liquiden.

α) Nach *l*.

Ahd. *t*, westgerm. *d* erscheint nach *l* in Heinrichs sprache als *d* und *t*. Reime der *a*-reihe mit sicherem *d* sind nur *walde : balde* 5mal, 1mal *balden* (inf.) *: halden* (dat. sing.). Dagegen dat. *gewalte : valte* (praet.) 3mal; *halten : alten* (inf.) 13 349; *: stalten* (praet.) 20 224; *: valten* (praet.) 26 148. Sonst reimen nur noch *gewalte* (dat.) *: walte* (ind.), *halten, walten : gevalten* (part.) in 10 belegen.

gezelde reimt 3mal auf *velde* (dat.) 815. 18 728. 22 255, jedoch *gelten, schelten* und *selten* nur unter sich.

4942 *milte* (subst.) *: erbilte* (praet.); 29 229 *milten* (adj.) *: spilten* (praet.). Daneben *milde* (subst. und adj.) auf *bilde* (pl.), *wilde, gevilde* und *schilde*, für welches *d* feststeht, 7mal gereimt. Dazu gehört auch 13 373, obschon Scholl *t* druckt. *schilde(n)* reimt 15mal auf *bilde, gevilde, wilde;* sonst stehen im gleichen typus nur noch 21 reime von *gevilde, bilde, wilde* untereinander. Über *hielten, wielten, vielten* lässt sich keine entscheidung treffen, weil sie nur zueinander gebunden werden (6mal).

Für *solde, wolde* (praet. ind. und conj.) steht *d* durch (31): *Micholde* (dat.), *Isolde, solde* (dat.), *golde* (dat.), *holde* (plur.); *vergolten : molten* 3037. 6507. 12 020; daher 6426 *vergolten : wolten* (praet.), *: gescholten* 17 836. 22 761; desgleichen 8615, *engolten* (part.) *: gescholten* 17 899; *: wolten* 17 244[2].

Der reim *dulden* (inf.) *: schulden* (zu *schelten*) beweist *d* für dieses praet. 17 851. Daraus erschliesst man *d* für 8358 *gulden* (praet.) *: schulden* (praet.) und 6812. 3550. 12 089 *schulde* (conj. praet.) *: vergulde* (conj.). Die übrigen 16 reime von *hulde(n)* (subst.) *: schulde(n)* (subst.) *: übergulde* (adj.) kommen nicht in betracht.

β) Nach *n*.

Nirgends hat Heinrich den leser im zweifel gelassen, wie er zu lesen habe. Er reimt 23 *sande* (ind. und conj. praet.) auf *lande, ande* (praep.-adv.), *rande* (subst.), *schande, sande* (subst.), *bande* (subst.), dagegen nie auf *-ante*. Daher ist auch 10 232 *sande : bekande* (praet.), 15 285 *: brande* (praet.) und 23 374 *: swande* (praet.) zu lesen. 17mal kehrt *wande* (ind. und conj. praet.) wieder. Derselben regel sind daher auch folgende reime unterzustellen (wo Scholl *t* druckt): 9157 *wande : kande: wanden : randen* (praet.) 19 197. Das praet. *wande*, welches 8316 auf *lande* reimt, hat dort auffallenderweise die intransitive bedeutung 'wandte sich'. Das praet. *kande* steht 14mal im reime aber nie auf sichere *t*-formen, weshalb es auch in

Veit) = schlechtes taschenmesser. Im Lesachtal: *muəda* mutter, *fǫda* vater, *prödə* bretter, *plödə* blätter usw.

1) Vereinzelt finden sich noch jetzt in der mundart formen, bei denen auslautendes *t* abgefallen ist: *mǫrkx* markt (auf dem wechsel zwischen schriftsprache und dialekt beruht auch der brauch ungebildeter leute, Steiermarkt mit *t* zu schreiben); *pluo*, plur. *plüə* < *bluot* blüte; *ǫrts* arzt, *īs* er ist; *ǫmp* (< **ambt*), *er firp* färbt; *pringg* bringt; *sǫnkx* sankt usw.; *rəinfrōs* reinfrost, *pfantsl* (mhd. *pfanzëlte*) pfannkuchen; *ǭdlprǭx* hausname 'Adelbrecht' u. v. a.

2) *d* hat man ferner zu setzen: 5148 *wolde : holde* (praet.); *: kolde* 11 155. *kolden : wolden* 19 068. In der schwebe bleiben die 52 übrigen bindungen von *solde : wolde*.

folgenden beispielen mit *d* gelesen werden muss: 2823 *: mande*, 29 397; *: nande* 6015. 13 638. 16 524. 17 642. 21 053. 29 262 und *: rande* (praet.) 11 276. 5mal reimt *nande*, dazu zählt dann auch 16 274 *nanden : manden;* je 5mal reimen *swande* (*swenden*) und *rande* und 1mal *brande* (*brennen*) auf sichere *d*-formen. Daraus ergibt sich *d* auch für 15 172 *brande : swande*. *t*-formen fehlen in diesem typus gänzlich [1].

13 752 *volenden* < **volentten* (praet.) *: senden* (P *volendten!*). Für die praet.-formen *weinte*, *bescheinte*, *meinte*, *leinte*, die 9mal zueinander gebunden werden, lässt sich *d* auch mit hilfe der hss. nicht festlegen. Scholl verzeichnet nur für 11 756 V *weint : bescheint*, P *bescheinte*.

Bemerkenswert sind je 8 praeterita *schunde(n)*, *zunde(n)*, welche gesichert werden durch reime auf *gunde(n)* (subst.), *tavelrunde*, *kunde* (praet.), *stunde*, *begunde*, *munde* usw.

γ) Nach *r*.

Nie gebraucht Heinrich v. T. *d*-formen im praet. *kērte*, *êrte*, *mêrte*, *lêrte*. Es finden sich in der Krone 16 derartige reimpaare. Warnatsch führt aus dem 'Mantel' vers 225 an: *bekêrden : werden* und daneben aus der 'Krone' 17 546 *kērde : êrde : erde*. Doch beruht dieses zitat auf einem irrtum. Das reimpaar 17 546 lautet *kērte : êrte*, dasjenige von 17 548 *erde : werde* [2].

Im allgemeinen bietet *t : d* noch keine gewähr für den kärntischen charakter der sprache der Krone.

2. Abfall des *s*.

11 127 *geben : des lebens;* 19 131 *scharsachs : brach* (praet.); *: ungemach* 6796. Vermutlich auch *vil : spils* 22 701; denn gen. muss nach *pflâgen* wohl angenommen werden. Die form *scharsach* findet sich auch noch bei Gottfrid, Berthold v. Regensb. und bei den bayr.-österr. dichtern Ulrich v. Lichtenstein, Heinr. v. Neustadt, im Sigenot und in Seifrids Alexandreis [3].

1) Dem reimgebrauch im gedichte 'Der Mantel', welches vermutlich ebenfalls Heinrich v. d. Turlîn zum verfasser hat, entspricht es, dass auch in der Krone 8213 und 23 505 *mandel : wandel* reimt. Die *t*-form kennt der dichter nicht.

2) *nd* erscheint kärnt. in *frtšandln* verunstalten (zu *schande*). *šindl* schale, rinde (stadtspr. *šintl*). *lǫndrəš* ländlich. *pštende* beständig, *štandət* stünde (dagegen *štantrlė* ständchen). *umədum* 'umundum' (städtisch: *umətum*). *fršwendr* verschwender (dagegen *šwentr* roder). *sindr* sünder, *sindiŋ* sündigen.

Sonst *nt: grantė* verdriesslich, *lǫhntr* lachend, *saulentət* mit schwach entwickeltem hinterteil. *hantė* bitter, *hintlė* hündchen. *mǫntl* mantel, *tsuntr* zunder usw.

Wie Heinrichs sprache so schwankt auch die heutige mundart noch im gebrauche von *d* und *t* (< germ. *þ*) nach *l* und *r: šuldė* schuldig und *šultn* schulden; *felt*, *feltlė* feld, *wildrn* wildern und *wiltnən* 'sich roh, ausgelassen benehmen'.

t vor *r: fəkher te welt* verkehrte welt. *gepirtė* gebürtig. *fəhirtn* verhärten. *ęrtrweis* 'örterweis' = hie und da. *hamkhertr* heimgekehrter.

d nach r*: gepirdə* (gleich wie *gepirtė*), *wirdn* würden, *purdn* aufbürden. 'Höfisch' sind *pirtn*, *gwortn*, *ertn*, *ortnung* usw.

3) Abfall des *s* im gen. von subst. lässt sich an lebenden formen der mundart nicht mehr nachweisen. Doch kann dieser lautvorgang für eine frühere sprachepoche ermittelt werden aus zahlreichen noch ungedruckten volksdramen und -liedern wie auch aus kärntischen ortsnamen, bei denen die gen. endung geschwunden ist: *frīdlax* Friedlach (urk. *Videloseiche* oft belegt). *pīšldǫrf* Pischeldorf (urk. *Pischolfesdorf*). *pīšofperg* Bischofsberg u. a. m. Ferner entbehren die ursprünglichen

3. *s : z* und *ss : zz.*

1223 liegt in Scholls text ein druckfehler vor, es soll heissen *ûz : grûz* (korn). *niht umbe den grûz* ist in der Krone beliebte umschreibung des begriffes 'nichts'.

Lunders : unkundez (comp. neutr.) 548; 18 117 *griezen* (dat. pl.) *: vliesen.* Pfeiffer (Freie forschung s. 120) schlägt vor: *dar umbe ich nicht verlieze* (conj. praet.) *daz ich der namen niht enseit.* P selbst scheint durch die doppelung *sz* in *verlieszen* auf eine vorgenommene änderung hinzuweisen. Aber ein sicheres beispiel für bindung von *s : z* bildet dieser reim nicht.

wirs : mirz 24 423; *saz : was* 25 579; *rossen : mervlozzen* 982 [1].

4. Abfall des *n.*

18 039 *widerrede* (subst.) *: streben* (inf.). 2202 *brunne* (nom.) *: sunnen* (dat.), P *bronn : sonn,* V *sonne.* Der acc. *sunne* steht fest durch den reim auf den nom. *sunne* 12 809. *brunnen* (dat.) *: gewunne* 6645 [2].

21 533 *zuo vehten : eime knehte.* 25 710 muss mit Ehrismann gebessert werden: *Und obe iuch hete holden Gansguoter von Micholde.* Dass der dat. *Micholde* lautet, beweisen die reime auf *golde* und *wolde* 20 129 und auf *wolde* 13 033. Auch dafür gibt es einen beleg, dass Heinrich v. Turlîn das praed. adj. in beziehung zu einem objects-acc. setzt und mit diesem in formelle übereinstimmung bringt: 26 085 *Des müesten si in holden Haben . . .*

n fällt am wortende weg: 2982 *Virgiule* (dat.) *: hiulen* (inf.); 20 986 *sîn* (inf.) *: undervie* gehört wahrscheinlich nicht hierher, sondern es liegt textverderbnis vor, der Singer beizukommen trachtet, indem er vorschlägt: *dêswâre moht ez ouch wol sie.*

Im inf. fällt *n* weg: 15 174 *gehelze* (acc.) *: smelzen.* In den unechten versen des schreiberanhangs 30 021 *ze erkennen : eteswenne* (P *erkennen : ettwenne*). 24 249 *vâhen : si sint iuch niht versmâhe* (adj.) s. Lexer III, 235. Im acc. sg. *nam < namen : vernam* 8374; *: lobesam* 10 438; *: benam* 16 520; *: gezam : vernam* 21 590; *: alsam*

starken persönlichen subst. heute jeglicher flexion im gen.: *s hansl* des hans, *s nisl*, *s drakslr* u. a. Die endung *-s* wurde endlich fallen gelassen in adverbialen verbindungen, wo ursprünglich zwei flektierte genetive nebeneinander standen: *māstntāl* meistenteils, *ānstāl*, *greastntāl* eines-, grösstenteils, *holbmtāl* 'halbenteils', zur hälfte; *hœintikstǫg* heutiges tages, heutzutage.

1) In der kärntner mundart erscheinen *s* und *z* sowohl im in- als auslaut als stimmlose *lenes:* vgl. *giəsn*, *vriəsn*, *hāsn* (*heizen*), *frliəsn*, *griəsn*, *graus* grausen, *grǫas* gross; ebenso *flōsn* = *vlozzen* iron. für hände oder füsse, *rōsr* rösser u. a. Dass die beiden *s*-laute aber in einer früheren sprachperiode verschieden waren, geht mit sicherheit aus ihrer verschiedenen lautung in deutschen lehnwörtern des windischen hervor. Hier vertritt deutsches *z* durchweg *s: puəsa* busse, *hrûəs* gruss, *pōsŕnišə* besser, *fāsl* = ma. *fāsl* fässchen. Mhd. *s* dagegen wird wiedergegeben durch *ž: žiñatə́* sinnen, *žmàx* (mhd. *smac*) geschmack; *uíža* weise, *huàž* glas, *fāróuž* pfarrhaus usf. oder durch *š: huīšnó* gewiss, *mešá* messe, *kuštə́* küssen. *sp* und *st* als *šp* und *št: špèl* spiel, *tèmšt* dunst.

Diese verhältnisse ergeben für das deutsche *s* und *z* verschiedene artikulationen. Das alte *s* muss *š*-ähnlich gewesen sein, während *z* wie das *s* unserer heutigen mundart mehr coronal gebildet wurde. In kärntner urkunden wird erst seit dem ausgang des 14. jahrhunderts *ss* oder *s* für mhd. *zz* oder *z* geschrieben.

2) Infolge frühzeitigen wegfallens der endung *-en* ist nebst anderen auch das subst. (ursprünglich *n*-stamm) *prūn* 'brunnen' in der mundart in die starke deklination übergetreten.

25 858. *schat* (acc.) < *schaten : stat* 8318. 25 323. *schat* (dat.) *: stat* 11 634; *: pfat* 19 348. Im dat. plur. *vriundinne : minne* 1909 [1].

5. *nn : nd.*

27 431 *brunnen* (3. pers. pl.) *: erwunden* (praet.); *erwinden* 'ablassen von etwas, aufhören'. Nur durch Ehrismanns konjektur wird die möglichkeit geboten, aus der stelle 27 432 f. den richtigen sinn herauszubekommen: *Unde doch erwunden Sie nie von dem muote* [2].

6. *ld : ll.*

Wahrscheinlich liegt 12 608 ein fehler in der hs. vor und dieser anscheinend dialektische reim hat fortzubleiben; es muss heissen statt *ze vilde : willen — ze villen : willen* 'auf den dörfern'; *villen* begegnet auch 2119. 22 170.

C. Gaumenlaute.

1. *gg : ck.*

15 675 *legge : ecke.* Niemals wird inlautendes *kk* im kärntischen zu *g* oder *gg*, wohl aber zu *kh: lǫkhn* (ahd. *laccha*) lache; *krökhn* krachen machen, mhd. *krecken : nokhəlė* klösschen, *šrikhn* bersten, mhd. *schricken : lukhət* durchlöchert.

Auf der anderen seite wird *g* (westgerm. *gg*) inlautend durch *k* (bezw. *kk*) in anderen kärntner mundarten wohl auch durch aspiriertes *kh* vertreten: *ökkn* neben *ögn* egge. *rekkln* neben *rēgln* quaken, plaudern. *lökkn*, daneben *löggn* reihe, aufgeschichtetes holz. *rakkrn* sich abplagen (iterat. zu *regen*). *glogge* glocke.

Dieser wechsel tritt auch nach cons. ein: *glinggern* baumeln u. a. *murkhn* girren, *ræinkhəle* in schmalz gebackenes brötchen. *šlankhlspuə* 'geriebener bursche'.

2. *k : ch.*

Heinrich v. T. bindet im in- und auslaute *k* zu *ch.* Die beispiele für inlaut sind: *linttrachen : kinnebacken* 12 788; *eiterdrachen : kinnebacken* 13 645; *backen : drachen* 13 406; *drache : gesmacke* 13 497; *: kinnebacke* 26 648; für aus-

1) Schwund des *n* lässt sich auch im heutigen kärntischen auf ziemlich breitem felde nachweisen; es ist abgefallen in allen mit dem dem.-suffix *-lîn* gebildeten zusammensetzungen: *tsaunkhininglė* zaunkönig, *šternlė* sternlein, *pliəmlė* blümlein, *wǫlgrlė* kosename für 'mädchen', (*wǫlgn* einen runden gegenstand wälzen), *štanlė* steinchen usf. (im plur. dieser subst. tritt *n* wieder zum vorschein: *dö šternlan* die sternlein usw.).

n fiel ferner ab in fürwörtern vor konsonant. Anlaut des folgenden wortes: *mæi puə* mein liebhaber, *sæi khint* sein kind, *ā prōt* ein brett; *kha trām* kein traum. Desgleichen hat das attribut. adj. nach präpositionen das auslautende *n* verloren: *mit plǫase fiəsn* mit blossen füssen; *pæi mere ǫrtn* an mehreren stellen; *fǫr ānige štuntn* vor einigen stunden usw. Dann ist *n* geschwunden bei der unflektierten form im neutr. einiger adjectiva, die in pausa auf *n* auslauten, und zwar nur in verbindung mit subst., die konsonantisch anlauten: *ā khla pisəlė* ein kleines bisschen; *ā šea dirndlė* ein schönes mädchen usw. und in adj., die mit dem suffix *-in* gebildet sind: *šwæina fleiš* 'schweinernes' fleisch, *hāwra prǫt* 'habernes' brot u. a.

In einzelnen kärntner mundarten (Gurk-, Glan- und Lesachtal) gebraucht man sogar noch infinitive auf *-a: špringa, singa, rāfa* springen, singen, raufen u. a., doch sind diese formen im absterben begriffen (vgl. Lexer, Kärnt. wb., spalte 149). Zahlreiche wichtige belege solcher inf. finden sich in ungedruckten volksschauspielen und -liedern.

2) Im Lesachtal hört man noch heute formen *finnən* finden, *drfinnən* erfinden, *Kunne* = Kunigunde. Im Glan- und Gurktal: *dǫs wūnrt mė* das wundert mich.

laut: 1232 *bewac : krach* (V *ditz vngelückes chrach*, P *slag*). 5946 *mac : krach* (P *trag*); *warch : barc* 80; *werc : verch* 12 039; *neic* (praet.) *: seic : gesweich* 6548 (zur sicherung der form *gesweich* beachte man die reime 3554. 8678. 8860. 9451. 9919. 28 320!). Wahrscheinlich dünkt mir auch Singers konjektur für 28 663: *neic : gesweich : seic.* Es heisst nämlich hier formelhaft: *er gie unde gesweich* 'er gieng und verschwand'.

Dagegen möchte ich 28 432 nicht unter die 'unreinen bindungen' stellen. Der passus lautet, wenn wir anders als Scholl und Singer interpungieren, 28 432 ff.: *Wan dirre vrouwen dehein Dûhte wider sie zeniht(e) Kleider, schône, geschiht; Mit den er vil gerne gie.* Im ersten satze sind *Kleider*, *schône* und *geschiht* die gen. der ursache, abhängig von *dûhte:* 'was kleider, schönheit und schickliches gebahren anbelangt, verschwanden die anderen frauen vor ihnen ganz' (*schône* kommt als unumgelautetes subst. auch im reim vor)[1].

3. *ch* am wortende.

hô (adv.) *: vrô* 1423. 4163. 23 717. 22 947; *: drô* 3749. 4567[2].

D. Lautwechsel.

1. Wechsel zwischen *ch* und *g*.

Krone 6630 *geswichen* (part.) *: ersigen*; von *swîchen* ist das part. mit *ch* belegt 11 297: *erblichen;* der conj. praet. *geswiche : stiche* 13 226. 20 231. 9313 *geswichen* (part.) *: erwigen* (part.) *: ligen.* 11 947 *entswichen : sigen* (praet. von *sihen*) *: gedigen* (part.). *ch* ist für den infin. gesichert: 12 825 *entswîchen : strîchen,* 3330 *geswîchen : entwîchen;* vgl. 6042 *geswîchet : rîchet.* Daher muss auch 8585 *geswîchen : sîgen* gelesen werden. Der inf. *beswichen* lässt sich 1768 nachweisen; das praes. *beswîchet : gerichet* (part.) 4877; der conj. *beswiche : sicherliche* 4732.

2. Wechsel zwischen *g* und *h*.

22 131 *digen* (= *dîhen*) *: gesigen*[3].

3. *k* wechselt mit *h*.

Es reimt das part. und apokop. praet. (*be*)*daht* (*decken*) 26mal auf *naht, maht, aht*(*e*) (subst. und praet.), *betrahte*, praet. *vaht, slaht* usw. *smaht* (praet. von *smecken*) *: maht* 9361; *: maht : daht* (*decken*) 28 725. Durch diese beiden reime

1) Aus dem heutigen sprachstande Kärntens ergibt sich, dass sämtliche bindungen von *k : ch* zu fassen sind als *x*-reime: urk. *stoch ůnde stein, mach* ≓ *mac, werch* u. ä. *kšmǫhn* < *gesmac, plōx* block.

Germ. *rk* und *rh* erscheinen sowohl urk., als auch dial. als *rch* im in- und auslaut; urk.: *Vreiberh, půrch, march* u. v. a.; dial.: *mǫrh* mark (knochen), *werx* werk, werg, *werxtǫg* werktag, *pirxe* birke u. a.

2) Auslautendes *x* ist in vielen fällen geschwunden: *ī* ich, *mī* mich, *dī, si, sə* dich, sich. *glœi* sogleich. *ā* auch. *hẹa* oder *hē* < **heach, hěch* höher. *-lîch* in *lüdrlĕ* lüderlich, *grausla* grauslich; koll.-suff. *-ach: štauda, rōna* - *ronach. šuə* neben *šuəx* schuhe. *lǫa* oder *lǫax* lohe.

3) Diese art des grammat. wechsels hat sich bis heute in den kärntner mundarten erhalten. Zwischenvokalisches *h* oder *x* wird zu *g: i sāgət* = *sæhe; kšēgn* — *geschehen. kšāgət* — *geschæhe, ksēgn* gesehen. In der stadtsprache ist die form des part. auf das praes. übertragen worden: *sīg i* < **sich ich* < *sihe ich;* ferner tritt wechsel ein in *tsiəhn* - conj. praet. *tsāgət, getsōgn. šuəgəlan* (pl.) 'schühlein' < *schuochelîn* u. a.

wird *h* sichergestellt für 7322 *smahte : dahte* und 26 419 und für das part. *gestraht* (*strecken*) 11 631. 26 707 und praet. *rahten* (*recken*) 14 683. Weiter aber ergibt sich *ht* für *blaht*(*e*) 978. 16 860. 26 126 (auch wo Scholl *ct* druckt: 16 812. 19 743. 23 703. 24 477). Diese form hinwiederum stützt das part. *bestaht* (*stecken*) 14 447.

14 254 *gestaht* (part.) *: daht* (*decken*) wird durch D bestätigt. Daher ist *ht* auch zu setzen 14 844 und 15 812.

Endlich sichert das praet. *daht* die form *unerschraht* 7121 (part.), 5601 *unerschraht : verdaht* (praet.).

4. Wechsel zwischen *s* und *r*.

26 879 *genâren* (praet.) *: wâren*, es tritt aber *s* für *r* ein in 12 534 *genâsen : mâsen* (subst.) 'narben'.

III. Doppelformen.

Wo Heinrich v. Turlîn doppelformen zur verfügung stehen, hält er sich fast immer an Hartmann und wählt dessen formen. Er wird nicht in dem grade herr über die sprache, dass er die dialektischen formen gänzlich zu unterdrücken im stande wäre; und so bleibt es immer ein leichtes, die mundartlichen nebenformen in den reimen ausfindig zu machen, auch dort, wo sie der dichter vermeiden will.

Darüber aber kann man sich bei einem dichter wie Heinrich, der ein unbebautes feld pflügt, wahrlich nicht verwundern. Leider war es nicht möglich, aus der heutigen mundart in allen fällen belege für die eine oder andere form anzuführen: teils sind sie hier ausgestorben, teils mir nicht zugänglich gewesen.

1. *bêde* oder *beide*.

Beide formen stehen im reime. 2230 *bêden : Lêden* (dat.), also ganz zu anfang des werkes in der bindung zu einem gr. fremdwort, welches in den übrigen teilen der Krone nicht zur verfügung stehen konnte.

Für *beide* zähle ich 64 reime (auf *meide, gejeide, bescheide*(*n*), *kleider, heide, leide, weide* usw.)[1].

2. *bin* (*apis*) *: hin* 17 807.

Man würde bei Heinrich eher die form *bîe* oder *bîn* erwarten, welche als vorstufe zu dem heute in Kärnten grösstenteils üblichen worte '*pæiə* oder *pæia*' anzusetzen ist. Daneben aber kennt man auch *dö pīn* und pl. *pīnən*.

3. Präteritalformen von *hân* und *haben*.

Zwierzina sagt darüber: 'das praet. von *hân* muss für die verwendung schwankender und dialektisch unsicherer formen im reime einen prüfstein geben, denn bei keinem wort wechselt der sprach- und reimgebrauch so wie bei diesem'. Dies bestätigt sich auch bei Heinrich v. Turlîn.

Die vorzugsweise österreichische form *hêt*, welche Wolfram und Hartmann meiden, reimt in der Krone: *hêt* und *stêt* 313. 7500. 18 640. 22 291. 29 386. 29 677; *: Dahilêt* 7380; *: gêt* 22 291. 19 816. 16 309. 8120. Wahrscheinlich ist auch 20 822 *hêt : ergêt* statt der *â*-formen anzusetzen; hierher zählen ferner 1091 *hêt : Tolêt* und 15 721 *: magnêt*.

1) Auch im heutigen kärntischen sind noch beide formen zu hören: *pęade* entspricht dem mhd. *bêde* (*ê* wurde vor *d* regelrecht zu *ęa*); *pāde* < mhd. *beide*

Es muss auffallen, dass im ganzen werke kein einziger reim von *hët* oder *hëte* zu *stęte* u. dgl., welches unter den *ę*-reimen einen grossen raum einnimmt, und nur 1mal (6853 *: stęte* [dat.]) zu finden ist. Daraus ist mit voller sicherheit zu schliessen, dass diese form Heinrichs dialekt fremd war.

Wo er sich des *hete* bedient, reimt er es immer auf *ë: hëte : clarëte* Krone 1195; *: Lunëte* 1346; *: bëte* 2820; *: bëte* und *tëte* 3086; *: gewëte* 27 781. *: clarët* 1301. 1449. 1680. 1897. 2503. 18 276; *: Giwanët* 5646; *: Lanzelët* 12 876. *: Laudelët* 15 653; *: Seimerët* 18 880; *: bët* 26 055; *: tët* 14 786.

Heinrich meidet sichtlich alle reime auf die conj. form *hiete* oder *hiet*, welche sonst bei innerösterreichischen dichtern gerne verwendet wird [1]. Das mag sich aus dem bestreben erklären, grobdialektische formen im reime zu unterdrücken. Der einzige beleg für diesen conj. ist 3548, *hiete : verriete* und der kann dem dichter folglich nur entschlüpft sein. Die offenbare absicht, *hiet* und *hiete* im reim zu meiden, fällt um so mehr auf, als ihm ja reichlich reimmöglichkeiten dafür zur verfügung stehen: *bieten, miete, geriet(e), schiet, diet* u. v. a.

Für *hâte* und *hâten* gibt es in der Krone nur 2 beispiele: 13 867 *hâten : berâten; : tâten* 25 892. An reimmöglichkeiten hätte es auch hier nicht gefehlt.

Während Hartmann im reime *hâte* gebraucht, folgt Heinrich hier Wolframs beispiel, dessen heimat er näher stand. Wolfram kannte zwar *hèt* und *hete* im sing., *hâten* im plur., *hæte* im ind. und conj. aus seiner mundart, reimte sie aber nie. Ebenso sucht Heinrich v. Turlîn dem gebrauch von *hæte* (conj.) im reime auszuweichen. In den ersten 7000 versen der Krone fehlt die form gänzlich. 7038 lesen wir *hæte : ræte : tæte;* dann nach einer pause von mehr als 4000 versen 2 fälle: 11 494 *tæte : hæte* und 11 780 *hæte : ræte* und endlich wieder nach fast 4000 versen 14 864 *: vederwæte. hæte* und *hæten* sind vorzugsweise Hartmanns reimformen. Dass der dichter diese absichtlich vermied, geht aus der grossen zahl von reimmöglichkeiten hervor, welche dafür zur verfügung stehen.

Das ergebnis ist also folgendes: Heinrich v. T. kennt als ind.- und conj.-formen des praet. von *hân* und *haben: hêt, hët, hiet, hâte* und *hæte*, gebraucht im reime aber nur *hêt* und *hët* regelmässig, während er die übrigen formen mied, weil sie einem ausserhalb des kärntisch-bayrischen dialektes stehenden damals anstössig klingen mochten.

4. *gân — gên* und *stân — stên.*

Der inf. *gân* erscheint im reim *: hân* 13 076. 14 809. 17 927; *: getân* 12 776. 18 815. 27 239; *: vertân* 28 003; *: Christiân* 16 942; *: vervân* (part.) 19 398; *: verlân* 21 508. 25 044. 25 296. *gân : tan* 12 753; *: an* 12 137. 13 008; *: man* 27 793. 20 681. *: dan* 28 437. Daneben die indifferenten bindungen: *gân : stân* 10 989. 17 398. 2808. 15 424: *bestân : lân; : stân* 25 708; *missegân : stân* 29 067.

Von *â*-formen kommen nur noch vor: die 3. pers. sing. indic. *gât : hât* 20 395 *: rât* 10 770; *: wât* 5953; *: tât : rât* 1589; *: hât : erlât* 24 447; *: hât* 20 248; *: rât : hât* 6081. 15 271; *vergât : rât : stât* 24 862. *zergât : hât* 7312. 400. 96; *begât : lât* 9632; *missegât : lât* 6564; *gât : stât : lât* 10 151; *: stât* 14 486. 21 129; *ergât : bestât* 1168; *: stât* 28 555.

Die 3. pers. plur. *gânt : bestânt* 25 261.

Die 1. pers. sing. conj. *begâ : lâ* 24 968.

1) Vgl. oberkärntisch *hiət* (conj. praet.).

Die 3. pers. sing. conj. *ergâ : dâ* 12 022.

Das part. praet. weist nur *-â* auf: *gegân : stân* (inf.) 7378; *: getân* 17 123. 29 352. 25 489; *: getân* und *stân* 20 263; *: stân* 12 996. *gegân : an* 12 158. 21 003; *: man* 13 143. 20 594. *ergân* (part.) *: hân* (inf.) 10 891. 16 531; *: getân* 12 368. 27 468; *: lân* 22 276; *: an* 18 289. 18 622. 21 219. 24 427. 24 675. 24 852; *: an* und *lân* 27 567; *: gewan* 21 457.

Das part. *(ge)gangen* ist das gewöhnlichere: *gegangen : empfangen* 1213. 9572. 13 691. 15 227. 17 380. 28 459; *: gevangen* 8119. 9540. 16 852; *: langen* 9187; *: bevangen* 12 397. 20 966. 23 002; *: vervangen* 14 784; *: belangen* 17 715; *gangen : bevangen* 18 754. 29 274; *: langen* 29 340. *begangen : gevangen* 3093. 23 553; *: gehangen* 19 810; *ergangen : gevangen* 893. 3307. 3850. 4806. 5156. 5637. 7029. 9768. 9947. 12 453. 18 558. 29 780; *: vervangen* 1969; *: bevangen* 9052. 20 737; 11 512; *: belangen* 13 031; *: langen* 16 373. *zergangen : gevangen* 7617. 26 135. 11 528. 25 574; *übergangen : bevangen* 6880. 14 340; *: enpfangen* 7505; *: gevangen* 21 848; *: undervangen* 22 158; *: belangen* 28 624. *missegangen : enpfangen* 5506; *: gevangen* 29 021. 29 060.

Der inf. *gên* reimt *: zwên* 4280. 5134. 6938. 12 037. 17 874. 24 179. 29 260; *: wên* (*wê*) 12 387; *ergên : zwên* 3894. 4852. 19 195. 29 100; *: zwên : stên* 6139. 7439. 18 561. 26 283. *übergên : zwên* 15 466.

Indifferente bindungen sind wieder: *gên : bestên* 6242. 16 600. 24 647; *: gestên* 15 215. 19 840; *: stên* 18 886; *: verstên* 28 823; *gegên : gestên* 26 781; *ergên : bestên* 2608. 3244. 6207. 7536. 16 362. 25 785; *: gestên* 7855; *: understên* 28 540. *missegên : bestên* 5964. 13 203. *undergên : stên* 3719. *begên : stên* 1683; *: bestên* 5873. *vergên : bestên* 4507; *: gestên* 6624. *zergên : stên* 15 915; *: gestên* 25 452.

Ferner sind *ê*-formen die 3. pers. sing. praes. ind.: *gêt : stêt : klêt* 24 252; *: hêt : stêt* 22 293. 311; *: hêt* 16 310. 16 817; *gêt : stêt* 32 (P) 3440. 6046. 7296. 2021. 25 476. 25 784.

Die 2. pers. plur. des imperat.: *gêt! : hêt* 8121. Die 3. pers. plur. praes. indic. ist nur auf *stênt* gereimt: 1161. 19 144. 23 742. 7104.

Von der 3. pers. sing. conj. praes. sind die *ê*-formen in der überwiegenden mehrheit: *gê : ê* (adv.) 3508. 6352. 13 315. 24 008; *: sê* (dat.) und *mê* 24 522; *: ergê : ê* 3139. 3914. 9647. 13 113. 14 832. 20 678; *: bestê* 10 582; *: wê* 5881; *zergê : mê* 22 779; *: ê* 13 838.

Der inf. *stân* ist belegt *: cappelân* 8704; *: lân* 11 388. 14 273; *: getân* 17 878. 23 511; *: hân* 21 958; *: man* 120. 21 040. 27 717. 28 829; *: dan* 1636. 7837. 21 397. *: an* 12 872. 14 907. 16 356; *: an : ran* 14 495; *began* 22 578. 27 806; *: hân* 24 339; *bestân : wân* 9729; *: gestân* 12 481; *: verlân* 20 498; *: hân* 17 982; *: lân : hân* 22 844; *: an* 1528. 29 474; *: man* 9628. 21 907; *verstân : getân* 25 635; *: tan* 13 961; *: an* 25 846; *: gestân : began* 9926; *: understân : getân* 25 927.

Die 3. pers. sing. ind. *: stât : hât* 240. 1106. 8063 usf. in 44 reimen. Endlich gibt es *â*-formen für die 1. pers. sing. ind. praes. *verstân : man* 17 689. 1. pers. plur. praes. *gestân : hân* 17 613 und 2mal für die 2. pers. pl. praes. *bestât : lât* 12 317; *verstât : hât* 23 219. Die *ê*-formen sind auch von *stên* viel seltener belegbar. Der infin. *stên : zwên* 2469. 2989. 9677. 4204. 10 602. 15 773. 16 184. 20 589. 20 879. 21 442. 23 103. 23 531. 29 153. Endlich nur noch die 3. pers. sing. praes. *stêt : clarêt* 2483; *: hêt* 7500. 18 641. 29 386. 29 678. und die 1. und 3. pers. sing. des

conj. praes. *stê : ê* (adv.) 23 953; *mê* 27 914; *gestê : ê* (adv.) 7239; *bestê : ê* (adv.) 21 661. 23 185; *verstê : ê* 24 710.

Die verhältnisse liegen also folgendermassen: Heinrich gebraucht *gân* und *stân* 146mal (das part. *gegân* [23] mitgezählt), *gên* und *stên* nur 69mal; die *â*-formen überwiegen ums doppelte. Hat Heinrich aber *gân*, *stân*, *gât* und *stât* gesprochen, welche der bayr.-österr. mundart erst durch entlehnung aus dem westdeutschen zugeführt worden sind, so braucht man noch nicht zuzugeben, dass der dichter sie in anlehnung an Hartmann, der ausschliesslich die *â*-formen reimte, verwendete; sie werden nämlich auch in kärntischen urkunden des 13. und 14. jahrhunderts häufig gebraucht. Für die 1. und 3. pers. sing. conj. bevorzugt er die *ê*-formen. Im ganzen gleicht er, was diese verba anbelangt, Hartmann, unterscheidet sich wesentlich von Wolfram, der *gên* und *stên* sprach und nur vereinzelt die *â*-formen verwendete.

5. *weste, wiste — wesse, wizze.*

Von den präteriatalformen gebraucht Heinrich nur *wëste* im reim. Es findet sich 14mal: 5828. 3125. 8501. 10 188. 12 747. 15 178. 15 263. 17 221. 17 947. 20 771. 22 809. 28 384. 12 277. 21 816.

Niemals reimt er (etwa wie Wirnt v. Gravenberc) *wesse*, obwohl ihm die möglichkeit dazu geboten wäre; denn *presse, messe, esse* (subst.) könnten zu einem reime doch verleiten. Aber selbst wenn die form in seinem dialekte vorhanden gewesen wäre, hätte er es wohl nicht gewagt, von seinem vorbilde Hartmann abzuweichen (dieser reimt ausschliesslich *weste*). Die *i*-formen: *wisse* und *wiste*, welche bei Gottfrid vorherrschen, waren Heinrich gar nicht geläufig, sonst hätte er sie auf *miste, liste(n), vriste(n), krist(e), kiste(n), ametiste(n)* reimen müssen, zumal dieser reimtypus durch annähernd 100 reimpaare vertreten ist. Dem praet. entsprechend lautet das partic. in den zwei reimen, wo es verwendet wird, *gewëst* (P *gewisst*) 3671. 16 690.

6. *kâm — kâmen, kom — kômen.*

Heinrichs infinitiv-form war *komen*, wie sie auch bei Hartmann ausschliesslich zur verwendung gelangte. Hätte Heinrich nach seiner mundart gereimt, so müsste sich auch *quëmen* belegen lassen, da die heutige form *khömən* (*khemən*) darauf zurückzuführen ist.

Dagegen trifft er in der nachahmung Hartmanns mit seinem eigenen sprachgebrauch zusammen, wenn er im praet. *kam* und *kâmen* (nie *kom, kômen* und *köm, kömen*) sagt. Denn der mundärtl. conj. praet. *khāmət* setzt ein *kæme* voraus und diese form gehört wieder zu *kam*.

Wir finden *kam* im reime 2090. 3075. 3362. 5780. 7001. 7443. 8030. 8876. 9497. 9913. 10 131. 10 921. 12 662. 12 871. 12 975. 13 330. 15 851. 16 754. 17 670. 18 692. 18 904. 18 994. 19 371. 20 092. 20 621. 20 840. 22 504. 24 620. 24 731. 26 117. 26 764. 27 601. 27 700. 28 125. 29 666 und 12 837, den plur. *kâmen* 566. 620. 5146. 5834. 9881. 12 078. 13 935. 14 413. 14 770. 18 042. 22 799. 26 833. 27 429. 28 283. *kâmet : nâmet* 4439; der conj. lautet *kæme(n)* 3298. 15 984. 18 923. 21 206. 28 344. 28 868. Das part. lautet immer *komen*.

Es zeigt sich also (?), dass der dichter den inf. praes. aus Hartmann geholt hat, das praet. aber nach seiner mundart beibehielt, schon weil sie in dieser form mit Hartmanns sprache übereinstimmte.

7. *began : begunde.*

began steht im reime 13mal (zur praep. *an*, zum subst. *an*, *man*, adv. *dan*, praet. *gewan*) und 9mal zu *hân* (inf.), *getân* (part.), *lân* (inf. und part.), *stân*, praep. *ân(e)*, im ganzen also 22mal gebunden.

begunde (nie *begonde*) reimt 39mal auf *kunde(n)* (subst. und praet.), *verswunden*, *wunden* (subst. und praet.), besonders gern auf *stunde(n)* (subst.), *vunden* (praet.), *munde*, *urkunde*, *gunde* (subst. und praet.) und *enzunde*.

Auch Wolfram und Hartmann befolgen im gebrauche dieser doppelformen keine feste regel. Was aber nicht von diesen als 'literar. reim' entlehnt sein kann, ist die auffallende 2. pers. plur. ind. praet. *begunnet : gewunnet* 16 069. Dieser plur. zu *began* muss wohl aus Heinrichs eigenem dialekte stammen. Das part. *begunnen* kann nur aus den ersten 8000 versen der Krone nachgewiesen werden, und zwar reimt es *: gunnen* (inf.) 1639; *: gewunnen* (part.) 5861; *: versunnen* (praet.) 7547.

Aus dem starken überwiegen der sw. praeteritalform geht hervor, dass *began* gewiss nicht Heinrichs form war, sondern dass er unter dem banne des vielbewunderten Hartmann neben der einheimischen auch die fremde form verwendete.

8. *lâzen — lân; liez — lie.*

Die kurzen nebenformen (nach dem muster von *gân*, *stân*) werden im reime häufiger gebracht als die vollen, und zwar für die 1. pers. sing. ind. praes., die sonst nur selten belegt ist, *ich lâ*, 11mal *: er(lâ) : dâ* 7297. 16 662. 22 565. 25 013. 28 462. 28 581. 29 910; *: wâ* 22 242. 23 435; *: sâ : dâ* 25 549. 26 177; *lâ* (conj.) *: begâ* 24 968. Für die 2. pers. ind. (*du lâst*) in 5 reimen *: hâst* 10 377. 13 159. 13 585. 17 236. 26 630. Für die 3. pers. (*er lât*) *: gât, hât, stât, rât, tât, unvlât* in 11, für die 2. pers. plur. ind. (*ir lât*) in 7 reimen; für die 2. pers. plur. des imperat. *verlât!* in 1 reim *: rât*, 8000. Sonst steht nur noch der inf. (*lân*) in 35, das part. (*lân, gelân*) in 13 reimen.

Auch aus diesen formen gewinnt man die überzeugung, dass Heinrichs *â*-formen *gân* und *stân* in seinem dialekte heimisch waren. Denn nur so konnten sich analogische formen des verbums *lâzen* herausbilden. Die 2silbige form *lâzen* wird gegenüber einsilbigen (*lân*) immer nur in prägnanter bedeutung gebraucht, während letztere die funktionen eines hilfsverbs übernommen hat (wie bei Hartmann).

Die 2silbigen formen gelten für das ganze praesens: *ich lâze* (ind.) 3641. 16 802. 19 899. 23 255. 27 378. 29 097; *ich, er lâze* (conj.) 5213. 11 373. 24 314; *ir lâzet* (ind.) 26 046. *lâzen* (inf.) ist 25mal, part. *(ge)lazen* 23mal gereimt.

Überwiegen also im praesens die einfachen formen, so liegen die dinge gerade umgekehrt im praeter., wenngleich hier das zahlenverhältnis bei weitem nicht so grosse differenzen zeigt. Heinrich sagt *liez* und *lie* annähernd gleich oft; *liez* überwiegt nur um 8 reime (*lie* gebraucht er nämlich 47mal, während *liez* 55mal zu finden ist).

9. *vâhen, vân, enpfân — vienc, vie, enpfie.*

Heinrich kennt kein *vân*, *enpfân* im praes., wohl aber gebraucht er einmal das part. praet. *vervân : ergân* (inf.) 19 399. Der inf. praes. heisst ausschliesslich *vâhen* und *enpfâhen*. Beide stehen 33mal im reime auf *nâhen* (adv.), *versmâhen*, *ersâhen*, *verjâhen*, *gâhen*; ausserdem findet sich einmal die 3. pers. sing. ind. praes. *enpfâhet* 19 613, und 3mal die 2. pers. pl. *enpfâhet* 3174. 7604. 19 533; *vâhet* 4418. Die 3. pers. sing. conj. praes. lautet *gevâhe* 1015.

Im praet. stehen *vie, enpfie* neben *vienc* und *enpfienc. vie* reimt 34mal auf *gie, knie, hie, verlie* usw., *enpfie* steht 7mal im reime. Dagegen stehen aber 50 *vienc* und 13 *enpfienc.*

Das part. heisst mit einer einzigen ausnahme *ge-, bevangen* und *enpfangen.* Jenes findet sich im reime 51mal, dieses nur 12mal.

10. *Participia der sw. verba auf – ęnden.*

-ęndet : -ant gebraucht Heinrich in verschiedener weise. So findet sich neben 2mal sicher belegtem (*vol-, ver*)*endet* 23 024 und 25 658 kein einziges *geant,* wiewohl dieser typus einen ausserordentlich breiten platz ausfüllt, *-ant* muss also seiner heimatlichen mundart fremd gewesen sein.

Desgleichen findet sich nur *geschendet* im reim *: ernendet* (praet.) 2564, dem kein *geschant* zur seite steht. Aber bei den folgenden verben lassen sich doppelformen konstatieren.

Auf *verswendet* 29 553 folgt *verswant : lant* 29 652. Das verhältnis ist hier noch ein symmetrisches, 1 : 1. Die differenz wird aber grösser bei *senden.* Sichere *e*-formen sind nur (*ge-, be*)*sendet* 1019 und 24 844, und die beiden im reime auf gleiche part. stehenden 12 819 und 18 642. Die bei Scholl als *-ant*-formen gedruckten *gesendet* 22 884 und 27 816 müssen in schwebe bleiben, obschon in der gleichen ausgabe die neutralen reime *gewendet : ernendet* 11 080; *: gesendet : gelendet* 19 311, *: volendet* 27 309 und *unerwendet* ohne reimband 28 236 als 2silbige formen stehen.

gesant hat über die längeren formen das übergewicht. Es reimt 25mal, und zwar *: lant* 4449. 5491. 5562. 5701. 7903. 20 887. 22 491. 23 769. 24 867. 27 750. 28 601; *: hant* 551. 1958. 8122. 23 606. 24 897. 25 670; *: er-, gemant* (part. und praet.) 7799. 9248. 9981. 24 728; *wîgant* 11 577; *: bekant* 1011; *: Gant* 505; *: Gornomant* 3303. Das verhältnis der formen auf *-endet* zu denen auf *-ant* beträgt schon 6 : 25.

Es wird nahezu gleich bei dem part. von *wenden.* Zu 7 (*ge-, er*)*wendet* treten noch 2 hinzu : 21 270 und 10 115. *gewant* ist in bedeutender überzahl *: er-, gewant : hant* 1708. 2123. 6999. 14 368. 15 353. 18 026. 20 148. 20 377. 23 095. 24 679. 26 050. 26 098. 28 508; *: lant* 4514. 18 671. 21 789. 27 316. 27 538. 27 632. 29 175. 29 499; *: vant* 194. 29 851; *: enpfant* 5406. 18 386. *: erkant* (praet.) 2235; *: bant* 22 349; *: genant* 19 368; *: bekant* 237. 1581. 4089. 10 832. 11 790 g. 18 596. 24 247, es ergibt sich also das verhältnis 9 : 37.

11. *sît : sider.*

Der gebrauch dieser partikel lässt deutlich erkennen, wie der dichter in einzelnen, man möchte sagen, unwichtigen dingen sich von Hartmann führen lässt.

In der Krone wird für reimzwecke ausschliesslich *sît* verwendet : 428 *: gît.* 1940 *: lît* (subst.); *: strît* 4956. 22 018. 22 637. 23 862. 26 986; *: nît* 8256. 15 238; *: zît* 5462. 20 941. 29 874. Dieses nur 12malige auftreten des wortes im reime muss entschieden auffallen, da es erstens eines der häufigsten formwörter bei den höfischen epikern ist und überdies eine menge von bindungen auf *-ît* zur verfügung standen.

Es bedarf aber ebenso der aufklärung, warum Heinrich sich des gebrauchs von *sider* so konsequent enthalten hat, wie sonst kaum bei anderen doppelformen. *sider* war eben Wolframs form und ist die fast allein geltende im kärntischen dialekt. Heute lautet das wort (*dr*)*sidr,* wogegen man nur selten *sait, drsait* – *sit* hört. Man wende nicht ein, für *sider* seien die reimmöglichkeiten viel beschränkter

gewesen: bindet doch Heinrich in 23 reimpaaren *nider : wider : glider : lider : gevider*. *sît* ist eben die von Hartmann ausschliesslich gebrauchte form; allerdings bleibt es eine wunderliche inkonsequenz Heinrichs, wenn man die zahlreichen grobdialektischen merkmale seiner sprache mit der diktion Hartmanns vergleicht.

Nun erklärt es sich auch, warum *sit* doch verhältnismässig selten im reime steht. Seine eigene form wollte er nicht anwenden, die fremde aber lag ihm doch nicht so im munde, dass er versucht gewesen wäre, sie häufiger zu bevorzugen.

12. Zwierzina betont, dass der dat. plur. des pers. pron. der 2. pers. im reim bei jedem dichter untersucht werden müsse; denn es sei gar nicht so ausgemacht, dass die scheidung von *iu* und *iuch* in der ersten hälfte des 13. jahrhunderts noch allgemein war.

In der Krone steht der dat. *iu : umbe diu* 4147. 4791. 7824. 23490; *: driu* 4522.

IV. Der wortschatz.

Eine anzahl von wörtern weisen auf das innerösterrichisch-kärntische sprachgebiet hin. Bei ihrer behandlung konnte ich mich im wesentlichen an das fast erschöpfende verzeichnis bei Reissenberger halten, nur wurde dieses um einige wörter vermehrt. Da sich auch die belegstellen daselbst vorfinden, glaubte ich den hinweis nur dort anbringen zu sollen, wo er bei Reissenberger fehlt. Ich gieng darauf aus, die spuren, welche auf die kärntische herkunft des gedichtes schliessen lassen, durch belege aus den heutigen kärntner mundarten möglichst aufzudecken.

agenhuof (adj.) 19852 mit dem hufspalt behaftet (eine pferdekrankheit). Dazu gehört kärntisch *ǭgn* 'splitter, stachel, spreu vom gebrochenen hanf oder flachs'. Aber Heinrichs form ist genau auch erhalten in dem missverstandenen *obnhuəfət:* dies wird von einem pferde gesagt, dessen huf gespalten ist (Gurktal. Fehlt bei Lexer, K. Wb. und Schmeller).

agleistervar (adj.) gefleckt wie eine elster; w. e. elster aussehend 24754. 27996. Dazu gehört kärntisch *ǭgləstr* elster (Tiffen, Feldkirchen, Pernegg) und *ǭgləstrfarwe* wie eine elster gefärbt, bunt (Strassburg, Gurktal).

(sich) belûchen (stv.) einschliessen 12073. 19462. 19706. 22053. 27641; kärntisch *si pelauxn* (auch urkundlich) 1. sich erholen, sich gütlich tun, ursprünglich sich einschliessen, sich von der arbeit zurückziehen; 2. betrügen; 3. sich einschleichen und stehlen, heimlich nehmen (Mittel- und Oberkärnten; vgl. Lexer 173).

berthel (adj.) 9556. 12948 glänzend, licht.

Kärntisch *de perxtl* lichtschein, den ein spiegel wirft, wenn die sonne hineinscheint (Lesachtal; vgl. Lexer 21).

berücke (adv.) < *bî rücke* hinten, hinterher 27241.

Kärntisch *berūkx* oder *berūks* hinter; b. *fǫln* nach rückwärts fallen; in zusammensetzungen hat das wort auch die bedeutung 'heimtückisch' (Gurktal).

bît (stf.) 10125 = verzug, in der Krone öfter. Bisher kannte man das wort nur als stn. aus Bonerius und dem 'Mönchlein'. Kärntisch *dö pīt* (ə) das warten, der aufschub, die verlängerung, das borgen; *s' hǫt wol pīt* es hat ja keine eile; *af pīt nemən* auf borg. Auch *peitn,* warten, harren, auf borg geben, leihen gehört hierher (im ganzen westlichen Kärnten).

bogenrucke (adj.) mit gekrümmtem rücken 19845 (pferdekrankheit). Kärntisch *pōgnrukhət* = *khrœitskrump* mit derselben bedeutung (Gurktal; vgl. Schmeller I, 217).

bœre (stf.) 9410. 25678 höhe, erhebung, erstreckung. Dazu kärntisch *pōr* der erhöhte teil der tenne (Nockgegend); *po^ur* der erhobene platz in der kirche, emporkirche; *di po^urlābm* vorhof der kirche (Lesachtal; Lexer 36.)

brâme 17111. 24690 (*rubus, vepres*) bildlich *niht ein brâme* gar nichts. Erhalten im kärntischen *prǭmiəgl* m. name eines waldes im Gailtal: *prǭmhēn* die birkhenne; *prǭmitse* gehöft, wald (Mittelkärnten; Lexer 38.)

bûchstœzec (adj.) 19845 bauchstossend (fehlerhafte gangart des pferdes). Das wort müsste heute *pauxšteasət* lauten, doch ist es mir nicht bekannt.

durchvallen 19767 zerfallen, mit dem hochton auf der 2. silbe. Kärntisch *durxfǫln* oder *drfǫln: a drfǫlnə štol* ein zerfallener stall (Gurk-, Glan-, Gailtal, Oberk.).

durchrîhen (stv.) in reihen durchziehen, aneinanderreihen 29220. Dazu kärntisch *rīxl* die egge, weil darauf die zacken in reihen geordnet sind; *in flǫks rīxln* den flachs durch die kämme ziehen, dass er in reihen daliegt (ob. Drautal, Mittelkärnten, Lesachtal).

ęnkel (stm.) ein obd. und nd. weitverbreitetes wort: fussknöchel 15485. Kärntisch *enkhl,* auch in *englpo^uge* ellenbogen (Gailtal; Lexer 84.)

entrîden (stv.), *D sich umbe rîden* winden, drehen, wenden 14630 und *sich entrîden* sich loswinden 24892. 27300 u. ö. kärntisch *rīdn* (schwach flektiert) drehen, wenden, in unordnung bringen, zerrütten; *rīdəx* (collect.) das abgedroschene, zerrüttete stroh. Dazu gehört ferner *reidn* (f.) krümmung, wendung beim gehen und fahren; *a reidn mǫxn* einen grossen umweg machen; *af dr reidn sein* auf dem rückweg sein (Lölling); *reidn* drehen, wenden, umkehren (allgem. kärntisch; Lexer 208, 206).

Die form *entrîden* findet sich ausser in der Krone nur noch bei Heinrich v. Melk '*Von des tôdes gehügede*'.

sich erboln (swv.) sich aufwerfen, erheben 19647.

Kärntisch *pǫlnən* oder *palnən* sich erheben; in der jägersprache *: dr hirš pǫlt se,* wenn er sich gegen die verfolgenden hunde stellt (Nockgegend); *si pöln* sich aufwerfen, anschwellen (von wunden). *di pöln* die schwiele, dicke haut (Gailtal; Lexer 35).

errecken (swv.) ganz aussprechen, zu ende erzählen, ergründen 13016. 16975. 25232.

Dazu kärntisch *rekkln* und *rēgln* plaudern, schwatzen, viel reden, grosssprechen und *rixln* wiehern (von pferden). (Ossiachersee, Feldkirchner gegend, Oberkärnten; Lexer 206.)

ervlöuwen (swv.) ausspülen, auswaschen 6793.

Kärntisch (*aus*)*fleawrn,* (*aus*)*pleawrn* oder *-flēwrn* auswaschen, ausschwemmen (Schmeller I, 783.) Mit konsonantenwechsel *fleadrn* und *flǫdrn* mit wasser plätschern, damit den boden benässen; *flǫdr* wasser, worin gewaschen wird (Gurk- und Glantal, Nockgegend, Lesachtal).

erweben (stv.) durchweben, ganz zu ende weben 7725. 10514.

Kärntisch *drwöbm* ganz durchweben, eine webearbeit vollenden (Gurktal, n. vom Wörthersee).

vârslac (stm.) hinterlistiger schlag 27136.

Dazu kärntisch *fârig*, *hintrfârig* verkehrt, hinterlistig; *gfǫrn* jemanden reizen, in gefahr bringen (Drau- und Lesachtal, Mölltal).

daz vęr (: *węr*), *P daz vare* fahrgelegenheit zu wasser, fähre, kahn 17341. 15378. 17348.

das far die fähre, ort der überfahrt bei Schmeller I, 737. In den mhd. wörterbüchern fehlt das wort und noch bei Grimm 3, 1247 steht zu lesen, dass im mhd. kein *ver* (= fähre) belegt sei.

vermeinen (swv.) 4149 verwünschen, verfluchen. Sonst noch belegt aus der Kaiserchronik, dem Rolandslied und Hug v. Langensteins 'Martina'.

Kärntisch *ān frmānən* bezaubern; *s frmánte* (entstanden aus dem part. perf.) eine krankheit, welche neugeborene kälber (aber auch kinder) befällt, wenn sie durch den ‚bösen blick' eines menschen verwünscht werden (Lexer 189).

viurwilde (adj.) 26726.

Kärntisch *faįrwilt* oder *fęįrtsǫrne* sehr wild, sehr aufgebracht, sehr zornig. Besonders von wildgewordenen rossen gebraucht (Oberkärnten, Tiffen).

gaudîn (stf.), auch *daz gaudîn*. 3308. 3389. 3413. 3721. 4247. 10215. 12156. 12635. Die hunde werden gegen die *gaudîn* gezogen. Sie kann in flammen stehen. Der gesang durchtönt sie, dass sie davon erklingt. Die königin sitzt darin und wärmt sich. Die Artushelden reiten in die *gaudîn* und lauern dort auf Gasozein, der ansprüche auf Ginover erhebt. Es kommen leute in die *gaudîn* geritten: '*gein der gaudîn ûf einem sal*'.

Was an der verwendung des wortes auffallen muss, ist, dass die im wörterbuch stehende und bei Reissenberger nachgeschriebene bedeutung 'freude, freudengelage' nirgends passt. Man hat sich unter *gaudîn* immer eine örtlichkeit vorzustellen, sei es nun ein vollkommen abgeschlossener raum oder ein platz im freien. Dazu passt das altfranzösische *gaudine* 'gehölz, wald', welches mit *gaudium* nichts zu tun hat. Von dieser urbedeutung ausgehend wird man das wort dann verwendet haben im sinne: saal mit holz ausgetäfelt oder hölzerner saal und weiter vielleicht für einen abgesteckten platz, z. b. 'burghof' überhaupt. Die ursprüngliche bedeutung 'wald' blieb daneben bestehen.

gaz hân satt sein, vollgegessen sein 13629. 14344. 14803. 27804. 28876. Dazu kärntisch *gatsn* ätzen, füttern; *gatsəx* speise, ätzung; *gats* die speise, der frass der jungen vögel: *dr fögl hǫt nō di gats* wird noch von den alten gefüttert; *ausgatsn* ausschelten, vorwürfe machen (in Oberkärnten allg., Tiffen, Feldkirchen, St. Veit; Lexer 110, 11).

gelanc (stm.) gelenk, das gebogene, biegung, kräuselung (vom haar) 9345. 19686.

Kärntisch *glǫnkx*, in älteren liedern und dramen *Glank, Gelank*.

gelest (adj.) glänzend, schimmernd 4660. 19635.

Dazu kärntisch *glǭst* < *gelast* < *gelest* mit derselben bedeutung (Nockgegend); *gleist* schimmernd, glänzend (Gailtal). Man sagt auch: *frglǭst herśaunən* feuchtglänzenden auges.

genicsam (adj.) hinkend (pferdekrankheit).

Kärntisch *khniksǫm* heisst ein pferd, das arbeitsunfähig, hinkend, an den füssen schwach ist (Gurktal, Glantal; fehlt bei Lexer und Schmeller).

gerâten (stv.) entbehren, entraten 19077.

Kärntisch *khrǭtn, grǭtn* entbehren, sich enthalten (allg. kärntisch).

gespranc (stn.) hautkrankheit der pferde 19854.

Kärntisch *kšprang* und *kšprengl* hautwurm der pferde; infolge der begleiterscheinungen auch 'rotzkrankheit' genannt (Gurktal, Nockgegend). In den Wbb. nicht belegt. *gšprenglt* buntfärbig, fleckig (Tiffen).

gespur (stn.) spur, fussspur 28733.

Kärntisch *kšpūr* fussspur, anzeichen; in der jägersprache häufig. Man sagt auch: *gǫr kha gšpūr* davon ist keine rede, das ist weitentfernt.

gestin (stf.) fremde, weiblicher gast 1632.

Kärntisch *göstin* eine (arme) frau, die bei fremden leuten einquartiert ist, aber zu anderen auf tagewerk geht; einwohnerin, die weder haus noch grundstück besitzt, auch einlegerin; wind. *guost, guostja*. Dieselbe bedeutung besitzen *pǭdgöstin* und *göstweible* (Allg.).

getarnen verhüllen, behüten 23587.

Kärntisch *gətǫrnən* verhüten, behüten (Nockgegend).

getöl (stn.) tolles wesen 17452.

Kärntisch *getöl* mit derselben bedeutung (Mittel- und Oberkärnten).

gewëte (swm.) der mit einem andern zusammengejochte, genosse, ein gleicher. 27781 u. ö. Kärntisch *gwöt* das joch, welches mit riemen an den hörnern der zugochsen befestigt ist; *wötn* einjochen, zusammenriemen (Lexer 256).

giel (stm.) maul, rachen, schlund 7511. 9465. 13269.

Kärntisch *dr giəl* kehle, schlund (Lesachtal); rotwelsch *di giəl* mund, maul (Lexer 114).

gîten (swv.) gierig, habgierig sein 24530.

Kärntisch *gæitn* oder *gæitnən* geizig, habgierig sein; *gæit* (subst.) geiz, neid, habsucht; *gæitəš* und *gæitikx* geizig, knauserisch, aber auch in mildem sinne 'sparsam' (Westkärnten vom Wörthersee an).

glunkern (swv.) baumeln, schlenkern 18242.

Kärntisch *khlunkhr̥n, khlenkhr̥n* mit den füssen baumeln (Pernegg); '*əs khlunkhrt di glokhn*' die glocke schlägt an. (Schmeller I, 1335.)

(golt)grûz 2023, 15728. 18116 goldkorn.

Dazu kärntisch *grœisl* < **griuzel* etwas geringfügiges, ein wenig.

grœisl̥n oder *griəsl̥n* in kleinen körnern hageln oder schneien, sich zu körnern gestalten (Lesachtal, Gailtal Lexer 123).

grant (stm.) trog 22118.

Kärntisch *grǫnt*, dim. *grantl* ein länglicher schrank zur aufbewahrung des getreides, getreidetrog, getreidekasten (Oberkärnten), schrank überhaupt. (Lexer 121.)

grûwen (13277) grausen empfinden, sich grausen.

Kärntisch *kraunən* mit derselben bedeutung (Tiffen — Feldkirchner gegend).

holer (P) stm. hollunder, ein blasinstrument 22104.

Kärntisch *holrpfæifəln* pfeifen, welche man im frühjahr aus weiden und erlen (nie aus hollunder) macht, wenn die bäume in saft schiessen. *holr* oder *holdr* hollunder, flieder, *holrpīr* hollunderbeere (Lesachtal, Oberk., Nockgegend).

klêwen (swv.) grasen, gras schneiden, weiden 24253.

Dazu kärntisch *khleawa, khleawəx* ein dorf bei Liesing, in der amtssprache *kleewas* geschrieben, in einer urkunde von 1548 *die klebser*, im 17. jahrhundert

khlebass, *khlebiss*: übersetzbar etwa mit 'Weidenau', dorf in einer wiesenreichen gegend.

kragebein (stn.) halsknochen 19701.

Dazu kärntisch *khrǭgn* hals, nacken, schlund; *ǭbkhragln* den hals abdrehen, umbringen (allgem. kärntisch).

crinâle haarschmuck 667. 732, mlat. *crinale, ornamentum.* Nur aus der Krone bekannt. (Vgl. Lexer 160.)

korde (swf.) schnur, seil (mlat. *corda*) 1737.

[Dazu vielleicht kärntisch *gǫrl* < **gǫrdl*. Hier wurde vielleicht das *d* assimiliert. *gǫrl* bedeutet eine aufgewickelte schnur, aufgewickeltes seil und dgl. *c* erscheint im anlaut als *g* auch in *garling* < karren.]

leitsnuor (stf.) leitseil 14507.

Kärntisch *lǫatšnur* zügel, seil, an welchem das vieh geführt wird (Nockgegend).

lezlîch (adj.) ermattend, mit schwindender kraft = *mit lezlîchen siten* 28090.

Vgl. kärnt. *löts* schlecht, krank, schwächlich (Oberkärnten, Drautal); *lāsla* oder *lāslə*, z. b. *di šuə sœint šon lāsla* die schuhe sind nicht mehr zu brauchen, 'ganz heruntergekommen, schlecht'; auch von einem sterbenden gebraucht (Gurktal).

lît (stn. m.) obstwein 1941. 1950. 7332.

Kärntisch *lœit* obstwein, most (Lesachtal, Pernegg). Besonders in zusammensetzungen: *lœitgöb* oder *lœiggam* ein 'bauernwirt'; z. b. *lœitgöb ts guntsnperg*, *lœiggam ts pīswög*, *l. ts tsǫmrsperg* usw. Im Gailtal heisst *lœitgöb* auch noch vater, hausvater, hauswirt. (Vgl. Lexer 177.)

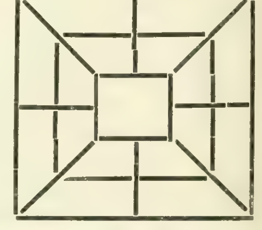
lîte (swf.) bergabhang, halde, hügel 19897. 27392.

Kärntisch *dö lœitn*, *lœitə* wiese oder ackerfeld auf einem bergabhang, steile wiese oder alpe, hügel, abhang (allgem. kärntisch). Im Drautal *loitn*.

mîle (stf.) ein brettspiel 642.

Im heutigen kärntischen sagt man *mīl fǫrn* und *mīl tsiəgn*, was in den wbb. fälschlich zu mühle in beziehung gebracht wird[1].

missegeschiht (stf.) unglücklich auslaufende begebenheit, missgeschick 23182. 23659. 26058.



1) Auf einem brette mit nebenstehender zeichnung stellen die zwei spieler abwechselnd je einen stein an einem beliebigen schnittpunkte der verschiedenen linien auf. Gelingt es einem, drei steine in *eine* linie zu bekommen, so darf er dem gegner einen stein nehmen; eine solche reihe von drei steinen heisst eine *mîle* (*mīl*). Sobald jeder seine neun steine angebracht hat, geht das eigentliche spiel erst an. Gezogen darf immer nur zwischen zwei einander benachbarten schnittpunkten werden. Mit jedem zustandekommen einer *mîle* verliert der gegner einen stein. Wer zuerst alle bis auf zwei verliert, hat auch das spiel verloren. Hat man nur mehr drei steine, so darf man 'springen', d. h. die steine auf beliebige schnittpunkte setzen, ohne im zug der linien bleiben zu müssen.

Kärntisch *mîskšixt*, durch volksetymologie *mistgšixt*, schlimme, böse geschichte, unglück- oder nachteilbringendes ereignis.

moie (stf.) möve 10035 als wappentier 18144. 18460 (der wasservogel *larus*).

In Kärnten kann man von bauern noch hören: *is a moia aufkflōgn*, ein wasservogel an bächen und teichen. Das wort steht sonst nur noch bei bruder Wernher als *moyn*.

phnëhen schnell atmen, schluchzen 11530.

Kärntisch: schnell atem holen, keuchen — *pfnexn* oder *pfnehətsn*, anfangen zu weinen; nom. ag. *pfnēxəx*, *pfnēxətsəx* (in ganz Kärnten Lexer 25).

rahe (swf. stange 1496).

Kärntisch dim. *rāhl* stange; *rākl* oder *rǫggl* ästige stange zum aufhängen von klee, getreide usw. (Pernegg, Gailtal Lexer 203.)

ręcke (swm.) erprobter held. In der Krone sehr häufig.

Kärntisch *so*[u] *a rökx her!* so ein starker mensch, so ein gewaltiger mann! (Schmeller II, 44.)

reizeluoder (stn.) lockspeise, lockmittel 11054.

Die ursprüngliche bedeutung von *luoder* hat sich im kärntischen *luədr* noch erhalten: die überbleibsel vom leichnam eines tieres, aas (Tiffen).

runzîn (stn.) kleines pferd 19605. 19947. 19983. 20026. 20066. 20197.

Altfranz. *roncin*. Kärntisch *a rontsn* kleines pferd, dann überhaupt etwas kleines, schmächtiges (Gurktal).

schiel (stm.) 4600. 11908. 5529. 6789. 9750 splitter.

Kärntisch *šiəl*, *šiəlv* grosser splitter, der sich von einem holze losschält oder davon abgehauen wird. In dieser bedeutung nur kärntisch. Sonst bayrisch: scholle, klumpe. Dazu gehört auch kärntisch *šelftr* splitter (beide im Feldkirchner gebiet, Mittelkärnten, Lesachtal Lexer 217).

sicherunge (stf.) 832. 3879. 5178 (und öfter) sicherstellung, versprechen der untertänigkeit.

Kärntisch *dǫ muəs mr a sixrung hǫbm* sicherstellung, gewisses versprechen, vorsichtsmassregel, versicherung (Treffen, Gurktal); *sixrung* heisst auch der bestandteil des gewehrs, welcher das losgehen verhindert (Klagenfurt, Ferlach).

sôttuoch 8791 tuch, welches flüssigkeit aufsaugt, durch das man siedende flüssigkeit giesst.

Kärntisch *sǫattiəxlé* tuch, welches die mädchen unter dem mieder am busen tragen, ursprünglich schweisstuch (Nock.); fehlt in den Wbb.

spęnen (swv.) 12130 reizen, antreiben, abwendig machen.

Kärntisch *špenən* der mutterbrust entwöhnen, abgewöhnen; jemand von etwas abziehen, entfremden; *ǫbšpenən*. Die ursprüngliche bedeutung '*lactare*' anlocken, an die brust ziehen lässt sich noch erkennen im kompositum *dr španawin* kamerad (mit ahd. *wini* freund, geliebter) und *di španawin* freundschaft, kameradschaft (Oberkärnten, Drautal Lexer 235).

stalboum (stm.) waldbaum, unbehauener baum 5532. 6790. 26713.

Kärntisch *štǫlpāmr* die grossen lärchenbäume, welche das ganze obere gebäude tragen, roh zubehauener waldstamm (Sirnitz, Gailtal); baum, der vom boden bis zum giebel ragt und das dach trägt (Nockgegend); der baum, welcher an der

krippe zwischen zwei pferde gelegt wird, damit sie sich beim ausschlagen nicht treffen (Klagenfurter umgebung).

swęnden (swv.) schwinden machen 23375. 24172. 24174. 24452. 24584. 24602.

Kärntisch *šwentn* (*an wǫlt*) einen wald aushacken oder von einem baum die äste abschlagen, *šwentr* der reuter, der einen wald ausrodet (Gailt.), *šwentn* verbrauchen, zugrunde richten, vernichten, verderben (Strassburg, Tiffen, Villach). *šwentling* ein wüstling, *šwenthǫfr* name. (Lexer 229.)

toum (stm.) dunst, rauch 6682. 9321. 12167. 12522. 14913 u. ö.

Kärntisch *tām* dunst, qualm, rauchige luft; *tēmig* (adj.) rauchig, schwül; *tāmnudl* (Drautal) dampfnudel; *tāmən* oder *tēmən* ausdünsten, fig. grossmütig, hochmütig sein, prahlen. Davon auch *tāmiš* (adj.) betäubt, närrisch, unsinnig, schwindlig, irrsinnig (sämtliche in Mittelkärnten, Lesachtal Lexer 51).

übervar (stn.) 20495. 21319 platz, wo man überfährt, mittel zum übersetzen eines flusses.

Kärntisch *ībrfǫr* brücke über einen fluss (Gurktal). Überfuhr (Drautal). *fǫr* das fahren (Gaital).

überschûre (swm.) 25538.

Dazu kärntisch *šauər, šāwr* hagelwetter.

übertiure stf. überhoher wert 3195.

Als subst. zwar nicht erhalten, wohl aber *ībrtoiər* (adj.) allzu teuer.

undertwâle (stf.) 29050 aufenthalt, verzögerung und

entwellen (swv.) aufhalten, zurückhalten, warten trans. und intr. 3321. 5659. 24703. Dazu gehören:

Kärntisch *a pāxle twǫln* ein bächlein abstellen, ableiten durch einen querdamm (Nockgegend).

unerlôsthaft unlösbar 8466 (nach V) P *unlezlichen*. Da *unlæzliche* und *unlæzicliche* bisher nur auf md. gebiete bekannt war, ist es von interesse zu wissen, dass im kärntischen dies wort vorkommt:

unərlāsi(g) unerlässlich, unbedingt notwendig, *undrleasla* — *nit tsən drleasn* nicht aufzulösen, unlösbar. Diese belege aus der mundart sprechen für die lesart von P.

unhelfesam (adj.) 9613.

Kärntisch (*un*)*hilfsǫm* wird von einer medizin gebraucht, die (nicht) wirkt: *hilfsǫm* = *bəhilflé* hilfreich tätig (Gurktal, Nockgegend).

unkunder (stn.) untier 19629. 28704. 28708.

Kärntisch *khuntr* widriges, böswilliges tier, böser mensch, schlimmes kind: *du khuntr dū!* Im Mölltal heisst der igel *khuntr*. Im Drautal *khuntr* oder verstärkt *unkhuntr* der wolf. Dasselbe wort bedeutet im Pustertal 'werre' *Gryllotalpa vulgaris*; im Mölltal auch *s khuntr* — vieh, hornvieh, daher *khuntrpuə* hirtenknabe. In Mittelkärnten: *unkhundr* untier, gespenst, auch als schreckgespenst für schlimme kinder: *wǫrt, hiəts kimp dǫs unkhundr!* (Lexer 169.)

unlasterbære (adj.) nicht schimpf bringend, d. i. ehrend, ehrenvoll 25356.

Dazu kärntisch *lǫstrpǫr* scheltenswert, jemand, der unrechtes vollbringt, *lǫstr* schande, schimpf, *leaštrn* und *löstrn* jemanden schmähen (Oberkärnten, Gurk- und Glantal vgl. Lexer 173).

unvuoc (adj.) unpassend, unschicklich 27812.

Kärntisch *unfuəg* unrecht, unpassend, unschicklich, *unfuəg* (subst.) *ǫnrixtn* oder *træibm, a unkfiəgs tǫan* ungehöriges benehmen, unschicklichkeit, *a unkfiəgr lākhl* ungeschickter, widerspenstiger mensch.

unwendic (adj.) unabwendbar 24071. 25795. 27540. 27856.

Kärntisch *unwéndi* 1. von einem stoffe, der sich nicht wenden lässt. 2. *dǫs šteat unwendi föst* das ist unausbleiblich, nicht zu ändern (Mittelkärnten, nördlich vom Wörthersee).

wælen (stn.) das fächeln 6354. 6685 und

wâle (stf.) fächer 14370. 14368. 14374. 14375 zu ahd. *wâen* wehen, *h*-formen finden sich noch im kärntischen: *dr wāhl* der fächer, dann überhaupt etwas, womit man fächelt, das man schwenkt, fig. *wintwāhl* ein grosstuer, *wāhln* fächeln, wind machen (Gurktal).

warbel (adj.) beweglich 26452.

Dazu kärntisch *werbl* die rolle (Gurktal), *sunwerbl 'Elitropium'*, im volksmunde auch 'nachtfräulein' genannt: blume, die bei sonnenuntergang die blütenkelche öffnet, bei -aufgang schliesst (Gailtal, Wörthersee vgl. Lexer 255).

wen (stf.) leerheit, runzelhaftigkeit der haut 9417. Zu mhd. *wan* 'leer', das sich in der Krone nicht findet; got. *wans*.

Kärntisch *wön* mit übertragener bedeutung: bug, vertiefung in einer blechpfanne oder einem kessel, ursprünglich 'stelle, wo die regelmässige linie unterbrochen wird' (Pernegg, Tiffen).

wercgadem (stn.) arbeitsgemach, arbeitshaus 7080. 10361. 21991. 25729.

Kärntisch *gǭdn*, dim. *gādn̥le* 1. speise-, vorratskammer des hauses oder eigenes nebengebäude zur aufbewahrung des getreides. 2. stockwerk eines hauses; *werxgǭdn* arbeitsstube (Tiffen, Gurktal, Lesachtal Lexer 105).

zwischeln (swv.), = *zwischel machen*, zweifach machen 445, übertr. *triuwe zwischeln* die treue brechen.

Kärntisch *sc tswīsln* oder *tswīšln* sich auseinanderteilen oder spalten. Dazu *tswīšl* ein in zwei teile gespaltener ast, *tswīslət* (adj.) zweifach gespalten, *tswīšl* auch 'zacke einer heugabel' (Treffen, Pernegg, Lesachtal vgl. Lexer 268).

V. der schreiberanhang.

Wackernagel hat zuerst in seiner literaturgeschichte die vermutung ausgesprochen, dass die letzten 40 verse der Krone (30001—30041), wie sie in der handschrift P überliefert sind, von einem abschreiber, nicht aber von Heinrich von Turlîn selbst herrührten. Auch von der Hagen beanspruchte für diesen teil einen anderen autor als Heinrich.

Aus sprachlichen und inhaltlichen gründen lässt sich nun der beweis erbringen, dass der schluss des gedichtes in P tatsächlich zusatz eines fremden ist.

30026 ff. heisst es: *Ouch bin ich armer hie Vil tief ûf sîne gnâde. Sîn hilfe mich entlade mîner sorgen bürde.* Diese bettelei wendet sich an '*dez buoches herre*', den besitzer des buches, das der schreiber soeben in abschrift vollendet hat. Würden diese worte wirklich von Heinrich selbst stammen, so müsste man sich arg verwundern, wie der allenthalben so selbstbewusste und ritterlich-vornehme mann nun auf einmal sich zum bettler erniedrigt und mit '*ich armer*' bezeichnet.

Nach dem ton des ganzen werkes zu schliessen, kann man dem dichter ein derartiges benehmen nicht zutrauen.

Um ein abhängigkeitsverhältnis zu seinem lehensherrn oder gönner auszudrücken, hätte Heinrich v. T. einen ganz anderen weg eingeschlagen. Vermutlich wäre er in der darstellung seiner persönlichen beziehungen zu edelleuten dem von ihm angebeteten und vielfach nachgeahmten Hartmann von Aue gefolgt und hätte wie dieser am eingange des 'armen Heinrich' schon zu anfang der 'Krone' sein eigenes geschick in die erzählung verflochten; oder hätte es ein mann von der sorte des obenerwähnten bittstellers über sich bringen können, so oft und viel vom 'glück' und seiner wankelhaftigkeit zu sprechen, wie es Heinrich in der Krone getan, und dabei sich selbst gänzlich zu vergessen?

Den 'Armen Heinrich' hat unser dichter sicherlich gekannt. In starker anlehnung an A. H. vers 1 und Iwein 21 reimt er Krone 222 ff.: *Als er ez getihtet Ze Karlingen geschriben las, Wan er sô gelêret was, Daz er die sprâche kunde.* Gerade hier musste es ihn drängen, persönliche schicksale zu erwähnen, falls er überhaupt die absicht dazu besass. Aber noch an etwa sieben anderen stellen der Krone lässt sich an nachahmung der eingangsverse des 'Armen Heinrich' denken, ohne dass wir nur einmal über Heinr. v. Turlîn selbst etwas erfahren.

Ein weiteres argument für die unechtheit des schlusses geben die reime 30027 *gnâde : entlade* und 30003 *gnâden : entladen*. Dehnung des kurzen *a* vor *d* findet sich sonst in der Krone nirgends, obschon gerade das wort *gnâde* dazu oft eingeladen hätte.

Aus dem anhang selbst erfahren wir zur bestätigung unserer ansicht, dass dessen verfasser ein schreiber war. Schon Haupt und Pfeiffer haben 30010 als verderbt bezeichnet und emendiert: *Des wünschet uns der wolgemuot Heinrich der schrîbære*, wozu der folgende reim *Der ungern des verbære* herausfordert.

Dazu kommt, dass Heinrich an mehreren stellen des werkes sich als den dichter bezeichnet, doch niemals mit dem prädikat *wolgemuot*. Schon deshalb können wir uns die beiden nicht als identisch denken. Die stärkste stütze hierfür liegt aber in 30016 ff.: *Wan er (der wolgemuot Heinrich) daz buoch geschriben hât, Als ez der edele selbe schuof.* Diese stelle spricht es ganz deutlich aus, dass der verfasser der letzten zeilen nicht die Krone gedichtet, sondern nur abgeschrieben hat. Bezieht sich die bezeichnung *der edele* nicht auf den auftraggeber des schreibers, sondern auf Heinr. v. T., so gilt sie wohl nur seinen charaktereigenschaften, die dem schreiber aus der Krone lebendig wurden, und könnte als beweis für die ritterliche abkunft des dichters schon deshalb nicht gelten, weil die handschrift P mehr als zwei jahrhunderte nach der abfassung der Krone hergestellt wurde.

Die textverderbnis und das aus zerstreutheit wiederholte wort *Wolgemuot* in vers 30011 statt *schrîbære* scheinen mir den schluss nahezulegen, dass die in P vorliegende abschrift der Krone im günstigsten falle bereits die zweite kopie des gedichtes darstellt; denn dass die schreiberverse bereits in P^x der vorlage von P standen, liegt wohl auf der hand.

P^x wurde von dem schreiber Wolgemuot Heinrich im auftrage eines höheren, in dessen dienst er stand, gegen entgelt hergestellt; P dagegen rührt von einem uns gänzlich unbekannten manne des 15. jahrhunderts her.

Alle diese argumente in verbindung mit dem 'derberen ton', der in diesen schreiberzeilen herrscht, beweisen, dass hier fremder zusatz vorliegt. Mag man Heinrich von T. immerhin einen rohen und ungeschickten dichter nennen, wenn

auch über sein kompositionsvermögen von nun an durch Singer (ADB) ein günstigeres urteil sich bahn brechen wird: die geschmacklosigkeit und sittliche rohheit der verse 30032 : '*Mîn wîp von ahtzec jârn, Die wil got ze lange sparn*', darf man ihm nimmermehr zutrauen. Das ist nichts anderes als ein plumper schreiberwitz.

Und das passte zu den zarteren und von allem minnegeist durchwehten verse 29989 ff.! Wie hätte auch ein dichter — denn diesen namen verdient Heinrich v. T. trotz aller offenkundigen mängel der 'Krone' —, wie hätte ein mann, der von ritterlicher gesinnung völlig durchdrungen ist und im frauenlob sowie im preise der edlen und reinen minne immer echte gefühlstöne anschlägt, der die schöne apostrophe an die *wîbes süeze* gedichtet hat (28133 ff.), sich in derart geschmacklose äusserungen verirren können? Die widmung an die frauen bildete einen hübschen abschluss, bei dem die letzten zeilen des Parcival vorgeschwebt haben können. Es ist ferner eine schwierige sache, anzunehmen, dass der dichter, nachdem er 30000 verse hindurch seine erzählung in abschnitte geteilt, die mit drei durch einen reim gebundenen zeilen schliessen, das ganze gedicht mit einem reimpaare geendigt habe.

So vereinigen sich alle anzeichen zu dem schlusse: der schreiber, welcher seinem 80jährigen weibe einen baldigen tod wünscht, und der mann, welcher im verlauf des gedichtes an mehreren stellen in zartester weise von einem liebesverhältnis zu jener dame spricht, der zuliebe er arbeitete, und die ihn zur dichtung begeisterte —, diese beiden können unmöglich identisch sein. Jener war gewerbsmässiger abschreiber, der für einen edelmann das gedicht kopierte, dieser aber ist Heinrich von dem Turlîn, der dichter der 'Krone'.

KLAGENFURT. G. GRABER.

MISZELLEN.

Zwei altenglische runeninschriften.

1. Die beinlamelle des Brit. museums.

Im 41. bande dieser zeitschrift behandelt von Grienberger s. 428 ff. eine schon bei H. Stephens, The old-northern runic monuments IV, 47 ff. mitgeteilte inschrift, die lautet:

1 5 10 15 20 24
ᚷᚪᛞᚷᛖᚳᚪᚦᚪᚢᚪᚻᚪᛞᛞᚪᚦᛁᚦᛁᛋᚹᚱᚪᛏ

d. i. transkribiert: *gadgecnaþauahaddaþiþiswrat* (1 5 10 15 20 24). Stephens deutete dies p. 49 so: *god gecnāþ āræ Hadda, þi þis wrāt* und übersetzte es: 'God knoweth (showeth) are (favor) to Hadda, the (who) this wrote'. Mit recht weist v. Gr. jedoch darauf hin, dass die inschrift am anfang *gad*, d. i. *gād*, nicht *god* bietet, und dass offenbar *aua*, nicht *aræ* zu lesen ist. Wenn er nun aber *gecnāþ* als subst. = ahd. *bechnād* erklärt, die vier folgenden runen in *āu āh* 'immer hat' zerlegt und in *þi* die konjunktion *þȳ* 'daher, deswegen' sieht, so kann ich ihm hier nicht folgen. Vielmehr glaube ich, dass der sonst sehr phantastische Stephens das richtige erkannt hat, wenn er *gecnāþ* als verbalform und *Hadda* als eigennamen fasste, denn eine nord-

humbrische form *gecnǣþ* für *gecnǣwþ* ist ja belegt, neben der *gecnāþ* analogische aufgabe des umlauts zeigt; *aua* ist offenbar = *āwa* 'immer' (ein *āw* gibt es nicht) und *þi* die ältere form der relativpartikel *þe*. Da aber das präfix *gi-* schon als *ge-* erscheint, ist vielleicht *þi* nur ein fehler für *þe*, veranlasst durch das folgende *þis*. Ich transkribiere und übersetze den satz: *gād gecnāþ āua Hadda, þi þis wrāt* = 'mangel kennt immer Hatto, der dies schrieb'.

2. Die inschrift des Braunschweiger reliquiars.

Auf dem boden eines aus walrosszahn gefertigten reliquienschreins, der sich früher in Gandersheim befand, seit 1815 aber im museum zu Braunschweig aufbewahrt wird, liest man an den vier rändern zweimal die deutliche runeninschrift:

ᚻᚫᛚᛇᚸᚫᛚᛁᛉᚢᚱᛁᛏᚾᛖᚦᛁᛁᛋᛁᚸᚻᛇᚱᚫᛚᛁᛁᚾᛗᚢ

d. i. *hæligæliēauritneþiisighiræliinmu*, wobei ᛇ als eine andere wiedergabe des *i* gefasst ist. Hinter dem letzten ᚢ stehen einige häkchen, die wohl als verzierung oder raumfüllung angesehen werden dürfen. Stephens, der das denkmal in vol. I, 378 ff. zuerst abgebildet und in seiner bekannten weise erklärt hat, trennte die inschrift ab: *urit neþii sighyor æli, in mungpælyo gælica*, was heissen sollte: 'wrote (carved-this) Nethii for-the-sig-herra (victory-lord, most-noble) Æli, in Mungpælyo (Montpellier) of-Gaule' = 'Nethii carved this for the most noble Æli in Montpellier of Gaule'. Die sprache sollte nach ihm nordhumbrisch, die zeit c. 620–50 sein! *Nethii* hielt er für irisch, Æli für den heil. *Eligius*, bischof von Noyon und Tournay.

Diese wüste interpretation scheint lange alle forscher von dem denkmal abgeschreckt zu haben, denn erst S. Bugge nahm sich desselben in seinem werke Norges indskrifter med de ældre runer I, 119 wieder an und gab eine neue, bessere lesung und deutung. Er liest: *hǣlig ǣlie auritne þii sig hiræ liinmu*, und übersetzt dies: 'sancta Eliae hoc (titulo) inscripta aspice huius membra'; *Eliae* sollte der genitiv von ae. *Ēlig*, dem heutigen *Ely* [sprich: *īli*] sein, wozu *hiræ* 'eins' gehören würde; *þii* deutete er als *þī* = ws. *þȳ*, *sig* als den imperativ von *seon* 'sehen', *liinmu* endlich setzte er = ae. *limu* 'glieder'. Trotz des ungeheueren fortschritts, den diese deutung gegenüber dem versuch von Stephens bedeutet, bietet doch auch sie noch manches recht bedenkliche, ja unmögliche. Abgesehen vom rein grammatischen (*ǣlie* für anglisch *ēlie*, *uritne* für *uritene*, *liinmu* für *limu*, *sig* für *sēoh* oder *seh*) ist die wunderliche wortstellung schon geeignet, unser höchstes misstrauen zu erwecken!

Es war darum dankenswert, dass v. Gr. a. a. o. s. 431 ff. einen neuen deutungsversuch unternahm. Er fasst *þii* als dialektische form für *þeow* (in wirklichkeit heisst die form aber *þeowe* oder *þeowu*!), worunter er die jungfrau Maria als *ancilla domini* versteht, erklärt *sig* = *sī* 'sei' (imperativ!) und *liinmu* als ableitung von *leoma* 'glanz, licht' (grundform **liumī*). Die inschrift soll dann bedeuten: 'sancta Eliae ascripta virgo sis eius lumen' = 'heilige, der aalinsel zugeschriebene jungfrau, sei ihre leuchte!'

Aber auch diese deutung leidet an schweren mängeln und kann deshalb nicht befriedigen. Von seinen vorschlägen ist mir bloss die erklärung von *sig* = *sī* annehmbar, das aber natürlich nur der optativ, nicht der imperativ sein kann; das merkwürdige *auritne* lässt auch er unerklärt. Ich wage deshalb einen neuen versuch, die rätselhafte inschrift zu deuten.

Zunächst ist *hǣlig* als nordhumbrische nebenform von *hālig* 'heilig' sicher

richtig erklärt; das folgende *ælie* fasse ich als fehler für *ǣlice* 'gesetzlich' (vgl. *hagustaðaR = hagustaldaR* auf dem steine von Strand oder Kjølevig); in *auritne* und *liinmu* nehme ich dieselben buchstabenverstellungen an, die auch sonst in runeninschriften vorkommen (vgl. *den = nēd* oder *end* auf dem Clermonter runenkästchen oder *owlþu-* für *wolþu-* auf der Torsbjerger zwinge). Gemeint sind gewiss *auriten* = *āwriten* 'ge-, be-schrieben' und *liinum* = *līnum* 'leintüchern'. Die deutung Bugges von *þii* als *þī, þȳ* (offenbar beeinflusst durch *hwȳ* < *hwī*) ist nicht zu beanstanden, und es kommt nur noch darauf an, zu bestimmen, wo die inschrift beginnt. Ich möchte in *ǣli*[*c*]*e* den anfang sehen und konstruiere: *ǣlice āuriten, þii sig hiræ liinum hǣlig,* wobei ein *þis scrīn is* in gedanken zu ergänzen ist. Entsprechend übersetze ich: '(dieser schrein ist) gesetzlich beschrieben, darum sei (er) ihren leintüchern heilig!' Wegen der auslassung des pronominalen subjekts (*hit*) im zweiten satze verweise ich auf die bekannte abhandlung Pogatschers im 23. bande der Anglia, s. 261 ff. In dem reliquiar befand sich nach v. Gr. s. 436 'ein stück vom hemde der heil. jungfrau und ein stück von ihrem kleide'. Merkwürdig bleibt immerhin, dass die frühere trägerin so unbestimmt durch den gen. *hiræ* bezeichnet wird!

KIEL. F. HOLTHAUSEN.

Zu Goethes Faust.

344 Doch ihr, die echten göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen schöne!
Das werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der liebe holden schranken. —

Der ausdruck 'umfass' euch mit der liebe holden schranken' bedarf wohl der erklärung, denn er ist oft missverstanden worden: die engel, vor allen die drei erzengel (siehe die einleitenden strophen des prologs) sollen willig und freudig sich der betrachtung des werdenden hingeben und darin aufgehen, wie der liebende in dem bereiche seiner liebe, in dem 'zauberkreise' der geliebten sein volles genüge findet. Vgl. 7444 Nun ist mein sinn, mein wesen streng umfangen (Faust nach Helenas erscheinen); Elegie (in der trilogie der leidenschaft), 10. strophe: Ins herz, das fest wie zinnenhohe mauer sich ihr bewahrt und sie in sich bewahrt — sich freier fühlt in so geliebten schranken —; Weltseele, letzte strophe: Und bald erlischt ein unbegrenztes streben im sel'gen wechselblick; an Schiller, 6. april 1801: Die dichtkunst verlangt im subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins reale verliebte beschränktheit, hinter welcher das absolute verborgen liegt.

554 Ja, eure reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der menschheit schnitzel kräuselt —.

'Der menschheit' ist hier gewiss nicht (mit Minor, Petsch u. a.) als dativ, sondern als genetiv zu fassen; aber die bedeutung des wortes selbst ist nicht die heute übliche kollektivische, konkrete, denn es hat hier keinen sinn, an abschnitzel der menschen, der ganzen menschheit zu denken. Vielmehr ist 'menschheit' von Goethe in dem damals geläufigen sinn von menschentum gebraucht, wie z. b. 1804 Der menschheit krone zu erringen, auch wohl 4406 Der menschheit ganzer jammer

fasst mich an (siehe Erich Schmidt zu der stelle) und 6272 Das schaudern ist der menschheit bestes teil (vgl. Schiller, Ideal und leben: in der menschheit trauriger blösse, und an vielen stellen der Philosophischen schriften). Erst so scheint der ganze ausdruck in v. 555, der doch manchem sonderbar erschienen ist, seine völlige befriedigende erklärung zu erhalten.

1646 Ich bin dein geselle
Und, mach' ich dir's recht,
Bin ich dein diener, bin dein knecht!

'Mach' ich dir's recht' wird wohl meistens in dem sinn verstanden: wenn ich dich zufriedenstelle (durch meine leistungen); dann wäre aber der nachsatz unverständlich. Die worte bedeuten einfach: wenn ich es dir damit recht mache, wenn es dir recht ist, dass ich dein diener oder knecht bin und nicht dein g e s e l l e, so trete ich in deinen d i e n s t.

4715 So bleibe denn die sonne mir im rücken!
Der wassersturz, das felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem entzücken.
Von sturz zu sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend strömen sich ergiessend,
Hoch in die lüfte schaum an schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem sturm erspriessend,
Wölbt sich des bunten bogens wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in luft zerfliessend,
Umher verbreitend duftig kühle schauer.
4725 D e r spiegelt ab das menschliche bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen abglanz haben wir das leben.

Die letzten verse werden gewöhnlich gedeutet nach äusserungen Goethes wie in der Pandora vom menschengeschlecht, 'bestimmt erleuchtetes zu sehen, nicht das licht', oder in dem 'versuch einer witterungslehre': Das wahre, mit dem göttlichen identisch, lässt sich niemals von uns direkt erkennen, wir schauen es nur im abglanz, im beispiel, symbol, in einzelnen und verwandten erscheinungen —. Aber zu einer solchen deutung stimmt der wortlaut unseres textes nicht: der regenbogen spiegelt das menschliche b e s t r e b e n ab, genauer: an ihm als dem farbigen abglanz der sonne (nicht am regenbogen als solchem) haben wir das (menschliche) leben. In ihm haben wir also ein gleichnis des menschlichen lebens und strebens in seinem verhältnis zum göttlichen: wie der regenbogen ein abglanz des sonnenlichtes ist, so ist auch unser streben ein abglanz, eine offenbarung des göttlichen lebens. Und für d i e s e n gedanken hätten wir eine parallele in einer äusserung des dichters in dem theatervorspiel vom 19. september 1807: 'So im kleinen ewig wie im grossen wirkt natur, wirkt menschengeist, und beide sind nur abglanz jenes urlichts droben, das unsichtbar alle welt erleuchtet'. Vgl. auch das zahme Xenion: 'Wär' nicht das auge sonnenhaft, die sonne könnt' es nie erblicken; läg' nicht in uns des gottes eigne kraft, wie könnt' uns göttliches entzücken?', und aus dem 'Proömion' (2.): 'Ihm ziemt's, die welt im innern zu bewegen, natur in sich, sich in natur zu hegen, so dass, was in ihm lebt und webt und ist, nie seine kraft, nie seinen geist vermisst'. — Übrigens ersehen wir aus dieser stelle des Faust (auch nach der gewöhnlichen erklärung) und ebenso aus dem ent-

sprechenden Paral. 63 (anfang: Er wacht auf, fühlt sich gestärkt, verschwunden alle vorhergehende abhängigkeit von sinnlichkeit und leidenschaft. Der geist, gereinigt und frisch, nach dem höchsten strebend), dass Faust sich schon jetzt 'dem ideellen genähert' hat und nicht erst durch den besuch der mütter. —

5677 Seht, wie die grimmen ungestalten,
Bewegt im rasch gewonnenen raum,
Das doppelflügelpaar entfalten.

Es scheint nicht überflüssig zu sein, darauf hinzuweisen, dass 'bewegt im rasch gewonnenen raum' nicht, wie man zunächst annehmen möchte, eine apposition zu dem vorausgehenden subjekt 'die grimmen ungestalten' ist, sondern zu dem nachfolgenden objekt 'das doppelflügelpaar'. Die drachen selbst haben ja schon lange halt gemacht (5520 ff.). Vgl. 9510: Und sie beschützen um die wette, ringsum von wellen angehüpft, nichtinsel dich.

Nymphen im chor (sie umschliessen den grossen Pan).

5872 Auch kommt er an! —
Das all der welt
Wird vorgestellt
Im grossen Pan.
Ihr heitersten, umgebet ihn,
Im gaukeltanz umschwebet ihn;
Denn weil er ernst und gut dabei,
So will er, dass man fröhlich sei.
5880 Auch unterm blauen wölbedach
Verhielt er sich beständig wach,
Doch rieseln ihm die bäche zu,
Und lüftlein wiegen ihn mild in ruh' usw.

Obgleich in v. 5881 die ausgaben wie die handschrift den indikativ 'verhielt' bieten, kann doch kein zweifel sein, dass der dichter hier den konjunktiv 'verhielt'' gemeint hat: auch würde sich der grosse Pan unter dem blauen wölbedach beständig wach verhalten, wenn die bäche ihm nicht zurieselten und lüftlein ihn nicht mild in ruh' wiegten. Und nur eben, wenn er aus solch einem schlaf erwacht, erregt der sonst gute und fröhlichkeit liebende gott durch den gewaltigen schall seiner stimme (panischen) schrecken. Der apostroph ist in der handschrift weggelassen (wie nach Erich Schmidt auch sonst oft; siehe in der Weimarer ausgabe bd. 15, 2 zu 4943 und 5388) und auch in den ersten drucken nicht nachgetragen. Ebenso lesen wir z. b. in v. 4830 gieng', in H aber und in den ersten ausgaben von 1828 bis 29 gieng. Umgekehrt scheint 5388 der indikativ begieng, der in den handschriften steht, richtig zu sein, nicht der apostrophierte konjunktiv begieng', den schon die erste ausgabe bietet: wie er es begieng (und genoss, 5385), so muss er es auch büssen (vgl. 5386). Siehe auch Morris, Goethestudien II, 263 (2. auflage).

6249 Du spricht als erster aller mystagogen,
Die treue neophyten je betrogen,
Nur umgekehrt. Du sendest mich ins leere,
Damit ich dort so kunst als kraft vermehre;
Behandelst mich, dass ich, wie jene katze,
Dir die kastanien aus den gluten kratze.

Nur immer zu! Wir wollen es ergründen.
In deinem nichts hoff' ich das all zu finden.

Zur erläuterung der behauptung Fausts, dass Mephistopheles ihn umgekehrt wie die mystagogen betrügen wolle, dient nur der erste satz 'Du sendest mich ins leere, damit ich dort so kunst als kraft vermehre', und zwar ist hier der hinzugefügte nebensatz nur scheinbar ein finalsatz; denn es ist nicht Mephistos absicht, Fausts kraft und kunst zu vermehren: es ist dies eine folge, die Faust von seinem gange zu den müttern für sich erwartet. Der zweite satz 'Behandelst mich' (usw.) knüpft wieder an die erste behauptung 'Du sprichst als erster aller mystagogen' (usw.) an und fügt etwas neues hinzu, und der sinn dieser worte scheint der zu sein: Du redest so, als handelte es sich nur darum, dass ich statt deiner die kastanien aus dem feuer hole; ich hoffe aber bei den müttern mehr als nur das 'idol' der Helena zu finden. —

6473 Zum weihrauchsdampf was duftet so gemischt,
Das mir das herz zum innigsten erfrischt?

Die worte des ersten satzes sind ungewöhnlich gestellt, denn die natürliche folge wäre: was duftet so, zum weihrauchsdampf gemischt? Das ergäbe auch einen richtigen vers; doch wären dann die beiden zueinander in beziehung stehenden pronomina 'was' und 'das' zu weit von einander getrennt. Vgl. z. b. 2927 f. An einer wohlgeweihten stätte zum ewig kühlen ruhebette.

7152 Wer sind die vögel, in den ästen
Des pappelstromes hingewiegt?

Ursprünglich hat Goethe 'in den ästen des Peneusstromes' geschrieben und dann in der haupthandschrift den fehlerhaften rhythmus gebessert durch die änderung 'des pappelstromes'. Dieser ausdruck erschien jedoch den ersten herausgebern des Faust unverständlich oder allzu kühn, und sie setzten dafür 'der stromespappeln'. Die handschriftliche lesart ist mit recht wiederhergestellt, der pappelstrom ist aber nicht ein von pappeln umgebener strom, sondern eine dichte oder dicht erscheinende reihe wogender pappeln. Der aus Goethes gedicht ‚Die glücklichen gatten' angeführte ausdruck pappelbäche (die das neu gebaute haus umschlingen) bezeichnet dagegen wirkliche bäche (zwei arme eines geteilten baches), die den wohnsitz umfliessen und von pappeln umstanden sind, hinter denen das haus freundlich herausschaut. Vgl. noch im ersten bande der jubiläumsausgabe von der Hellens anmerkung zu v. 65 desselben gedichtes (waffenwogen, blinkender waffenfluss) und im Faust 7207 (Wolltest du zu unsern gauen dich ans grüne meer verfügen), 7010 (von grauer zelten woge) und 9204 (der herden woge).

7172 Das sind die saubern neuigkeiten,
Wo aus der kehle, von den saiten
Ein ton sich um den andern flicht.
Das trallern ist bei mir verloren:
Es krabbelt wohl mir um die ohren,
Allein zum herzen dringt es nicht.

Unter den saubern (musikalischen) neuigkeiten sind nicht die gleitenden und klingenden reime der romantiker zu verstehen, sondern, wie das 'trallern' in v. 7175 beweist, italienischer koloraturgesang und -spiel mit langen trillern und dergleichen.

7953 Auf meinem Harz der harzige dunst
Hat was vom pech, und das hat meine gunst;
Zunächst der schwefel . . . Hier bei diesen Griechen
Ist von dergleichen kaum die spur zu riechen.

'Zunächst der schwefel' hat man nicht recht erklären können und deshalb den text etwas voreilig geändert in 'das hat meine gunst zunächst dem schwefel'. 'Zunächst' wird aber von Goethe auch anders gebraucht als heute, nämlich auch zur bezeichnung der nächsten zeit und folge, also gleich nächstens, demnächst, nächstdem, sodann; z. b. im Faust 1419 Und wir besprechen das zunächst (= nächstens), 8252 Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht (= recht bald), 11042 So könnt' ich wohl zunächst das ganze reich verschreiben (= bald); besonders aber in dem aufsatz Die skelette der nagetiere (1824) in der zweiten hälfte die stelle: Daher der sammeltrieb und zunächst gar manche handlung, die einer überlegten kunstfertigkeit ganz ähnlich sehen möchte (= nächstdem, sodann). Vgl. auch Purkinje in Goethes aufsatz Über das sehen in subjektiver hinsicht (1820): zunächst diesem liesse sich behaupten; und Lessing im Laokoon IV: Nichts nötigt hiernächst (= ferner, sodann) den dichter — [1].

8852 Durch Kastor und durch Pollux aber bald befreit,
Umworben standst du ausgesuchter heldenschar.

Erich Schmidt verbindet 'Umworben' mit 'ausgesuchter heldenschar', wie 8117 (Jahrtausenden so schrecklich als gekannt) 'gekannt' mit dem dativ verbunden ist; jedoch ist hier die verbindung vermittelt durch das vorausgehende 'schrecklich', und auch das participium 'gekannt' selbst lässt sich leichter als andere passivparticipia mit dem dativ verbinden (vgl. bekannt, cognitus, notus); ähnlich 6218 Göttinnen, ungekannt euch sterblichen; ferner im Paral. 173, 1. und 2.: allen doch begehrt. An unserer stelle aber liegt es wohl näher, den dativ mit 'standst du' zu verbinden (wegen der wortstellung). Goethe hat selbst zwischen diesen beiden verbindungen geschwankt und in einem seiner handschriftlichen entwürfe 'Standst du umworben von ausgesuchter heldenschar' geändert in 'Umworben standst du ausgesuchter heldenschar' und also 'umworben' von dem nicht mehr zugehörigen dativ abgerückt; in einem andern aber versuchte er 'standst du' durch 'vor' mit dem dativ 'heldenschar' zu verbinden. In der haupthandschrift jedoch liess er den blossen dativ stehen trotz der sprachlichen härte. Vgl. 10961 'Mit stolz in tiefster brust, mit demut an gebärde stehn fürsten dir gebeugt', wo eine handschrift ursprünglich ebenfalls 'V o r dir gebeugt' hatte (im anfang des verses, worauf dann wohl 'stehn fürsten' folgen sollte).

9346 Schwach ist, was der herr befiehlt,
Tut's der diener, es ist gespielt:
Herrscht doch über gut und blut
Dieser schönheit übermut.

Nicht sowohl der befehl des herrn als vielmehr die gewalt der schönheit Helenas, der neuen herrin, nötigt den diener zu den dienstleistungen, die er gern

1) Nachträglich finde ich in dem neuen Faustkommentar von Karl Alt die kurze bemerkung zu v. 7955: zunächst nächstdem ohne begründung oder quellenangabe.

und leicht, wie spielend, vollzieht. Zu 'dieser schönheit übermut' möchte ich lieber auf den spruch hinweisen, den Goethe in der dritten abteilung seiner Maximen und reflexionen anführt (nr. 362 bei Max Hecker): Vis superba formae. Ein schönes wort von Johannes Secundus (und bald danach: Schönheit und geist muss man entfernen, wenn man nicht ihr knecht werden will). Der übermut der schönheit liegt eben darin, dass sie eine solche gewalt und herrschaft über andere ausübt.

9843 Welche dies land gebar
Aus gefahr in gefahr,
Frei, unbegrenzten muts,
Verschwendrisch eignen bluts
Den nicht zu dämpfenden
Heiligen sinn
Alle den kämpfenden
Bring' es gewinn!

Hier ist die interpunktion der handschriften und der ersten ausgaben besonders mangelhaft[1]; denn es fehlt jedes zeichen nach 'muts' und nach 'sinn', während nach 'bluts' ein punkt steht. Dass nun nach 'muts' ein komma nötig ist, wird niemand bezweifeln; ebensowenig, dass nach 'sinn' mindestens ein komma stehen muss, gleichviel, wie man den text lesen und deuten mag. Aber schwierig ist die interpunktion nach 'bluts' und die erklärung des akkusativs 'Den — sinn' und überhaupt die beziehung der sätze und satzteile in der ganzen stelle. Die überlieferung mit 'Den — sinn' ergibt keinen sinn; was Riemer dafür eingesetzt hat 'Mit nicht zu dämpfendem heiligem sinn' ist formell unmöglich und ganz unwahrscheinlich. Sicher aber scheint die beziehung des relativsatzes (nebst seinen beifügungen) zu 'alle den kämpfenden' zu sein. Diese beziehung würde jedoch gestört durch einen andern, vorgeschobenen dativ singularis 'Dem — sinn', den Erich Schmidt in den text gesetzt hat. Ich wage die vermutung, dass 'Den' aus 'Im' entstellt ist, obgleich 'Den' auch in Goethes eigenhändigem entwurf dieser verse in H [2] zu stehen scheint. Wie die verderbnis eingetreten ist, lässt sich wohl vermuten, aber nicht leicht entscheiden[2]; doch wird der text durch diese, immerhin leichte änderung wenigstens lesbar. Nach 'bluts' wäre dann gar kein zeichen oder ein komma zu setzen und dieses mittelstück als eng zusammengehörig anzusehen: die in ihrem nicht zu dämpfenden heiligen sinn ihr eigenes blut verschwenden.

11 243 Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von ast zu ast gerüste bauen,
Dem blick eröffnen weite bahn,
Zu sehn, was alles ich getan,

1) Vgl. auch z. b. 6287 gestaltung, umgestaltung, des ewigen sinnes ewige unterhaltung. Umschwebt von bildern aller kreatur, sie sehn dich nicht, denn schemen sehn sie nur. Überliefert ist ein komma nach 'unterhaltung' und ein punkt nach 'kreatur'. Siehe noch unten s. 339 ff.

2) Nur eins will ich andeuten: jene eigenhändige niederschrift der verse in H [2] braucht nicht der allererste entwurf derselben zu sein. Bei einer, auch eigenhändigen, *spätern* abschrift aber konnte sich leicht ein versehen einschleichen. Und in der tat finden sich auch sonst in Goethes eigenen manuskripten sonderbare versehen, z. b. 9601 schmerz geschrei für scherzgeschrei, 9660 sonnen durchstrahlenden äther für sonnedurchstrahlten äther, und anderes mehr.

Zu überschaun mit einem blick
Des menschengeistes meisterstück,
Betätigend mit klugem sinn
Der völker breiten wohngewinn.

Die letzten verse bedürfen wohl einer erklärung (vgl. den kommentar von Witkowski): Faust will von dem luginsland überschauen, was er schon geleistet hat, während er noch weiter bemüht ist, mit klugem sinn zu betätigen, d. h. durch taten zu erweisen, dass viel land für ansiedlungen gewonnen ist, wie er ja auch bald darangeht, das neuland noch mehr auszunutzen (siehe 11 501 ff. 11 539 ff. und 11 559 ff.). Goethe hat das wort 'betätigen' gern gebraucht, siehe die deutschen wörterbücher und z. b. noch den brief an Zelter vom 11. okt. 1826 (nach der mitte): Man sollte sich beizeiten sagen, dass alles zu vermeiden rätlich ist, was man sich nicht im genuss aneignen oder produktiv, sich selbst und andern zur freude, betätigen kann (d. h. tätig verwerten), und danach könnte man Fausts worte auch so erklären: den gewinn an bewohnbarem land tätig verwertend. Das participium ist übrigens nicht den infinitiven 'zu sehn' und 'zu überschaun' untergeordnet, sondern dem ganzen satze beigefügt.

11 685 Misstöne hör' ich, garstiges geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem tag;
Es ist das bübisch-mädchenhafte gestümper,
Wie frömmelnder geschmack sich's lieben mag.
Ihr wisst, wie wir in tief verruchten stunden
Vernichtung sannen menschlichem geschlecht;
Das schändlichste, was wir erfunden,
Ist ihrer andacht eben recht.

Hier sind die kommentare ganz unzulänglich. Der gesang der ungeschlechtigen[1] engel, die deshalb mann und weib zu verführen vermögen (11 781 f.), erinnert den teufel an das bübisch-mädchenhafte gestümper von kastraten, das einer verkehrten frömmigkeit gefällt, und was die teufel ersonnen haben, um das menschliche geschlecht seiner vernichtung durch aussterben entgegenzuführen, verwertet diese art von frommen bei ihrer kirchlichen andacht. Eine solche erfindung der teufel entspricht durchaus der tendenz, zu der Mephistopheles im ersten gespräch mit Faust sich bekennt (1338 ff., 1357 f. und 1364 ff.).

Zuletzt möchte ich noch einige stellen besprechen, deren verständnis erst durch eine änderung der interpunktion gewonnen oder gesichert wird. Goethe selbst war in der zeichensetzung nachlässig, ungleichmässig und eigenartig, und seine philologischen korrektoren haben daran nicht viel gebessert. Nun ist es allerdings durchaus berechtigt, dass die Weimarer ausgabe die ursprüngliche interpunktion möglichst genau festzuhalten sucht; doch nicht nur unnötig, sondern nachteilig für das verständnis eines weiteren leserkreises ist es, wenn auch andere ausgaben, wie die jubiläumsausgabe oder die von Witkowski kommentierte, unserer heutigen, genaueren zeichensetzung nur wenig sich anbequemen, während sie die jetzige rechtschreibung, die doch mehr nur dem auge des lesers eine erleichterung bietet,

1) Später erscheinen sie ihm mehr als buben (11 763, 11 767 und 11 794).

völlig angenommen haben. Ich meine zunächst fälle von dieser art: 1696 Kannst du mich mit genuss betrügen; das sei für mich der letzte tag! Hier sind vordersatz und nachsatz durch ein semikolon getrennt und so auch sonst oft. Ferner 4644 Grosse lichter, kleine funken glitzern nah und glänzen fern; glitzern hier im see sich spiegelnd, glänzen droben klarer nacht. Nach 'fern' ein semikolon, obwohl der folgende satz anaphorisch mit demselben verbum beginnt und dasselbe subjekt hat. Noch auffälliger ist der punkt in v. 6243 Du sähst doch etwas. Sähst wohl in der grüne gestillter meere streichende delphine; sähst wolken ziehen, sonne, mond und sterne. Andererseits fehlt sehr oft jedes verdeutlichende satzzeichen, meist ein komma, wo der satzbau und sinn es erfordern, während es in genau entsprechenden fällen sogar von Goethe selbst gesetzt ist. Z. b. 9180 Würdig, o würdig, dreifach würdig sei gesegnet ein solcher empfang! (Nach dem dritten 'würdig' muss ein komma stehn, weil es nicht adverbial ist, sondern eine appositive bestimmung des subjekts). 9482 Wer die schönste für sich begehrt, tüchtig vor allen dingen seh' er nach waffen weise sich um. (Ein komma nach 'dingen' aus demselben grunde: der sei vor allem selbst tüchtig, dann aber sehe er sich auch weise nach waffengenossen um.) 9491 Unsern fürsten lob' ich drum, schätz' ihn höher vor andern, wie er so tapfer klug sich verband, dass die starken gehorchend stehn ('so tapfer' müsste zwischen kommata stehn: der so tapfer ist; 'klug' dagegen ist adverb, wie in der ersten strophe 'weise'; siehe oben). 9651 Kräftig und zierlich aber zieht schon der schalk die geschmeidigen, doch elastischen glieder listig heraus. (Ein komma nach 'aber'! Auch hier sind eine appositive und eine adverbiale bestimmung – 'listig' – vereinigt [1].) 9802 Deinem gleich ist unser wille nicht so leicht hinweggerafft. (Ein komma nach 'gleich'!) Die richtige interpunktion bietet in ganz ähnlichen fällen der dichter selbst, z. b. 7375 Dann Orpheus, zart und immer still bedächtig, schlug er die leier allen übermächtig. (Deutlicher noch, wenn nach 'Orpheus' ein kolon gesetzt wird; denn 'zart und immer still bedächtig' ist eine apposition für das folgende 'er'.) 9603 Nackt, ein genius ohne flügel, faunenartig ohne tierheit, springt er auf den festen boden; und sogar 7425 Wie war sie reizend! jung, des alten lust! (d. h. in ihrer jugendblüte des alten lust). Und so noch vieles andere, z. b. 9691 Lass der sonne glanz verschwinden, wenn es in der seele tagt, wir im eignen herzen finden, was die ganze welt versagt. (Damit man gleich beim ersten lesen erkenne, wie die sätze zu sondern und zu verbinden sind, sollte nach der ersten zeile stärker interpunktiert werden, etwa mit einem kolon.)

Doch sind dies immerhin stellen, deren sinn nicht zweifelhaft sein kann, wenn mancher auch einen augenblick stutzen mag, vorausgesetzt, dass er nicht eben gedankenlos darüberhin liest. Aber bedenklicher sind andere fälle, in denen das verständnis des lesers, das doch, besonders im zweiten teile des Faust, noch mit ganz andern, sachlichen und gedanklichen, schwierigkeiten zu kämpfen hat, durch eine mangelhafte interpunktion erschwert oder geradezu irregeführt werden kann; ja manchmal muss der sinn der stelle wohl erst überhaupt neu gewonnen und festgestellt werden. Hier einige beispiele, nach der reihenfolge der verse geordnet.

1) Noch auffälliger ist die zusammendrängung der bestimmungen in v. 9645 ff. Ursprünglich hiess es: Diesen zierlich kräftig geborenen kaum faltet –.

338 Von allen geistern, die verneinen,
Ist mir der schalk am wenigsten zur last.
Des menschen tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte ruh';
Drum geb' ich gern ihm den gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muss als teufel schaffen.

Der letzte vers wird wohl gewöhnlich als relativsatz gefasst, im anschluss an 'den gesellen' und der interpunktion entsprechend. Und doch ist der mangel der inversion sehr hart und diese wortstellung (statt: und als teufel schaffen muss), obwohl bei Goethe, auch im Faust, nicht *ganz* unerhört, doch hier fast unerträglich. Auch sollte man dann nicht 'den', sondern 'einen gesellen' erwarten. Aber wenn wir annehmen, dass der dichter hier nur ungenau interpungiert habe, und nach 'zu' ein kolon oder semikolon setzen, so haben wir in dem verse einen regelrechten hauptsatz, und 'den gesellen' (den *gefährten* 3243) bedarf keiner ergänzung, weil es demonstrativ ist. Vgl. z. b. 3470 Dass ich dich in *der* gesellschaft seh', 3475 Als *des* menschen widrig gesicht (etwas anders 3241 Du gabst zu dieser wonne — mir den gefährten, den ich schon nicht mehr entbehren kann). Es scheint mir, dass diese sätze, die der herr nicht mehr zu Mephistopheles spricht, bei solcher auffassung und interpunktion auch in der deklamation gewinnen und natürlicher, ausdrucksvoller und energischer klingen.

1799 Und euch, mit warmen jugendtrieben,
Nach einem plane, zu verlieben.

Das komma nach 'plane' ist sinnwidrig, mag man auch die kommata, die die adverbiale bestimmung 'mit warmen jugendtrieben' einschliessen, gelten lassen.

3408 Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn,
Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen küssen
Vergehen sollt'!

Der bloss empfindende und geniessende leser wird bei diesem leidenschaftlichen lyrischen erguss nicht nach dem genaueren sinn und nach der interpunktion fragen. Aber manchem philologen wäre das verständnis erleichtert worden, wenn hier das ausrufungszeichen von anfang an nicht am schluss, sondern nach 3411 (So wie ich wollt') gestanden hätte. Man wäre dann schwerlich auf den einfall gekommen, dass der letzte satz bedeute: sollte ich auch an seinen küssen vergehen; und auch einen aufschrei des verlangens hätte man dann nicht darin gefunden ('sollt'' als wunschform). Es ist zu dem vorausgehenden wunschsatze der *nachsatz*, in dem die *folge*, statt mit 'würde', mit 'sollte' bezeichnet ist, weil Gretchens wille daran beteiligt wäre.

4634 Wenn sich lau die lüfte füllen
Um den grünumschränkten plan,
Süsse düfte, nebelhüllen
Senkt die dämmerung heran.
Lispelt leise süssen frieden,

Wiegt das herz in kindesruh;
Und den augen dieses müden
Schliesst des tages pforte zu.

Nach dieser interpunktion müssen wir annehmen, dass 'lispelt' und 'wiegt' und 'schliesst' imperativformen der zweiten person pluralis sind und dass also die elfen sich gegenseitig auffordern. Nun werden die elfen allerdings von Ariel gemahnt, an Faust ihre schönste pflicht zu erfüllen (4621 ff.), wie sie später von ihm gewarnt werden (4666 ff.); in ihren eigenen versen aber würden sie nur in dieser ersten strophe einander anreden. Dies scheint mir dem stil und charakter dieses gesanges zu widersprechen, in dessen ersten strophen die wechselnden erscheinungen des abends und der nacht als solche, in ihrem eigenen, natürlichen ablauf und wirken, geschildert zu sein scheinen. Wenn wir den punkt am ende des vierten verses nach unserem brauch in ein komma ändern, so bleibt 'dämmerung' das subjekt von 'lispelt', 'wiegt' und 'schliesst' (letzteres intransitiv, wie z. b. in der szenischen bemerkung am schluss des prologs im himmel: Der himmel schliesst). So ergibt sich eine folge reiner naturbilder ohne eine störende unterbrechung; die elfen aber vollziehen die befehle ihres meisters eben dadurch, dass sie diese verse singen, in denen sie zugleich die fortschreitende beruhigung und genesung Fausts teils feststellen (4640 f.), teils durch die unmittelbare anrede des schlafenden und erwachenden befördern (3. und 4. strophe). Mit der überlieferten interpunktion vgl. die der oben angeführten stellen 4645, 6243 und auch noch 9517, wo wir wenigstens in der Sophienausgabe lesen: Das land —, das früh an ihr hinaufgeblickt. Als, mit Eurotas schilfgeflüster, sie leuchtend aus der schale brach.

Gärtnerinnen. Euren beifall zu gewinnen,
Schmückten wir uns diese nacht,
5090 Junge Florentinerinnen
Folgten deutschen hofes pracht;
Tragen wir in braunen locken
Mancher heitern blume zier;
Seidenfäden, seidenflocken
Spielen ihre rolle hier.

Da die jungen Florentinerinnen eben die gärtnerinnen sind, so scheint es angemessener, v. 5090 als apposition zu fassen und nach 'Florentinerinnen' ein komma zu setzen, als einen wechsel des subjekts anzunehmen mitten zwischen einem vorausgehenden und einem folgenden 'wir'. In v. 5092 ist dann die inversion entweder ebenso zu erklären wie die in v. 5089 (dann sollten wir aber nach 'pracht' nur ein komma setzen), oder wir haben hier eine uns nicht geläufige, aber bei Goethe nicht ganz seltene nachstellung des subjekts. Siehe Erich Schmidt in der jubiläumsausgabe zu 4643 und Knauth, Goethes sprache und stil im alter, s. 136 ff., und z. b. 8235 Ergiess' ich gleich des lichtes menge, 9794, 9823, 11563, und vgl. 5383 ff., wo der zweite hauptsatz an sich auch zweiter nachsatz (mit der gewöhnlichen inversion) sein könnte.

8206 Wir sind gewohnt,
Wo es auch thront,
In sonn' und mond
Hinzubeten; es lohnt.

Da 'in sonn' und mond' eine nähere bestimmung des vorausgehenden relativsatzes ist (also: sonn- und mondgötter) und nicht in den hauptsatz 'wir sind gewohnt — hinzubeten' gehört, so muss dieser zusatz zwischen kommata eingeschlossen werden. Inhaltlich entspricht dieser strophe der sirenen die frühere in v. 8190 ff. Dort raten sie, alle göttlichen gnaden zu ehren und von allen göttern eine schädigung zu fürchten (8192 'Ehrt ihr' ist natürlich ein imperativ mit hinzufügung und nachstellung des subjekts, wie z. b. 8022, 8303 und sonst).

9827 Magst nicht in berg und wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alsobald
Reben in zeilen,
Reben am hügelrand,
Feigen und apfelgold.
Ach in dem holden land
Bleibe du hold!

Die handschriften und die ältesten ausgaben haben nach 'verweilen' ein komma; Erich Schmidt jedoch findet es 'sinnwidrig' in dem 'frage'-, nicht bedingungssatz und hat dafür ein fragezeichen, sogar in die Weimarer ausgabe, gesetzt, ebenso Witkowski. Da aber Euphorion schon in v. 9811 ff. erklärt hat, dass er in berg und wald nicht friedlich verweilen mag, und da man reben in zeilen und feigen und apfelgold auch nicht in berg und wald suchen darf, so kann kein zweifel bestehen, dass die ursprüngliche interpunktion richtig ist. — Beiläufig erwähne ich, dass Goethe und auch die Sophienausgabe 9831 f. interpungieren: Reben am hügelrand; feigen und apfelgold, und füge die — vielleicht nicht ganz überflüssige — bemerkung hinzu, dass am ende dieser verse 'hold' nicht prädikativ, sondern adverbial gebraucht ist: sei so hold und b l e i b e in dem holden lande!

10 005 Schwestern! Wir, bewegtern sinnes, eilen mit den bächen weiter;
Denn es reizen jener ferne reich geschmückte hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wässern wir, mäandrisch wallend,
Jetzt die wiese, dann die matten, gleich den garten um das haus.

Auch hier ist das überlieferte komma beizubehalten nach 'tiefer' (nämlich: eilend — siehe 10 005 —, nicht adverbiale bestimmung für 'wässern').

10 166 Kaskadensturz, durch fels zu fels gepaart.

Was soll das bedeuten? 'Gepaart' kann hier unmöglich eine apposition für 'Kaskadensturz' sein; vielmehr bezeichnet es die doppelheit der felsen, und die kaskaden stürzen hindurch durch (zwischen) zwei getrennt neben (gegenüber) einander stehende (gepaarte) felsen oder felswände, ähnlich einem wasserfall im gebirge. Wenn hier also ein komma überhaupt nötig wäre, so müsste es nach dem ersten 'fels' stehen. Für die bedeutung von 'durch' vgl. z. b. 7378 Das heil'ge schiff durch klipp und strand gebracht; auch 4716 Der wassersturz, das felsenriff durchbrausend.

11 292 Ich blick' in die ferne
Ich seh' in der näh'
Den mond und die sterne
Den wald und das reh.

Nach 'näh'' ist doch wohl ein komma vergessen. Das blicken in die ferne und das sehen in der nähe ist beides zuerst ganz allgemein ausgesprochen, dann

folgen als beispiele für das eine wie das andere einzelne gegenstände, paarweise zusammengestellt. Bei der gewöhnlichen interpunktion würde dagegen das sehen in der nähe (in der nächsten umgebung) vier objekte erhalten, und zwar nicht nur nahe, sondern auch sehr entfernte.

11 874 Ist um mich her ein wildes brausen,
Als wogte wald und felsengrund,
Und doch stürzt, liebevoll im sausen,
Die wasserfülle sich zum schlund,
Berufen gleich das tal zu wässern;
Der blitz, der flammend niederschlug,
Die atmosphäre zu verbessern,
Die gift und dunst im busen trug,
Sind liebesboten, sie verkünden,
Was ewig schaffend uns umwallt.

So wird gewöhnlich interpungiert; die Weimarer ausgabe hat nach 'trug' ein semikolon (und nach 'verbessern' und 'verkünden' kein komma), vermutlich nach den handschriften und ersten drucken. Der gegensatz zu dem wilden brausen kann aber nicht darin allein liegen, dass die wasserfülle sich in den schlund stürzt. Deshalb müssen wir entweder 'liebevoll' (in liebevoller absicht, trotz des sausens, da sie berufen ist —) oder 'berufen' (mit dem beruf, zu dem zweck) in den hauptsatz selbst hineinstellen, ohne trennung durch ein komma. Jedenfalls ist die stelle so zu erklären, auch wenn wir die interpunktion nicht ändern. Weit auffälliger jedoch ist das komma in v. 11 881, denn so müsste 'Der blitz' das grammatische subjekt von 'Sind liebesboten' werden, mögen wir nebenbei auch noch an 'Die wasserfülle' denken. Das überlieferte semikolon nach 'trug' darf nicht geändert werden. 'Sind liebesboten' (d. h. es sind liebesboten, wie z. b. 12 015 Sind büsserinnen und sonst öfter) hat dann beide, die wasserfülle und den blitz, als subjekt, und die vorausgehende äusserung über den blitz ist, wenn auch formell unvollständig, doch nicht ganz zusammenhanglos, wenn wir nur den infinitiv 'zu verbessern' nicht einfach als eine finale ergänzung von 'niederschlug' ansehen (um die atmosphäre zu verbessern), sondern wie den vorausgehenden infinitiv 'zu wässern' ebenfalls mit 'berufen' verbinden: — die wasserfülle, berufen gleich das tal zu wässern, ebenso der blitz die atmosphäre zu verbessern.

WORMS. ARTHUR FREDERKING.

Zum 'Henno' des Hans Sachs.

Die komödie ist bekanntlich eine bearbeitung der 'Progymnasmata Scenica' des Johann Reuchlin. Der bauernknecht Dromo hat den schneider Danista um ein stück tuch betrogen und wird von ihm gescholten:

O probe vir Dromo, Non inde sic evaseris, trilittere! 270.

Wir haben es hier mit einem humanistenscherz zu tun: '*trilittere*' ist eine bildung Reuchlins und nur dem verständlich, der weiss, dass damit auf Plautus, Aulularia IV 4,6 angespielt wird; dort wird ein dieb als '*trium litterarum homo*' bezeichnet. Reuchlin selbst hat sich veranlasst gesehen, in seinem kurzen, nur in

einer handschrift erhaltenen kommentar zu den 'Progymnasmata' zur erläuterung auf die Plautusstelle zu verweisen:

trilittere i. e. fur. Plautus:
trium litterarum homo

(Holstein, Johann Reuchlins komödien s. 104 zu v. 270.)

Der Schlettstadter humanist Jakob Spiegel übernahm in seine, Tübingen 1512 gedruckte, kommentierte ausgabe der 'Progymnasmata' ausser anderem material des Reuchlinschen kommentars auch diese glosse, in folgender form: '*trium litterarum homo, fur scilicet. hoc enim nomen continet tres litteras*'.

H. Sachs hat '*trilittere*' nicht nur richtig verstanden, so wie es von Reuchlin gemeint war, er hat es auch glücklich nachzubilden vermocht, mit worten, die ganz auffällig an die lateinische glossierung anklingen:

138, 19 *O, o, du frummer knecht Dromo!*
Ein mensch dreyer buchstaben scharff!
Ein dieb ich nit wol sagen darff.
Du bist mir noch nit ubern graben.

Da es wenig wahrscheinlich ist, dass der handschriftliche kommentar Reuchlins H. Sachs zugänglich gewesen sein sollte, so lässt sich diese fast wörtliche übereinstimmung seiner übersetzung mit der erklärung Reuchlins nur durch die vermittlung des Spiegelschen kommentars begreifen. Da der 'Henno' vom 9. Januar 1531 datiert ist, so steht auch zeitlich der benutzung dieses hilfsmittels, sei es in der ersten auflage von 1512 oder in der zweiten von 1519, nichts entgegen.

Für die frage, wie H. Sachs bei der verwendung lateinischer quellen verfahren ist, insbesondere für die noch immer nicht endgültig entschiedene frage nach seinen lateinkenntnissen, darf die eventuelle benutzung ähnlicher hilfsmittel nicht übersehen werden.

KIEL. PAUL CRUSE.

LITERATUR.

W. Hinze, Moscherosch und seine deutschen vorbilder in der satire. Eine quellenstudie (Rostocker dissertation.) Rostock, C. Hinstorff 1903. 144 s.

Joh. Beinert, Deutsche quellen und vorbilder zu H. M. Moscheroschs Gesichten Philanders von Sittewald (Freiburger dissertation). Freiburg i. Br., C. A. Wagner 1904. 64 s.

Mit einem exkurs über Fischart und Moscherosch.

Aus anregungen Erich Schmidts (Zfda. 23, 76), Franz Munckers (Allgemeine deutsche biographie 22, 356) und Ernst Martins (Jahrbuch der gesellschaft für lothringische geschichte 3, 9 f.) sind rasch hintereinander zwei dissertationen über die deutschen vorbilder von Moscheroschs 'Gesichten' erwachsen. Diese literarischen vorläufer sind zum grössten teile Elsässer (auch insbesondere Strassburger) und zumeist satiriker. Ihr einfluss auf Moscherosch ist ganz natür-

lich, denn dieser weilte zu verschiedenen zeiten jahrelang in Strassburg, hat da die wichtigsten eindrücke der knaben- und studienzeit empfangen und stand später auch in der ferne zu Strassburgs gelehrten in regen beziehungen, und andererseits ist sein episch-didaktisches hauptwerk ausgesprochen satirisch und so auch in der geistesart seinen wichtigsten vorbildern verwandt, besonders auch den elsässischen satirikern am eingang des 16. jahrhunderts, welche in Strassburg lange in lebendigem angedenken geblieben waren.

Ich möchte hier noch kurz einiges über Moscheroschs beziehungen zu Strassburg nach neueren arbeiten, besonders nach der sehr ergebnisreichen Münchener dissertation von Ludwig Pariser, 'Beiträge zu einer biographie von Moscherosch' (1891), zusammenstellen. In Wilstätt, nahe bei Strassburg, doch rechts vom Rhein, wurde Moscherosch geboren. *Natus is Wilstatii in episcopatu Argentinensi 7. Martii 1601* (Selbstbiographie, mitgeteilt von G. Witkowski in dieser zeitschrift 21, 185). Der frühreife knabe kam bald aus seinem geburtsorte in die reichsstadt, wo er das protestantische gymnasium und ungefähr von 1620 an die juristische fakultät daselbst besuchte. Im jahre 1622 unter dem dekanate des geschichtsprofessors und universitätsbibliothekars dr. Joachim Clutenius wird er magister, im jahre 1624 in Genf doktor der rechte. Nach einem längeren aufenthalt in Paris kehrt er in die heimat zurück, wo er zunächst 1626 erzieher wird und sich 1630 mit seinem glücklichen mitbewerber Samuel Gloner vergeblich um die lehrkanzel der poesie an der Strassburger universität bewirbt. Er wird in dem gleichen jahre amtmann in Kriechingen bei Metz, 1636 in Finstingen a. d. Saar, wo er bis 1642 verbleibt. In beiden orten, unweit von Strassburg, steht er in regem brieflichen verkehre mit den lehrern und freunden aus der akademischen zeit, besonders mit dem professor der poesie Johann M. Schneuber. Sie berichten ihm über ihre arbeiten, beurteilen einander ihre neueren werke und dichten sich gegenseitig lateinisch an. Schneuber gehört mit mehreren freunden Moscheroschs dem von J. Rumpler 1633 gegründeten sprachverein, der 'Aufrichtigen tannengesellschaft', an, vielleicht auch Moscherosch selbst, der sich 1635 kurze zeit in Strassburg bei seinem bruder, einem wundarzt, aufhält (vgl. G. Voigt, Die dichter der Aufrichtigen tannengesellschaft. Jahresbericht des gymnasiums Groß-Lichterfelde 1899). Seine gründliche wissenschaftlich-theologische bildung und seine aufrichtige innerliche frömmigkeit verdankt er ebenfalls der zeit seiner studien in Strassburg. Die *Insomnis cura parentum* (1643) widmet er seinem ehemaligen lehrer, dem professor und präsidenten des Strassburger kirchenkonvents dr. Johannes Schmidt. Er sagt selbst in der vorrede dazu, das alles, was in dieser schrift 'recht und gut' ist, den vorlesungen und predigten seines gönners entnommen sei. Nach Parisers untersuchungen haben besonders Schmidts predigtsammlung 'Geistlicher schulbrunnen', aber auch schriften der älteren Strassburger pädagogen Jakob Wimpheling und Paul Fagius die *Cura* beeinflusst. Von den greueln der kriegswirren als amtmann schwer bedroht, flieht Moscherosch mit seiner familie nach Finstingen und findet 1642 eine sichere zufluchtsstätte in dem stark befestigten Strassburg, wo er sich auch in dem gleichen jahre das bürgerrecht erwirbt. Hier versieht er von 1645–1656 das amt eines fiskals oder frevelvogts, d. h. polizeidirektors (Martin a. a. o. s. 5). In Strassburg bei Joh. Phil. Mülbe und später bei Josias Städel erscheinen neben der *Insomnis cura* von 1642 an bis 1677 die 'echten' ausgaben der 'Gesichte'. Hier hat er eine reihe von älteren werken zur elsässischen geschichte, so Wimphelings *Germania* (1648 in deutscher, 1649 in lateinischer fassung),

herausgegeben. Hier schliesst er 1656 seine literarische tätigkeit mit dem 'Ausgeübten wörterbuch' *Technologie allemande et française* ab. So muss man ihn unbedingt den Strassburger schriftstellern zurechnen. In den letzten 13 jahren seines lebens, ferne von Strassburg in verantwortungsvollen hohen stellungen bei verschiedenen landesherren dienend, hat er sich nur wenig literarisch beschäftigen können und kein weiteres werk mehr veröffentlicht.

Die französische übersetzung von Quevedos '*Los Sueños*', die *Visions par le Sieur de la Geneste* (Caen 1633) benützt Moscherosch für den ersten teil der 'Wunderlichen und warhafftigen gesichte Philanders von Sittewald'. Die sieben gesichte entsprechen den sieben träumen der vorlage. Moscherosch aber erweitert deren ausführungen sehr, schiebt umfängliche, sachlich neue abschnitte und nutzanwendungen ein. Besonders das 2., 3., 4. und 6. gesicht entfernen sich weit von der vorlage. In den späteren ausgaben werden diese einschübe noch erweitert und vermehrt (vgl. Joh. Wirth, Verhältnis der ausgaben der gesichte zueinander und zur quelle. Dissertation. Erlangen 1887). Die sechs gesichte des zweiten teils (1643) und das 1650 hinzukommende 7. gesicht 'Reformation' sind ganz unabhängig von Quevedo-Geneste.

Für diese erweiterungen im ersten teil und für die gesichte des zweiten teiles hat Moscherosch eine reihe deutscher dichtungen und schriften, deren verfasser er nur zum teil nennt, und zwar auch in freier weise, verwertet. Hinze und Beinert zeigen nun in den genannten dissertationen die art und den umfang dieser beeinflussungen. Sie gehen hierbei verschiedene wege, und ihre ergebnisse ergänzen sich. Da Hinzes dissertation bereits erschienen war, ehe Beinert seine eben fertiggestellte studie veröffentlichte, konnte dieser, zum teil mit benützung Hinzes, aber mit eingehenderen untersuchungen und reicheren ergebnissen, zu einem gewissen abschluss der übernommenen aufgabe gelangen.

Hinze behandelt wesentlich jene vorbilder des 16. und des beginnenden 17. jahrhunderts, auf welche bereits Gervinus (Geschichte der deutschen dichtung[5] 3, 469) hingewiesen hat, also Brant, Murner, Scheit, Fischart, Ringwaldt, Spangenberg, Aventin, Weckherlin, und er fügt noch Geiler und Sommer hinzu, auf die wieder Muncker bereits aufmerksam gemacht hat. Hinze geht so vor, dass er jede quelle von Moscherosch einzeln in ihrer einwirkung auf die gesichte behandelt. Besonders eingehend legt er den starken einfluss von Ringwaldts 'Lauterer wahrheit' dar. Er vergleicht die übereinstimmungen im allgemeinen und die verschiedenen motive und anschauungen mit nebeneinanderstellung der einander ähnlicheren ausführungen. Am schlusse seiner dissertation fasst H. nochmals in kurzem die gesamtergebnisse seiner vergleichungen zusammen. Er zeigt zunächst, dass Moscherosch in der äusseren form natürlicherweise nur wenig von seinen vorgängern übernimmt, weil er ja meist verse in prosa umsetzt und durchaus im wortlaut abweicht, dass er sich ihnen aber in der inneren ausdeutung der verschiedenen vorgeführten laster enger anschliesst. Ferner ergibt sich, dass Moscherosch seinen vorlagen selten längere absätze entnimmt, dass er oft kurze andeutungen zu geschichten, vergleichen und breiteren ausführungen erweitert, den ausdruck belebt und steigert, die reihenfolge der gedanken und motive abändert, allgemeine aussprüche auf ein engeres gebiet bezieht, so auf bestimmte stände, soldaten, studenten oder auf die Franzosen, dass er für ironisches lob eines lasters offenen tadel oder einfache beschreibung setzt und dass er im ganzen die zum teil viel älteren vorbilder dem geiste, dem geschmack und dem ausdruck seiner zeit anpasst.

Beinert hat aber bereits nachgewiesen, dass Hinze durch die benützung der kürzeren ausgaben der Gesichte (1642 und 1643), sowie durch eine unsicherheit in der wahl der belege manche versehen begangen und namentlich den einfluss Fischarts, Geilers, Aventins und vor allem Brants, dem Moscherosch erst für die ausgabe von 1650, und zwar nach der Camerländerischen bearbeitung des Narrenschiffes 1545, das meiste entnommen hat, nur ungenügend berücksichtigt. Beinert geht im gegensatz zu Hinze die einzelnen gesichte der reihe nach durch, wobei er auch im ersten teil die abhängigkeit von der französischen vorlage betrachtet, und untersucht eingehend die einwirkungen der deutschen vorbilder auf die einschübe und auf die selbständigen gesichte. Am schluss stellt er den anteil der einzelnen vorgänger knapp zusammen. Beinert berichtigt und ergänzt die ausführungen Hinzes und vergleicht darüber hinaus eine reihe neu gefundener quellen mit den gesichten, und zwar zwei geistliche schriften: 'Das hellisch Sodoma' (1629) und 'Vom jüngsten gericht' (1638) von Joh. Matthaeus Meifart, ferner das Thurnierbüchlein (1532) von Georg Rüxner, die Hoffartspredigt (1586) von Lukas Osiander, den Kleiderteufel (1587) von Joh. Strauß und neben nachweisen von zitaten noch Martin Luthers 'Vom kriegs- und soldatenstande' (1527), das an vielen stellen des Gesichtes 'Soldatenleben' seitenlang verwertet wird. Mit diesem nachweis ist die meinung Parisers widerlegt, der einen unmittelbaren einfluss Luthers auf Moscherosch verneint.

Da Moscherosch so viele deutsche satiriker benützt, fällt es auf, dass er in seinen gesichten, wo er so oft veranlassung gehabt hätte, auf die satirische betrachtung der unsitten aller stände bei Hans Sachs einzugehen, keine bekanntschaft mit dessen dichtungen aufweist. Um so auffälliger, als sein zeitgenosse Grimmelshausen ein genauer kenner der dichtungen von Hans Sachs ist, motive und stoffe daraus verwertet und seinen gewährsmann oftmals nennt (Vgl. Ferd. Eichler, Das nachleben des Hans Sachs, 1904, s. 93–97).

* * *

Es erübrigt mir noch, die beziehungen zwischen Fischart und Moscherosch zu beleuchten.

Von vornherein könnte man annehmen, dass Fischart, besonders mit seiner Geschichtklitterung, auf Moscherosch, und zwar besonders auf dessen Gesichte, nachdrücklich eingewirkt habe. Denn beide persönlichkeiten, sowie deren hauptwerke sind in mehr als einer richtung wesensverwandt. Wir wollen dies näher betrachten, um zu erfahren, ob diese annahme berechtigt ist. Erich Schmidt (a. a. o. 76) und Muncker (a. a. o. 356) drücken sich darüber sehr vorsichtig aus: 'Von Fischart hat er (Moscherosch) nur einzelnes an häufungen und wortverrenkungen u. dgl.' – 'Fischarts sprachschöpferisches und sprachzerstörendes walten verführte ihn seltener zur nachahmung als die anderen Elsässer schüler des gewaltigen meisters.' Hinze (71 f.) bringt eine längere liste von Fischart und Moscherosch gemeinsamen ausdrücken. Das beweist aber nichts, weil sich dieser wortschatz bei den meisten alemannischen schriftstellern jener jahrhunderte vorfindet. Nur die beiden gemeinsamen wortspielenden etymologien (Hinze s. 72), wie 'Dockthor', 'Abdecker' für apotheker, 'hexecution', 'maulhenkolisch', 'pfotengramm', 'brachdickanten' und andere (vgl. Hauffen, Fischarts Werke 2, XVIII und 'hexzeptieren' Eulenspiegel Reimenweiß vers 12149) kann man als beweise einer nachwirkung ansehen.

Ich füge noch einige beispiele zur wortbildung, zum stil und zum versbau

an, wo Moscherosch ganz so vorgeht wie Fischart. (Ich zitiere nach der mir gehörigen ausgabe der gesichte I 1650, II 1666). Längere scherzhafte oder willkürliche andeutungen eines wortes, auch mit heranziehung antiker und moderner sprachen, sowie des hebräischen, z. b. Wortspiele: buhlen (I 103), schuster und schuhmacher (II 521 3), Vogesen (II 769); 'tag vnd nacht in . . . fatzerey zubrachten, schwarmfest vnd faßnacht hielten, . . . dahero die faßnacht als fassnacht oder fatznacht ihren vrsprung und namen bekommen' (II 3, vgl. Geschichtklitterung 7 s. 71 3); metze von amazone (II 271). Lange anhäufungen von synonymen wörtern und zusammensetzungen: infinitive im genitiv (II 23), verba mit der präposition durch (II 20 f.), participia auf -iret (I 60), imperfekta auf -irte (I 486), substantiva mit dem grundwort Bärtel (II 76), schimpfliche attribute für ein böses weib (II 318 vgl. Geschichtklitterung s. 110) ein umfängliches wörterverzeichnis der feldsprache (II 633–655), teufelsnamen mit erklärungen (I 658 f.), namen von fürsten des altertums (I 497), in einer parodie der Marienlitanei beschimpfungen einer haushofmeisterin (I 650 f.), rufsätze (I 419 f.), synonyme redensarten (I 450 f.); sprüche in reimpaaren von deutschen und fremden stämmen, die man ohne bestimmte eigenschaften 'auff Erden nicht bald wird sehn'; 'Schlesier, der nicht tranck Waitzenbier | Ein Schweitzer, der nicht gern ißt Milch usw.' (II 456 f.), unterschriften von komischen namen und berufen in reimen: 'Meister Curtle, Zäpffelschläckers; Meister Jobstle, Schaalenleckers' u. a. (II 538 und ebenso 578 f.). — Kreuzfiguren: 'in meiner lieblichen thorheit vnd thorheitlichen Lieblichkeit, in meiner inbrünstigen zuneygung vnd zuneiglichen Inbrünstigkeit' (I 93). — Maccaronische verse: 'führst *Mistlinum* auff *Waglinum* auß' (I 95), ein gedicht in hexametern '*Fahrimus in Schlittis, cum Thalribus atque Ducatis* usw. (I 697). (Beide erscheinungen häufig in Fischarts Trunkenlitanei.) — Reimprosa: I 59, 80; II 14, u. a. auch bei langen anhäufungen I 23, 49; II 20 u. a. — Übertragung antiker verssprüche in selbständiger, meist verbreitender art und mit ganz frei gebauten verschieden langen versen und verschiedener reimstellung, auch mit freiem wechsel von hebung und senkung (I 76. 144. 147. 183. 187. 189. 192/4. 201 f. 217. 233. 291. 427. 550 usw.), nach dem französischen (I 649, II 41), italienischen (II 42) usw. Komischer doppelreim: 'misch gemäsch' | 'wüste wäsch' (II 125).

Beinert versucht auch stoffliche abhängigkeit von Fischart bei den Gesichten nachzuweisen. Gewiss haben einzelne verse des Jesuiterhütleins die scherzhafte beschreibung der hörnerartigen kopftracht elsässischer frauen beeinflusst (Beinert 45 f.), doch seinen ausführungen über das 'Pflaster wider das Podagram' (49 53) kann ich nicht beistimmen. Ich habe (Euphorion 7, 699–702) nachgewiesen, dass der dem 5. gesichte eingefügte abschnitt 'Bedenken wider das Podagram' (II 458–506) eine freie, erweiternde verdeutschung der *Apologia seu Podagrae laus* von Wilibald Pirckheimer ist. Da Moscherosch dieses kleine kunstwerk, eine verteidigungsrede des angeklagten podagra, in einen tröstlichen ratschlag für podagristen umwandelt, musste er schon viele einzelheiten an seiner vorlage ändern und streichen. Ausserdem hat er eine menge von zitaten, beispielen und abschweifungen eingefügt. Durch gegenüberstellungen der drei in betracht kommenden texte habe ich ferner gezeigt, dass Moscherosch nicht Fischarts bearbeitung der Apologie benützt hat. Beinert verweist auf meine studie, will aber darüber hinaus noch einflüsse der auch von Fischart verwerteten *De podagrae laudibus oratio* von Joh. Carnarius und des podagramischen trostbüchleins von Fischart selbst auf das 'Bedencken' und auch auf das 5. gesicht feststellen. Eine beeinflussung von Carnarius ist möglich,

doch nicht erweislich, weil die drei lateinischen verssprüche, die sich bei Carnarius und Moscherosch finden, auch in anderen neulateinischen podagra-enkomien wiederkehren. Dass aber Moscherosch diese schriften gekannt hat, ergibt sich daraus, dass er neben seiner vorlage für das bedenken, *Diapirckeimerion* (442), auch die in der bekannten sammlung von Kaspar Dornavius' *Amphitheatrum . . . hoc est Encomia* (1611) erschienenen podagralobschriften (465), sowie Lukians *Tragopodagra* und G. B. Pontanus *Triumphus Podagrae* erwähnt, denen er (452) grössere zitate entnimmt. Von Carnarius und dem Trostbüchlein dagegen ist nicht die rede. Bezeichnend ist ferner, dass Moscherosch, der, dem allgemeinen brauch der deutschen schriftsteller des 16. und 17. jahrhunderts folgend, antike verszitate in deutsche reime umsetzt, völlig von Fischarts verdeutschungen derselben sprüche im Trostbüchlein abweicht.

Sehen wir uns nun die 'geringfügigen reminiszenzen' an, die Beinert für die anlehnung Moscheroschs an Fischart heranzieht. Zunächst die beschreibung des podagrischen (445), die 'getreu das in worten umgesetzte titelbild zum Trostbüchlein' sein soll. Das wenige, das in der schilderung und dem bilde übereinstimmt, ist typisch, wie das 'ehrbare reputierliche ansehen', die unten dicken beine und die gekrümmten finger. Die einzelheiten aber sind alle verschieden. Der podagrische im bilde geht nicht 'durch den Hof', sondern durch sein zimmer — hinter ihm stehen sorgenstuhl und bett —, drum braucht er sich auch nicht vor den 'Steinen' zu fürchten. Seine stiefel sind nicht 'zerschnitten und zerhackt und gar leise zugeschnürt', sondern ganze, mit pelz gefütterte röhrenstiefel. Er geht nicht 'an einem stecken', sondern gestützt auf zwei krücken. Er schreit nicht, sondern hat die lippen fest geschlossen. Er hat nicht 'ein beltzin Brustduch vorm Magen', sondern einen pelzkragen um die schultern und einen langen mantel an. Schliesslich stehen neben ihm nur auf dem bilde Bacchus mit einem grossen glas wein und Venus mit kissen.

Ferner ist es gar nicht auffällig, dass Fischart (Werke, Hauffen 3, 83 f.) und Moscherosch (476 f.) an der gleichen stelle je einen reimspruch einfügen, weil sie ja bei ihrer bearbeitung der apologie das gleiche an sehr vielen stellen tun. Und dass diese sprüche einander im stoff verwandt sind, erklärt sich aus dem zusammenhang mit dem vorhergehenden, und wenn beide nach dem zitat mit ganz ähnlichen worten fortfahren, so ist es eine ziemlich genaue übertragung der gemeinsamen vorlage: *quid enim divitibus illis delicatius?* usw. Weiter zählt Moscherosch (505) alle griechischen helden als opfer der gicht auf, die auch Pirckheimer an der gleichen stelle nennt, erwähnt aber allein bald danach Erasmus Roterodamus, der, an der gicht leidend, seine trefflichsten sachen geschrieben habe. Beinert (52) meint nun, dass umfängliche ausführungen in Fischarts Trostbüchlein (37–39), wo nach Carnarius mehrere gichtleidende griechische helden (darunter auch andere als bei Pirckheimer) genannt werden, auch deshalb auf Moscherosch eingewirkt haben müssten, weil vor diesen ausführungen — nebenbei bemerkt in ganz anderem zusammenhange — auch Erasmus Roterodamus erwähnt wird. Schliesslich kann es auch nicht als einwirkung gedeutet werden, wenn Fischart (78) und Moscherosch (470) nach Pirckheimer in aufzählungen von ständen, die voneinander im wortlaut abweichen, beide 'Bischof und Bader' anwenden. Denn diese stabreimende zusammenstellung ist in früh neuhochdeutscher zeit allgemein üblich.

Finden sich aber nicht sonst in den gesichten nachweisbare einflüsse von Fischarts werken oder hinweise darauf?

In einem längeren abschnitt über Eulenspiegel (I 217 f.) heisst es: 'ist der nicht ein grosser narr und Eulenspiegel, der die gute zeit verschertzet und indeß meynet, er begehe Doctors arbeit, wann er *glossen* und *Notas*, Lehr und Trost über und auß dem Eulenspiegel schreibet? wan er den Eulenspiegel in Reymen und Gesang stellet?' Diese anspielung kann meiner ansicht nur auf Fischarts 'Eulenspiegel Reimenweiß' gedeutet werden, wo die vorrede, prolog und epilog die glossen und die moralischen nutzanwendungen am schluss der meisten kapitel die *Notas* darstellen. Alle ziehen 'Lehr und Trost' aus dem volksbuch. 'In Gesang' hat Fischart allerdings den Eulenspiegel nicht 'gestellet', aber am beginn seiner vorrede erwartet Fischart, nachdem das volksbuch schon 'in mancherley weiß außgangen', dass es auch 'etwan mit der weil Gesangsweiß' vorgebracht werde (Hauffen 2, 11). Auf die zwei lateinischen versbearbeitungen von Joh. Nemius (1558) und Aegid. Periander (1567) können Moscheroschs angaben nicht bezogen werden.

In dem gesicht '*À la mode* Kehrauß' ereifert sich der dichter gegen die unsitte, deutschen kindern fremdsprachige taufnamen zu geben. Beinert (33) verweist auf Aventins *Chronica*, woher Moscherosch die meisten altdeutschen namen und die etymologie von 'Adelhoff' genommen hat. Das ist richtig. Doch zu den allgemeinen nationalen erörterungen, die wichtiger sind als die auswahl der namen, ist Moscherosch bestimmt von Fischart angeregt worden, dessen aussprüche (Geschichtklitterung, kap. 10) er in anderer reihenfolge, auch zum teil mit anderen worten, doch wiederholt in genauem anschluss wiedergibt.

Fischart 161–163.	Moscherosch I 69–71.
'Witzel . . . meynt, man soll die Kinder all Latinisch auf ein us vnd sus nennen . . . Ja auff Welsch. . . . Der gut Herr acht seinen Griechischen Bauernnamen hoch vnd veracht seinen Teutschen ererbten Namen.	'Warumb dann so du ein Geborner Teutscher bist, hastu nicht auch einen Teutschen Namen? Wass soll dir ein Griechischer vnd Hebreischer Name im Teutschland? . . . warumb hastu dann ein Wälschen Namen?
Was darf man sich nach den Juden nennen, die sich doch nit nach vns nennen. . . . Ich glaube, man meint vnsere Vorfahren haben stäts geschlaffen vnd nit eben mit so grossem bedacht gewußt jren lieben Kindern Namen zugeben, als die Griechen vnd Latiner. Wir haben jetz das frey Regiment, was dörffen wir vns nach den Sclavischen Römern nennen, die Herren nach den Knechten?	Was habt ihr vermeynte Teutsche dan für Trew in ewren Hertzen gegen ewrem Vatterland? wan ihr bedächtet, wie durch die Römische Tyrannen insonderheit den *Caesar* vnd durch die Wälsche Vntrew alles in Zerrüttung kommen, daß ihr gleichwohl ihre Namen zugebrauchen noch gelusten lasset?
. . . solt ich bei Mannlichen Leuten nicht angenehmer werden, wann ich ein solchen . . . Namen hette, der von gethön vnnd hall den Leuten außzusprechen ein lust gibt, als Eisenbart. . . . Welchen wolt es nicht gefallen, wann einer heißt Gottliebe . . . wie können sie	. . . haben dann die Teutsche Namen nicht lust vnd zierde gnug euch zu nennen? Ewere Tugenden vnd Thaten an tag zugeben? Ist euch dan das liebe Teutsche so gar erleydet? dass Ihr Erman . . . Wolrat vnd andere Liebe Schönklingende Teutsche Namen nur über Achsel ansehet vnd verlachet?

dann so grell inn Oren vnnd vnangenem sein?

... thut es jhm so wol inn seinen Priscianischen Witzoren, wann man die Susnamen so schön vergorgelet, verjörgelet, verjoelet vnnd verhundstutzet....

Sollen diese gemartete wörter einen angenem machen, da sie doch keiner versteht....'

Muß euch dann in eweren Bocks-Ohren das Grichische Philander, Philippus ... vnd andere besser lauten? ...

Oder seinen Angebornen Teutschen Nach-Namen mit wälschen Nähtz ... zuüberzuckern. Einzubeitzen vnd Einzusaltzen ... Schämet jhr euch dann ewerer selbest vnd ewrer redlichen Vorfahren?

Schäme dich ... daß du einen Außländischen Namen, vnd den du vielleicht selbst weder verstehest noch weissest, solst einem verständlichen bekanten Teutschen Namen vorziehen.'

Auch in der *Patientia* (nach der handschrift herausgegeben von Pariser; Munckers Forschungen zur neueren deutschen literaturgeschichte I 2. 1897) finden sich ähnliche ausführungen (68–70): 'Warumb die Teutsche nicht vnserer eigenen sprache Namen gebrauchen. sondern vil mehr von den Griechen. bald von Lateinern, bald von den Hebräern....' Dann folgt eine liste 'teutscher' frauennamen, wie sie damals in Strassburg noch üblich waren. Hier, wie in der *Insomnis cura* (cap. 10) kündigt er ein 'Teutsches Namenbuch' an, das nie erschienen ist.

Auch Grimmelshausen hat in seiner schrift 'Pralerey vnd Gepräng mit dem Teutschen Michel' 1673 caput VII in den drei letzten abschnitten, den brauch deutsche kinder mit fremden, namentlich hebräischen namen zu taufen, gerügt. Doch ist hier keine beeinflussung von Fischart oder Moscherosch ersichtlich.

Beinert (43 f.) meint, dass Fischarts Ehezuchtbüchlein Moscherosch 'zu dem Gedanken einer Abhandlung über die Frauen verholfen' habe. Das ist wahrscheinlich. Die Vorrede zu dem gesichte 'Weiber-Lob', welche bestimmt die eigene meinung des verfassers ausspricht, wendet sich scharf gegen die frauenverächter, findet, dass das gute an ihnen das böse 'vmb viel mehr übertreffe', dass edle weiber 'den Männern mit Gehorsam, Fleiss, Zierlichkeit vnd Freundlichen Geberden bevor gehen' und schliesst mit dem schönen ausspruch: 'Glückseelig ist der Mann, welcher bekombt, was er liebet! Aber ein Weiser Mann, liebet was er bekombt.' Das ist ganz im geiste Fischarts gehalten.

Im gesichte selbst stehen sich zwei parteien gegenüber. Hans Thurnmeyer (Joh. Turmair-Aventinus) und Freymund verspotten und beschimpfen die weiber mit sprichwörtern, liedern und beispielen; Weibhold und Philander erwidern aber mit weiberfreundlichen aussprüchen und beispielen bewundernswerter treue. Robertus Expertus fällt zum schlusse das salomonische urteil, dass keine partei recht habe: 'Dann es wären eben so viel böse Männer, als böse Weiber, eben so viel gute Weiber, als gute Männer'.

In Fischarts Ehezuchtbüchlein und im ehekapitel der Geschichtklitterung stimmt – abgesehen von der verwandtschaft der auffassung und des stoffes – noch einzelnes mit dem Weiberlob überein. Im mittelstück des Ehezuchtbüchleins werden die weiber- und ehefeindlichen sprichwörter und aussprüche klassischer autoren von Fischart bekämpft und widerlegt (s. 207 ff., 267 ff.); im ehekapitel beispiele von treuen gattinnen (s. 102; 107) und von buhlerischen weibern (s. 89 f.) in langen listen aufgezählt. Doch sind die sprüche und beispiele hier andere als bei

Moscherosch; ausserdem werden im Weiberlob diese beispiele zu breiten erzählungen ausgedehnt, während sie Fischart nur mit wenigen worten andeutet. Ferner preist und empfiehlt Fischart in beiden schriften die ehe, was im Weiberlob nicht der fall ist, im gegenteil wird hier gegen den schluss an einem streitenden und lästerlich schimpfenden ehepaar ein abschreckendes bild vorgeführt. Beeinflussung Fischarts im einzelnen auf dieses gesicht kann nicht erwiesen werden. Eine anregung im ganzen aber muss doch angenommen werden.

In einem näheren verhältnis stehen Fischarts Trunkenlitanei und die kneipszenen in dem gesicht 'Hanß hienüber, Gauß herüber' (II 200, 209, 213–223, 230 233). Obwohl die ausführung der trinkgelage bei beiden schriftstellern sehr verschieden ist, so ergeben sich doch, ausser einer allgemeinen ähnlichkeit, auch übereinstimmungen in einzelheiten. Beide schildern studentenkneipen. Bei Fischart ist von dem riesenkönig Grandgousier und seinen zum schlachtfest eingeladenen genossen nicht mehr die rede, sondern er gibt auf grund des kurzen 5. kapitels von Rabelais ein umfängliches lebensvolles bild akademischen trink- und singkomments jener zeit, und zwar nicht auf einer wiese, wie bei Rabelais, sondern in einem wirtshaus, wie bei Moscherosch. In dem genannten gesicht finden wir folgende situation: ‚ein alter verlägener Academicus', verbummelter student und tüchtiger zechbruder Lälius geht mit etlichen jungen 'Purschen' in eine herberge. Auf drei tischen wird das mahl aufgetragen. Rechts für die schweizerischen, links für die französischen studenten, in der mitte für Philander, Robertus und Thurmeyer. Lälius geht von einem tisch zum andern, trinkt allen zu und mischt lateinische sätze in seine deutschen reden. (Ein gast in der Trunkenlitanei macht es ähnlich 124, 126, 134 f., 142 f., 150 f., 153 f.) Lälius schlägt vor, 'die Dische zusammenzustossen und in eine Zech zu stehen' (213). (Vgl. Trunkenlitanei 'die Tisch aneinander trag' 151), aber die drei mäßigen am mittleren tisch widerraten es. Was bei Fischart anschaulich dargestellt wird, fasst Philander in wenige zeilen zusammen: 'In den hitzigen, rasenden jungen Jahren haben die versoffenen Purschen so viel Reguln, so viel *Caeremonien*, so viel Spiel vnd Gesänge, die alle zum trincken erdacht vnd dahin gehen, wie man truncken werden möge' (213). Dann werden trinklieder gesungen, auch mit lateinischen versen (vgl. Tl. 135 f.). In diesen liedern werden sprichwörter und redensarten, die den wein feiern, vorgebracht, z. b. 'Dann wer sich schewt ein Rausch zu han, Der . . . ist gewiss kein Biederman' (220), (Tl. 'Wer sich nicht vollsauffen darff, hat entweder ein böß stuck gethan oder wills begehn' 151). 'Wenn sich zwen vmb die haut geschlagen, | So ziehen sie hin zu dem Wein, | Thun ihre sach allda vertragen' (220). (Tl. Zwei raufer vertragen sich beim 'Richtwein' 141.) Robertus bringt aber ganz andere sprüche vor: 'Wein ein, Witz aus.' 'Allzeit voll macht endlich doll'. Er beschwert sich über die nötigung zum zutrinken und dass, wer 'nicht mit hetscht', als 'Schelm, Vnflat, Esel' beschimpft wird. Den drei mässigen wird 'vnder dem getöß' allmählich schwül (221–223). (Tl. Ein moralist erhebt auch ab und zu seine warnende stimme: 'Wir zu vnserer vnschuldigen zeit Trincken nur zu vil on Durst' 124. Und den zu früh weggehenden wird zugerufen: 'Hieher jhr vnfläter, es soll noch diesen ständlingen gelten' 148). Mars, Venus und Bacchus werden in einem athem genannt (214 und Tl. 131). Lälius fordert fürs zutrinken 'ein grosses Glaß von drey schoppen, welches er jhm biß oben einschencken ließe' (212). (Tl. 150 f.) Philander sieht sich nach dem ende das bild der verwüstung an: 'Aber ich fande sie schlaffend darinnen. Einen mit der Nase auff dem Ermel, den andern zu rück auff dem Banck klebend, den Lälius

aber langen wegs auff dem boden. . . Schüssel, Deller, Messer, die Hüte vnd Mäntel, eines hie, das ander da im Saal, vor den Fenstern, auff dem Boden, die Fenster zerschmissen. . . (dem Einen) die Augen waren erstorben als eines gestochenen Kalbs; der Bart vnd das Maul hieng voller Brocken, dass einem eckelt, wan ers ansahe; vast ein Ohme Wein floß vff dem boden vmb den Tisch . . .' (231 f.). (Tl. 'Er sinckt schon auff die Banck, . . . im getümmel als zerspalten: Nun zuck den Banck; Nun wirff den Stul; . . . den Tisch vmb; Gläser all zerbrochen . . . seht, wie der kugelt dort im Schleim und hat die noten noch im bart', 147 'vnd die den Wein verschütten werden, lecken jr teil von der Erden' 150. 'Seh wie Dir die Stieraugen spannenweit vor dem Kopff ligen' 151).

In dem gleichen gesicht findet sich eine grabschrift auf einen franzosen, der 'so lang (er) auff Erden gelebet . . . deß Wassers gehasset' und nur wein getrunken und in wein gekochte speisen gegessen habe. Schwer krank trinkt er ein volles glas wasser aus und gibt danach den geist auf (238—240). Das erinnert an Ronsards grabschrift auf Rabelais, die Fischart verdeutscht hat (Gesichtklitterung 8 f.). Hier heisst es von Rabelais, 'trincken war sein leben' und 'sein Gurgel starck den Wein anzog', dass aber der tod ihm einen krug wassers gereicht habe. Die letzten drei verse des sechszeiligen grabspruches bei Moscherosch lauten: 'War a guatar prassar | Starb doch letzt am Wassar | Ist io immar schadt'. Dieses altertümliche *ar* für *er* konnte Moscherosch der in einem grabe gefundenen rätselhaften weissagung (Geschichtklitterung 43 ff.) entnommen haben.

Das wären also einige einzelbeziehungen zwischen diesen beiden bedeutenden werken. Auch im grossen und ganzen haben sie viel gemeinsames, ohne dass daraus eine abhängigkeit erwiesen werden könnte. Fischart wie Moscherosch hat eine romanische quelle frei bearbeitet in nicht ganz gleicher, doch ähnlicher weise. Beide fügen noch der vorlage, neben umfänglichen einschüben in die übersetzten kapitel, selbständige kapitel hinzu, so Fischart die erste vorrede, das ehekapitel und die von Rabelais nur wenig abhängigen kap. 3, 4 und 8, Moscherosch die sieben gesichte des zweiten teils. Beide verwerten für ihre zusätze und selbständige kapitel zahlreiche heimische quellen (vgl. Hauffen, Neue Fischartstudien 263—289 und die oben besprochenen dissertationen). Beide erklären in der vorrede, dass sie durch scherz belehren wollen und ihre werke sind im kern satiren mit moralisierender tendenz. Alle stände und unsitten der zeit werden beleuchtet vom standpunkt eines wahrhaften ethischen und nationalen gefühls heraus. Beide zeigen sich bewandert in der antiken, der neueren und auch der deutschen volkstümlichen literatur. Obschon auf fremder grundlage aufgebaut, weisen beide uns bilder aus dem deutschen sittenleben jenes jahrhunderts vor, welche, soweit sie auf selbstgeschautem beruhen, uns heute noch in voller frische vor augen treten.

'Aber im guten wie im schlimmen erinnert Moscherosch daran, dass er nicht nur aus demselben südwestlichen landeswinkel wie Fischart stammt, sondern auch unmittelbar durch die schule des älteren satirikers gegangen ist' (M. Koch, Geschichte der deutschen literatur II. Die neuere zeit s. 46). Die schattenseiten beider werke, wie der literatur beider jahrhunderte überhaupt, sind die ermüdende weitschweifigkeit und die arge formlosigkeit. Dieses übermaß von beispielen, dieser wust von zitaten, welche von beiden meist ungenau oder mit willkürlichen änderungen wiedergegeben werden, diese zwecklose anhäufung von synonymen, dieses ewige abschweifen, bei dem man immer wieder den zusammenhang aus dem auge verliert! In alledem ist Moscherosch noch viel massvoller, doch schreibt er

oft sehr trocken und entbehrt des überschäumenden humors seines vorgängers. Beide werke zeigen im ganzen etwas ungleichmässiges, eine unausgeglichene mischung volkstümlicher und gelehrter elemente, keine spur von einer kunstvollen einheit und abrundung.

Noch einige worte über die *Insomnis cura parentum* (abdruck der 1. ausgabe 1643 von L. Pariser; Braunes neudrucke 108/9), soweit Fischart hiebei etwa in betracht kommt. In seiner dissertation (a. a. o. 39) meint Pariser, Moscherosch sei Fischarts 'Anmanung zu christlicher kinderzucht' bekannt gewesen, weil deren pädagogische anweisungen im wesentlichen in diesem 'Vermächnuss' wiederkehren. Nur in den kapiteln 20—24 könnten diese beziehungen gefunden werden, wo Moscherosch seine söhne und töchter belehrt, wie sie dereinst ihre kinder erziehen sollen. Die übereinstimmung zwischen beiden lehren liegt aber nur darin, dass hier wie dort die eltern ermahnt werden, die kinder vernünftig, ernst, liebevoll und im christlichen geiste zu erziehen, sie vor bösen beispielen, vor der ärgernis der welt zu warnen. Beide schliessen mit der bitte: Gott, der die kinder liebt, möge ihnen den weg zum himmel weisen. Die durchführung aber ist ganz verschieden; wörtliche anklänge fehlen durchaus. Man könnte also höchstens eine anregung annehmen.

Meusebach (Fischartstudien, hg. von Wendeler s. 319) hat sich folgende stelle aus der *Insomnis cura* notiert (neudruck s. 79 f.): 'Kauffet das schöne buch der Biblischen Figuren, vndenzu mit Teutschen artigen Reymen außgelegt'. Es ist aber sicher, dass damit nicht die ausgabe von Tobias Stimmer mit Fischarts Reimen gemeint ist, wie Meusebach vermutet. Weder in bild noch wort finden wir hier die in Moscheroschs kurzer andeutung des inhalts erwähnte heirat des Tobias, den reichen mann und den armen Lazarus, Dina, die jungfrau Maria. Ferner hat die genannte ausgabe den titel: 'Neue künstliche figuren Biblischer historien', während drei andere sammlungen von bildern und reimen in dieser zeit 'Biblische figuren' betitelt sind (vgl. Neue Fischartstudien s. 180 f.).

Neben den vielen gemeinsamen eigenschaften ihrer schriften, besonders der grossen romane, haben auch die persönlichkeiten Fischarts und Moscheroschs mehrere gemeinsame züge. Beide sind gelehrte juristen und polyhistoren, doch trotz ihrer gründlichen und vielseitigen gelehrsamkeit wenden sie sich mit warmem anteil den breiten schichten und der volksdichtung zu. Beide preisen die ehe und lehren eine vernünftige erziehung der kinder. Beide sind erfüllt von innerer evangelischer frömmigkeit und dichter geistlicher lieder. Freilich blieb Moscherosch sein leben lang ausgesprochener Lutheraner, ohne den Calvinismus zu unterschätzen (*Insomnis cura* s. 119 f.), während Fischart in späteren jahren sich immermehr dem Calvinismus zuneigt. Wenn dieser zum unterschied von Moscherosch mehrere konfessionell-polemische dichtungen verfasst und calvinistische streitschriften bearbeitet hat, so lag das an dem geiste der kampferfüllten gegenreformation. Beide lieben aufs innigste ihre engere heimat Strassburg (vgl. Neue Fischartstudien s. 176 f. Gesichte II 18. 817. 818, wo ein loblied auf Strassburg von Joh. Freinsheim wiedergegeben und als 'herrlicher gesang' gepriesen wird *Insomnis cura* 123), sowie das deutsche volk und die deutsche sprache (vgl. die obigen ausführungen über deutsche namen; vorrede zum Ehezuchtbüchlein s. 122; Geschichtklitterung 53 u. a.: Gesichte I 3. 212. 498 f.; II 35. 60. 92—103. 126. 191—199).

Moscherosch nennt nirgends Fischarts namen oder eines seiner pseudonyme, er erwähnt, abgesehen vom Eulenspiegel, keine seiner schriften, und doch muss er,

wie oben gezeigt wurde, einige seiner schriften, besonders sein hauptwerk gekannt haben. Jedesfalls hat er sich aber mit Fischarts schriften nur flüchtig beschäftigt, sonst hätte bei der verwandtschaft ihrer naturen und ihres schriftstellerischen wirkens der einfluss deutlicher zutage treten müssen.

PRAG. ADOLF HAUFFEN.

Der sogenannte St. Georgener prediger aus der Freiburger und der Karlsruher handschrift herausgegeben von **Karl Rieder.** Mit 2 tafeln in lichtdruck [= Deutsche texte des mittelalters, herausgegeben von der Kgl. preuss. akademie der wissenschaften. Bd. 10]. Berlin, Weidmann 1908. XXIV, 382 s. 15 m.

Der St. Georgener prediger, der bisher nur auszugsweise bekannt war, erfährt in der vorliegenden publikation einen vollständigen abdruck nach der Freiburger hs. nr. 464, der einzigen hs., in der uns die predigten (es sind deren im ganzen 86) vollständig überliefert sind. Für die nr. 35—71 ist auch die Karlsruher hs. St. Georg 36, die älteste uns bekannte hs., herangezogen worden. Da sie mit nr. 71 abbricht, trat an ihre stelle die Züricher hs. c. 76/290, auf die ebenso wie auf die Wiener hs. 2702 auch schon vorher gelegentlich zurückgegriffen wurde. Die lesarten der Strassburger hs. 810 b, auf die Rieder erst beim abschluss des druckes aufmerksam wurde, werden im anhang mitgeteilt.

S. XI ff. stellt Rieder das handschriftliche material zusammen. Zu der Strassburger hs. vgl. jetzt Pahncke, Kleine beiträge zur Eckhartphilologie, s. 5 ff. (beilage zum 34. jahresbericht des gymnasiums zu Neuhaldensleben, 1909). Die predigtsammlung, die in erster linie die verhältnisse klösterlichen lebens berücksichtigt, trägt einen durchaus einheitlichen charakter und geht zweifellos auf einen verfasser zurück, der vor 1300 gepredigt hat. Der verfasser ist, wie Rieder s. XXI f. und in den anmerkungen zum text überzeugend nachweist, kein geringerer als Berthold von Regensburg. Die gründe, die für Berthold sprechen, mögen in ihren hauptpunkten hier kurz wiedergegeben werden. Die ersten vier predigten — schon Wackernagel hatte nr. 1—3 mit Berthold in verbindung gebracht — gehen sicher auf ihn zurück, das beweist ihre übereinstimmung mit den deutschen und den lateinischen predigten, die wir auf Berthold zurückführen können. Ebenso deckt sich predigt 24 mit einem stück, das kürzlich Schönbach mit recht als Bertholdisches gut in anspruch genommen hat. Nr. 75 ferner findet zwar nicht dem wortlaut, wohl aber dem inhalte nach in den 'Sermones ad religiosos' seine entsprechung. Auf Berthold weisen endlich die kurzen skizzen, die sich in der grossen Heidelberger Bertholdhandschrift Cod. pal. germ. 24 finden, in der vorliegenden predigtsammlung dagegen ausführlicher wiederkehren.

GÖTTINGEN. OTTO SIMON.

Richard Brill, Die Schule Neidharts. Eine stiluntersuchung. Palaestra XXXVII. Berlin, Mayer & Müller 1908. VIII, 251 s. 8⁰. 7,50 m.

In klarer übersicht gibt der verfasser eine geschichte der Neidhartnachdichtungen, die sich über die drei letzten jahrhunderte des mittelalters erstreckt. Der überlieferung entsprechend gliedert sie sich in drei stufen: die pergamenthandschriften enthalten die frühesten änderungen, zusätze und unechten töne, die zumeist noch ins 13. jahrhundert fallen; in den papierhandschriften ist die reich ausgedehnte Neidhartliteratur von ca. 1350–1450 niedergelegt; eine sammlung vorhergehender leistungen bildet der druck 'Neithart Fuchs' vom letzten drittel des 15. jahrhunderts. Der literarischen und kulturgeschichtlichen seite des themas ist der verfasser in gleicher weise gerecht geworden. Wir verfolgen das fortschreitende sinken der bildung in der vergröberung der einzelnen ausdrücke und des gesamten stils, in der auffassung von dem beruf des dichters und dem zweck der kunst.

Über die trutzstrophen der bauern handelt der verfasser s. 38–44 und schliesst sich mit recht den grundlegenden ausführungen R. M. Meyers an (Reihenfolge der lieder Neidharts von Reuenthal s. 136 ff.), wonach Neidharts ausfälle gegen die bauern literarische weiterbildungen der volkstümlichen, unter umständen zum tanze gesungene spottliedchen sind; Kögel hat dann in seiner Literaturgeschichte an verschiedenen stellen das thema von den spottliedern, ebenfalls wie R. M. Meyer, im althochdeutschen und altnordischen verfolgt. Im grunde gehen die spottstrophen aus einem verhängnisvollen charakterzug der Germanen hervor, der kampflust. Das starke individualitätsgefühl, der stolz, mann gegen mann sich zu bewähren, trieb sie nicht nur zu krafttaten im kriege, sondern auch dazu, proben der redegewandtheit im wortgefecht an den tag zu legen. So gehörte das streiten überhaupt zur geselligen unterhaltung; wechselgespräch war die würze im männerverkehr bei gastmahl und trinkgelage, und leicht entwickelte sich daraus eine gereizte stimmung, die zum kampf auf leben und tod führen konnte. Die beispiele für solche streitgespräche sind zahlreich. Ich verweise hier nur auf die begebenheit zwischen Alboin und dem Gepidenkönig Turisind, die Paulus Diaconus erzählt (Hist. Langob. I, 24) und auf die höhnung Beowulfs durch Hunferd (vgl. zu dieser Jantzen, Gesch. d. deutschen streitgedichts s. 29), Beow. 499 ff. (*onband beadurúne* 501). Zu der gattung der streitreden gehören auch die herausforderungen zum zweikampf. Der inhalt ist oft so angeordnet, dass er in einer spitze gipfelt, das ist das schlagwort (vgl. Beitr. 32, 287 ff.). Dieses ist z. b. auch der fall in dem gespräch bei Paulus Diaconus: auf die reizung des sohnes Turisinds *fetilae sunt equae quas similatis* antwortet der Langobarde *experiri quam valide istæ quas equas nominas prævalant.* Und so ist es auch oft in den trutzstrophen der bauern gegen Neidhart: *bi sînem reiden hâre* 44, 23 = trutzstrophe 149, 9, *weibelruote* 50, 3 = tr. 158, 21, *sîne stelzen dâ bestrîchen* 62, 11 = tr. 180, 8 f. *daz er bestrîchen wil mir die stelzen, an den fudenol* 65, 12 = tr. 184, 3 *ûf den vudenol, ein wurze* 74, 17 = tr. 198, 6, *hûbe* und *vogelîn* 86, 7. 8 = tr. 217, 1. 2. 9, *hærîn vingerlîn* 96, 35. 38 = tr. 231, 7. So ist auch Reinmars ausdruck *daz ist in mat* 159, 9 aufgenommen durch Walther *deist mates buoz* 111, 31, und desgleichen Reinmars *ein küssen mac versteln* 159, 38 und *dâ heb i'z ûf* 160, 4 von Walther *mit stelne — küssen . . . gewinnen* 111, 35 f. und *habe imz dâ* 111, 39 (Wilmanns, Walther s. 375–378); vgl. auch Gotfrids *des hasen geselle* 4636 gegen Wolframs bild vom verscheuchten hasen Parz. 19 f.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Emil Dickhoff, Das zweigliedrige wort-asyndeton in der älteren deutschen sprache. Palaestra XLV, Berlin, Mayer & Müller 1906. 244 s. 8⁰. 7 m.

Der verfasser hat mit seiner reichhaltigen und wohl durchdachten arbeit ehre eingelegt. Das thema, dessen grundzüge Roethe zuerst aufgestellt und für ein bestimmtes gebiet abschliessend behandelt hat (Reinmar s. 317–323), ist von ihm auf den ganzen geschichtlichen verlauf vom althochdeutschen bis aufs neuhochdeutsche ausgedehnt worden. Es ist demnach in folgende kapitel geteilt: I. Die althochdeutsche zeit s. 9–54, II. Die übergangszeit s. 55–80, III. Die mittelhochdeutsche blütezeit s. 81–137, IV. Das auflösungszeitalter s. 139 bis 167, V. Die frühneuhochdeutsche zeit s. 169–216, VI. Ausblick in das neuhochdeutsche s. 217–239. Innerhalb der einzelnen zeiträume gliedern sich die erscheinungen nach den wortarten: A das substantivische asyndeton, B das adjektivische asyndeton, C das adverbiale asyndeton, D das verbale asyndeton, wozu im mittelhochdeutschen noch das partizipiale, im frühneuhochdeutschen das numeralasyndeton hinzutritt. Man verfolgt in der literarischen überlieferung das schrittweise zunehmen des substantivischen asyndetons vom althochdeutschen bis zum 17. jahrhundert, wo der rückschlag eintritt, das aufkommen und schnelle ausbreiten des adjektivischen im mittelhochdeutschen, den raschen abfall des im althochdeutschen sehr geläufigen verbalen wort-asyndetons zugunsten des verbalen satz-asyndetons.

Dickhoff ist über eine bloss historische auffassung hinausgegangen und sucht überall die erscheinungen in ihrer psychologischen entstehung zu erfassen. Die inneren veranlassungen zur bildung der asyndetischen form können, so möchte ich auf grund seiner untersuchungen zusammenfassen, in der hauptsache von zweierlei art sein: das begründende moment kann in der logischen auffassung des verhältnisses der beiden asyndetisch komponierten begriffe liegen oder in der absicht, einen stärkeren affekt zum ausdruck zu bringen. Wesentlich die erste art ist in diesem Buche vertreten, die zweite, unter welche die auf rhetorische wirkung abzielenden zweigliedrigen asyndeta fallen, wird gegebenenfalls berührt. Das logische verhältnis zwischen den beiden begriffen ist nach Dickhoff die 'komponierung dualistischer begriffe im sinne einer höheren einheit'.

Den inneren bewegungen, die den grund zu dieser sprachlichen erscheinung des zweigliedrigen wort-asyndetons bilden, ist der verfasser mit verständnisvollem einempfinden nachgegangen. Aber da bei manchen dieser fragen das exakte beobachtungsmaterial nicht ausreicht und darum dem sprachgefühl eine wichtige rolle in ihrer entscheidung zusteht, so ist leicht gelegenheit für andere auffassung gegeben.

Als grundgedanken für die erklärung des zweigliedrigen wort-asyndetons stellt also der verfasser die zusammenfassung der beiden begriffe unter eine höhere einheit auf. Aber streng ist diese definition nicht durchzuführen. Für die althochdeutschen asyndetischen paare von personennamen wie *Uacco Gundila cum filiis suis* (s. 18, hier vermisst man einen hinweis auf J. Grimm, Kl. schr. 7, 78) bemerkt D. mit recht, dass trotzdem ein zusammenschluss in der verwandtschaft bezeichnet werde, doch der individuelle charakter der komponenten betont bleibe (s. 96). Ich möchte weiter gehen. Das moment der zusammengehörigkeit, der innern einheit scheint mir hier überhaupt nicht durch die asyndetische form ausgedrückt sein zu sollen, sondern umgekehrt: die beiden personen sind lediglich

individualisiert; sie stehen nebeneinander als gleichberechtigte glieder, und zwar bei einem rechtsgeschäft. Denn der mann konnte in fränkischer zeit über den grundbesitz nur unter mitwirkung der frau verfügen; das rechtsgeschäft wird nicht aufgefasst als die handlung zweier in einer höheren einheit, das wäre hier der familie, verbundenen personen, sondern jede war vertreter ihres eigenen vermögensanteils und vollbrachte vor gericht einen eigenen rechtsakt. Auch der singular des prädikats wie *dedit . . . Wolfhart et Ansbolt mansum unum* (s. 21) ist für die einheit nicht beweiskräftig, weil bei zwei substantiven noch im mittelhochdeutschen der singular stehen kann, ohne dass damit ein besonders enger zusammenschluss bezeichnet werden soll (vgl. Schachinger, Die kongruenz in der mhd. sprache, s. 88). So steht auch der singular *sagèta* vor den unterschriften der zeugen in der zweiten Würzburger markbeschreibung MSD. LXIV, wo doch die aussage eines jeden einzelnen gemeint ist. Vorher heisst es *sô sagant . . . unte quedent*, mit dem plural, wo alle wissenden leute zusammengefasst waren; am schlusse der besprechung bei der zeugenaufnahme sagt es jeder einzelne und beglaubigt es einzeln durch seine unterschrift. Ebenso steht der singular in dem zweiten Merseburger zauberspruch, auf den D. s. 19 verweist. Auch hier bedeutet der singular und damit das asyndeton (anders Kauffmann, Beitr. 15, 207 210) den jedesmal einzelnen akt: jede der walküren der reihe nach raunt die zauberformel. So also ist auch die mittelhochdeutsche inkongruenz ursprünglich aufzufassen, z. b. Nib. 386, 1 *Mit im kom dô Dancwart und ouch Hagene*, ursprünglich so viel wie Dankwart kam und Hagen kam, Nib. 489, 4 *Gunther und Hagne dar umbe lachen began* Gunther lachte und Hagen lachte. Und nicht anders wird auch *nomine Sikifrit Rotni* s. 19 aufzufassen sein.

Sehr beachtenswert ist das ergebnis, dass das substantivische asyndeton in der streng höfischen Epik – Hartmann, Gotfrid, Konrad v. Würzburg – gemieden wird (s. 87), dass es also einen volkstümlichen anstrich hat. Die fälle bei Wolfram (s. 97 f.) verdienten eine einzelbehandlung. Zunächst gehören einige fälle streng genommen nicht unter das zweigliedrige asyndeton, da sie in längeren aufzählungen stehen wie Parz. 12, 16. 206, 3. 267, 10. 278, 10. 668, 5, Willeh. 185, 1. Bei andern ist die höhere einheit, unter der sie stehen, noch beigefügt; damit ist aber syntaktisch schon eine dreigliederung gegeben, die gedankenreihe ist schon weiter ausgeführt, z. b. *juncfrouwen, kamerære, swaz der dâ bî ir wære, die lie si slâfen über al* Parz. 192, 21 f., *rîter, sarjande, diu grôze mahinande* Parz. 646, 29 f.; ferner Parz. 816, 18, Willeh. 116, 24 f. 186, 16 f. 225, 29 f. Auch unter andern gesichtspunkten lassen sich gruppen bilden: Parz. 646, 29. 662, 10. 663, 11. 667, 30 gehören insofern enger zusammen, als sie alle in das XIII. buch fallen; begrifflich stehen sich nahe die *rîter sarjande* Parz. 646, 29, Willeh. 116, 25. 186, 16. 225, 30, *sarjande, rîter* Parz. 816, 18, *sarjande, garzûne* Parz. 668, 5, *turkopel, sarjande* Willeh. 185, 1; *vil banier, niwe schilte* Parz. 222, 20, *herberge, baniere* Parz. 662, 10, *manc banier, wol gemâltiu sper* Willeh. 330, 17. Auf diese stellen passt die deutung, die D. dem asyndeton gibt, gewiss: sie stehen unter einer höheren einheit, dienen nur, um ein ganzes sinnfälliger und lebendiger hervorzuheben; hier 'erscheint ein kollektivum begrifflich gespalten' (S. 96). Sie fallen unter die technische benennung, welche lateinische stilistik für das asyndeton hat: *dissolutio, dissolutum.* Aber anders emfunden sind wieder die aneinanderreihungen *rubbîne, calcidône wârn dâ ze swachem lône* Parz. 735, 21, *salmen, lamprîden hât er doch lützel veile* Parz. 491, 16. *samît, härmîner vedern man dâ vil lützel an im siht* Parz. 144, 28. Hier

wird erzählt, dass etwas nicht da war, dessen dasein man hätte voraussetzen können. Das ist ironie. Damit liegt aber auf diesen begriffen, die schon an sich einen starken interessewert haben, noch ein besonderer nachdruck, durch die unvermittelte nebeneinanderstellung wird jedes wort für sich stärker gehoben. Beim vortrag sind diese, und wohl alle asyndeta Wolframs, in akzentuierung und tonfall in einer entsprechenden weise deklamiert worden, die sie etwa von den mit *und* gebildeten formeln unterschied. Es konnte zwischen beiden gliedern ein kleiner zeitraum beim vortrag freigelassen und das zweite wort mit einem stärkeren ansatz neu intoniert worden sein, stärker als in der mehr gleichmässig weitergleitenden sprechweise der mit copula versehenen zwillingsformeln. Betrachtet man so die asyndeta Wolframs im einzelnen, so bekommt man den eindruck, dass er sie nicht aufs geratewohl anbrachte, sondern als bestimmte ausdrucksformen erkannte. Man könnte sagen, er hat sie mit dem ohr gebildet. Der unterschied zwischen künstlerischer und rein mechanischer verwendung dieses sprachlichen gebrauches wird deutlich, wenn man mit Wolframs stellen andere von D. zitierte vergleicht, wie z. b. die in Reinbots H. Georg.

Wiederum andern ursprungs sind asyndeta wie *anger, heide* (J. v. Warte, MSH. I, 67 a), *bluomen, loup, diu beide* Neifen 7. 18. Hier schwebt ebenfalls nicht die vorstellung von einer höheren einheit vor, sondern es sind wohl blosse aufzählungen, abgekürzte reihen, eingeschränkt aus mehrgliedrigen aufzählungen, wie sie im minnesang so häufig sind, z. b. *walt heid anger vogel singen* Neifen 8, 23, *loup gras bluomen vogellin heide* Neifen 9, 29. — Bei der nichtsetzung des bindeworts kann auch manchmal der rhythmus von einfluss gewesen sein.

Den grössten anteil an der ausbildung des asyndetons, besonders im späteren mittelhochdeutschen seit der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts, hat die didaktische poesie, hauptsächlich die spruchdichtung. Das mehrgliedrige asyndeton ist so recht eine eigenheit des lehrhaften stils (vgl. Roethe, Reinmar s. 317 ff.). Und das liegt in der natur dieser dichtungsgattung. Sie hat es mit begriffen zu tun und mit der anordnung derselben in kategorien, mit tugenden, die scharenweise empfohlen, und noch mehr mit lastern, die ebenso scharenweise gebrandmarkt werden. Die ältesten asyndetischen reihen liefern die beichtformulare. Die wirkung wird nicht erzielt durch eindringende auseinandersetzung der einzelnen begriffe, sondern durch häufung derselben. Die masse muss es machen. Das gibt die registerhafte aufzählung. Mit der wachsenden bedeutung der didaktischen dichtung ist auch das asyndeton zu einer geläufigen stilistischen form geworden, und war man daran gewöhnt bei der zusammenstellung mehrerer wörter, so empfand man es auch bei nur zweien nicht mehr als aussergewöhnlich.

Die entwicklung des zweigliedrigen asyndetons scheint mir — und hier weiche ich von dem verfasser wiederum etwas ab — folgende zu sein: Ahd., auch in der umgangssprache, stärker im gebrauch, wird es im mittelhochdeutschen in der höfischen literatur zurückgedrängt (die französische zweigliedrigkeit mit *et* wird geradezu mode, z. b. bei Gotfrid und Konrad); es lebt in der gesprochenen sprache weiter, da es der naturgemässe ausdruck für gewisse lebhaftere denkmomente ist, und wird darum von denjenigen schriftstellern, die die volkssprache nicht ganz verschmähen, beibehalten. Durch den einfluss des lehrhaften tons wird es im späteren mittelhochdeutschen zur stilistischen manier.

Es ist zu wünschen, dass die fleissige und wohl durchdachte abhandlung, die

das thema in grossen zügen entwickelt, anregung gebe zu sonderuntersuchungen über einzelne teile des gebietes, vor allem über die späteren perioden der deutschen literatur.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Dr. Rudolf Sokolowsky, Der altdeutsche minnesang im zeitalter der deutschen klassiker und romantiker. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1906. IV, 169 S. 8°.

Franz Schultz hat in einem im anschluss an das erscheinen von Sokolowskys Buche abgefassten artikel in der D. lit.-zeitung 1907, 2949–58 die ziele vorgezeichnet, welche eine darstellung von dem wiedererwachen des minnesangs im 18. und 19. jahrhundert sich stecken muss, und zugleich darauf hingewiesen, weshalb die geistigen bewegungen, welche jener erscheinung zugrunde lagen, hier nicht genügend herausgearbeitet werden konnten: es beruht dies hauptsächlich auf der anlage des werkes, die von vornherein hierfür nicht geeignet ist. Der verfasser behandelt das thema unter zwei gesichtspunkten: I. Die wissenschaftlichen bemühungen um die auferweckung des altdeutschen minnesangs während der jahre 1773–1838, und II. Der altdeutsche minnesang in der deutschen dichtung der jahre 1780–1845. Es sind also, wie er selbst im vorwort andeutet, eigentlich zwei verschiedene abhandlungen, die erste ein beitrag zur geschichte der germanischen philologie, die zweite ein solcher zur geschichte der deutschen dichtung im zeitalter der deutschen klassiker und romantiker. Das aber hat den nachteil, dass nun die erscheinung in ihrer gesamtwirkung innerhalb des geistigen lebens nicht zur geltung kommen kann, denn die bedingungen, aus denen heraus das interesse für den minnesang, jenen intimsten ausdruck mittelalterlicher romantik, hervorgeht, treten nicht klar zutage: das kräftige einsetzen in der richtung aufs geistige, das wachsen des bildungstriebes in verschiedenen äusserungen, in dem erstarken des wissenschaftlichen sinnes, der erweiterung und vertiefung der fähigkeit poetisch zu empfinden, dem erwachen der liebe zur nationalen vergangenheit; und ferner, dass in ein und derselben individualität die wissenschaftliche und die künstlerische funktion, der den stoff beobachtende verstand und die denselben zu einem poetischen erzeugnis formende phantasie, getrennt sind. Aber die abhandlung bleibt trotzdem wertvoll, weil der verfasser, ein vorzüglicher kenner seines arbeitsgebiets, nicht nur ein sehr reichhaltiges material gesammelt, sondern auch die innere veranlagung bei den einzelnen persönlichkeiten, inwieweit dieselbe für die aufnahme des minnesangs günstig oder ungünstig beschaffen war, vielfach treffend erörtert hat.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Geo. M. Priest, Ebernand von Erfurt: Zu seinem leben und wirken. IX, 102 s. 8°. Jena, Anton Kämpfe 1907 (promotionsschrift).

Der verfasser, der sich schon durch die mitteilung über die wiederauffindung der einzigen Ebernand-handschrift (Beitr. 29, 368) sowie durch untersuchungen über den text des gedichtes (Princeton Univers. bull. XV, 1, 1–24 und Journal of engl. and germ. philol., vol. V, nr. 4, 505 ff.) vorteilhaft in die wissenschaft eingeführt hat, gibt in dieser arbeit weitere gehaltreiche beiträge zur kenntnis des Erfurter dichters

und seines werkes. Das urkundliche material wird vermehrt: achtmal findet sich der name Ebernand in Erfurt zwischen 1192—1227. In einem 'Ebernand junior' oder 'juvenis' (belegt 1212 und 1217) glaubt Priest den verfasser erkennen zu dürfen. Er war 'burgensis' in Erfurt und muss einem angesehenen geschlechte angehört haben. Der dichter wäre also bürgerlichen standes gewesen und P. sucht darum die gründe, die für einen geistlichen als verfasser sprechen und die von Bechstein und Bech dafür aufgeführt worden sind, zu entkräften. Aber die urkundlichen belege sind meines erachtens doch nicht ausgiebig genug, dass man mit einiger sicherheit die person unseres dichters aus ihnen erschliessen könnte. War der name Ebernand auch selten, so ist doch nicht ausgeschlossen, dass ihn noch andere getragen haben als gerade die uns in den zufällig erhaltenen schriftstücken erwähnten personen. Für die zweite hälfte des 13. jahrhunderts ist denn dann überhaupt schon nach dem verfasser selbst eine grössere verbreitung des namens anzunehmen.

Dass Ebernand geistlicher war, haben Bechstein und Bech allerdings nicht sicher bewiesen, aber dafür, dass er bürger gewesen, ist bis jetzt überhaupt kein stichhaltiger grund geltend gemacht worden. Solange dies nicht geschehen ist, wird man einen mann, der mit solchem eifer für das mönchtum eintritt, ja, der es sich zur aufgabe setzt, geradezu für dasselbe propaganda zu machen, der literarisch gebildet genug ist, um in so wohlgeordneter sprache und so wohlgeregelten versen zu dichten, doch eher für einen geistlichen halten.

Denn wenn der dichter auch keine besonderen kenntnisse aufweist noch mit hohem schwung begabt erscheint, so setzt doch die beherrschung der sprache eine stärkere schulung voraus. Eingang und schluss, also teile, die nicht unter dem einfluss der lateinischen vorlage stehen, sind mit floskeln in auffallenden reimen ausgeschmückt: *got mac wol mîns herzen vaz mit sîme geiste erfûhten* 16, *daz ist ir edeln gebetes lîm* (*:rîm*) 48, *noch wil ich stricken einen knoten: danket bruoder Reimboten* 4517, *von den egiptschen mucken, von ir vil bôsen zucken* 4723, *ez hât vil manegen starken drûch* (*:ûch*) 4749.

Der eigentliche titel des gedichtes ist, worauf P. mit recht nachdrücklich aufmerksam macht, Kaiser und Kaiserinn (s. 40 f.). Des weiteren sei noch die datierung der handschrift hervorgehoben (zweites viertel des 15. jahrhunderts, s. 41—43) und verwiesen auf die reichhaltigen textbesserungen (s. 43—53). — Den zweiten teil der abhandlung (s. 54—102) bilden untersuchungen über 'andere deutsche dichtungen desselben stoffes', besonders über die schon von Steinmeyer, Z. f. d. a. 16, 474—476 beigezogene prosaauflösung der Erlanger hs. und des sommerteils der Heiligen leben sowie über des Nonosius 'Legend vnd leben keyser Heinrichs' (Bamberg 1511).

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

— — —

Max Leopold, Die vorsilbe ver- und ihre geschichte. Germanistische abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. 27. heft. Breslau, M. u. H. Marcus 1907. VIII, 284 + 2 s. 10 m.

Untersuchungen über die vorsilben gehören zu den schwierigsten kapiteln der wortgeschichte, weil die bedeutungen jener bestandteile so wandelbar und die formen so vielgestaltig sind. Zumal ist dieses bei dem präfix *ver-* der fall, das im laufe der entwicklung die mannigfachsten funktionen übernommen hat.

Die vorliegende abhandlung enthält die geschichte der vorsilbe *ver-* vom gotischen bis aufs neuhochdeutsche mit beiziehung des niederdeutschen, friesischen, englischen und nordischen. Hervorzuheben ist besonders die starke berücksichtigung des früheren neuhochdeutschen sowie der lebenden mundarten und berufsprachen. Durch diese ausdehnung des stoffgebietes und durch genaues eingehen auf die einzelnen erscheinungen hat der verfasser gewiss einen dankenswerten beitrag zur deutschen wortforschung geliefert. Aber die untersuchung leidet an einer empfindlichen schwäche: die erörterungen über die bedeutungsübergänge von ver- sind vielfach unrichtig aufgefasst; damit ist die gruppierung der typen fehlerhaft geraten und überhaupt die geschichtliche entwicklung verzeichnet. Zu seinem schaden ist der verfasser der darstellung von Wilmanns (D. gramm., II. abt., s. 157–166), die er zum vorbilde genommen hat (s. 54), doch nicht genau genug gefolgt, und sehr viel hat er verloren dadurch, dass er den artikel '*ver-*' in Pauls Deutschem wörterbuch unberücksichtigt gelassen. So legt er z. b. seiner einteilung die drei gotischen präfixe *faur-*, *fair-* und *fra-* zugrunde, während Wilmanns und Paul nur von *faur-* und *fra-* ausgehen (Wilmanns zieht *fair* nur mit reserve bei, § 127, s. 163). Auf *fair-* legen sie aus guten gründen wenig gewicht, denn schon im gotischen ist seine bedeutung unsicher; für den sinn von 'ringsumher', den ihm der verfasser zuschreibt (s. 13. 163), kann einzig nur *fairweitjan* als beweis beansprucht werden. Dass ausser *faur-* und *fra-* in dem deutschen *ver-* noch eine andere präfixstufe mit unterläuft, ist allerdings wahrscheinlich (Wilmanns hat deshalb in §§ 127–129, s. 163–166 noch sondergruppen angefügt), aber das gotische und althochdeutsche überlieferte sprachmaterial gewährt dafür keinen sicheren stützpunkt.

Eine weitere schwierigkeit schafft der verfasser dadurch, dass er got. *faur* als zwei getrennte wörter auffasst: *faur* I bezeichne die richtung, *faur* II die ruhe (s. 9): aber das gotische kennt eine solche bedeutungstrennung nicht und in der erklärung der deutschen komposita werden dadurch zusammengehörende erscheinungen auseinandergerissen.

Noch grössere verwirrung aber ist dadurch eingetreten, dass der verfasser trotz der zugrundelegung der typen *faur-*, *fair-* und *fra-* doch nicht den ursprünglichen sinn (*faur-* = vor, für, über etwas hinaus, vorbei, *fra-* = weg; beide zugleich als resultatsbezeichnungen) folgerichtig zum ausgang nimmt. Er legt nämlich oft, wenn ein und dasselbe wort verschiedene bedeutung hat, den grund dieses unterschieds nicht in das präfix, sondern in das schon zusammengesetzte verbum selbst. Hat z. b. ein wort zugleich einen günstigen und einen gehässigen sinn, so sei diese verschiedenheit nicht in der ursprünglichen bedeutung des präfixes enthalten, sondern sie sei aus der verwendung des wortes im satzzusammenhang entstanden. So kann z. b. ein '*versprechen*' 'frei herausreden' (*ver-* = *faur-* I) 'im gefüge des satzes je nach dem inhaltlichen zusammenhang freundlichen oder gehässigen sinn annehmen, kann zum befürworten oder verleumden werden' (s. 113, s. auch s. 58). Damit ist aber ein ganz anderes prinzip in die erklärung hereingekommen, durch welches jene einteilung auf grund der gotischen präfixe stark durchbrochen wird. Abgesehen aber davon: in solchem umfange ist ein einfluss der sprechsituation auf den bedeutungswandel undenkbar. Würde er wirklich in diesem masse, wie er hier schon allein bei der vorsilbe *ver-* vorausgesetzt ist, überhaupt im sprachlichen leben herrschen, dann würde alle sicherheit in der gegenseitigen verständigung der redenden aufhören. Bei dem obigen beispiel erklärt

sich die bedeutungsverschiedenheit ja aber auch leicht genug schon aus dem sinn der vorsilbe: gegenüber dem *faur-* in 'befürworten', das zu der grossen gruppe mit dem begriffe 'die stelle vertreten, eintreten für, sorgen für' gehört, steht in 'verleumden' das verneinende bezw. verschlechternde *fra-*. Ebenso ist es z. b. in *verlegen* s. 82–86, *versehen* s. 58–63: den bedeutungswandel dieser drei wörter erklärt Wilmanns restlos aus den beiden typen *faur-* und *fra-*: *versprechen* = prohibere renuntiare und defendere, loqui pro unter *faur-* § 125, 2 bezw. § 125, 3, s. 159, dagegen = *sich versprechen* unter *fra-* § 126, 6 s. 163; *verlegen* = operire, verhindern § 125, 3, s. 159 (2mal) unter *faur-*, aber = an einen unrechten ort legen § 126, 6. s. 162 unter *fra-*: *versehen* = prospicere, vorsorgend bedenken § 125, 3, s. 159 unter *faur-*, = respicere § 126, 3, s. 160, = versehen für, fälschlich halten für § 126, 6, s. 163 unter *fra-* (= sich versehen, etwas erwarten § 127, s. 164, unter *ver-* in unbestimmterer bedeutung).

Lehrreich wäre auch eine zusammenstellung der althochdeutschen *ver*-komposita in sich (der verfasser hat sie in die entwicklungsreihe des ahd. — mhd. — nhd. eingestellt und unter den einzelnen wörtern untergebracht). Es würde dann ersichtlich sein, wie ursprünglich, worauf Paul aufmerksam gemacht hat, die komposita mit *fra-* jene mit *faur-* weit überwiegen. So haben z. b. Tatian (*for-*, *fur-*), Otfrid (*fir-*), Williram (*ver-*) fast nur zusammensetzungen mit dem begriffe des verneinens bezw. verschlechterns und mit resultativem sinne, nur ganz wenige, die unbedingt auf *faur-* zurückzuführen wären. Für die letztere bezeichnung dienen die trennbaren zusammensetzungen mit *fora*, *furi* und *fram*.

Trotz der ausstellungen möchte ich die abhandlung doch als eine tüchtige und verdienstvolle leistung anerkennen.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Paul Habermann, Die Metrik der kleineren althochdeutschen Reimgedichte. VIII, 194 s. Halle a. S., M. Niemeyer, 1909.

Obwohl Klopstock als neutöner dem deutschen vers seine musikalische ausdrucksform verliehen und die verswirkung nicht bloss auf den rhythmus, sondern auch auf die melodie eingestellt hatte,[1] ist die deutsche verstheorie an der latenten musik der deutschen dichtersprache wie an etwas unwirklichem vorübergegangen. Eduard Sievers gebührt das grosse verdienst, die sprachmelodie deutscher dichtung der forschung zugänglich gemacht zu haben. Er forderte, dass nicht bloss der rhythmische, sondern auch der melodische charakter des einzelnen dichterwerkes untersucht und beschrieben werde. Das bedeutet nichts geringeres als eine vollständige um- und neugestaltung der metrischen theorien, an der die phonetische einsicht in die schallformen der rede in erster linie beteiligt ist. Nach dem vorgang von Sievers hat namentlich F. Saran die neue bahn betreten und eine phonetische analyse der schallformen dichterischer rede nach ihren musikalischen qualitäten in angriff genommen. Dem beispiel, das ihnen ihre lehrer gegeben haben, folgten die schüler, und so hat zunächst G. Eberhardt die metrik des Annoliedes nach den neuen anforderungen behandelt,[2] auf ihn folgte Sarans schüler

1) Vgl. K. Burdach in der Deutschen rundschau 142 (1910), 236 ff.
2) Beitr. 34, 1 ff.

Habermann mit seiner studie über die kleineren (endreimenden) althochdeutschen gedichte.

Es ist eigentlich zu verwundern, dass man die unserem rhythmischen und musikalischen empfinden ferner stehenden altdeutschen dichtungen zuerst in angriff genommen hat, um die neue arbeitshypothese zu erproben. Es hätte näher gelegen, mit einem so ausgeprägt musikalischen dichter wie Klopstock zu beginnen und das melos seiner freien rhythmen festzustellen. Aber wir können den gang der dinge nicht ändern und nicht aufhalten und wollen hoffen, dass sich bald eine gut vorbereitete wissenschaftliche kraft finde, die sich der musikalischen ausdrucksformen der Klopstockschen verse bemächtige. Als interessante experimente begrüssen wir vorerst auch die bisherigen veröffentlichungen.

Ihre ergebnisse sind zwar noch einigermassen unbestimmt, reichen aber völlig aus, um die zulässigkeit einer musikalischen interpretation selbst des sprödesten stoffes darzutun. Von der grundthese Sarans, alle deutschen metra gingen auf bewegungslieder zurück, ihr mutterboden sei die orchestische singmusik der Germanen und erst, nachdem die orchestische melodie verschwunden, seien die sprechmetra unserer poesie mit der ihr eigenen sprachmelodie entstanden, versprechen wir uns für die einzelforschung keinen gewinn, sie hat auch in den untersuchungen von Eberhardt und Habermann keine aufdringliche rolle gespielt. Aber was Saran den 'monodischen konzertvortrag' unserer altdeutschen dichtungen nennt, scheint bereits für seine nachfolger die selbstverständliche voraussetzung zu bilden. Engelhardt definiert die verse des Annoliedes so: das gedicht liegt ziemlich tief, seine verse müssen mit ziemlich grosser klangfülle und mittlerer weichheit gelesen werden, die klangfarbe ist im sinne der tiefen klarinette (Beitr. 34, 34). Im gleichen dialekt spricht Habermann. Für das Ludwigslied ist die stimmlage ziemlich hoch, für eine tenorstimme bietet es keine schwierigkeit, die klangfarbe ist gemischt: einerseits etwas schmetternd und kalt, metallisch fest und von einer ziemlich gleichmässigen, gewissen gepressten härte, doch fehlt auch eine beimischung von wärme und dunkle färbung nicht; instrumental kann sie als mischung von klarinetten- und trompetenton bezeichnet werden (s. 13). Die klangfarbe des Petrusliedes ist weicher und dunkler als die des Ludwigsliedes, die stimme klingt mehr im sinne der klarinette (erheblich weniger metallisch als beim Ludwigsliede), dabei kräftig und voll (s. 30 f.). Die schallform des gedichtes 'Christus und die Samariterin' ist von auffällig hellem, kaltem, palatalem klang, die stimme klingt im sinne der hohen klarinette, dabei ist die allgemeine stimmlage des gedichtes sehr hoch (s. 38). Die nachdichtung des 138. psalmes erinnert mit ihrer klangfarbe etwa an die mittlere lage der flöte, die stimme klingt weich und etwas hohl, dabei ein wenig dunkel (s. 54 f.). Bei dem vortrag von *De Heinrico* klingt die stimme sehr hell und kalt mit einer etwas grellen, schmetternden färbung, etwa im sinne der trompete . . . . . 'der dichter trompetet mit aller kraft, die allgemeine stimmlage des liedes ist das hohe register meines stimmumfanges' (s. 71). Die klangfarbe des *Memento mori* ist im allgemeinen der des Ludwigsliedes ähnlich, nur klingt die stimme weniger hell, das knarrende beigeräusch, das beim Ludwigslied zu bemerken ist, ist hier gering: die stimme hat einen harten, ein wenig trompetenartigen, fast gellenden klang, der aber immerhin der wärme nicht entbehrt; die vorderreihen zeigen einen etwas weicheren und wärmeren, mehr klarinettenartigen sprachklang als die hinterreihen, die ihrerseits mehr den klangcharakter der trompete hören lassen (s. 88). Solch temperamentvollen metaphern gegenüber möchten wir doch empfehlen, bei der

nüchternen und sachlichen ausdrucksweise von Sievers zu beharren. Wir hätten es lieber gesehen, wenn der verfasser seine vortragsgesten ausgiebiger beschrieben hätte und begrüssen es, dass er den anfang damit gemacht hat, seine rumpfhaltung zu beobachten und darüber nach dem system von Rutz zu berichten (vgl. z. b. s. 14 f. 55). Dankenswert sind auch die von dem verfasser aufgezeichneten melodischen kurven und seine angaben über die von ihm eingehaltenen intervalle. Doch haftet auch ihnen an, dass sie, solange sie nur durch eine einzige (eingeschulte) versuchsperson gewährleistet bleiben, der überzeugenden kraft entbehren. Auf s. 97, 99, 101 hat der verfasser selbst die erforderlichen einschränkungen seiner resultate angedeutet und vor ihrer allgemeingültigkeit gewarnt.

Für die rhythmik der von ihm untersuchten verse ist der verfasser zu neuen resultaten nicht gelangt (vgl. die statistik s. 102 ff.). Interessant waren mir einige textkritische ergebnisse; insbesondere die erkenntnis, dass für die texte der genannten ahd. denkmäler von reduzierten endsilbenvokalen in weit grösserem umfang gebrauch gemacht werden müsse, als die beschreibende ahd. grammatik zu fordern pflegt. In diesem stück ist Habermann mit Kappe (Zeitschr. 41, 137 ff.) zusammengetroffen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Die gotische bibel, herausgegeben von **Wilhelm Streitberg.** Erster teil: Der gotische text und seine griechische vorlage mit einleitung, lesarten und quellennachweisen sowie den kleinen denkmälern als anhang. [Germanische bibliothek, herausgegeben von **W. Streitberg.** Zweite abteilung. Untersuchungen und texte, III, 1.]. Heidelberg, Carl Winters universitätsbuchhandlung, 1908. 484 s.

Seit langem wurde eine neue ausgabe der gotischen bibel erwartet, denn diejenige von Bernhardt aus dem jahre 1875 genügte in keiner weise mehr. Besonders der von Bernhardt gebotene griechische paralleltext war seit den untersuchungen Kauffmanns (Zeitschr. 29, 30, 31) gänzlich veraltet; aber auch der gotische text, auf Uppströms lesung beruhend, bedurfte dringend einer neuen kollationierung. So ist die neuausgabe von Streitberg auf das freudigste zu begrüssen. Allerdings ist, um dies vorwegzunehmen, der codex argenteus keiner neuen durchsicht unterzogen worden und damit leider ein teil der aufgabe ungelöst geblieben. Sehr bedeutsam sind dagegen die verbesserungen des textes, welche auf den forschungen des herrn direktors Wilhelm Braun in Mailand beruhen. Eine ausführliche begründung der neuen lesarten der ambrosianischen hss. wird von ihm selber an anderer stelle gegeben werden.

Der griechische text ist nicht ganz so einfach ausgefallen, wie man nach Kauffmanns arbeiten hätte erwarten sollen. Vielmehr ist das handschriftensystem v. Sodens zugrunde gelegt worden, nach dessen Ansicht Wulfilas vorlage ein K*-text ist, in den I*-lesarten eingedrungen sind. Der von Streitberg gegebene griechische text bietet durchweg die K*-lesarten und verzeichnet die abweichungen der Itala (mit den zugehörigen gr. hss.), wenn sie zum got. text stimmen, im apparat. Bisweilen, wenn z. b. Chrysostomus auch die abweichende lesart hat, ist diese, die also mit dem got. stimmt, in den text gesetzt und die K*-lesart in den apparat. Ob dies

eine glückliche und endgültige lösung des problems ist, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist der fortschritt gegen Bernhardt ausserordentlich, wenn auch auf manche variante wohl hätte verzichtet und damit der apparat noch einfacher hätte gestaltet werden können.

Der apparat zum got. text ist bedeutend knapper als der Bernhardts; er konnte es sein, weil vieles von dem, was wir bei Bernhardt finden, z. b. syntaktische bemerkungen, in Streitbergs Got. Elementarbuch behandelt wird.

Eine der wichtigsten ergebnisse der neuen ausgabe ist offenbar in den schlussworten der einleitung (s. XLVI) zusammengefasst, die darauf hinweisen, 'dass beinahe alle abweichungen des got. textes vom wortlaut der gr. vorlage, die nicht auf interpolationen nach der lat. bibel beruhen, auf änderungen nach parallelstellen zurückzuführen sind'. Diese tatsache ist um so bedeutungsvoller, als der herausgeber nicht mehr, wie Bernhardt es noch in weitem umfange getan, den Codex Brixianus f zur erklärung zahlreicher abweichungen heranziehen konnte. Hier drohte eine lücke in der erklärung des textes zu entstehen, die den übertriebenen vorstellungen von der selbständigkeit des übersetzers neue nahrung gegeben hätte. Im Lukasevangelium z. b. sind es allein 24 stellen, wo Bernhardt auf f als erklärung hinweist, während Streitberg eine parallelstelle (am häufigsten aus dem Mt.) oder eine benachbarte stelle zur deckung anführt. Darunter sind z. b. so auffällige zusätze wie Lk. IX 43 qaþ Paitrus: frauja, duhve weis ni mahtedun usdreiban þamma? iþ Jesus qaþ: þata kuni ni usgaggiþ nibai in bidom jah in fastubnja, der unter benutzung der parallelstellen Mt. 17, 19 f. und Mk. 9, 29 zustande gekommen ist. Oder Lk. V 20 du þamma usliþin (Mt. 9, 6. Mk. 2, 5); Lk. V 33 siponjos (Mt. 9, 14. Mk. 2, 18) Lk. VI 20 ahmin (Mt. 5, 3). Lk. XIX 22 jah lata (Mt. 25, 26) u. a. Die parallelstellen sind aber auch als erklärung wichtig, wo Bernhardt nur andere handschriften (meist it.vg.) heranzieht. Obwohl sich natürlich nicht mit sicherheit feststellen lässt, ob die parallelstelle nicht zunächst in den gr. oder lat. hss. wirksam geworden ist und dann durch sie auch auf den got. text gewirkt hat, so ist es doch, nachdem einmal eine solche textkritische bearbeitung der got. bibel feststeht, in vielen fällen das natürliche, sich unmittelbar auf die parallelstelle und nicht auf irgendeine häufig ganz vereinzelt stehende hs. zu beziehen. So ist z. b. Lk. XVI, 18 ἀπὸ ἀνδρός im got. ausgelassen. Bernhardt führt zur erklärung nur D an, während wir bei Streitberg die parallelstelle Mt. 5,32 angezogen finden, wo diese worte auch im gr. fehlen. In einer dritten gruppe von fällen endlich hatte Bernhardt sich einfach damit begnügt, die abweichung zu verzeichnen, oder irgendeinen andern, häufig gezwungenen erklärungsversuch gemacht, während die parallelstelle das rätsel auf die einfachste weise löst. Auch solche fälle finden sich in grosser zahl (im Lukasevg. z. b. 26). Den auffallenden plural in Lk. VIII 4 gaqumanaim þan hiuhmam συνιόντος δὲ ὄχλου erklärt z. b. Streitberg durch den hinweis auf Mt. 13, 2. Lk. XVI 20 namins hairtans ὀνόματι wird durch Lk. 19, 2 verständlich u. a. Diese stellen, die sich in den andern evangelien in ähnlicher zahl finden, geben uns ein bild von der ausgedehnten kritischen überarbeitung, die die got. bibel erfahren hat, und sind ein neuer beweis dafür, wie vorsichtig man bei der feststellung von abweichungen des Goten von seiner vorlage verfahren muss.

HAMBURG. HANS STOLZENBURG.

Brennu-Njálssaga (Njála). her. v. **Finnur Jónsson** (Altnordische sagabibliothek, her. v. **Gustav Cederschiöld, Hugo Gering** und **Eugen Mogk**. 13). Halle a. S., Max Niemeyer, 1908. XLXI u. 452 s. 8°, m. 12.

Dass die sagabibliothek jetzt auch die umfangsreichste, künstlerisch hervorragende, kulturhistorisch und rechtsgeschichtlich bedeutsame Njála in ihre sammlung aufgenommen hat, ist mit freuden zu begrüssen. Bisher war diese saga verhältnismässig schwer zugänglich. Ist auch immer noch der preis ein hoher, so wird doch jetzt weiteren kreisen die anschaffung möglich. Wenn ein kenner des isländischen schrift- und altertums wie Finnur Jónsson sich der schwierigen aufgabe unterzieht, diese saga neu herauszugeben, darf man das beste erwarten. Die hauptarbeit bezüglich der handschriften hatte ja freilich Konráð Gíslason in seiner grossen zweibändigen ausgabe bereits geleistet. Für die beliebtheit der saga zeugt die überaus grosse menge dieser, und man hat sich verschiedentlich bemüht, deren gegenseitiges verhältnis zu bestimmen, ohne dass es gelungen wäre, sichere ordnung in den wirrwarr zu bringen. Einigermassen fest steht nur, dass alle auf eine grundhandschrift zurückgehen. Zwei codices, der alten k. sammlung zu Kopenhagen angehörig, nr. 2868, 4° (G) und 2870, 4° (J), scheinen gegenüber den andern in manchen fällen die bessere lesart zu haben, sind aber so lückenhaft, dass F. J. mit recht davon abgesehen hat, sie seiner ausgabe zugrunde zu legen. Es kommt noch hinzu, dass in diesen handschriften der text vielfach nach der Landnáma umgearbeitet worden ist. Daher hat F. J. gewiss recht getan, wenn er, ebenso wie Konráð Gíslason, cod. AM 468, 4° zugrunde legte, eine fast vollständige handschrift, mit zwei kleineren lücken, deren eine noch dazu nach einer papierhandschrift ergänzt werden kann. Wo G. und J. die bessere lesart zu haben schienen, ist sie in den text aufgenommen worden. Obwohl nun, wie schon bemerkt, K. G. die gleiche handschrift wie F. J. zugrunde gelegt hat, weicht sein text doch bedeutend von dem F. J.s ab. K. G. suchte den ursprünglichen grundtext herzustellen und nahm zu diesem zweck eine menge lesarten aus den verschiedensten handschriften auf. F. J. verzichtet mit recht auf dies vergebliche bemühen. Sein vorgehen hat aber noch einen grossen vorteil: der text wird von einer grossen anzahl von strophen, die aus verschiedenen gründen für unecht anzusehen sind, entlastet, denn sie finden sich nicht in F, sondern meistens nur in B und E. K. G. hatte alle diese in den text aufgenommen; sie umschreiben aber in der regel nur das im text gesagte, daher haben sie auch inhaltlich kein interesse. Deshalb hat F. J. auch darauf verzichtet, sie in einem anhang mitzuteilen, und man vermisst sie in der tat nicht weiter.

Ich versuche nun, in kürze die ansicht des herausgebers über die entstehung der saga so, wie sie vorliegt, wiederzugeben, wobei ich aber bemerke, dass es nicht immer ganz leicht ist, zu verstehen, was gemeint ist. A. U. Bååth in seinen 'Studier öfver kompositionen i några isländska ättsagor' (Lund 1885), die mir hier leider nicht zugänglich sind, hatte geäussert: 'der verfasser habe seinen stoff in solchem masse beherrscht, dass, während er die erste zeile niederschrieb, sein blick sozusagen bereits auf die letzte zeile geheftet war'. Für vollständig berechtigt hält nun F. J. dieses urteil nicht, da man auf verschiedene eigentümliche unebenheiten stosse, auch nicht alle episoden organisch notwendige teile des ganzen seien. Doch enthalte das urteil ein gut teil wahrheit. F. J. ist nun der meinung, dass der historische zusammenhang der saga offenbar nicht einem ersten verfasser angehöre, sondern einem bearbeiter. Die saga beruhe in der vorliegenden fassung

auf einer durchgreifenden umformung und kontamination des stoffes, anderer art, als sie es in den ältesten sagas aus der zeit von 1150–1200 zu sein pflegt. Hierher gehöre z. b. der abschnitt über die christianisierung der insel, der an stelle einer ursprünglichen kurzen notiz über den übertritt Njáls zum neuen glauben getreten sei. Ferner die schilderung der Brjánsschlacht. Der Kristniþáttr seinerseits (kap. 100–105) stehe innerhalb einer interpolation, in der die ermordung eines unehelichen sohnes des Njál und die dafür genommene rache erzählt wird (kap. 98, 99, 106). Ausser anderem, unbedeutenderem, wie z. b. dass personen ohne weiteres eingeführt werden, oder dass ein und dieselbe person an erster stelle einfach genannt, später aber durch anführung des geschlechtsregisters charakterisiert wird, ist die hereinarbeitung einer Gunnarssaga anzunehmen. F. J. kommt zu dem schluss, dass eine besondere Njálssaga existiert habe, die die gewöhnliche klassische gestalt gehabt habe; aus ihr stammen die kap. 107 ff. bis zum schluss. Wie der erste teil gestaltet war, lässt sich im einzelnen schwer sagen. Die feindschaft zwischen Hallgerð und Bergþóra wird besser in die Gunnars- als in die Njálssaga gehören. Seine auffassung vom verhältnis dieser beiden sagas hat F. J. geändert. Früher meinte er, eine ältere Gunnarssaga sei mit der älteren und ursprünglichen von Njál verschmolzen worden. Wegen der abweichenden mitteilungen der landnáma über Gunnar, die, wenn auch nicht sicher, so doch wahrscheinlich einer Gunnarssaga entstammen, meint er jetzt, dass diese nicht in die Njálssaga aufgenommen worden sein kann, sondern dass die Gunnar betreffenden partien ein fabrikat nachklassischer zeit seien, frühestens um die mitte des 13. jahrhunderts entstanden. Der verschmelzer ist wahrscheinlich auch der verfasser dieser Gunnarssaga gewesen, die auf alten, verblichenen erinnerungen, verderbter tradition beruht. Er hat auch die alte Njálssaga umgestaltet. Diese so entstandene saga ist nun noch einem zweiten umarbeiter in die hände gefallen, dem die kap. 98, 99, 106, vielleicht auch noch einiges andere zuzuweisen sind. Noch wieder ein anderer fügte die jugendgeschichte der Hallgerð und die erzählung von der christianisierung der insel hinzu. In ihrer gegenwärtigen gestalt geht die saga nicht über das letzte viertel des 13. jahrhunderts zurück. Sie ist verfasst in der landschaft, in der sie spielt, was aus der genauen kenntnis der örtlichkeit und der alten tradition geschlossen wird. Das gleiche gilt vom verfasser der Gunnarssaga; doch hat die Njálssaga ihre endgültige gestalt in den landschaften um den Breiðifjǫrð erhalten, wo das geschlecht der Hallgerð zu hause war. Hierfür spricht auch, dass die meisten handschriften aus dem Westlande stammen.

Gegen diese auffassung F. J.s von der entstehung der saga wird sich nun aber doch einiges einwenden lassen. Darin, dass in die Njálssaga eine Gunnarssaga hineingearbeitet ist, wird man ihm zustimmen; das ist ja wohl auch die allgemeine annahme. Dass nun aber F. J.s letzter bearbeiter auch der verfasser dieser Gunnarssaga, dieses 'fabrikats', gewesen sei, scheint mir durchaus unglaubwürdig zu sein. Schablonenhafte schilderungen von auslandsreisen und der dort erlebten abenteuer finden wir auch in klassischen sagas, ohne dass wir in jedem fall genötigt sind, das als interpolation oder späteres machwerk anzusehen. Auch auf etwaige anachronismen und chronologische fehler legt F. J. viel zu viel gewicht. Er neigt viel zu sehr zu der ansicht hin, dass jede klassische saga ein werk aus einem guss, ohne widerspruch, ohne chronologische fehler sei. Man braucht gar nicht bei jedem widerspruch innerhalb einer saga das werk eines späteren, bösen bearbeiters oder interpolators zu suchen. Solche widersprüche passieren auch modernen schrift-

stellern: warum sollte es nicht bei den alten der fall sein? Wenn eine episode, wie der Kristniþáttr, zu ausführlich erscheint, wenn sie sich nicht mit dem strengen aufbau der saga vereinen lässt, muss sie deshalb später eingefügt sein? Gibt's nicht auch eine lust, zu fabulieren? Njál wird christ; nun gut, warum sollte da nicht den verfasser die lust anwandeln, etwas ausführlicher von der christianisierung der insel zu erzählen? Warum sollte nicht schon der verfasser ein stück einer quelle, die hiervon handelte, eingefügt haben? Solche benutzung von quellen ist ja nichts ungewöhnliches. Nach F. J. hat dies stück keine direkte berührung mit der Kr. Diese darstellung beruhe auf mündlicher tradition, zu der die verse als fester bestandteil gehörten, nach seiner Literaturhist. 2, 581 der gemeinsamen quelle auch der Kristnisaga. Nach Brenner, Über die Kristnisaga, s. 114 f. steht die darstellung der Njála der Aris sehr nahe; aber Ari habe diese nicht benützt, wenigstens keine schriftliche, eine gemeinsame schriftliche quelle sei nicht vorauszusetzen. Nur an einer stelle habe die Njála einen anklang an die Kr., ohne dass Ari übereinstimme. Diese letzte angabe aber ist offenbar nicht richtig, wie mir überhaupt das verhältnis dieser drei darstellungen einer erneuten prüfung zu bedürfen scheint. Ich verweise nur auf folgende übereinstimmungen zwischen Nj. und Kr.

Nj. 101, 7 *þeir hǫfðu allir verit kristnir langfeðgr:* Kr. 8, 1 *þeir váru allir skírðir langfeðgar.*

Nj. 101, 10 *en hann hljóp af hestinum ok komz upp á bakkann: en hann hljóp af baki ok stóð á bakkanum [heill]* [1].

Nj. 104 *en þá varð Óláfr konungr svá reiðr, at hann lét taka alla íslenzka menn ok setja í myrkvastofu. . . .* Kr. 11, 10 *þá varð konungr svá reiðr, at hann lét taka marga íslenzka menn ok setja í járn. . . .*

Die letzten beiden stellen sind deshalb charakteristisch, weil in ihnen beiden davon die rede ist, dass der könig die Isländer gefangensetzen liess, während bei Ari an der entsprechenden stelle, Íb. 7, 4, nur von verstümmlung und tötung die rede ist. Diese übereinstimmungen scheinen doch auf eine gemeinsame schriftliche quelle hinzuweisen. Wie deren verhältnis zu Ari war, müsste noch bestimmt werden, und solcher schriftlichen quellen wird der, mag man ihn nun verfasser oder bearbeiter nennen, also derjenige, der der Njálssaga die gestalt gegeben hat, in der sie uns jetzt vorliegt, noch mehrere gehabt haben. Damit komme ich zu dem gleichen resultat wie Heusler in seiner anzeige DL. 1909, sp. 735: es werden die Gunnarssaga, die von F. J. genannte ältere Njálssaga gewesen sein, vielleicht auch schon die Brjánssaga, aus der er die beschreibung der schlacht von Clontarf genommen hat. Diesem mann wird man dann auch die ausführliche schilderung der prozesse, sowohl in der Gunnarssaga wie in der eigentlichen Njála, zusprechen dürfen.

Zur aufhellung dieser prozesse selbst hat F. J. bereits früher wichtiges beigetragen, besonders in seiner abhandlung 'Om Njála' (Aarb. f. nord. oldk. og hist. 1904. s. 89 ff.), und ich glaube, dass sein standpunkt, dass ein geschriebenes gesetzbuch diesen schilderungen nicht zugrunde liegt, der richtige ist, dass die Grágás

1) [Im ausland diese korrektur lesend ist es mir im augenblick nicht möglich, die stelle der Kr., die im manuskript versehentlich fehlt, zu bestimmen. Korrekturnote.]

nicht als absolut richtiger massstab gelten darf, sondern dass man vielfach ältere rechtszustände und rechtsbestimmungen annehmen muss.

Dankbar wird man für die Zeittafel sein.

Es mögen nun noch ein paar einzelheiten folgen. Zu dem beinamen *gígja* des Mǫrð, I, 1, hätte vielleicht auf Hortense Panum ('De folkelige strengeinstrumenter i Norden' in 'Aarsberetning for 1905 fra Foreningen til norke Fortidsmindesmærkers Bevaring', s. 134 ff.) hingewiesen werden können.

Der beiname *buna*, I, 5, hätte eine bemerkung verdient, da die bedeutung ungewiss ist und verschiedene erklärungen vorliegen (Möbius' Glossar, das doch als wörterbuch für die sagabibliothek gedacht ist, aber nur eine 'scaturigo' angibt, vgl. Gering, Anm. zu Eyrb. I, 1 und Finnur Jónsson, 'Tilnavne i den oldislandske Oldlitteratur', s. 222 f.). Zu der szene, in der Hrút von den diebsaugen der kleinen Hallgerð spricht, bildet die in der Sturla 1, 367 (ed. Kalund), erzählte eine gewisse parallele: Þorvald Gizuarson stellt dem Sighvat Sturluson seine kinder vor; von den einen sagt er, dass es wenige gäbe, die tüchtiger seien, bei einem aber der zweiten gruppe schweigt er und sieht lange auf ihn hin und sagt schliesslich: 'nicht gefallen mir die gerunzelten brauen'. Die deuten nämlich auf eine tückische gemütsart. In der anm. zu II, 12, in der darüber gesprochen wird, wo in Island die hochzeit gefeiert zu werden pflegte, ob im hause der eltern der braut oder in dem des bräutigams, hätte vielleicht meine abhandlung 'Der ort der hochzeit zur sagazeit auf Island', Zeitschr. d. Ver. f. volksk. 11, 40 ff., erwähnt werden können, in dem ich eine statistik aus den sagas darüber aufgestellt habe. Zu *tóti*, III, 1, das bei Möbius fehlt, hätte eine bemerkung gehört. Freilich weiss man nichts genaueres über das wort (vgl. F. J. Tilnavne, s. 208). Ebenso hätten die beinamen *sóti* s. 179 [2], *elda* s. 181 [18], *Víga-* (Hrappr) s. 193 [5], *snepill* s. 275 [20], *brimill* s. 275 [2] erklärt werden können, man vgl. über sie F. J. a. a. o. Des öfteren finden sich in den anmerkungen hinweise auf andere schriften, auch andere bände der sagabibliothek, ohne dass angegeben wird, was dort steht. Das scheint mir nicht ganz richtig zu sein. Die bände der sagabibliothek kommen doch vielfach in die hände von lernenden, die nicht alle bände besitzen, geschweige denn in der lage sind, entlegenere bücher oder abhandlungen einzusehen. Denen ist also mit blossen hinweisen wenig geholfen. Solche finden sich z. b. zu s. 11 [21], [22], s. 64 [10]. Zu s. 24 [7] hätte *snúinbrók*, der in der Sturlubók der Landn. vorkommende andere beiname der Hallgerð eine erklärung verdient. F. J. übersetzt, Tilnavne s. 239, 'eine, deren hose sich gewendet hat (umgekehrt ist). Man weiss nicht recht, was man damit anfangen soll. Vielleicht hilft ein anderer beiname zum richtigen verständnis. Sturl. I, 185 (ed. Kålund) wird ein Rúnólfr *snúinbrúni* genannt, der seinen beinamen davon erhalten hatte, dass er ein geschenk, das er einem mann gegeben, zurückgenommen und dessen gegner verehrt hatte. Wörtlich bedeutet der name 'mit gedrehten augenbrauen', so F. J., Tiln., s. 199; der sinn muss aber doch wohl ,wankelmütig' sein. Vielleicht, dass solche augenbrauen das anzeichen solcher sinnesart waren, vgl. das oben gesagte über die auf tückische gemütsart deutenden gerunzelten brauen, wie man ja in zusammengewachsenen augenbrauen auch etwas unheimliches sieht, das auf hexerei deutet. Es könnte nun auch *brúni* ableitung von *brún* 'ein kleidungsstück, teil eines kleides', Fritzn., Ordb. 1, 199 a sein; *snúa um* wird vom umdrehen der kleider gebraucht, Fritzn. 3, 466 a (vgl. Norges gamle love 5, 594 b). 'Einer, der sein kleid umdreht' könnte ganz gut für die situation passen; es würde etwa den sinn des dän. 'vendekaabe' haben, womit es schon Rygh übersetzt hatte. Ist diese ableitung

die richtige, dann dürfte auch vielleicht *snúinbrók* ähnliches bedeuten, was ja ganz gut zum charakter der Hallgerð stimmen würde.

Zu s. 27 [25] hätte die genauere bedeutung von *sukk* angegeben werden müssen, da das wort bei Möbius fehlt. Dass bei diesem nicht vorkommende wörter nicht erklärt werden, kommt noch öfter vor. XIII, 16 *eigi skal einn eiðr alla verða* will F. J. mit 'keine regel ohne ausnahme' übersetzen; mir scheint der sinn eher zu sein: 'das gleiche trifft nicht alle'. Zu *skarband* vgl. jetzt Gebhardt, Ark. f. nord. fil. 25, 84 ff. Die anm. zu s. 75 [6] 'ganz wie hier treten die königinnen in den Atlamál 68' auf, verstehe ich nicht. In den Atlamál treten die königinnen, Brynhild und Guðrún, überhaupt nicht zusammen auf. Den zank zwischen Hallgerð und Bergþóra in c. 35 könnte man allenfalls dem berühmten zank der königinnen vergleichen; der ist aber in einem Eddalied überhaupt nicht erhalten, sondern nur in der Vǫlsungasaga. Zu *grið* s. 86 [21] hätte bemerkt werden können, dass das wort hier und noch öfter falsch angewendet worden ist (vgl. Lehmann-Schnorr v. Carolsfeld 'Die Njálssaga usw.' s. 20). Der verweis auf Laxd. c. 34, 8 zu *kinnhestr*, s. 109 [10], nützt wenig, da das wort dort gar nicht erklärt wird. Falk-Torp, Norwegisch-dänisches etymologisches wörterbuch, erinnern an *foli* 'fohlen' als scherzhafte umschreibung desselben begriffes und vermuten, dass die ohrfeige mit dem ausschlagen eines pferdes verglichen wird. Zur auslassung des verbums *vera* in der konstruktion *því at trúr skal ek þér í ráðum* c. 49, 3 vgl. jetzt Neckel, Zfdph. 40, 475. In der Njála begegnet diese konstruktion noch c. 58, 18: *at þú myndir góðr af hestinum*, und c. 131, 18: *at ek skal trúr Kára í ǫllum ráðum*. Ob die erklärung des beinamens *barnakarl*, s. 125 [10], nämlich er sei daher gekommen, dass es sitte der Wikinger gewesen sei, kinder in die luft zu werfen und mit den speerspitzen aufzufangen, und Ǫlvir habe dies verboten, wirklich die einzig richtige ist, erscheint mir doch zweifelhaft. Ist das grausame spiel in der tat so oft ausgeübt worden, dass es als stehende sitte der Wikinger angesehen werden darf, und hat nicht die nachrede der feinde oder entstellung späterer christlicher zeit mit dazu beigetragen, die Wikinger in diesen üblen ruf zu bringen? Jedenfalls glaube ich nicht, dass man die von Fritzner, Ordb. 1, 115 a ausgesprochene meinung, dass Ǫlvir seinen beinamen wegen kinderreichtums erhalten habe, wie z. b. Barna-Kiallakr, so kurzerhand abweisen darf (vgl. noch Boer, Anm. z. Grettiss. c. 3, 4 und A. Bugge, Vikingerne 2. saml. s. 76). Zu der konstruktion in dem satz: *Gunnarr var í rauðum kyrtli ok hestastaf mikinn í hendi* vgl. Nygaard, Norr. syntax, s. 31 a. Die anmerkung zu s. 155 [26]: '*dóm* wird hier nach dem volkstümlichen gebrauche angewendet; darin ist nichts auffälliges', ist so nicht verständlich. Sie bezieht sich auf die ausführung Lehmann-Schnorr s. 22, dass *dómr* hier inkorrekt verwendet sei, indem es sonst nur die wirklichen gerichte, nie schiedsgerichte bezeichne. Solche hinweise auf die erwähnte schrift vermisst man auch sonst noch, z. b. in der anm. zu s. 283 [30], zu *dómendr*. In der str. 6 [6] hat *argr* eine weitere bedeutung als 'feige'; es heisst vielmehr 'unmännlich, weibisch, zauberkünste treibend' und zielt auf die langen priesterlichen gewänder (vgl. meine bemerkung zur gleichen strophe, Kr. str. 4). Dass Eyjólf Bǫlverksson, anm. zu s. 254 [6], c. 138, 2, der zweite grosse rechtsgelehrte genannt wird, ist ein versehen; es steht dort *þriði*. Str. 14 [3] *baughlíþar*, verdruckt für *baugahlíþar*. In str. 15 [2] ist *á lande* doch wohl gleich *á Íslande*.

Dass übrigens die anmerkungen eine reiche fülle von erklärungen bieten, uns ausblicke nach allen seiten gestatten, ist wohl überflüssig, besonders hervorzuheben. Ein nachtrag handelt über die alte geldwährung und geldberechnung.

Darauf, dass es mit der von F. J. zugrunde gelegten Grágásstelle nicht zum besten steht, hat schon Heusler in seiner oben erwähnten anzeige hingewiesen. Zu der schwierigen frage vgl. man jetzt Valtýr Guðmundsson 'Sølvkursen ved år 1000' in Nord. Tidsk. f. Filologi, 3. r., 7. bd., s. 55 ff.[1].

1) [Vgl. ferner Neckel, Zfda. 52, 44. Korrekturnote.]

HEIDELBERG. B. KAHLE.

Deutsche grammatik (gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch) von **W. Wilmanns.** 3. abteilung: flexion. Erste und zweite auflage. Strassburg, K. J. Trübner. 8°. 1. hälfte: verbum. 1906. X, s. 1—315. 6 m. 2. hälfte: nomen und pronomen. 1909. VIII, s. 317—772. 9 m.

Mit seiner darstellung der flexion hat der verfasser die erste formenlehre grossen stils gegeben, die den anregungen von J. Ries folgt und an die geschichtliche erklärung der verbal- und nominalformen unmittelbar auch die untersuchung ihres gebrauches knüpft. An die formenlehre schliesst sich also ein teil der bisherigen syntax an, und so werden zwei gebiete vereinigt, die auf nachbarliches zusammenrücken noch wenig vorbereitet sind. Bei einem darsteller von den ansprüchen, wie sie der verfasser gegen sich selbst erhebt, eine ungewöhnliche aufgabe, die es allein schon erklärt, wenn die neue abteilung 'später, als gewünscht und gehofft', auf ihre vorgängerinnen folgt (vgl. zu dieser Zeitschr. 27, 132 f., 33, 529 f.).

Auf die vorzüge oder nachteile der neuerung hier schon einzugehen, empfiehlt sich um so weniger, als der verfasser selbst erst bei der späteren darstellung der syntax glaubt, die vorzüge ins volle licht rücken zu können. Hier im zusammenhange mit der formenlehre erscheint die gebrauchslehre als etwas fremdartiges, ohne die berührungspunkte auch nur an den stellen auszunützen, wo schon die bisherige syntax gewohnt war, die tatsachen der formenlehre heranzuziehen. Allerdings wäre es wenig angezeigt gewesen, bei den vokalendungen schon die wirkungen zur geltung zu bringen, die der verfall dieser endungen auf die modusverhältnisse ausübt, insofern er die unterschiede zwischen indikativ und konjunktiv (opt.) verwischt (vgl. § 106, s. 207). Auch bei der flexion der adjektiva war wohl keine gelegenheit, die syntaktischen grundlagen hervortreten zu lassen, auf die schon Jakob Grimm in der einleitung zum IV. bande der Grammatik hinweist: 'eine der vorstechendsten eigenheiten unserer formenlehre, den unterschied starker und schwacher deklinationen tut uns erst die syntax in seiner wichtigkeit dar' s. VI. Der verf. holt dies später nach (s. 437): 'in der allmählichen, von dem syntaktischen wert der worte abhängigen ausbildung der adjektivflexion sehe ich den grund für ihre mannigfaltigkeit'.

Wohl aber hätte bei den passivformen schon die formenlehre anlass geboten, den zusammenhang mit der syntax herzustellen. In § 4 (s. 8) wird mitgeteilt, dass die 'eigentümlichen endungen des medio-passivs in den germanischen sprachen früh untergegangen sind'; dabei fehlt jeder hinweis auf die zusammengesetzten formen, die ihrerseits in der gebrauchslehre (§§ 73 ff., s. 135 ff.) zum worte kommen, ohne die frage hervorzurufen, ob und wie weit sie zur verdrängung der alten endungen beigetragen haben. Und wenn dann an seinem orte (§ 150, s. 302) der

gebrauch der passivformen zur darstellung kommt, so mangelt diese des geschichtlichen hintergrundes, und diesem mangel helfen auch verweisungen nicht mehr ab.

Sonst ist an der ausmalung des geschichtlichen hintergrundes wahrhaftig nicht gespart worden. Gerade hier bewährt sich die kunst der veranschaulichung, die den verfasser auch innerhalb der verwickelten fragen auszeichnet. Die tragweite der gesicherten ergebnisse der forschung voll ausnützend, vermag er die verbindungslinie von den deutschen oder den germanischen einzelheiten zu den rückwärtigen der indogermanischen spracheinheit zu ziehen, meist ohne sie durch hypothesen zu belasten oder gar durch beiwerk zu verhüllen. Vor allem aber werden in dieser darstellung die kräfte wieder lebendig, die alle jene veränderungen herbeigeführt haben. In der formenlehre des verbums ist nach dieser richtung des guten fast zu viel getan. Unsere sprache hat in die schubfächer, die für die vergleichende sprachforschung gelten, oft so wenig einzuwerfen, dass für manche ein wort der einleitung oder eine anmerkung ausreichte. Da steht es doch im missverhältnis, wenn § 13 (s. 23) augmenttempora und aorist besprochen werden, obwohl nur ganz vereinzelte und dazu problematische entsprechungen zur seite stehen, wie *iddja* und *scrirun*.

In der erklärung der ablautverhältnisse ist W., wie schon angedeutet, zurückhaltend und konservativ, dagegen bringt er in die gliederung der ablautreihen eine neuerung. Er scheidet zwischen verben mit voll entwickeltem ablaut und solchen mit schwächer entwickeltem oder ganz fehlendem ablaut. Gewiss liefert der erste typus eine ziemlich geschlossene gruppe, die reihen, die man sonst unter 1–5 zusammenfasste, got. *steigan, biudan, niman, giban*, alles thematische verba aus e-wurzeln mit wurzelbetonung im praesens. Aber im zweiten typus gehen die einzelnen reihen doch zu weit auseinander, um sich in eine gruppe zu fügen: auf der einen seite *faran* mit ablaut zwischen praesens und praeteritum, auf der anderen seite *lêtan, hwôpan, haldan* mit ihren im gotischen reduplizierten formen, die W. nach der älteren auffassung auch für das *ê* der deutschen praeterita verbindlich macht. An der reduplikation als erklärung für den langen wurzelvokal im plural des praeteritum der klassen *niman, giban* (*nêmun, nahmen; gêbun, gaben*) hält W. ebenfalls fest, wonach beim schwinden des wurzelvokals die reduplikationssilbe um so mehr an ton gewonnen habe. Die entfernung des wurzelhaft verlautenden konsonanten will er aber nicht mit Osthoff auf streng lautgesetzlichem wege erklären (ausgangspunkt die lautgesetzliche entwicklung von *sêd* aus *sêsd*), sondern er rechnet mit einer 'freien beseitigung der störenden elemente', namentlich 'solcher, die zu weit abstanden von den übrigen formen des verbums'. Dass sich diese beseitigung aber so glatt und vollständig restlos vollzogen haben soll, bleibt immer auffallend. Das althochd. *r* im praet. von *scrian, bûan, stôzan* will W. nicht aus der reduplikation erklären, sondern er nimmt es mit Zarncke (P. Bb. 15, 350) als einen übergangslaut, der sich nach kurzer offener silbe einstellte. Dafür tritt nunmehr (P. Bb. 32, s. 490 ff.) auch Feist ein, der im übrigen der gotischen reduplikation aufs neue das recht bestreitet, als ausgangspunkt des deutschen e-typus zu gelten.

Mit besonderem geschick gelingt es dem verfasser, bei den ablautverhältnissen die linie gesetzmässiger entwicklung jeweils im fortlaufenden flusse zu ziehen und dann erst die eingriffe und die störungen der gesetzmässigkeit unter gesichtspunkten zusammenzufassen, die aus dem gewirr der einzelheiten auf die treibenden kräfte weisen. Ein glanzpunkt ist hier der abschnitt 'Spaltung und umgestaltung der ablautreihen' (§§ 23–27, s. 39–48). Er umfasst die differenzierungen, die

in den einzelnen sprachen die besonderen lautverhältnisse verursachten (gotisch: *bairan, baurans* neben *niman, numans* u. a., althochdeutsch *geban, helfan* neben *bitten, bintan, biugu* neben *biogan; faru* neben *feris* u. a.), die spaltungen, die die lautveränderungen in der entwicklung vom mhd. zum nhd. erfahren (*begonnen* neben *gebunden; vergëssen* neben *lesen: nehme* zu *nimmst* u. a.). Als formübertragungen des neuhochdeutschen[1] werden die ausgleichungen zwischen den einzelnen formen im verbalsystem behandelt (vgl. *stieg, stiegen* gegen *steig, stigun:* vgl. *galt, galten* gegen *galt, gulten; geben* gegen *gibe*). Dazu kommen die ausgleichungen in den vom grammatischen wechsel betroffenen formen, die vom althochdeutschen an (*sluog* nach *sluogum* zu *slahan*) bis zum neuhochdeutschen verfolgt werden, wo nur noch *gewesen* neben *war* und *gediegen* neben *gedieh* an die alten verschiedenheiten erinnert.

Die abschnitte vom g e b r a u c h der wortformen zeichnet eine vollkommene beherrschung der syntaktischen literatur aus, die bei allen einzelheiten nicht nur durch nennung einschlägiger monographien, sondern auch durch hinweise auf die betreffenden stellen in den grösseren lehrbüchern angemerkt ist. Aber auch lücken hat der verfasser in der bisherigen forschung festgestellt, und er hat sie teilweise – meist durch arbeiten von schülern – auszufüllen gesucht. Dass diese arbeiten vorzugsweise der älteren übersetzerliteratur sich zuwandten, steht im zusammenhang mit dem darstellungsprinzip des verfassers, der bei der entwicklungsgeschichte der einzelnen deutschen fügungen an erster stelle so viel belege aus der übersetzerprosa beibringt. Und wenn auch an manchen orten auf die abhängigkeit hingewiesen wird, in der die übersetzer zu ihrer vorlage und damit zu den fügungen einer fremden sprache stehen, so können solche vereinzelte bemerkungen doch das bild kaum mehr ändern, das dem leser aus der reihenfolge und der raumverteilung bei diesem stoffe entgegendringt. Gewiss ist vorsicht geboten, will man den poetischen denkmälern, die von einer unmittelbaren vorlage nicht abhängen, anhaltspunkte abgewinnen, die auf deutsche eigenart und heimische fügungen weisen, aber solche anhaltspunkte sind da, und sie können an dem widerstand, den die übersetzer – selbst der des Tatian – da und dort dem lateinischen gefüge leisten, gefestet und weitergeführt werden. Gleich die betrachtung der nominalformen des verbums, vor allem die des infinitivs, hätte in dieser richtung an übersichtlichkeit und an ursprünglicher einfachheit gewonnen, wenn der verfasser von dem gebrauch ausgegangen wäre, der im Hildebrandsliede, im Heliand, ja selbst noch bei O t f r i d[2] sich so deutlich von den latinisierenden wendungen des sklavischen Tatianübersetzers und von den etwas gekünstelten fortschritten bei N o t k e r abhebt (vgl. besonders § 70 s. 125 f., s. 128 f.). Mit dem verzichte auf die ausnützung der Heliandbelege stossen wir an einen nachteil, der sich aus der behandlung der syntax innerhalb dieser gesamtdarstellung der deutschen grammatik ergibt, insofern die bedingungen,

1) Auch für einige 'entgleisungen' im althochdeutschen sucht der verfasser anschluss an das obige stichwort. Sie weisen aber teils in einen anderen zusammenhang (vgl. § 17 zu *girochan* u. a.), teils gehören sie mehr der mittelhochdeutschen zeit an.

2) Doch das gnomische Praeteritum (§ 95, s. 183), von dem W. sagt, es sei in älterer zeit häufiger beobachtet als jetzt, und das er hauptsächlich aus Otfrid belegt, führt deutlich auf lateinische wendungen zurück. Ganz anders verhalten sich demgegenüber einige belege aus Walther, die sich mehr mit dem praeteritum in wunschformen berühren.

die für andere teile gelten, auch für die syntax massgebend werden. Während die altsächsische dichtung an lauterscheinungen und formen wenig aufweist, was zum verständnis des althochdeutschen bestandes notwendig herangezogen werden müsste, zeigt das gotische auch in der gattung der übersetzerprosa, in der es uns fast allein überliefert ist, so viel älteres und ursprünglicheres, dass es im allgemeinen ohne schaden dem deutschen vorangestellt werden kann[1]. Aber auf dem gebiete der syntax ist ein übersetzer, der dem weit fortgeschrittenen satzbau einer vorlage gegenübergestellt ist, für die aufstellung ursprünglicher heimischer fügungen wenig in anspruch zu nehmen, zumal wo die kunst, die er in den dienst seiner aufgabe gestellt hat, noch nicht genau umschrieben ist. Hier wäre aus der altsächsischen und auch der angelsächsischen dichtung mehr ursprüngliches zu gewinnen als aus dem gotischen. Denn schon für jene zeit gilt der satz, den die syntax in der heutigen mundartenforschung erweist, je weiter die linien in laut und formen auseinandergehen, um so näher berühren sie sich in der satzfügung. Auch die scharfe logik, mit der der verfasser zu werke geht, wird den tatsächlichen verhältnissen der sprachgebung nicht immer gerecht. Wenn jemand sagt, '*mein verstorbener freund dachte anders darüber*', '*schon der geschlossene landtag hat beschlossen*', so handelt es sich hier um die festen verbindungen *mein verstorbener freund* etc., die auch in eine erzählung eingefügt werden, deren zeitstufe von ihrer eigenen abweicht, nicht aber '*um ein partizip, das auf einen vorgang weisen kann, der später eingetreten ist, nur vom standpunkt des redenden aus betrachtet der vergangenheit angehört*' (§ 57, s. 103; ähnliches gilt von § 58, s. 105 u. a.).

Mit recht ist § 69 (s. 123) die substantivierung des infinitivs später angesetzt und sind die gotischen belege der vorlage zur last gelegt worden. Wirksam wird das vordringen der substantivierung in parallele gesetzt mit dem zurückweichen des einfachen verbalen infinitivs mit *zu*, so dass am ende fast nur die beiden möglichkeiten übrigbleiben: *wie zaeme uns mit iu strîten!* Nibel. 123, 1 und *im zaeme niht ze dagene* 2044, 1. Freilich so reinlich, wie der verfasser es glaubhaft macht, scheiden sich die gruppen doch nicht; manchen unter den sogenannten substantivierten infinitiven ist noch vollere verbalkraft zuzusprechen (s. 124). Für die verbindung 'um zu' beim infinitiv (§ 71, s. 129) wären aus meiner untersuchung zu Steinhöwel und dem Dekameron (Herrigs archiv 84, s. 277) die ältesten hochdeutschen belege aus Steinhöwel nachzutragen. Ebendort habe ich auch schon die erklärung angebahnt, die hier nach Pauls Wörterbuch gegeben wird. § 72, 2 wird für den abhängigen infinitiv die forderung aufgestellt: 'kommt das subjekt des abhängigen verbums im regierenden satz nicht vor, so kann der infinitiv nur dann gebraucht werden, wenn sein subjekt eine unbestimmte oder aus dem zusammenhang leicht erkennbare person ist und die bedeutung des regierenden satzes für den infinitiv notwendig ein anderes subjekt voraussetzt'. Das alles trifft doch auch für die wendung 'ich wünsche wohl gespeist zu haben' zu, die zudem in manchen gegenden noch in der ursprünglichen form 'ich wünsche ihnen wohl gespeist zu haben' vorliegt. Dass man dem infinitiv das subjekt zubilligen sollte,

1) Dass auch dabei die voranstellung des gotischen zu bedenken anlass gibt, ist von anderen gegen die früheren abteilungen eingewendet worden. Auch in der vorliegenden lässt sich manchmal zeigen, dass die ursprünglichkeit oder die eigenwüchsigkeit der deutschen formen hierdurch verdunkelt wird (vgl. z. b. § 23, 2; § 27, 1, vgl. die frage der reduplikation im deutschen § 20 f.).

das das regierende verbum bei sich hat, ist doch in der gesellschaftlichen situation, in der diese formel gebraucht wird, undenkbar. Bei dem versuche, den abhängigen infinitiv gegen die konkurrenz durch umschreibende dasssätze abzugrenzen (§ 72), sind nicht alle feststellungen gleich einleuchtend. Mit recht wird der grund der verschiedenheit in dem verhältnis zwischen objektverbindung und regierendem satze gesucht (§ 72, 5), während vorher (§ 72, 3–4) ein zu grosses gewicht auf äussere begleitumstände gelegt war, die den kern des sachverhalts nicht berühren. Die abgrenzung der verba *haben* und *sein* neben dem partizip intransitiver verba (§§ 79 ff., s. 147 f.; vgl. auch § 77, s. 142 f.; vgl. *ich habe im see geschwommen* gegen: *ich bin in den see herausgeschwommen*) gab gelegenheit, die von Behaghel aufgestellte, von Paul in den abhandlungen der Münchener akademie (XXII. bd., 1. abt.) eingehend begründete erklärung aus dem gegensatz imperfektiver und perfektiver aktionsart zur geltung zu bringen. Die schwierigkeit, einem doch früh aus dem deutschen sprachbewusstsein schwindenden gegensatz gerade für die erst in jüngerer zeit sich vollziehende ausgestaltung der zusammengesetzten verbalformen so nachhaltigen einfluss zuzugestehen, löst der verfasser durch energischeres zurückgreifen auf die alten, in den früheren deutungen verwerteten vorstellungsgruppen der handlung und der bewegung, die dem gegensatz der aktionsart allmählich erwuchsen und die somit eine neue trennungslinie herbeiführten, als die alte sich verwischte. Wie durch störungen aller art, vor allem durch ausgleichungen, die mundartlich verschieden verliefen, auch diese neue linie wieder verschoben wurde, das ist vor allem bei den verbis *sitzen*, *liegen*, *stehn*, *bleiben*, *sein* gezeigt, die in besonderer gruppe behandelt werden (§ 83, s. 154 f.). Der wichtigkeit, die die neuere forschung diesen und anderen spuren des ehemaligen gegensatzes der aktionsarten beilegt, entspricht es, dass die partikel *ge* so ausführlich behandelt wird (§§ 107–109, s. 210–216). An vorarbeiten dafür lag freilich nur wenig vor, und so beschränkt sich W. für die aufzählung auf seine eigenen sammlungen zu Walter, bei denen er im gegensatz zu seiner sonst so erprobten gliederungskunst nicht zur verarbeitung seines ersten schemas vordrang. Er stellt nicht weniger als 10 unterabteilungen auf, von denen mehrere zusammengelegt werden können (2, 3 und 4; 6 und 7), während in anderen die eigentlichen gliederungsgründe durch äusserliche anhaltspunkte zurückgedrängt werden. Im wesentlichen handelt es sich um relative und nicht relative funktionen bei den zeitformen des verbum finitum, um das praefix bei dem von hilfsverben abhängigen infinitiv und um das praefix beim part. praet. Für die ersten beiden gruppen lässt sich auch aus der darstellung im deutschen wörterbuche, wo alle die mit *ge* verstärkten verben einzeln behandelt werden, manches beibringen (vgl. jetzt z. b. *gewirken*). Zum Gebrauch der passivformen (§ 151, 1, 2) wird das wesentliche vielfach durch unwesentliches in den schatten gestellt. Hier war gelegenheit geboten, die stilistische seite des passivgebrauches zu streifen, vor allem einzelne berufssprachen, wie die juristensprache, heranzuziehen. Bei der kongruenz (§ 153) wird zum ersten male, und in einer anmerkung, auf die alliterierende dichtung bezuggenommen. Wenig anschaulich ist, was über den singular des verbums neben pluralsubjekten gesagt wird; es werden wohl tatsachen angeführt, aber sie sind nicht auf der seite beleuchtet, die zur erklärung führt. Bei den beispielen aus Otfrid handelt es sich z. b. einfach um abstrakta, deren bedeutung den singular zulässt, so dass eine pluralform hier ganz überflüssig wäre. Treffend dagegen wird § 154 der pluralis auctoris und majestatis (1. person) gegen den pluralis reverentiae (2. person) in anschaulicher kürze behandelt; hier kommt farbe und

leben in die auch nach der kulturgeschichtlichen seite mustergültige darstellung. Dagegen fehlt (§ 155, 1) bei der einbürgerung eines persönlichen pronomens der 1. oder 2. person im relativsatze (ihr fürsten, die ihr) der geschichtliche hintergrund. Die gruppe ist zudem nicht am richtigen orte eingeschoben. Die deutung des konjunktivs praet. in wendungen wie *über den berg wären wir* u. a. (§ 116, 4, s. 234) hat mich wenig überzeugt, doch gebe ich zu, dass meine erklärung (vgl. Satzbau I, 364: Umgangsprache s. 214 ff.) auch vielfach angefochten wird – nach meiner überzeugung freilich nur deshalb, weil die gegner zu wenig mit der eigenart volkstümlicher rede vertraut sind.

Kurz und treffend in der raumverteilung ist der abschnitt, der in der flexion des nomens die vorbedingungen kennzeichnet, aus denen die deutschen nominalformen erwuchsen (§ 156 ff.). Hier ist die mannigfaltigkeit der indogermanischen verhältnisse nicht zum schema benutzt worden für die darstellung der so viel einfacheren gliederung im deutschen; nur zur erhellung des geschichtlichen hintergrundes wird das alte kasussystem herangezogen, wobei sich der verfasser vielfach der anmerkungen bedient. Dass die ergebnisse der neueren forschung trotzdem hier nicht zu kurz kommen, zeigen viele einzelheiten. So wird beim dativ-ablativ des pluralis (s. 323), dessen endung ja nicht dem indogermanischen dativ-ablativ (*bhyas*, lat. *bus*), sondern dem alten instrumentalis entspricht, auf gleichartige lateinische dativformen verwiesen. Bei den einzelnen strittigen fragen werden dem leser die anhaltspunkte geboten, die ihm ein eigenes urteil ermöglichen. Dabei lässt der verfasser über seine auffassung keinen zweifel, ob er nun feststellt, dass die frage noch nicht spruchreif sei (vgl. z. b. den gegensatz von got. *baur*, *wair* gegen *akrs* s. 321), oder ob er zu einer der vorgetragenen ansichten stellung nimmt, wie bei der wendung *zi houbiton*, die er nicht aus einem singular des instrumentalis, sondern mit Osthoff aus dem gegensatz gegen *zu füssen* deutet (324) u. a. Bei der endung *im* des dat. pluralis der i-maskulina schliesst sich W., wie auch sonst häufig, einer erklärung Bethges an, der gegen Streitberg eine alte bildung mit tiefstufigem suffix aufstellt. Für die althochdeutschen endungen auf *un* und *ûn* der *n*-deklination in ihrem gegensatz gegen gotische *an*, *ans*, *ôns*, *ôn* verwirft W. die etwas komplizierten erklärungen, die bei der annahme, dass das idg. *o* zwar im got. *allgemein* zu *a* geworden sei, im hochdeutschen aber seine dunklere färbung behalten habe, nunmehr mit mannigfachen formübertragungen rechnen müssen. Er gesteht der endung *ôn* mit Kluge eine neigung zu *ûn* zu, die vor dem dentalen nasal sich durchgesetzt habe, während vor dem kräftigen *m* das *ô* sich behauptete (§ 167, s. 348). Diese zweite erklärung, der W. beitritt, ist jedoch mehr als vermutung dargestellt und nicht weiter durchgeführt. Ansprechend ist bei dem unterschiede von *gebâ* im nom. plur. gegen *sunte* die vermutung, dass das von Notker als länge gekennzeichnete *a* ursprünglich vielleicht kurz gewesen und erst später gelängt worden sei (§ 163 s. 334). Der abschnitt 'Verbreitung des wortschatzes über die deklinationen' (§§ 175–183, s. 359–375) ist treffend unter dem gesichtspunkt zusammengestellt, dass die typen, in denen eine grössere anzahl von worten sich bewegen, auch die grössere kraft, sich zu behaupten, besitzen. So ist ein besonders dankenswerter abschnitt vorbereitet, die 'Jüngere gestaltung der deklination' (§§ 183–193, s. 375–398), bei der zu der älteren grundbedingung, dem verfall der endungen, nunmehr weit stärker noch der einfluss eben jenes machtverhältnisses hinzutritt, dem zufolge die seltener gebrauchten, also wenig gestützten formen untergiengen. Wie sich die grenzen der alten deklinationen verschoben, und

wie eng damit auch ein geschlechtswandel der substantiva vermischt war, das wird hier mit einer dankenswerten fülle der belege ins einzelne verfolgt, wobei zum schluss auch auf die schicksale der namen und der fremdwörter (umlaut: *Pröbste* u. a., zu einzelnen *Pronomina*, nicht *Pronominen*) neues licht fällt. Den schluss der formenlehre bilden die flexionslosen formen der nomina (§§ 212–214, s. 447 ff.), unter denen höchstens wendungen wie *ze êrist* vermisst werden.

Beim gebrauch der nominalformen (§§ 215 ff., s. 454 ff.) werden erst die bedingungen untersucht, die die veränderungen und vereinfachungen in unserem kasussystem herbeiführten. Neben dem chronologischen prinzip, das mit der entwicklung jüngerer und verdrängung älterer gebrauchsformen rechnet, wird die möglichkeit betont, eine räumliche beziehung verschiedenartig aufzufassen (*im schiffe fahren*, lokativ; *mit dem schiffe*, instrumentalis). Ein weiteres moment, das die unsicherheit steigerte, sieht W. in dem bedeutungswandel der verba, die gewohnheitsmässig mit substantiven in einem aus der ursprünglichen bedeutung bedingten kasus verbunden sind, und die nun in ihrer neuen bedeutung eine andere auffassung jenes kasusverhältnisses entwickeln. Mit richtiger beschränkung seiner darstellung auf den kasusgebrauch, wie er sich in unseren ältesten [1] denkmälern zeigt, grenzt der verfasser den nominativ gegen die casus obliqui ab, bei denen er die engere oder losere form der abhängigkeit und die verschiedenen wortklassen, von denen sie abhängig sind, einzeln beobachtet; nur die kasus bei präpositionen sind in einer art anhang zusammengefasst. Den schluss bilden die gebrauchsformen des numerus und genus der substantive, die adjektivformen und das wenige, was der verfasser nach seiner abgrenzung der syntax hier schon bringen konnte. Beim gebrauch des nominativs überrascht, dass die verba, die neben der aktiv transitiven bedeutung auch eine intransitive, medialpassive haben, erst und gerade hier behandelt werden (§ 216, 2, s. 457). Bei der aufstellung (§ 216, 5, s. 461), dass bei manchen verbis eine lokale bestimmung zum subjekt werden könne, ist für das beispiel aus dem Tatian das lateinische vorbild (mensuram superfluentem) zwar angegeben, aber zur erklärung nicht verwertet. Eingehend und übersichtlich ist '*es* als scheinsubjekt' behandelt (§ 218 ff., s. 463), wenn auch die darstellung im zusammenhang des pronomens überhaupt, die nach dem befolgten system ausgeschlossen war, noch helleres licht geworfen hätte. Erst beim akkusativ werden die reflexiven verba behandelt, die ansprechend nach der frage gegliedert werden, ob das reflexivpronomen ausschliesslich ein objekt zum ausdruck bringt (*sich tödten*), oder ob es vielmehr die bedeutung des verbums differenziert: *sich setzen* gegen *jemanden wohin setzen* (§ 231, s. 496 ff.). Beim genitiv folgt der verfasser den weitgehenden versuchen, für die abhängigkeit eines substantivs von einem anderen die spielarten zu gliedern. Auch er erkennt einen genitivus definitivus und explicativus an (§ 275, s. 579 ff.), in wendungen wie das *laster des trunkes*, die *augen des herzens*. Dass die pronominalformen in diesem zusammenhang nur wenig gestreift werden, habe ich schon erwähnt. Diese zerreissung der natürlichen verbindungsbrücke ist durch das gewählte system bedingt. Zur kongruenz (§ 355, 1, s. 765) macht W. darauf aufmerksam, dass sie beim pronomen, das substantiva vertritt, nur auf numerus und genus, nicht auf den kasus sich erstreckt. Ansätze zu letzterer sieht er in abweichungen im gebrauch des

1) Dass die ältesten denkmäler nicht immer auch den ältesten gebrauch aufweisen, ist ja bekannt. Im vorliegenden fall ist dieser tatsache jedoch keine gewalt angetan.

akkusativs und genitivs, die er § 230 a. 4 und § 333, 11 anführt und von denen die letztere ohne weiteres einleuchtet.

Dies ist nur einer unter vielen, nicht immer hervorgehobenen fällen, in denen des verfassers scharfblick punkte erspäht, die die syntaxforschung bisher wenig oder gar nicht beachtet hatte, und mit freudiger erwartung dürfen wir nach dieser leistung dem syntaxbande entgegensehen.

BERLIN. HERMANN WUNDERLICH.

Gustav Trilsbach, Die lautlehre der spätwestsächsischen evangelien. Bonn, kommissionsverlag P. Hanstein, 1905. 174 s. 8°. m. 4.

J. Wilkes, Lautlehre zu Älfrics Heptateuch und buch Hiob. (Bonner beiträge zur anglistik, hg. v. M. Trautmann, heft 21). Bonn, P. Hanstein, 1905. 176 s. 8°. m. 5.60.

Diese beiden, auf eine anregung Bülbrings zurückgehenden arbeiten haben so vieles miteinander gemein, dass sie zusammen besprochen werden dürfen. In der ganzen anlage sind sie sich völlig gleich. Im engsten anschluss an ihres lehrers Altengl. elementarbuch geben sie eine vollständige statistik der in den betreffenden sprachdenkmälern vorkommenden belege für die laute der betonten silben, während für die unbetonten vokale und die konsonanten nur dann sämtliche belegstellen aufgeführt werden, wenn von der regelmässigen entwicklung abweichende formen vorlagen. Mit diesem verfahren sind beide verfasser absichtlich über die ihnen von ihrem lehrer gestellte aufgabe hinausgegangen, die dahin lautete, solche formen aus den texten auszuziehen, die im spätwestsächsischen wechselnde gestalt zeigen. Man darf bezweifeln, ob die verfasser nicht besser daran getan hätten, dem rate Bülbrings zu folgen. Für die lautlehre der betonten silben standen die grundzüge doch schon fest; eine vollständige vorführung aller belege war für diesen zweck überflüssig. Sie hat auch, zumal da die verfasser sich fast ganz auf die aufzählung der beispiele beschränken und auf erklärungen verzichten, den nachteil, dass regel und ausnahme sich nicht deutlich voneinander abheben, um so mehr, als zufällige schreibfehler auf diese weise leicht zu einem ihnen in wirklichkeit gar nicht zukommenden gewicht gelangen. Andererseits ist zuzugeben, dass diese sehr fleissigen und im ganzen auch richtig geordneten und zuverlässigen materialsammlungen, die eigentlich spezialwörterbücher (in grammatikalischer statt in alphabetischer ordnung) der behandelten texte darstellen, für mancherlei sprachliche zwecke, z. b. auch für die wortbildungslehre, nützlich werden können.

Trilsbach legt seiner untersuchung die Skeatsche ausgabe der westsächsischen evangelien zugrunde; er stellt die den westsächsischen sprachtypus am reinsten widerspiegelnde hs. Cp des Corpus Christi College in Cambridge in den mittelpunkt, notiert die abweichungen von A, B und C und lässt die in der ihm noch nicht zugänglichen Brightschen ausgabe (Gospel of St. John etc., Boston 1904) benützten übrigen hss. (Lakeland fragment und die kentischen abschriften R und H) ausser betracht. Er konnte dies ohne schaden tun, weil diese jüngeren kopien in Reimanns dissertation über die sprache der mittelkentischen evangelien schon systematisch ausgebeutet waren. In einer zusammenfassenden übersicht am ende versucht T. die für die verschiedenen hss. charakteristischen eigentümlichkeiten

hervorzuheben. Dass ihm das völlig geglückt sei, wird man kaum sagen dürfen. Das liegt wahrscheinlich daran, dass T. sich selbst über den zweck dieser zusammenstellung nicht ganz klar war. Es gab verschiedene möglichkeiten. Man konnte versuchen, aus den abweichungen der handschriften voneinander schlüsse für die scheidung nach unterdialekten innerhalb des spätwestsächsischen zu ziehen, mit einiger aussicht auf erfolg, weil die handschriften alle ungefähr der gleichen zeit entstammen und, zum grösseren teil wenigstens, ziemlich genau lokalisiert sind, oder man konnte aus den verschiedenen überlieferungen die lautformen der originalhandschrift wiederherzustellen versuchen. Auf beides hat T. verzichtet; er begnügt sich damit, bei jeder handschrift einige von den nach Sievers und Bülbring regelmässigen spätwestsächsischen formen abweichende erscheinungen zu notieren. Dabei sind gerade die feineren nüancierungen der hss. nicht genügend herausgearbeitet: in Cp wären z. b. die schreibung *œa* statt *ea* in *œagan*, *œagon*, die wandlung von *weor* in *wur* zu erwähnen gewesen; A ist den übrigen hss. gegenüber auch durch einige von T. nicht beachtete züge charakterisiert, wie die vorliebe für *e* statt *ēa* vor *h*, *g*, *c* im silbenauslaut, für entrundung von *ȳ* > *ī*, für *weor* gegen *wur* von Cp B, für *eo* < *e*, *i* durch *u*/*å*-umlaut (*cleopađ*, *heora*, *leofađ*, *hleonunga*, *unaseowod* gegen *clypađ*, *hyra*, *lyfađ*, *hlinunga*, *unasiwod* in Cp B), durch schwund eines anlautenden *ʒ* in *ear*, *earwiađ*, durch *a* im partizip *gesawen*, *ofslagen* gegen *gesewen* in Cp B C. Die in B häufigen besonderheiten eines *īe* statt *ea* (*abieh*, *gecies*, *died*, *dieđe* usw.) und *ie* statt *ea* (*bierme*, *cwierterne*, *iert* usw.), eines auslautenden *nc* statt *ng*, der endungen *-yn*, *-ynd*, *-yr* statt *-en*, *-end*, *-er* werden von T. nicht erwähnt, ebensowenig der B C gemeinsame zug des inlautenden *u* für *f*. So wäre wohl manches hinzuzufügen gewesen. Die ausnahmslose übereinstimmung sämtlicher hss. in den schreibungen *bleda*, *recels* (so auch bei Älfric nach Wilkes) lässt vermuten, dass deren stammvokale nicht auf westgerm. *ǣ* und *au*, sondern eher auf *ō* und *iu* zurückzuführen sind. Dass das handschriftenverhältnis doch nicht so einfach ist, wie T. in anlehnung an Skeat annehmen will, hat Bright in seiner ausgabe des Johannesevangeliums s. XXI f. und XXXVII ff. gezeigt. Die T.sche arbeit leidet dadurch, dass text und belege nicht typographisch geschieden sind, an einer unübersichtlichkeit, die sich leicht hätte vermeiden lassen.

Der Druck der Wilkesschen untersuchung ist von diesem fehler zwar frei, hat dafür aber den andern, dass weder ein inhaltsverzeichnis beigegeben noch der mindeste versuch einer zusammenfassung der wichtigeren ergebnisse unternommen ist. Hier war die aufgabe von der T.schen insofern verschieden, als eigentlich nur eine einzige handschrift (Laud E 19 der Bodleiana) zu behandeln war. Da die Greinsche ausgabe derselben im ersten bande der Bibliothek der angelsächsischen prosa nicht auf autopsie, sondern nur auf den drucken von Thwaites und L'Isle aus den Jahren 1698 und 1623 beruhte, nahm W. zunächst eine kollation des Greinschen textes mit der handschrift vor und teilt deren ergebnisse auf s. 6–30 seines buches mit. Die handschrift weist einen im ganzen auffallend einheitlichen lautcharakter auf; nur vereinzelte mundartliche oder zeitlich jüngere abweichungen von der spätwestsächsischen norm sind zu bemerken. Nicht immer scheint lautgesetzliche entwicklung daran schuld zu sein, sondern es treten wohl gelegentlich analogiewirkungen ein, welche eine störung der im ganzen konsequenten orthographie verursachen. W. hat mit gewissenhaftigkeit, aber unter verzicht auf kritische würdigung die in seinem texte auftretenden wörter unter die verschiedenen para-

graphen seiner lautlehre aufgeteilt. Dass ihm dabei einige versehen zugestossen sind, hat schon Weyhe in Engl. stud. 39, 85 ff. bemerkt. Einige andere, die mir bei der durchsicht aufgefallen sind, darf ich anzuführen mir ersparen, da jeder benützer sie leicht selbst richtigstellen wird.

MAINZ. GUSTAV BINZ.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Barth, Bruno. Liebe und ehe im altfranzösischen fablel und in der mittelhochdeutschen novelle. [Palaestra XCVII.] Berlin, Mayer & Müller 1910. X, 273 s. 7,80 m.

Beheim, Michel. — Gille, Hans, Die historischen und politischen gedichte Michel Beheims. [Palaestra XCVI.] Berlin, Mayer & Müller 1910. X, 240 s. 7 m.

Boer, R. C., Die sagen von Ermanarich und Dietrich von Bern. [Germanist. handbibliothek. X.] Halle, Waisenhaus 1910. VIII, 333 s. 8 m.

Brentano. — Schubert, K., Clemens Brentanos weltliche lyrik. [Breslauer beiträge zur lit.gesch. 20.] Breslau, Hirt 1910. 81 s. 2,25 m.

Brunk, A., Osnabrücker rätselbüchlein. Osnabrück, G. E. Lückerot 1910. 84 s. 1,20 m.

Delbrück, Berthold, Germanische syntax. I. Zu den negativen sätzen. [Abhandl. der philol.-histor. kl. der kgl. sächs. gesellsch. der wissensch. XXVIII, 4.] Leipzig, Teubner 1910. (II), 64 s. 2 m.

Dichtungen aus mittelhochdeutscher frühzeit . . ., herausg. von Hermann Jantzen. 2. aufl. Leipzig, Göschen 1910. 154 s. Geb. 0,80 m.

Eckhart, Meister. — Meister Eckharts Buch der göttlichen tröstung und Von dem edlen menschen, herausg. von Phil. Strauch. [Kleine texte für theol. und philol. vorlesungen und übungen, herausg. von Hans Lietzmann. 55.] Bonn, A. Marcus und E. Weber 1910. 51 s. 1,20 m.

Edda Sæmundar. — Ussing, Henrik, Om det indbyrdes forhold mellem heltekvadene i Ældre Edda. [Dissert.] Københ., Gad 1910. 176 s.

Elsässer, August, Die kürzung der mhd. langen stammsilbenvokale in den hochdeutschen mundarten auf grund der vorhandenen dialektliteratur. [Heidelberg. dissert.] Halle 1909 (G. Fock, Leipzig in komm.). (VI), 76 s. 1,20 m.

Friedemann, Käte, Die rolle des erzählers in der epik. [Untersuchungen zur neueren sprach- und lit.gesch., herausg. von Oskar F. Walzel, n. f. VII.] Leipzig, H. Haessel 1910. X, 246 s. 4,60 m.

Gedichte, Kleinere geistliche, des 12. jahrhunderts, herausg. von Albert Leitzmann. [Kleine texte für theol. und philol. vorlesungen und übungen, herausg. von Hans Lietzmann. 54.] Bonn, A. Marcus und E. Weber 1910. 30 s. 0,80 m.

Goethe. Schütte, M., Das Goethe-national-museum in Weimar. Grosse ausgabe des führers. Leipzig, Inselverlag 1910.

Gross, Edgar, Die ältere romantik und das theater. [Theatergeschichtl. forschungen, herausg. von B. Litzmann. XXII.] Hamburg und Leipzig, Leop. Voss 1910. (VIII), 119 s. 4 m.

Gundacker von Judenburg, Christi hort, aus der Wiener handschrift, herausg. von J. Jaksche. Mit einer tafel in lichtdruck. [Deutsche texte des mittelalters. XVIII.] Berlin, Weidmann 1910. XVIII, 92 s. 4 m.

Günderode, Caroline von. — Bianquis, Geneviève, Caroline de Günderode (1780—1806). Ouvrage accompagné de lettres inédites. Paris, F. Alcan 1910. XI, 508 s. 10 fr.

Haupt- und staatsactionen, Wiener, eingel. und herausg. von Rudolf Payer von Thurn. 2. band. Mit einer beilage in lichtdruck. [Schriften des Literar. vereins in Wien. XIII.] Wien 1910. (VI), 439 s. Geb. 17 m.

Hoffmann, E. T. A. — Otmar Schissel von Fleschenberg, Novellenkomposition in E. T. A. Hoffmanns Elixieren des teufels. Halle, Niemeyer 1910. IV, 80 s.

Kiefer, Heinrich, Der ersatz des adnominalen genitivs im deutschen. Dissert. Giessen, A. Hoffmann 1910. 89 s.

Kluckhohn, Paul, Die ministerialität in Südostdeutschland vom 10. bis zum ende des 13. jahrhunderts. [Quellen und studien zur verfassungsgesch. des Deutschen reiches in mittelalter und neuzeit, herausg. von K. Zeumer. IV, 1.] Weimar, Böhlau 1910. XI, 248 s. 8 m.

Kutscher, Artur, Die ausdruckskunst der bühne. Grundriss und bausteine zum neuen theater. Leipzig, Fritz Eckardt 1910. 223 s.

Liederhandschriften, Zwei Leipziger, des 17. jahrhunderts, als beitrag zur kenntnis des deutschen volks- und studentenlieds, herausg. von Emil Karl Blümml. [Teutonia . . ., herausg. von W. Uhl. X.] Leipzig, Avenarius 1910. XXIII, 117 s. 3,50 m.

Meyer, Richard M., Altgermanische religionsgeschichte. Leipzig, Quelle & Meyer 1910. XX, 645 s. 16 m.

Olrik, Axel, Danmarks heltedigtning, en oldtidsstudie. Anden del: Starkad den gamle og den yngre Skjoldung-række. Københ., Gad 1910. 322 s. 5,50 kr.

Ordbok öfver Svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 41. Demokrati — den (sp. 705—864). Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Pehrsson) 1910. 1,50 kr.

Platen. — Renk, H., Platens politisches denken und dichten. [Breslauer beiträge zur lit.gesch. 19.] Breslau, Hirt 1910. 122 s. 3,20 m.

Ragnars saga loðbrókar. — Puschnig, A. Otto, Die Ragnar Lodbroksage in der deutschen literatur. [Progr. der staatsoberrealschule in Laibach.] 1910. 44 s.

Rudolf von Ems. — Lüdicke, Victor, Vorgeschichte und nachleben des Willehalm von Orlens von Rudolf von Ems. [Hermaea . . ., hrg. von Phil. Strauch. VIII.] Halle a. S., Niemeyer 1910. (VIII), 178 s. 4,50 m.

Schmidt, Ludwig, Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgange der völkerwanderung. I, 4. [Quellen und forschungen zur alten gesch. und geogr., herausg. von W. Sieglin. XXII.] Berlin, Weidmann 1910. S. I VIII und 367—493. 4,20 m.

Verhandlungen der 50. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Graz vom 28. sept. bis 1. okt. 1909, im auftrage des ausschusses zusammengestellt vom ersten präsidenten univ.prof. dr. Heinrich Schenkl. Leipzig, Teubner 1910. VIII, 240 s. 6 m.

Volksweisen. — Íslenzk þjóðlög. Bjarni Þorsteinsson prestur i Siglufirði hefur safnað lögunum 1880–1905 og samið ritgjörðirnar. Gefin út á kostnað Carlsbergssjóðssins. Kaupmannahöfn, prentuð hjá S. L. Møller 1906–1909. XI, 957 s. 15 kr.

Wagner, Reinhard, Die syntax des superlativs im gotischen, altniederdeutschen, althochdeutschen, frühmittelhochdeutschen, im Beowulf und in der älteren Edda. [Palaestra XCI.] Berlin, Mayer & Müller 1910. VIII, 117 s. 3,50 m.

Walzel, Oskar F., Das Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe. [Sonderabdruck aus den Neuen jahrbüchern für das klass. altertum, geschichte und deutsche lit., 25.] Leipzig und Berlin, Teubner 1910. 70 s. 2 m.

Wernher der gartenære. — Helmbrecht, ein oberösterreichisches gedicht aus dem 13. jahrhundert, übertragen von Konr. Schiffmann. 2. aufl. Linz, R. Pirngruber o. j. 69 s.

NACHRICHTEN.

Bj. M. Olsen ist zum mitglied der Kgl. dänischen gesellschaft der wissenschaften ernannt worden.

Prof. dr. Roman Wörner in Freiburg i. Br. ist vom lehramt zurückgetreten, an seine stelle ist der bisherige privatdozent dr. P. Witkop in Heidelberg zum ausserordentlichen professor für neuere deutsche literaturgeschichte in Freiburg i. Br. berufen worden.

Der privatdozent für deutsche philologie an der universität Strassburg dr. Ernst Stadler ist an die Université libre in Brüssel, der professor dr. C. Borchling ist von Posen nach Hamburg berufen worden.

Der professor für deutsche sprache und literatur an der technischen hochschule in Dresden dr. O. Walzel ist zum Geheimen hofrat ernannt.

Prof. dr. L. Wimmer in Kopenhagen tritt am 1. september 1910 von seinem amte zurück.

Verstorben sind: Prof. dr. Leo Meyer (Göttingen) und prof. dr. Ernst Martin (Strassburg).

Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.

ZWEI RUNENINSCHRIFTEN AUS NORWEGEN UND FRIESLAND.

I. Die inschrift des wetzsteines von Strøm auf Hitteren.

Jede neue urnord. inschrift ist ein erfreulicher gewinn für die german. sprachgeschichte.

Die einsichtnahme in das bis zum jahre 1903 reichende verzeichnis der urnord. wörter bei Noreen [1] lehrt den sachverständigen sogleich, von wie hoher bedeutung diese ursprünglichen sprachformen ohne umlaute, ohne nennenswerte lautverluste im wortinnern und mit gut erhaltenen endsilben für die erkenntnis des ältesten german. sprachzustandes sein müssen, wie sie im verein mit den gotischen formen und den german. lehnwörtern des finnischen die balken gewähren, vom germanischen aus nach rückwärts zu den nächstverwandten sprachen der ig. familie eine brücke zu schlagen und über die vorgeschichtlichen geschehnisse, deren ergebnis die geburt des german. sprachtypus ist, wenigtens zu leitenden anschauungen zu gelangen.

Nicht gerade die ältesten wörter sind es, die uns das urnord. spendet; hinsichtlich des alters der überlieferung werden sie von den german. elementen, appellativen und namen, der antiken literatur vielfach übertroffen, aber es sind die ältesten german. texte, es ist intern german. erbgut, unverändert durch griechische oder lateinische lautauffassung, unberührt in den endungen, die ja im antiken gebrauche zumeist durch den flexivischen apparat der bezüglichen sprache, des griechischen oder lateinischen, ersetzt sind und selbst dort, wo sie noch zutage liegen, leider nicht immer eindeutig sind.

Die bei Plinius (23–79 u. z.) überlieferten germ.-latein. handelswörter *glaesum, gantae, sapo* sind weitaus älter als irgendeine urnord. inschrift, aber die ursprünglichen german. endungen dieser entlehnungen sind nicht ersichtlich; sie müssen herausgerechnet werden, und ich möchte

1) Altnord. grammatik I³, Halle 1903, s. 414–18.

nicht behaupten, dass dies in jedem falle mit ausreichend verbürgter sicherheit zu machen sei.

Man kann unter der voraussetzung, dass das genus der späteren german. entsprechungen dem der jeweiligen vorlage dieser latein. lehnwörter gleich sei, für das erste (Plin. 37, 42 *certum est* [sucinum] . . . *ab Germanis appellari glaesum, itaque et ab nostris ob id unam insulam Glaesariam appellatam* . . ., ags. *glǽr*, angeblich neutrum bei Bosworth-Toller, gen. *glǽres* 'sucini' [1], mnd. *glâr* 'gummi') ein german. neutrum **glǣzo* erschliessen, als pendant zu den umgekehrten entlehnungen, den neutris got. *lein, wein* aus lat. **līno*, **vīno*, wie *dono* CIL. 10, 4632 [2], hochlatein. *līnum, vīnum*, die offenbar zu einer zeit erfolgt sein müssen, da das ig. neutrum *-om* im german. auf *-ŏ* und noch nicht dem urnord. gemäss auf *-ă* ausgieng.

Man kann ferner die einbringung des zweiten wortes (Plin. 10, 53 *candidi* [*anseres*] *ibi* [*in Germania*], *verum minores, gantae vocantur*, ags. *ganot*, gen. *ganotes* 'fulix') in die erste latein. deklinationsklasse den latein. maskulinen derselben auf *-a*, selten *-as* : *hosticapăs, paricidăs* [3] zuschreiben und eine german. form **gantaz*, acc. **ganta*, verlangen.

Man darf endlich für das dritte wort (Plin. 28, 191 *prodest et sapo . . . optimus . . . spissus ac liquidus*, Martial 14, 26 *attrito sapone genas purgare memento*, ags. Bosw.-Toll. *réadre déage* [marg. *sápe*] 'rubro stibio') ein german. femininum auf *-ŏ*, ig. *ā* : **saipŏ* zugrunde legen, zu dem sich german.-finnisch *saipio*, ags. *sápe, -an*, ahd. Graff 6, 172 *seifa*, acc. *saiffun* als sekundäre *jōn*-ableitung und bezeichnung einer saftart [4] verhält. Aber diese bestimmungen sind doch keineswegs die einzig möglichen und nötigen ausserdem, insofern man sie aufrecht hält, zur annahme verschiedener entlehnungszeiten.

Das, was die urnord. inschriften bieten, sind dagegen direkte zeugnisse, bei denen auch für das verbum und die übrigen redeteile des satzes etwas abfällt.

Im september 1908 wurde nach dem berichte Magnus Olsens [5] auf der besitzung Øvre Sageidet bei Strom auf der norwegischen insel

1) Old Engl. glosses ed. by Napier, Oxford 1900; 1, 1074.

2) Sommer, Handbuch der lat. laut- und formenlehre, Heidelberg 1902, § 209.

3) Sommer, § 191.

4) Kluge, Nom. stammbildungslehre . . ., 2. aufl., Halle 1899, §§ 80–82, c; s. 42.

5) Runerne paa et nyfundet bryne fra Strøm paa Hitteren. Af Magnus Olsen. Trondhjem 1909 = Det kgl. norske Videnskabs Selskabs Skrifter, 1908, nr. 13, 20 ss., 1 taf.

Hitteren unter einem steinhaufen, 1/2 elle unter der oberfläche, ein kleiner, prismatischer wetzstein gefunden. Ausser diesem kamen, auf ein brandgrab deutend, spärliche reste von kohle zutage, aber keinerlei andere altsachen.

Der stein, feinkörniger, glimmerhaltiger sandstein, von 14,5 cm länge, 1,9 cm grösster breite und 1,2 bis 1,3 cm dicke ist an den beiden schmalseiten beschrieben, und zwar an der einen schmalseite vom einsatze einer gegen die spitze zu schief abfallenden fläche, der ganzen länge folgend, bis zu dem der spitze entgegengesetzten ende mit 10,2 cm, an der andern, von der spitze bis etwas über die hälfte der längenerstreckung hinaus mit 7,2 cm zeile.

Die erste rune der ersten zeile ᚹ steht dicht an der kante der seitenfläche und der abdachenden fläche, und zwar so, dass die aufrechte hasta des buchstabens dieser nicht senkrecht orientierten, sondern schief nach rechts oben verlaufenden und nicht geradlinigen, sondern etwas gekrümmten kante folgt, was mit Olsen s. 5 ein beweis dafür ist, dass sie der runenschreiber schon vorfand, dass also vor ihr keinerlei verlust von runen durch abschleifen stattgefunden haben könne.

Während aber Olsen a. a. o. der meinung ist, der vier glatte seiten aufweisende wetzstein habe auch noch nach anbringung der inschrift zum schärfen gedient, wird dies von K. Rygh in einer zuschrift an Olsen[1] in zweifel gezogen: 'es stünde nichts im wege, anzunehmen, dass die inschrift unmittelbar vor der niederlegung des steines im grabe ausgeführt worden sei; die schliffspuren an wetzsteinen zeugten durchaus nicht bindend für geschehenen gebrauch, sie können auch während der zubereitung des steines und infolge dieser zustande kommen'.

Es ist also möglich, dass der wetzstein von Strøm überhaupt niemals zum schärfen bestimmt war, weder für sensen oder äxte, denen seine grösse nicht genügt, noch für kleinere geräte, messer oder pfeilspitzen (Olsen s. 4), sondern dass er ein zum zwecke der beigabe in ein grab ausgewähltes und mit inschrift versehenes schaustück sei, bei dem es auf die tatsächliche verwendbarkeit zum fingierten zwecke gar nicht ankam.

1) Smaastykker II (M. O.) 'Runerne paa et nyfundet bryne fra Strøm paa Hitteren'. Nye oplysninger tilligemed et spørsmaal: Maal og minne, 1909, s. 100.

Die beiden rechtsläufigen zeilen der in den älteren nordischen runen geschriebenen legende ergeben die transliterierung:

watehalihinohorna , hahaskaþihaþuligi

wozu in graphischer hinsicht einiges zu bemerken ist.

Sämtliche *ha*, vier an zahl, sind ligiert; das eine *s*, sonst schief ᛊ, ist senkrecht aufgestellt und gestreckt ᛋ; das eine *k* hat nicht die älteste, im mittleren zeilenraume schwebende form ᚲ, sondern die etwas spätere, auf einen stab gestellte ᛉ; das *n* in *horna* ist nach Olsen s. 6 mit dem folgenden vokal zu einer binderune *na :* ᚾᚨ verschmolzen, während man nach der abbildung, die hier allerdings auch täuschen kann, versucht wäre, an ein zuerst ausgelassenes und dann im oberen zeilenraume nachgetragenes *n :* ᚱ+ᚨ zu glauben; die zeichen für die lautgruppe *igi :* ᛁᚷᛁ nähern sich der gestalt eines runischen *đ :* ᛞ, insofern die beiden ᛁ an die fusspunkte des ᚷ stark herangerückt sind; aber die distanzen an den kopfpunkten sind deutlich in acht genommen, und ein urnord. auslaut *ld* wäre nur bei annahme von kürzungen oder als vokativ möglich.

Die buchstabenformen beider zeilen sind die gleichen, doch ist die ausführung der zweiten zeile etwas sorgfältiger geraten als die der ersten, was Olsen zu der alternativen vermutung veranlasste, die beiden zeilen rührten entweder von zwei runenmeistern her, oder sie seien allerdings von éinem, aber nicht zu ein und derselben zeit geschrieben. Dessenungeachtet erklärt er die inschrift als zusammenhängenden text: 'das horn soll diesen stein netzen, dann mag kampfgefahr drohen' und denkt an eine rituelle weihe des wetzsteines mit dem inhalte des beim mahle kreisenden trinkhornes, so dass vom steine magische kräfte auf die mit ihm geschärften waffen übertragen würden, die in kampfgefahr sicherheit böten. Im nachworte äussert sich Olsen doch sehr skeptisch über diesen zusammenhang und bringt in Maal og minne a. a. o. den sachlichen nachweis des deutschen dialektforschers Wolf von Unwerth zur kenntnis, dass die mähder in Schlesien den wetzstein für die sense in einem *wetzkieze* genannten horne (ochsenhorn) trügen, in dem sich etwas wasser befindet; 'hier könne also vom horne gesagt werden, dass es den stein netze, was vielleicht zu einer in mehreren hinsichten geänderten auffassung vom inhalte der inschrift führen werde' [1].

Zu der gleichen ansicht, dass das horn ein kumpf sei, ist selb-

1) Einstimmende nachweise aus Norwegen trägt M. O. in Maal og minne 1909, s. 163 nach.

ständig August Gebhardt[1] gelangt, der daraus mit recht folgert, dass der zweite abschnitt der inschrift wohl weniger kriegerisch aufzufassen sein werde.

Der gebrauch des wortes *kieze* in der hier angezogenen bedeutung ist im DW. V, 700 unter 4 des weiteren aus Sachsen, dem Erzgebirge und Nordböhmen nachgewiesen, doch fehlt hier eine angabe darüber, ob diese kieze aus ochsenhorn verfertigt sei oder wenigstens aus solchem verfertigt sein könne.

Die von Olsen proklamierte, in mehreren punkten geänderte auffassung von dem inhalte der inschrift, den wir nun schon ahnen, hängt an dem worte *haþu*. Dass Olsen dasselbe als casus, instrumentalis, des bekannten, in compp. auftretenden german. wortes für 'kampf' urnord. *haþu-* und *hadu-*, ags. *heaþo-*, ahd. *hadu-*, an. auch unkomp. als gottname *Hǫþr*, in anspruch nahm, war nahezu selbstverständlich; niemand hätte eine andere beziehung gesucht, aber eine erfolgreiche deutung der inschrift war damit nicht zu erzielen.

Ich erkläre *hāþu* als kontraktion aus **hawiþu*, einem verbalabstraktum zu der urnord. entsprechung von nhd. *hauen*, anorweg. *høggva*, gleichbedeutend mit nhd. 'die mahd', semasiologisch und etymologisch zusammengehörig mit nhd. *heu*, got. *hawi*, an. *hey* 'afslaaet gras' (Fritzner) als 'umgehauenes'. Hinsichtlich der suffixalen bildung lässt sich urnord. **hawiþu* mit den ahd. sekundären verbalen abstrakten *gihôrida* 'auditus', *arlôsida* 'absolutio, redemtio', *giscihida* 'casus' zu *gihôren*, *arlôsen*, *giscehan* vergleichen, i. b. mit dem letzteren, das ja gleichfalls von einem starken verbum ohne *j* im suffixe ausgeht.

Die kontraktion zu *hāþu* ist im sinne des altnordischen regulär. Noreen[3] § 77, 2 (s. 64) bemerkt unter *u*: 'nur unmittelbar nach kurzem vokal, in welcher stellung es überall aus *w* entstanden ist, ist es so rasch synkopiert worden, dass es keinen umlaut hinterlassen hat: *stráþa* < **stráuda* < **strawidō*, got. *strawida*, *nár*, got. *naus* leiche'.

Dass freilich der gang der entwicklung gerade der von Noreen angegebene, über eine mittelform *áu* führende gewesen sei, möchte ich nicht für durchaus gesichert halten. Im praeteritum *ek *táþa* z. b., urnord. *tawidō*, zu **teyia*, got. *taujan* 'ποιεῖν', oder in *háþa*, das wäre urnord. **hawidō* zu *heyia* 'ausführen', dürfte eher silbische synkope *wi* eingetreten sein, die sogleich länge *a* hinterliess. Das gleiche kann man auch für das abstraktum **hāþu* aus **hawiþu* in anspruch nehmen,

1) Deutsche literaturzeitung 1910. nr. 14. sp. 872/3.

nur dass diese synkope in einem urnordischen texte als frühform bezeichnet werden muss.

Die synkopen der 3. sing. praet. adän. run. Helnæs *fāþi,* Flemlose *faaþi* neben urnord. Einang *faihidō* werden von Noreen I³, § 224, 1 um 800 angesetzt, aber die *h*-synkope in *HaukoþuR,* Vånga, ist wesentlich älter. Noreen a. a. o. s. 347 verlegt den stein ins 6. jahrhundert; der gleichen zeit muss, nach dem gesamteindrucke der sprachformen geurteilt, die inschrift des wetzsteines von Strøm angehören. Olsen s. 19 meint, die inschrift sei etwas jünger als die des steines von Varnum (Järsberg), und verlegt sie in die erste hälfte des 7. jahrhunderts; da aber der stein von Varnum nach Noreen gleichfalls dem 6. jahrhundert angehört, so lässt sich die forderung Olsens auch innerhalb dieses jahrhunderts realisieren.

Die konjunktion *þī* ist, wie Olsen s. 17 ganz richtig gesehen hat, mit got. *þei* 'ὅτι, ἵνα, ut' identisch, also sicherlich auch in der an. ursprünglicheren form *þí,* an stelle des späteren, nach *hví* analogisch umgestalteten dat. sing. neutrius *því* des demonstrativpronomens *sá* fortgepflanzt, der im sinne von 'deshalb, dieweil, in dem falle' gebraucht wird; aber keine dieser an. bedeutungen ist hier in anwendung zu bringen, und von ags. *þý,* einem eigentlichen instrumentalis, als konjunktion 'deshalb' ist überhaupt abzusehen. Die urnord. konjunktion *þī* ist vielmehr, nicht nur formell, sondern auch der wirkung nach mit dem got. lokativ *þei* in seiner finalen funktion Joh. 6, 12 *þei waihtai ni fraqistnai* 'damit nichts umkomme' durchaus identisch und so, wie in diesem got. finalsatze mit einer 3. sing. praes. *ligī,* zu an. *liggia,* got. *ligan,* gebunden, deren endsilbe -*ī* von Olsen auf älteres -*i̯ē,* -*i̯ai* zurückgeführt wird.

þī hāþu ligī heisst also 'auf dass die mahd liege', wozu ich die Olsensche interpretierung des voranstehenden hauptsatzes dem sinne nach völlig unverändert übernehme, nur dass ich *wātē* nicht als 3. sing. praes. optativi eines *jan*-verbums, sondern lieber als 2. sing. imperativi eines alten *ēn*-verbums, got. -*ai* (*habai*), ahd. -*e* (*habe*), an. -*e* (*vake*): 'netze diesen stein horn!' betrachte.

Das empfiehlt sich sowohl stilistisch als auch aus dém grunde, dass man für die in rede stehende optativflexion einerlei form mit der des konjunktivs *ligī,* d. h. -*ī,* nicht -*ē* erwarten müsste.

Dass auch mit einem *ai*-verbum die erforderliche kausative bedeutung 'nass machen' verbunden sein könne, ergibt sich aus got. *gaainan* 'vereinzelnen' : *ains*, *anaþiwan* 'dienstbar machen' zu *þius*, *weihan* 'weihen' : *weihs* 'ἅγιος', alle drei mit nominaler basis. Es

steht also nichts dawider, einem verbum der *ai*-klasse got. **wētan*, urnord. **wātēn* zum adj. an. *vátr*, ags. *wǽt* 'nass' die bedeutung der *jan*-verba : an. *væta* (*tt*) 'gjøre vaad', ags. *wǽtan*, praet. *wǽtte* 'humectare' zuzuerkennen.

Spätere nachweise zum *i*-thema *hal<l>i* neben got. *hallus*, urnord. Stenstad *hal<l>aʀ*, aisl. *hallr* (: lit. *kálnas* 'der berg'!) hat G. Neckel [1] in runenschwed. *heli*, aschwed. *hæl* beigebracht.

Zu *hinō*, von Olsen als acc. sing. masc. des demonstrativpronomens got. **his, und hina dag* Mt. 11, 23 erklärt, ist ausser urnord. Kjølevig *mīninō*, got. *meinana*, auch got. *ainnōhun*, sonst *ainana, hwanōh*, sonst *hwana, hwarjanōh*, ungedeckt *hwarjana* zu vergleichen.

Die akkusative sing. masc. dieser pronomina nach n o m i n a l e m stand sind durch *hi-*, *meina-*, *aina-*, *hwa-*, *hwarja-* (ig. *-im* und *-om!*) repräsentiert; die diesen ursprünglichen akkusativen angeschlossene silbe *-nō*, got. im reinen auslaut *-na*, muss demnach eine deiktische verstärkung sein.

Ich erkläre sie als ig. acc. sing. fem. **nām* des pronominalstammes **no*, formell identisch mit der lat. konjunktion *năm*.

Es erübrigt mir nur noch, die zugehörigkeit des zwischen beiden sätzen stehenden wortes *hahaska* zu entscheiden, das nach Olsens interpretierung urnord. entsprechung zu an. *háske, haske* m. 'gefahr' und subjekt des zweiten war, nunmehr aber anders bestimmt werden muss, da ja die grammatische position des subjektes im nachsatze schon mit *hāþu* besetzt ist.

Dabei wird man diese etymologische gleichung doch keineswegs zu verlassen brauchen. An. *háske*, grundform nach Olsen 14 **hanhaskan*, ist ein adjektivabstraktum, zu den bei Kluge [2] gegebenen beispielen gehörig, und auch die semasiologische entwicklung des begriffes 'gefahr' aus dem des 'drohend über jemand hängenden' führt auf ein adjektiv mit der bedeutung 'pendulus', das man aber, da es im finalsatze nicht unterzubringen ist, als attributiven nachsatz zu *horna* beziehen wird, mit dem es in der flexion *-a*, ig. *-ŏm* übereinstimmt.

Sachlich erläutert sich dieses adjektiv aus der art, wie der kumpf von den mähdern getragen wird.

Einschlägige angaben hierüber finden sich bei Krünitz [3]: 'im

1) Afda. 33 (1909), 234–5.

2) Nominale stammbildungslehre . . ., s. 107.

3) Ökonomische enzyklopädie . . . von Johann Georg Krünitz. teil 55. Brünn 1793, s. 61.

fürstentume Hohenlohe heisst kumpf das steinfass, ein hölzernes gefäss, worin der wetzstein steckt, und an einem gürtel am hinteren teil des leibes hängt', sowie im DW.[1] zu kumpf m. '. . . 3. die wetzkieze der schnitter, gefäss von holz, zugleich für den wetzstein und wasser zum netzen des steines, am gürtel getragen' mit drei älteren belegen aus Helmbrecht, Kellers Altd. erz. und Wickrams Rollw., aus denen zu entnehmen ist, dass der kumpf von den heumachern getragen wurde und dass der in ihm steckende stein zum schärfen der sense diente.

Einige überlegung erfordert nur die genauere gestalt dieses urnord. adjektivs.

Die *ska*-adjektiva mit mittelvokal *a* sind kein produktiver typus: was es mit den namen german.-lat. *Gannascus* Tac. und *Warasci* v. n. des 7. jahrhunderts auf sich habe, die Jakob Grimm[2] hierherrechnete, wäre erst zu untersuchen. Hätten wir aber eine urnord. form **hāhaskaʀ* anzusetzen, so würden wir sie doch für nichts anderes halten als eine bildung mit dem produktiven suffixe *iska*, die nur im mittelvokal vom thema des nomens got. in *faura-*, *faur-hāh* n. beeinflusst wäre. Aber diesen adjektiven kommt die bedeutung der zugehörigkeit sowie moralischer eigenschaften zu, während die präsentisch-partizipiale bedeutung. z. b. von an. *beiskr* 'scharf', d. i. 'beissend', am mittelvokallosen typus dieser ableitungen haftet.

Man wäre also sehr viel mehr geneigt, das adjektiv unmittelbar aus dem verbum *hāhan* in der form **hāh-ska-* abzuleiten, die ja wohl auch schon urnord. mit synkope der gutturalis **hāska-* ergeben musste.

Wir haben demgemäss im ersten falle eine eigentliche form **hāhiska*, etwa 'zum umhang, gürtel gehörig' anzusetzen, im zweiten aber vokalische doppelschreibung mit zwischengesetztem, nicht-etymologischem *h* anzunehmen. Altgerman. beispiele für diese orthographische besonderheit habe ich schon vor längeren jahren an anderem orte[3] gegeben. Graphische geminata *aa* bietet zweimal die urnord. inschrift der spange von Vi.

An der nominalen, vokalischen endung des adjektivs *-a*, die ja den urverwandten alten sprachen gemäss ist, lat. 'cornu pendulum', wird man nicht anstoss nehmen dürfen, wenn man auch nach got.

1) Bd. V (1873), sp. 2614.

2) Deutsche grammatik von Jakob Grimm, 2. teil, neuer verm. abdr., Berlin 1878, s. 354.

3) PBB. 19 (1894), s. 527 ff.

gebrauche gerade beim vokativ eher das konsonantische adjektiv, im neutrum auch urnord. auf -ō[1], oder nach nordischem die mit -*t* erweiterte pronominale form erwartete.

Die ganze inschrift lautet mit mutmasslich angegebener satzbetonung: *wàtē hál<l>i hinō hòrna hăska, þī háþu lìgī!* 'madefac lapidem hunc cornu pendulum, ut fenum iaceat', und ich bin der ansicht, dass sie keineswegs metrisch verfasst. sondern eher nur gehobene prosa sei.

II. Das schwertchen von Arum.

Der an sich löbliche grundsatz, nicht zweimal in einer sache zu sprechen, lässt sich im wissenschaftlichen betriebe nicht aufrechterhalten. Man käme nicht weit in der forschung, wenn es dem einzelnen benommen wäre, einen unzureichenden einfall durch einen zureichenderen zu ersetzen, wenn man sich mit dem urteil, das man sich einmal über eine sache gebildet, bescheiden müsste, wenn man sich durch die tatsache, dass man schon einmal über eine frage geschrieben, die hände gebunden hätte, sie ein zweites mal anzufassen.

An diesen grundsatz haben sich daher mit gutem rechte hervorragende forscher wie Jakob Grimm oder Sophus Bugge niemals gekehrt und sich keineswegs bestimmt gefunden, mit dem zurückzuhalten, was ihnen in irgendeiner sache an neuen zusammenhängen, neuen erklärungen durch eigenes und fremdes nachdenken am horizonte sich mälich formend auftauchte.

Ich nehme demgemäss für mich die erlaubnis in anspruch, auf das runische wort des Arumer schwertchens abermals zurückzukommen und die meinung, die ich vor zehn jahren über dasselbe hatte[2], nachzuprüfen.

Schon in seiner ersten ausführlicheren publikation[3] — die allererste vorläufige mitteilung war 1899 im Nederl. Spectator erschienen — hat P. C. J. A. Boeles eine treffliche abbildung des 23 cm langen schwertchens aus eibenholz gegeben, die hinsichtlich der lesung der 7 ags. runen: *edæboda* nicht die geringsten zweifel zurückliess, und

1) Stamm-Heynes Ulfilas . . ., neu hrg. v. Wrede, 11. aufl., Paderborn 1908, § 272 b.

2) Neue beiträge zur runenlehre in Zeitschr. 32, s. 298–9.

3) Het zwaardje van Arum; overgedrukt uit het 71. Verslag der Handelingen van het Friesch Genootschap van Geschied-, Oudheid- en Taalkunde te Leeuwarden. 1898–99; I und 10 ss., 1 taf.

schon in dieser veröffentlichung hat Boeles darauf aufmerksam gemacht, dass das schwertchen seiner äusseren erscheinung nach völlig der zweischneidigen fränkischen spatha gleicht, und zum behufe des vergleichs das miniaturbild einer in der terp bei Wirdum auf einem skelette aufgefundenen spatha beigegeben, sowie auf die beschreibung einer anderen, nahezu gleichartigen, dem 8. oder 9. jahrhundert angehörigen spatha von Lutkesaaxum (Groningen) durch den fries. gelehrten Pleyte verwiesen. Ebenso hat Boeles schon in dieser publikation der ansicht ausdruck gegeben, dass das schwertchen wegen seines kurzen griffes und des benutzten materials unmöglich einem praktischen zwecke gedient haben könne, daher notwendig ein symbol sein müsse.

Die bestimmung dieses schwertchens, dessen spitze angekohlt ist, suchte Boeles mit beziehung auf die von J. Grimm in der einleitung seiner Deutschen rechtsaltertümer gesammelten nachrichten über symbolische gegenstände, i. b. auch angebrannte stäbe als ankündigungsmittel zum krieg oder zu einer rechtsversammlung, und mit hinblick auf den abschnitt b o d a, in dem das ags. und afries. wort für 'bote' nicht zu verkennen ist, innerhalb der kategorie alter rechtssymbole und urteilte, der gegenstand und die inschrift sei allem ermessen nach friesisch und müsse, wenn ags., zu solchen ags. stämmen gehören, die in Friesland angesessen waren.

Das erscheinen einer neuen lesung und erklärung der inschrift durch Theodor Siebs[1], der Boeles mit dem rechte des besser unterrichteten die zustimmung verweigern musste, bestimmte ihn, eine neue, mit einer photographischen abbildung ausgestattete publikation[2] über die sache zu veröffentlichen, in der er vorher vermisste nachrichten über die fundumstände hinzuzufügen in der lage war.

Der finder des schwertchens, schiffer Wieger Sijtsma, der dasselbe 1895 an das museum zu Leeuwarden verkauft hatte, war um nähere auskunft ersucht worden und gab nun an, dass er dasselbe ungefähr 15 fuss vom gipfelpunkte einer terp unterhalb Arum in der schwarzen torferde mit einigen knochen, vermutlich von tieren, gefunden habe, und dass die spitze des schwertchens bei der auffindung bereits verkohlt gewesen sei.

1) Friesische literatur von Theodor Siebs: Grundriss der german. philologie, hrg. v. Hermann Paul, 2. aufl., II. bd., 1. abteilg, Strassburg 1901–09, s. 521–3.

2) Nogmaals het zwaardje van Arum en de Hada-munt . . . door P. C. J. A. Boeles; overgedrukt uit de Vrije Fries XX. vierde reeks, 2e deel. afl. 2 (1903), 20 ss. (= 190–208), 1 taf.

Die neue photographische wiedergabe lehrt, dass die trennungspunkte zwischen *a* und *b*, die sich nach der ersten abbildung als eine vertikale reihe von fünf punkten darstellen, auch zufällig sein können, was Boeles schon im jahre 1899 für möglich hielt[1], dass jedesfalls ihre angenommene funktion als trennungszeichen nicht auch durch eine entsprechend weitere buchstabendistanz unterstützt werde. Der abstand von den endpunkten des seitendetails am ᚨ zur aufrechten hasta des ᛒ ist gleich dem vom *e* zum ersten *d* und geringer als der vom zweiten *d* zum *a*.

Dass der erste teil des glaublichen kompositums *edaboda* in afries. *eth, ed,* '*eid*' zu suchen sei, hat van Helten gleichfalls schon im jahre 1899 mit der begründung bestritten, dass die interdentale spirans im fries. bis ins 15. jahrhundert ihre spirantische qualität bewahrt habe[2], d. h. van Helten erwartete in diesem falle schreibung mit *þorn*-rune. Ich fände es doch noch bedenklicher, dass der dem *a* von got. **aiþa*- entsprechende themavokal *a* nach vokalisch langer stammsilbe bewahrt wäre. Man wird demnach eine verbindung mit mhd. *eitbot* 'aufforderung zur eidesleistung' nicht wagen dürfen. Dagegen scheint es formell unbedenklich den ersten teil als *ĕdă*- gefasst mit dem german. präfix **eda*-[3] gleichzusetzen, das besonders im ags. (*ed*-) reichlich vertreten ist und in seiner ahd. zweisilbigen form *ita*- (mhd. *ite*-) neben reduziertem *it*- den themavokal noch darbietet.

Die funktion des präfixes, bei Bosworth-Toller mit 'rursus, denuo, iterum' angegeben, deckt sich mit dem präfixe *re*- der meisten lateinischen glossenworte zu den bezüglichen ags. belegen, d. h. der begriff der wiederholten identischen handlung: *edrecan* 'wiederkauen, nochmals kauen' ist aus dem der kompensierenden handlung: *edgifan* 'wiedergeben', nicht gleich 'nochmals geben', sondern gleich 'zurückgeben' als kontrast zu 'nehmen', entwickelt, und die bedeutung 'zurück' muss älter sein als die bedeutung 'abermals'. Da nun ahd. *itlōn,* ags. *edléan* 'retributio' nach sinn und bildungsweise von ahd. *uuidarlōn* 'recompensatio', andd. *uuithirlōn* 'retributio', ags. *wiþerléan* nicht verschieden ist, wird man als ältesten wert des präfixes (adverbiums!) *ĕdă*- den des örtlichen 'adversus, contra' zu erschliessen haben, der ja auch in der adversativen konjunktion got. *iþ* 'δέ, vero, aber' erkennbar ist.

1) Briefl. mitteilung; Leeuwarden 17. VIII. 99.

2) Briefl. mitteilung; Groningen 5. IX. 99.

3) Wortschatz der germ. spracheinheit . . . von Alf Torp. Göttingen 1909. s. 24.

Auf welcher stufe der begriffsentwicklung das präfix in dem kompositum *edaboda* stehen könne, muss doch erst überlegt werden.

Was zunächst die eben erschlossene, ursprüngliche bedeutung 'contra' angeht, so ist ihre einführung deshalb gewagt, weil **eda-* ungleich dem ahd. *uuidar* als freie präposition mit dem sinne eben dieses wortes nicht vorkommt, weshalb man die anscheinend aus der mhd. gruppe *daz widerbot* und *diu widerbiete* 'fehde-, kriegsankündigung', verbum *widerbieten* 'aufkündigen, fehde ansagen, krieg ankündigen' sich ergebende analogie nicht mit voller beruhigung heranziehen darf. Aber auch die bedeutung 'nochmals' kann ich nicht wahrscheinlich finden, da sich aus derselben die vorstellung eines periodisch wiederkehrenden boten ergäbe und man wohl zweifeln muss, dass z. b. eine in festen fristen wiederkehrende versammlung überhaupt eines boten bedürfe.

Ich glaube, dass das kompositum mit 'renuntius' zu übersetzen und auf grund der dem latein. *re-* ganz eigentlich entsprechenden bedeutung 'zurück' als 'rückkehrender bote', d. h. als ein bote zu erklären sei, der an jemand einen auftrag zu bestellen oder eine anfrage zu richten und die erteilte antwort dem auftraggeber zurückzubringen hat, wobei natürlich die unterscheidung vorschwebt, dass es auch boten gebe, die lediglich eine sache anzusagen, ein gebot aufzutragen haben, ohne eine antwort zurückbringen zu müssen.

Dass es neben der nominalbildung *edæboda* auch ein verbum **edbiodan* 'renuntiare' gegeben haben werde, darf man annehmen, und es wäre dann möglich, die im zusammenhang mit mhd. *widerbieten* erwogene bedeutung des wortes auf grund einer begriffsentwicklung 'aufkündigen, absagen', wie sie dem lat. verbum zukommt, zu erreichen. Am einfachsten ist aber doch die reine gleichung mit lat. *renuntius*, und dann, muss man schliessen, ist das runische wort nicht benennung des symbols, sondern desjenigen, der das symbolische schwertchen zu tragen und vorzuweisen hat, um sich mit ihm als beauftragter in irgendeiner sache zu legitimieren, wobei man, um ein modernes beispiel zum vergleich zu stellen, an die abzeichen der geheimpolizisten erinnern kann.

Diese auffassung des gegenstandes, die sich hinsichtlich des inhalts dessen, was der renuntius zu besorgen hatte, jeder näheren vermutung enthält, scheint mir auch auf die eigentliche bedeutung des stäbchens von Britsum licht zu werfen: auch dieses stäbchen, dessen inschrift den träger mit namen nennt und die funktion des tragens — *birid mī*, was auch heissen kann überbringt mich — ausdrücklich erwähnt, ist am ehesten ein legitimierendes abzeichen, glaublich für

einen boten, und meine frühere auffassung[1] über die bestimmung desselben demnach zu modifizieren, wobei aber doch die versuchte deutung der inschrift nach worten und wortsinn durchaus unberührt bleibt.

Das verhältnis von *edæ-* zu ags. *ed-*, ahd. *ita-* zu *it-*, ist das von got. *anda* zu *and*, ahd. *aba* zu got *af*, got. *ana* zu ags. *on*, d. h. die jeweils erste ist die volle, die andere die gekürzte form des adverbiums.

Der lautwechsel *a* zu *æ* in *edæ* ist ags. gleich den runen, die ja wegen der zeichen ᚫ und ᚪ keinem anderen germ. alphabet angehören können. Die wahrscheinlichkeit ist demnach nicht gering, dass die inschrift des Arumer schwertchens ags. sei und jenen Angelsachsen zugeschrieben werden müsse, als deren relikte in Friesland von Boeles 'Nogmaals het zwaardje', s. 6–7 spezifisch ags. leichenurnen des 5. bis 6. jahrhunderts und sceattas des 7. bis 8. jahrhunderts aufgezählt werden. Zu den letzteren rechnet Boeles auch den solidus von Harlingen mit der inschrift ᚻᚪᛞᚪ, ersichtlich einem personennamen, von dem man nur nicht ohne weiteres wissen kann, ob er als ags. *Hāda*, ahd. *Heito*, oder als *Hadda* neben *Headda*, ahd. *Hatto* (grundlage ags. *-heard*, ahd. *-hart*) zu deuten sei. Dem zeitabschnitte dieser sceattas, nicht dem der urnen, mag auch das etwa um 650 zu datierende Arumer schwertchen zuzurechnen sein.

1) Drei westgermanische runeninschriften; Zeitschr. 41 (1909), s. 425.

CZERNOWITZ. VON GRIENBERGER.

AHD. *ÂRUNTI*, MHD. *ÈRNDE*.

Ahd. *ârunti* hat der lautlichen erklärung immer besondere schwierigkeiten gemacht und noch keine befriedigende lösung gefunden. Dass es in irgendeinen zusammenhang mit got. *airinon*, *airus*, ags. *ár*, *ærende* gebracht werden muss, ist meist anerkannt worden. Sehe ich von J. Grimms tastenden versuchen ab, so hat sich Holtzmann in seiner Altdeutschen grammatik (1870) um das wort bemüht. Er schreibt s. 239 f.: 'got. *ai* entspricht *â*, wo *ai* für *ê* steht, in *saian*, *vaian* usw.: anders ist das schwierige wort *ârunti*. Man stellt es zu got. *áirus*, aber nirgends ist ahd. *â* gleich got. *ái*. Nord. *erendi*, *grendi* deutet auf *arunti* mit kurzem *a*, wozu mhd. *erende*, aber Otfrid liest *ârunti* und Notker schreibt mit zirkumflex *ârende*, und dazu passt ags. *ærende*.

Es ist also die länge des *â* gesichert, aber die ableitung von got. *airinon* ist schwierig. Auch alts. *âr* für got. *air* ist unerhört.' S. 140 gieng er beim Heliand über diese blosse formulierung der tatsachen hinaus: In C steht *â* einigemal für altes *ai*, sonst alts. *ê*: *âras, sârag, scân, hâlag;* ebenso in Abr. *hâlogna, gâst;* dies ist ags. . . . hierher *ârundi* zu *êre* (*nuntii*), got. *áirus*. Diese andeutung hängt mit Holtzmanns unbegründeter ansicht vom ags. originale des Heliand zusammen und hat vielleicht deshalb das schicksal gehabt, dass man sich nicht weiter darum bekümmerte. Joh. Schmidt beleuchtete in seinem buche Zur geschichte des indogerm. vokalismus II (1875), 476–478, das problem von einer ganz anderen seite, war jedoch gewiss weniger glücklich, da er mit unhaltbaren gründen, nämlich aus der kürze von ne. *errand* und dem Lachmannschen betonungsprinzip zuliebe, gegen das ausdrückliche zeugnis Notkers, für *ærende, arundi, arunti* kürze ansetzte. Dieser offenbare fehler wurde denn auch von Kluge (PBB. 6 [1879], $_{385}$) vermieden, doch sind dessen sonstige bemerkungen keineswegs gutzuheissen. Anstatt das schwierige wort in empirischer weise aus den verwandten zu erklären, konstruiert Kluge eine form urgerm. *êrundi* und vergewaltigt das überlieferte, indem er ein nicht vorhandenes ags. *êr* benutzt und das wohlbezeugte alts. *êri* am liebsten unter den tisch fallen liesse, was ihm Sievers (PBB. 6, $_{570}$) mit recht vorhielt[1]. Eine lösung aber brachte auch er nicht, und sie ist noch immer nicht gefunden. Man hat sich zwar nicht bei den ersten versuchen beruhigt, sondern neue unternommen (wie Bugge, PBB. 24, $_{430\,ff.}$, Wood, Modern language notes 8, $_{81\,ff.}$, v. Grienberger, Untersuchungen zur got. wortkunde, s. 15), aber keine dieser hypothesen hat sich durchzusetzen vermocht, zumal man die sache nicht von einer neuen seite anpackte. Man ist vielmehr zum teil von zwei verschiedenen wurzeln ausgegangen, was mir ebensowenig wie Uhlenbeck (PBB. 30, $_{258}$) einleuchten will. Soviel ist gewiss klar geworden, dass die streng lautgeschichtliche betrachtung hier nicht am platze ist. Vielleicht gewinnt man mehr verständnis, wenn man mit entlehnungen rechnet, und bei einem lehnworte tritt natürlich ganz besonders die goldene regel: wörter und sachen oder hier: wörter und gedanken in ihr recht. Was bedeutet

1) Übrigens ist die Klugesche ansicht in verbesserter fassung in das New english dictionary III (1897), 275, sp. 1 übergegangen: the Os. and OHG. forms seem to point to an O. Teut. type **ærundjo-m*, and the ON. forms to **ârundjo-m*, neither of which is easy to reconcile with the otherwise plausible (and generally accepted) connexion with Got. *áirus*, ON. *árr*, OS. *êru*, OE. *ár* messenger; if any relation exists, the ai of O. Teut. **airus* must be due to epenthesis.

das wort? Da hilft uns zunächst R. v. Raumer mit seiner 'Einwirkung des christentums auf die ahd. sprache' (1845) weiter. Er stellt s. 326 *ârunti* als kirchlichen fachausdruck gleich hinter *gotspel*. Zwar sind die belege, auf die er sich stützt, lange nicht erschöpfend; auch hat Raumer nicht erwähnt, dass nicht alle fälle unter der von ihm gewählten rubrik untergebracht werden können, aber das beeinträchtigt die richtigkeit der von ihm gemachten beobachtung nicht wesentlich.

Berücksichtigen wir nun in gleicher weise, dass (wie ich noch zeigen werde) die mehrzahl der fälle das wort in geistlicher bedeutung zeigt, und zugleich die möglichkeit einer entlehnung, so kann diese auf zwei verschiedenen wegen vor sich gegangen sein. Wie schon v. Raumer s. 278 f. ausgeführt hat, können kirchliche fachausdrücke german. sprachcharakters im ahd. aus dem gotischen oder aus dem ags. entlehnt worden sein. 'Ohne zweifel hat die ags. muttersprache des Bonifacius und seiner genossen auch auf ihre hochdeutsche predigt einfluss geübt. Dieser einfluss ist jedoch meist so versteckt, dass er sich mit bestimmtheit weder behaupten noch leugnen lässt. Die hauptfrage, auf die es hier ankommt, ist: haben die ags. missionare durch einmischung ags. elemente der ahd. sprache gewalt angetan? Und diese frage lässt sich mit bestimmtheit verneinen. In ihren predigten sind sie sicherlich oft genug ins ags. verfallen; allein die hochdeutsche sprache hat diese ags. elemente in ihre wortmasse entweder gar nicht aufgenommen oder, wo sie es in einzelnen fällen tat, sich dieselben völlig assimiliert.' So ergibt sich denn ein merkwürdig verzerrtes bild, der sprachliche einfluss der Goten, von deren mission in Deutschland wir eigentlich gar nichts wissen [1], soll stärker sein als der der Angelsachsen, die für die bekehrung so unvergleichlich viel mehr getan haben. Und die sache ist neuerdings durch Kluges aufsatz über gotische lehnworte im ahd. (PBB. 35, 124 ff.) nur noch mehr verschoben worden [2]. Kluges darlegungen enthalten sicherlich manche gute be-

1) Raumer hat das wohl erkannt, und deshalb bevorzugt er auch das reich des Theodorich als kulturvermittler, Zfda. 6, 402, 404.

2) Kluge spricht mehrfach von gotischen missionaren in Deutschland, als ob sie etwas ganz gewöhnliches gewesen und von der forschung allgemein anerkannt wären. Demgegenüber muss doch darauf verwiesen werden, dass wir von gotischer missionstätigkeit in Deutschland nur durch rückschlüsse etwas wissen. Vgl. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands I. s. 90. 331 ff., 348. Danach ist bei den Alemannen nur ein christlicher, und zwar arianischer häuptling, Gibuld, im 5. jahrhundert vor der fränkischen und irischen mission bekannt. Bei den Thüringern möchte Hauck durch got. einfluss (man denke an die heirat der got. prinzessin Amalaberga mit könig Irmenfrid) teilweise bekehrung des königshauses und von da aus wieder ein-

merkung, aber als ganzes scheinen sie mir doch über das ziel hinauszuschiessen.

Anderseits glaube ich in as. *ârundi*, ahd. *ârunti* ein ags. lehnwort zu erkennen. Die lautliche beschaffenheit stellt dem nichts in den weg. Wir haben von ags. *ǣrende* auszugehen. Nun entspricht aber ags. *ǣ* im as., ahd. *ā*, so dass also die Deutschen in *ǣrende* nur den sprachüblichen laut einzusetzen brauchten. Wir haben einen ganz ähnlichen fall im Heliand, nämlich *tins;* auch hier wurde der dem ahd. *z* korrespondierende laut eingeführt. Und wie ich glaube, dass *tins* aus dem hd. in das as. mit der sache, das heisst mit den steuern und kontributionen der siegreichen Franken kam, so *ârundi* mit der ags. mission.

Dann ist natürlich geistliche bedeutung für das wort im deutschen zu verlangen. Die überwiegende mehrzahl der belege genügt dieser forderung, und zu ihrer untersuchung wende ich mich im folgenden. Ganz klar liegen die verhältnisse in der as. Gen., für die schon E. Schröder (Zfda. 44, 223 ff.) engeren zusammenhang mit der ags. missionssprache annahm. Im rein as. teile finden wir 844 ff.:

ac hiet sie threa faran
is engelos ôstan an is ârundi,
siðon te Sodoma.

Sieht man sich, was bei der geringen sprachbegabung des Genesisdichters ja nicht aussichtslos ist, danach um, ob im ags. teile entsprechendes begegnet, so trifft man auf 262 *on his ǣrende* (wo mit *his* gott gemeint ist), ebenso auf gott bezogen 319 ff.:

þæt git ne lǣstan wel
hwilc ǣrende, swâ hê easten hider
on þysne sîð sendeð. Nû sceal he sylf faran
tô incre andsware; ne mæg his ǣrende
his boda beodan.

Der engel heisst dann noch 423 *ǣrendsecg* (ähnliche komposita werden uns noch begegnen), 447 *âr;* vgl. Hel. 559 *êri.* Ausserdem ist 430 *hê mæg unc ǣrendian tô þâm alwaldan* anzuführen, wofür

wirkung auf das volk annehmen. Günstiger steht die sache für die Bayern, wodurch Kluges ansicht, dass nur Bayern als vermittlungsgebiet für gotische lehnwörter im ahd. in frage kommt, bestätigt wird. Für Bayern erklärt Hauck s. 335: katholische Romanen, heidnische und arianische, vereinzelt wohl auch katholische Deutsche lebten demnach in Bayern nebeneinander, als das land in abhängigkeit vom fränkischen reiche kam.

wir ein as. *ârundian* einsetzen dürfen, da dieses verbum durch den Heliand bezeugt ist.

Dieser bietet folgende fälle. Bei der verkündigung der geburt Christi 282 *aftar them ârundie* nach der engelsbotschaft, 289 *godes ârundi,* 2456 *ârundi godes* für gottes lehre; 1889 ist *ârundi* der missionsauftrag Christi an seine jünger; 121, 719 handelt es sich um eine engelsbotschaft, 553, 564, 638 um die fahrt der heiligen drei könige. *ârundi* ist 3966 die botschaft, die Maria und Martha an Christus senden und in der sie ihn bitten, Lazarus zu heilen, 5816 das geschäft der frauen am grabe des auferstandenen, 5941 die verkündigung des auferstandenen durch Maria. 5958 ist darunter die fahrt der jünger von Emmaus, 918 die sendung der pharisäischen boten an Johannes den Täufer zu verstehen. Lässt sich dieser letzte beleg nur mit einiger mühe in unsere kategorie einordnen (doch sind es immerhin geistliche boten), so fügt sich der einzige beleg des verbums *ârundian* wieder gut: 2157 *habda tho giârundid, al sô he uuelde,* er hatte seine bitte bei Christus nach wunsch angebracht. Dass der begriff der bitte oder auch der fürbitte oft in diesen worten liegt, zeigt auch Gen. 430: Eva will den wunsch des angeblichen gottesboten erfüllen; wir haben seine gunst nötig; er kann beim allmächtigen ein wort für uns einlegen; auch Hel. 3966 liesse sich anführen.

Dass an einer derartigen bedeutung nicht gezweifelt werden darf, zeigen ferner die ahd. glossen. Sie bieten 1, 250_{12} (in Gl. K. wie Ra.) *aruntporo* für *supplex.* Eine genauere bedeutungsbestimmung für diesen beleg wie für 1, 254_{27} (Gl. K. und Ra.) *epistola, foranondic, fornontic arunti*[1] wird sich bei der anlage des keronischen glossars wohl kaum geben lassen. Geistliche bedeutung kann man hier allerdings nur vermuten; ziemlich sicher ist sie $218_{12\,f.}$ (nicht Ra., wohl aber Gl. K.) *precepta uel mandata pipod edho arundi.*

Dieses *arundi* ist auch seiner lautlichen gestalt wegen interessant, da es gegenüber dem sonst allgemein üblichen *arunti* ein *d* zeigt. Immerhin möchte ich in K. diese schreibung nicht lautlich interpretieren, sondern orthographiegeschichtlich ansehen[2]. Es handelt sich

1) Diese seltsame übersetzung soll offenbar besagen eine botschaft, die man vor augen hat, was für *arunti* die bedeutung der mündlichen botschaft als ursprünglich sichert.

2) Auch *aronthi* 1, 600_{16} gehört hierher. Es handelt sich hier offenbar nur um eine orthographische variante, denn der cod. p, aus dem dieser beleg stammt, schreibt auch 600_{12} *nothmegir* (= *exactor notmeior*), 597_{52} *niht gesneith wirt* (= *non putabitur, gisnitan ni uuirdit*), 597_{60} *gihooth wirt* (= *fodietur gihouot uuirdit*).

um die altertümliche *d*-schreibung, im letzten grunde um den wechselgebrauch von *d* und *t*, während in Ra. 'die modernisierung radikal vollzogen' ist[1]. Doch ist 2, 42_{29} *legacionem arundi* – ebenfalls ein sehr alter beleg (vgl. Ahd. gl. 4, 666_{32}) –, wie ich glaube, anders zu beurteilen. Hier vermag ich in *d* nur noch ein anzeichen mehr für die entlehnung zu sehen[2].

Wenden wir uns nun wieder zur bedeutung, so kommt zuerst Otfrid in betracht. Er gebraucht *arunti* für die engelsbotschaft bei der verkündigung der geburt Johannes' I, 4) 48, 58, 65, 67 (dieses letzte mal direkt *gotes arunti*), der geburt Christi I, 5) 4, 25, 42, 72, auch 7) 2, bei den hirten in der heiligen nacht I, 12) 10. Dazu kommen folgende worte Johannes des Täufers I, 27) 53 f.:

wiht ni wizut ir sin, thaz ist thoh arunti min,
thaz ih iu gizalti, waz er hera wolti.

Und entsprechend ist IV, 14, 1 (wie Hel. 1889) *arunti* der missionsauftrag der apostel. Zu Hel. 918 stimmt es andererseits, wenn das wort bei jener botschaft der Pharisäer an Johannes den Täufer I, 27) 13, 16, 69 verwendet wird.

Wie die stellen aus Otfrid so passen auch die aus den glossaren im allgemeinen gut in die hier vertretene bedeutungssphäre. Der einzige beleg für das verbum ist 1, 725_{39} *euangelizans arintonte* (Lucas 8_1 *praedicans et evangelizans regnum Dei*). Dazu das substantivum: 1, $384_{19\,f.}$ *uerbum aronti, arenti, arunote, aruntin* (Richter 3, 19 *dixit ad regem: verbum secretum habeo ad te, o rex;* in vers 20 variiert zu *verbum Dei habeo ad te*); 1, $600_{15\,f.}$ *uerbum aronti, aronthi, arunti, rúnunga, rununga* (Jesaias 9_8 *verbum misit Dominus in Jacob.*), 1, $400_{38\,f.}$ *in uia aronte, arunte* (1. Sam. 15_{20} *et ait Saul ad Samuelem: immo audivi vocem Domini et ambulavi in via per quam misit me Dominus*). Dann 2, 42_{29} *legacionem arundi* (vgl. Migne, Patrologia latina 39, 2171 *iubente enim Christo legationem pauperum apud vos agimus;* der priester ist hier als göttlicher stellvertreter, als anwalt der armen gedacht: *inter vos et pauperes quasi mediatorem me posuit Deus*). Und schliesslich als auftrag des heiligen stuhls zu Rom 2, $117_{18\,ff.}$ *in mandatis in aronten, in aronton, arontun, arontvn*; vgl. Canones, Concil von

1) Z. b. 252_1 Gl. K. *scanda*, Ra. *scanta*; $_{14}$ Gl. K. *rahchondi*, Ra. *rahonti* usw. Vgl. Kauffmann, Das keron. glossar, Ztschr. 32, 168 ff.

2) Denn sonst bevorzugt der allerdings sehr kurze text stets die *t*-schreibung: 41_{17} *altercantes pacanti*, 42_{24} *exacturus est arpeitenti ist*, 42_{27} *iubente pipeotantemo*, wie er überhaupt zur fortis neigt.

Carthago von 419 in der einleitung, wo der päpstliche legat sagt[1]: *Iniuncta nobis sunt a sede apostolica aliqua per scripturam, aliqua etiam in mandatis*[2].

Nicht so glatt fügen sich folgende glossenstellen 1, 403$_1$ *uia aronti*[3]. Da es sich hier um 1. Sam. 21$_5$ handelt, ist klar, dass dieser fall vom oben erwähnten beeinflusst ist, wo *via aronti* der ursprünglichen bedeutung gerecht wurde. Dazu stellen sich 1. 482$_{28}$ *uacuos unarentes* (Judith 1$_{11}$)[4] und 1, 699$_{28\text{ ff.}}$ *in mandatis marentun*[5], *arontun, acrinte*[6].

Wende ich mich nun zu Notker, so bietet sich bei diesem vor allem anderen seine psalmenübersetzung, in der sich schöne belege finden. Psalm 32$_5$ (Piper II, 107) *uuanda euangelium chomen ist*, wo *evangelium* noch mit *kuôt ârende* [= *gotspel*] übersetzt ist; 85$_{16}$ *fiat mihi secundum verbum tuum nah dînemo ârinde so bescehe mir* (II, 358); 103$_4$ (II, 434) *nuntios verbi tui pótin dînis ârindis;* 104$_{27}$ (II. 447) *posuit in eis verba signorum suorum et prodigiorum in zuêin beuálh er diû uuort unde diû ârende sînero zéicheno;* 126$_5$ (II, 558) *an imo stant siê unz siê diê überuuindent diê iro árende loûgenent.* Das wort ist also in der geforderten bedeutung Notker ganz geläufig. Daneben gebraucht er es in seiner übersetzung des Martianus Capella aber auch in anderer zweimal: Piper I, 723 *sô sie darachâmen unde iro ârende tûon múoson*[7] wie 727 *únde er sámoso hîmûoziger sîn árende sô er gebúte trîben nemáhti*[8].

Gehe ich nun zu den belegen der mhd. periode über, so empfiehlt sich (was im ahd. noch nicht nötig war) eine geographische

1) Gillivray, The influence of christianity on the vocabulary of old english. § 130: But apart from the possibility of an O. E. *legat*, there is to be found with some degree of certainty only the native vocable *ǣrend-raca*, 'messenger' in general, for the 'legatus' of the pope.

2) Die bedeutung des mündlichen auftrags tritt bei diesem gegensatze scharf hervor, die griechische fassung schreibt sogar ἀγράφως.

3) *Et respondit David sacerdoti: Equidem, si de mulieribus agitur: continuimus nos ab heri et nudiustertius, quando egrediebamur et fuerunt vasa puerorum sancta. Porro via haec polluta, sed et ipsa hodie sanctificabitur in vasis.*

4) Jud. 1$_{10}$ *ad hos omnes misit nuntios Nabuchodonossor rex Assyriorum,* 11 *qui omnes uno animo contradixerunt, et remiserunt eos vacuos et sine honore abjecerunt.*

5) Lies *in arentun.*

6) 2. Maccab. 3$_{13}$ *at ille pro his, quae habebat in mandatis a rege, dicebat omni genere regi ea esse deferenda.*

7) *qui postquam introgressi et coram data copia fandi.*

8) *ne . . . cyllenius . . . velut maritali uacatione feriatus discursare sub preceptis iouialibus denegaret.*

gliederung der belege. Zunächst das mitteldeutsche sprachgebiet. Die Rheingegend bietet (könig Rother 2912 *mit lievem erande*) einen fall mit allgemeinerer bedeutung; gut geistlich ist dagegen eine andere stelle, aus des armen Hartmann *rede vom glouven.* Es handelt sich dabei um den segensspruch[1] Christi an Maria Magdalena, die froh dahingeht *mit liebin êrinde* 2209. Doch je weiter wir in das mittelalter gelangen, desto mehr tritt die ursprüngliche bedeutung zurück. So bei Herbort von Fritzlar 13868 *er sprach er were es gerende daz im gut erende zu werbende geschee* (als man den jungen sohn des Achilles nach Troja zu hilfe holt). Ebenso in dem viel späteren (zweite hälfte des 14. jahrhunderts) nordostmitteldeutschen, vielleicht preussischen schachbuch, Zfda. 17, 343_{3-4} *daz si des vatir erne volbrengin woltin gerne.* Genau so liegt die sache in der Düringischen chronik des Johann Rothe: § 101 *her hette eyne ere ze werbin zu Dario,* § 520 *hastu die ere geworben*[2], wobei es sich sogar um einen mordauftrag handelt. Geistlichere färbung hat aber wieder die schon von Diemer, Genesis und Exodus II, 80 zitierte stelle des väterbuchs *welh zu im were ir ernde.* Es kommen da zwei junge leute zum heiligen Macharius; dieser fragt in jener weise, und sie erklären daraufhin, ein heiliges leben bei ihm führen zu wollen. Die bedeutung ist demnach hier zwar allgemein, aber der stil weist doch auf geistliche grundbedeutung[3].

Besser hat sich die alte, überwiegend geistliche bedeutung im alemannischen sprachgebiete gehalten. An der spitze steht hier *arnebote*[4] (in einem gebete an den heiligen Petrus aus dem kloster Muri): *daz du mir zi unsirme trehtine arnebote siest* (Wackernagel, Lesebuch I[5], s. $436_{7\,f.}$). Geradezu auffallend ist die stelle aus Walthers von Rheinau Marienleben II (Tübinger universitätsschriften aus dem jahre 1852), s. 9 *von dem ernde der heiligen magt Marian.* Nur dieses

1) *wîb, nû ganc du hine,*
gesegent in mînem fride,
vergeben sint dir dîne sculde
und habe dir gotis hulde
und tû, als ih dih lêre
und ne sunde niwit mêre.

2) Die zweite haupthandschrift des werkes, die, nach den sprachformen zu schliessen, etwas älter ist, hat das unverkürzte *ernde,* vgl. die ausgabe von Liliencron s. 699.

3) Diese angaben beruhen auf einer freundlichen mitteilung von G. Holz.

4) *arnebote* ist gewiss eine kurzform von *arndebote.* Solche zusammensetzungen sind auch sonst belegt: *ǣrendsecg, aruntporo.* Zu *arne* vergleiche md. *erne.*

eine mal in dem langen gedichte findet sich das wort, und hier handelt es sich um die engelsbotschaft bei der verkündigung Christi. Dazu stellen sich noch die belege aus den Grieshaberschen predigten II, wo das subst. *êrnder* und das verb. *êrnden* vorkommen; s. 92 wird jene geschichte erzählt, wo Christus der ihm nachlaufenden und nachrufenden frau die erbetene hilfe zunächst nicht gewähren will: *wan dizin frowe vil geruofte und vil gescrai, da von gewan si mit ir scrigende und mit ier ruefende vil ernder und vil bitter,* dann *erkanden wir . . . die êrnder und die bitter so ruoften wir och mit unserem gebet,* und schliesslich *zem dritten mal son wir ruefen und scrigen hinz got, daz wir unser êrnder und unser bitter erwegen und uf bringen;* dazu noch auf s. 96 *darumbe daz wir unser ernder und bitter erwegen* und *hinz sich die iunger unsers herren über si erbarmoton und daz si ier erndoton umbe got.* Es handelt sich hier immer um fürsprache bei gott [1]. Nur Lanzelet 5796 macht in Alemannien eine ausnahme [2]. Es ist stilgeschichtlich interessant, dass gerade der verfasser des Lanzelet, der doch wohl jener capellanus Uolricus de Cecinchovin, plebanus Loumeissae war, das offenbar in der konversation nicht übliche wort verwendet. Er steht darin mit dem dichter des königs Rother auf einer stufe. Hier aber sind noch zusammenhänge mit der geistlichen dichtung vorhanden. Wo sich dagegen die laiendichtung ganz von dieser befreit hat, hat sie auch dieses wort gemieden: Hartmann, Wolfram, Gottfrid gebrauchen es nicht. Die stilistisch von diesen meistern abhängige geistliche dichtung aber kann es doch wieder zulassen. Walthers von Rheinau stil ist so weit verrittert, dass er I, 4_8 von Maria als *gotes muoter und amîen* sprechen kann, aber anderseits findet man in seinem werke das geistliche *ernde.*

Ein eigentümliches bild bietet die b a y r i s c h - ö s t e r r e i c h i s c h e überlieferung. Sie verwendet das veraltete wort kaum noch. Mir ist nur ein fall bekannt aus der älteren fassung der Genesis: *er chot sin herre hête in dare gesant umb einen michelen ârant* (Fundgruben II, 34_{30}). Trotzdem die originalfassung einen bequemen reim bot, hat der bearbeiter, der wahrlich wenig sprach- und reimtalent hatte und schon deshalb das wort hätte stehen lassen, wenn es ihm nicht gar zu un-

1) Vgl. oben *supplex aruntporo,* besonders aber Gen. 430 *hê mag ane ârendian tô þâm alwaldan.*

2) 5794 ff. *als ich iu nu sagete,*
sô sült ir fürbaz verstân
wie der megede ernde was getân,
sît irz hoerent gerne.

modern vorgekommen wäre, hier geändert in: *er sprach: min herre hat mich her gesant, sine botschaft hat er gewant.* Und dieser fall steht nicht allein. Schon am ausgang der ahd. zeit lässt sich derartiges feststellen. Das beweist die Wiener fassung von Notkers psalmenübersetzung. Notker hatte in seiner übertragung das wort fünfmal gesetzt. Davon kommt 85_{16} von vornherein nicht in betracht, da in der jüngeren handschrift die psalmen 51–100 fehlen. Aber 32_5 hat man die glossierung *kuot arende* unterdrückt. Zweimal ist sogar der wortlaut verändert, 103_4 *poton dines uuortes,* 126_5 *die ira botescefte lougenent.* Nur 104_{27} *dei arende sinero zeichenne* ist stehen geblieben. Die bearbeitung aber stammt aus dem kloster Wessobrunn. Ähnlich hat die Wiener handschrift des Lanzelet an der betreffenden stelle *ernde* ausgelassen und schreibt *wie das megete was getân* (vgl. die ausgabe von Hahn, s. 260). Und dazu gesellt sich ein noch einleuchtenderer fall aus der tirolischen bearbeitung des md. väterbuchs[1] (Zingerle, Wiener sitzungsber. 1870, s. 237). Jene stelle vom heiligen Macharius lautet da zeile 51 f.:

Si fragten mich der maere,
wa die zelle waere,
da sie Macharium funden.
Do pat ich mir kunden,
welhez zu im waer ir ende?
„Da sei wir des gernde,
daz wir durch gut in wellen sehen,
ob uns daz mach an im geschehen.“

Hier hat der bearbeiter dadurch, dass er *ende* an stelle des ihm sicher nicht bekannten *ernde* einführte, es sich sogar den reim kosten lassen. Jedenfalls wird man mit einigem rechte behaupten können, dass *ernde* in der mhd. zeit auf dem bayrisch-österreichischen sprachgebiete so gut wie ungebräuchlich war[2].

1) An ein schreibversehen wird jemand, der die obigen fälle berücksichtigt, nicht glauben. Zudem bemerkt Zingerle s. 145 ausdrücklich, dass die handschrift, die sprachlichen änderungen abgerechnet, sorgfältig und treu gefertigt ist und dass schreibverstösse oder nachlässigkeiten selten begegnen.

2) Bemerkenswert ist, dass das einzige *arant* der Genesis im reime steht. Ebenso sind die stellen bei Hartmann, Herbort, im väterbuche und im schachbuche. reimbelege. Im versschluss aber haben sich gern die veralteten bestandteile der sprache gehalten; vgl. Steinmeyer, Über einige epitheta der mhd. poesie, Erlanger programm 1889, s. 15.

KIEL. K. GUNTERMANN.

DEUTSCHE SYNALOEPHEN IN DEN OTFRID-HANDSCHRIFTEN.

Baeseckes ausführungen in den Beitr. $36_{374\,\mathrm{fg.}}$ geben mir erwünschte gelegenheit, noch einmal die prinzipien darzulegen, die meines erachtens die beurteilung der synaloephe in den Otfridhss. leiten müssen. Ich kann nicht umhin, hier wiederum den wichtigen passus über die synaloephe aus der vorrede Otfrids an Liutbert wörtlich anzuführen; es hängt alles daran, wie diese sätze richtig zu interpretieren seien: *Patitur quoque metaplasmi figuram nimium (non tamen assidue), quam doctores grammaticae artis vocant sinalipham, et hoc nisi legentes praevideant, rationis dicta deformius sonant, literas interdum scriptione servantes, interdum vero ebraicae linguae more vitantes, quibus ipsas literas ratione sinaliphae in lineis, ut quidam dicunt, penitus amittere et transilire moris habetur; non quo series scriptionis hujus metrica sit subtilitate constricta, sed schema omoeoteleuton assidue quaerit. Aptam enim in hac lectione et priori decentem et consimilem quaerunt verba in fine sonoritatem, et non tantum per hanc inter duas vocales, sed etiam inter alias literas saepissime patitur conlisionem sinaliphae; et hoc nisi fiat, extensio sepius literarum inepte sonat dicta verborum. Quod in communi quoque nostra locutione, si sollerter intendimus, nos agere nimium invenimus. Quaerit enim linguae hujus ornatus et a legentibus sinaliphae lenem et conlisionem lubricam praecavere et a dictantibus omoeotelenton, id est consimilem verborum terminationem, observare.* Die vorrede an Liutbert erörtert im ersten teil die literarischen voraussetzungen, tendenz und einteilung des werkes, um im zweiten teil einige eigentümlichkeiten deutscher sprache aufzuzeigen. Otfrid bespricht die verbindung *uuu,* den vokal unbestimmter klangfarbe u. a. m. Es heisst dort: *Et etiam hoc elementum l i n g u a h a e c horrescit interdum, nulli se caracteri aliquotiens in quodam sono, nisi difficile, jungens; k et z sepius h a e c l i n g u a extra usum latinitatis utitur, quae grammatici inter litteras dicunt esse superfluas. Ob stridorem autem interdum dentium, ut puto, i n h a c l i n g u a z utuntur, k autem ob fautium sonoritatem.* Dann folgt unvermittelt der satz: *Patitur* . . . Es scheint mir in der tat nötig einmal ausdrücklich festzustellen, dass Otfrid in den einleitenden sätzen des zweiten teils der vorrede (von *Hujus enim linguae barbaries* . . . an) ganz allgemein von charakteristischen zügen deutscher sprache (*h a e c l i n g u a*) redet. Der satz, der mit *patitur* beginnt und mit *moris habetur* endet, bringt nur einen neuen beitrag

zur charakterisierung der deutschen sprache. Er besagt: neben jenen anderen sonderheiten der deutschen sprache ist wichtig zu wissen, dass sie auch jene figur des metaplasmus kennt, die die lateinischen grammatiker synaloephe nennen; sie macht von dieser synaloephe ausgedehnten gebrauch (*nimium*), aber sie verlangt sie doch nicht immer, was Otfrid selbst noch ausdrücklich hinzuzufügen für gut befindet (*non tamen assidue*); und wenn die leser deutscher sprache die synaloephe nicht durchführen, klingen die worte des satzes missgestaltet[1]. Der schluss des satzes bringt eine analyse dieser synaloephe. Wie sollte Otfrid sie wohl anders und besser beschreiben als durch den ihm und seinen standesgenossen geläufigen hinweis auf ähnliche dinge im lateinischen und hebräischen[2]! Er erläutert die synaloephe durch die analogie der vokalpunktuation des hebräischen und natürlich in erster linie durch die analogie der synaloepheregeln der lateinischen poesie. Damit aber diese analogie nicht zu weit getrieben werde, beeilt sich Otfrid hinzuzufügen: *non quo series scriptionis hujus metrica sit subtilitate constricta.* Nicht als ob die folge des hier vorliegenden werkes an diese synaloephen wie an eine metrische feinheit, an ein kunstprinzip *metri causa* gebunden sei. Ich stelle fest: erst mit diesem satze geht Otfrid auf sein gedicht über. Der gedankengang ist in breiter ausführung folgender: wenn ich die deutsche synaloephe mit der lateinischen synaloephe (die ein kunstprinzip *metri causa* ist) verglichen habe, gilt das nicht in dem sinne, als bedeute die synaloephe in meinem gedicht – wo ich sie natürlich auch zur

1) Es ist sicher richtig, '*dicta rationis*' hier allgemein zu fassen als 'worte des satzes', in der prosa natürlich. In dieser bedeutung begegnet *ratio* bei Cicero. Anzuführen ist auch, was Erdmann z. st. s. 328 anmerkt: jene bedeutung erkläre sich vielleicht dadurch, dass das wort als gleichbedeutend mit ahd. *reda* = vernünftige, in sich zusammenhängende rede galt. Den beweis liefert weiter unten der satz: *Duo etiam negativi, dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene assidue negant.* Hier wie oben behandelt Otfrid eine deutsche spracheigentümlichkeit und veranschaulicht sie am gegensatz lateinischen sprachgebrauchs, wobei *dicta rationis* doch wohl nichts anderes meinen kann als die folge eines prosasatzes.

2) Otfrid fällt hier aus der konstruktion. Auf den parenthetischen satz *et hoc nisi legentes praevideant . . .* folgt *literas interdum scriptione servantes, interdum vero ebraicae linguae more vitantes.* Ich möchte als subjekt zu *servantes* nicht die *doctores grammaticae artis* einsetzen, sondern *legentes* oder deutlicher: sie, die Deutschen, wenn sie deutsch lesen. Sie bewahren bisweilen die buchstaben in der schrift, bisweilen aber lassen sie sie aus wie im hebräischen. Will sagen: sie brauchen in ihren hss. schreibformen und gekürzte sprechformen – eben wie Otfrid es auch halten will.

geltung bringen muss, weil es eben ein deutsches gedicht ist — ein kunstgesetz, eine feinheit rein metrischen charakters, an die mein gedicht zwingend gebunden sei wie die lateinische poesie an ihre hiat- und synaloepheregeln. Das kunstgesetz seines gedichtes, und darum obligat, ist der endreim: *sed schema omoeoteleuton assidue quaerit.* Otfrid weist ausdrücklich eine gleichsetzung der deutschen synaloephe mit der lateinischen von der hand; daher die gegensätzliche anknüpfung mit *non quo,* die ihn zugleich durch den zwischen den zeilen schwebenden gedanken an die lateinische poesie zu seinem eigenen gedicht überleitet. Er stellt die deutsche synaloephe als sprachliche erscheinung in gegensatz zum endreim als kunstprinzip seines werkes; drum die gegensätzliche anknüpfung mit *sed* und diese zweiteilung des satzes, die unten noch einmal wiederkehrt. Ich fasse demnach *schema omoeoteleuton* als akkusativ und setze als subjekt *series scriptionis hujus. Schema* hier als nominativ zu nehmen, scheint mir schon das verbum zu verbieten. Man sollte mit *non quo* einen neuen, selbständigen satz beginnen. Der folgende satz bringt denn auch die definition des kunstprinzips, das für sein gedicht obligat ist: *Aptam enim in hac lectione et priori decentem et consimilem quaerunt verba in fine sonoritatem.* Es folgt dann nicht etwa eine blosse wiederholung dessen, was schon oben über die synalöphe ausgesagt war, vielmehr die anwendung der synaloephe, die oben als charakteristikum deutscher sprache aufgezeigt war, auf das vorliegende, in deutscher sprache abgefasste kunstwerk: um des reimverses willen [1] ist die *conlisio sinaliphae* nicht nur zwischen zwei vokalen, sondern auch zwischen anderen buchstaben sehr häufig (*saepissime*) nötig. Will sagen: Otfrids vers ist zwar nach lateinischem muster gebildet, beruht aber auf deutschen betonungsgesetzen. Für seinen reimvers gilt als oberstes prinzip, dass die rhythmische betonung sich mit der phonetischen betonung decken muss. Es gibt keine sprachwidrige betonung im verse. Drum, meint Otfrid, soll es auch keine sprachwidrigen vollformen im verse geben. Er hat die gesprochene sprache belauscht und möchte die synaloephe in seine neue kunstform einführen, auf dass sie den erdgeruch volkstümlich deutschen sprachklangs nicht vermissen lasse. Das scheint ihm ein erfordernis seines verses (*per hanc!*). Er hat oben gesagt, man bekomme beim lesen eines deutschen satzes eine ungehörige vorstellung, wenn die synaloephe nicht beachtet werde. Er wiederholt es hier mit

1) Sollte man nicht *per hanc* auf *in hac lectione* beziehen können: durch den ganzen verlauf dieses gedichtes ist synaloephe erforderlich?

rücksicht auf den vortrag seiner verse: *et hoc nisi fiat, extensio sepius literarum inepte sonat dicta verborum.* Otfrid bedient sich bei diesen darlegungen immer der ausdrücke, die ihm von lateinischer sprache und kunst her geläufig sind. Wenn er für die *conlisio sinaliphae inter alias literas* den ausdruck *ecthlipsis* meidet, steht wenigstens zu vermuten, dass hier die analogie des lateinischen unzulässig sei [1]. Die deutsche synaloephe zeigt hier ein anderes gesicht, und Otfrid geht immer vom deutschen aus und redet nur von deutscher synaloephe. Es folgt der strittige satz: *Quod in communi quoque nostra locutione si sollerter intendimus, nos agere nimium invenimus. Quod* in relativischer anknüpfung bezieht sich auf den inhalt des ganzen voraufgehenden satzes. Der satz mit *quod* schliesst den kreislauf des Otfridschen gedankenganges. Er geht aus von der umgangssprache: sie duldet die synaloephe *nimium;* man hat beim lesen darauf zu achten, sonst klingen die sätze ungehörig. Mit bezug auf sein gedicht: man hat *saepissime* synaloephe eintreten zu lassen, sonst ruft die schrift einen falschen eindruck des werkes hervor, und zur begründung noch einmal als schlusssatz den ausgangssatz (den er wiederholt wie die beziehung auf den eindruck des schriftbildes): der vortrag soll sich so darstellen, wie die alltägliche sprache es zeigt, wenn wir sie einmal aufmerksam belauschen. Das wörtchen *nimium* im rahmen der umgangssprache bildet grundstein und schlussstein. Nicht auf den satz mit *quod* allein stützt sich demnach die these, dass die synaloephe bei Otfrid in der deutschen rede gegründet sei. Ich weiss nicht, ob man dies nicht hie und da vorausgesetzt hat.

Diese erörterung über die synaloephe, wie überhaupt die ganze vorrede an Liutbert, dokumentiert, dass Otfrid immer vom gesprochenen deutsch, nie vom papiernen deutsch ausgeht. Wie kann's auch anders sein bei dieser ersten beschäftigung mit deutscher sprache und in diesen anfängen deutschen schrifttums! Otfrid zeigt auf schritt und tritt, dass er die eigenheiten der volkssprache im wesentlichen wohl zu fassen und zu würdigen versteht, wie dies die handhabung der synaloephe im text auf das lebendigste bezeugt. Er bemüht sich, von der orthographie zum lebendigen klange vorzudringen. Vom *a, e, i, u* zum *y* ist derselbe weg, wie von den vollformen der schriftwörter zu den synaloephen des gesprochenen deutsch. Unter diesen gesichtspunkten ist mir Otfrids vorrede nicht 'eine kleine welt bornierter klassizistischer überlegenheit' – die andernorts nicht geleugnet werden

1) Vgl. Zwierzina, Zfda. 31 295.

kann und soll –, vielmehr eine kostbare erste äusserung lebendigen deutschen sprachbewusstseins. Hier hören wir die ersten töne klingender deutscher sprache. Hier zum erstenmal vernehmen wir den herzschlag unserer muttersprache, die noch fast unentdeckt im schosse des volkslebens schlummerte. Der letzte satz des passus über die synaloephe fasst alles zusammen, was Otfrid über vortragsweise und kunstprinzip seines gedichtes sagen will. Wie er in den worten *non quo series scriptionis hujus metrica sit subtilitate constricta, sed schema omoeoteleuton assidue quaerit* scharf unterschieden hat zwischen der synaloephe, die deutschen lesern durch ihr sprachgefühl lebendig ist, und dem kunstprinzip des endreims, sondert er hier zusammenfassend: die sprache der poesie in dieser mundart verlangt ein doppeltes: von den lesern, dass sie, geleitet durch ihr sprachgefühl, die synaloephe in den vortrag hineintragen, dagegen vom dichter, dass er den endreim beachte. Nur der reim als kunstprinzip ist sache des dichters; die synaloephe, weil sie sprachläufig ist, könnte eigentlich dem leser überlassen bleiben. Warum Otfrid und die übrigen schreiber sie dennoch bezeichnet haben, werden wir noch sehen. Man spürt zwischen den zeilen, wie sorglich, ja wie ängstlich fast Otfrid diesen zusammenhang seiner neuen kunst mit der umgangssprache ins rechte licht zu rücken sucht. Der schluss der vorrede enthält weitere bemerkungen über deutschen sprachgebrauch, nicht mehr so allgemein wie die einleitenden sätze, vielmehr in stetem hinweis auf die handhabung dieser fragen in der vorliegenden dichtung, und läuft in eine literarische würdigung der deutschen sprache aus. Mir scheint diese vorrede recht verständig und kunstvoll disponiert.

Ich habe diese interpretation breitspurig erörtern zu müssen gemeint, weil ich daraus die berechtigung der prinzipien entnehme, die meiner einschätzung der synaloephen in den Otfridhss. zugrunde liegen. Ich halte für erwiesen, dass Otfrid in dieser vorrede aussagt, die synaloephe, die er in seine verse einführt, stamme aus der gesprochenen deutschen rede. Keine silbe gibt anlass zu vermuten, Otfrid habe eine lateinische kunsttheorie auf seine verse zu übertragen versucht. Man hat eingeworfen: 'warum bezeichnet Otfrid denn die synaloephe durch elisionspunkte, wenn sie sprachgemäss ist? zumal er dafür in der lateinischen poesie, die die synaloephe als selbstverständlich unbezeichnet lässt, kein vorbild hatte!' 'Wenn es also jene wundersame sprechsprache (im gegensatz zur schreibsprache) wirklich gab, so waren die punkte nur um so überflüssiger; dann brauchte sich jeder leser nur an sein sprechsprachgefühl – *sit venia* – zu halten.' Sehr ein-

fach. Die lateinische poesie kann leicht die synaloephe als selbstverständlich unbezeichnet lassen, weil es sich hier um rein mechanische kunstregeln handelt. Hätten Otfrids deutsche synaloephen denselben charakter, so hätte er wohl auch auf die elisionspunkte verzichtet, hätte vielleicht ein paar allgemeine regeln vorangeschickt. Aber seine synaloephen entstammen der gesprochenen rede, wo sie naturgemäss von den jeweiligen satzrhythmischen bedingungen abhängen. Es war nun für Otfrid und die schreiber der hss. seines werkes eine schwierige frage, wie sie die ihnen von der muttersprache her geläufigen synaloephen in die rhythmischen bedingungen des ungewohnten neuen versmasses einfügen sollten. Die handhabung der elisionspunkte, korrekturen, gegenseitige abweichungen zeigen, wie die schreiber geschwankt haben, wie sie oft verschiedene wege einschlagen. Aber eins steht fest: Otfrid und ebenso die übrigen schreiber sind sich stets bewusst gewesen, es gälte hier etwas sprachgemässes dem widerspenstigen neuen verse anzupassen. Jede synaloephe, die irgendeiner der schreiber einzuführen für gut befindet, ist unter allen umständen sprachgemäss. Die frage ist nicht, ob sie 'immer gleich das natürliche sprachgemässe gepackt haben', vielmehr war für die schreiber der Otfridhss. die frage, wie sie das sprachgefühl des lesers durch die neuartigen rhythmischen bedingungen des verses leiten und ihm anweisungen zur rhythmisch richtigen einführung der synaloephen geben sollten. Anstoss und vorbild gewannen die schreiber aus Otfrids vorrede und der handhabung der elisionspunkte in der hs. V. Nun hat freilich die hs. V elidierte formen weit spärlicher eingesetzt als etwa die hs. P. Zahlreicher sind die kurzformen nur im ersten buch. Die tendenz des korrektors die vollformen wiederherzustellen, ist nicht zu verkennen. Warum sucht Otfrid die kurzformen schon vom zweiten buch an nach möglichkeit durch die vollformen zu ersetzen? Weil er unter dem einfluss der Alcuinschen schriftreform steht, weil er mit ernst und prinzip nach orthographischen vollformen strebt. Ihm sind die orthographischen spiegelbilder der kurzformen der gesprochenen rede im grunde etwas ungehöriges. Er ist an reinliche schriftformen des einzelwortes vom lateinischen her gewöhnt. Wenn er trotzdem kurzformen einführt, übernimmt er den deutschen usus und erleichtert die vortragsmöglichkeit seiner dichtung. Aber je länger je mehr siegt sein bedürfnis nach orthographischer korrektheit und sauberkeit, das ja noch aus manchen anderen zügen der überlieferung zu uns spricht (vgl. Erdmanns bemerkungen über die hs. V). Die vollformen drängen sich vor. Oder er verwandelt kurzformen mit

elidiertem vokal in schreibformen mit unterpungiertem vokal. 'Die signatur all dieser änderungen an der elisionsbezeichnung' ist nicht ein 'schwanken zwischen theorie und sprachgefühl', sondern ein kompromiss zwischen den forderungen der orthographiereform und dem streben, den sprachgemässen vortrag des neuen verses durch kurzformen unzweideutig darzustellen[1]. Immerhin genügte die anregung der hs. V und des persönlichen einflusses des autors, um den schreibern der übrigen hss. die tendenz der synaloephenbezeichnung deutlich zu machen. Baesecke meint, wir wissen nichts über die stellung der schreiber von PDF zwischen der eigenen sprache und Otfrids synaloephetheorie. Da es sich aber gar nicht um eine theorie handelt, sondern um die einführung sprachläufiger kurzformen in das rhythmische schema des verses, sehen wir die schreiber von P sich recht selbständig bewegen und in grossem umfange sprechformen an stelle der papiernen formen Otfrids einsetzen. P wird in der wahl der kurzformen um so selbsttätiger, je mehr die vorlage zu den vollformen zurückkehrt. Handelt es sich nun darum auszumachen, was wir aus den synaloepheerscheinungen für das gesprochene althochdeutsch lernen können, dann dürfen und müssen uns die synaloephen a l l e r hss. g l e i c h w e r t i g sein, weil sie alle vom sprachgefühl deutscher schreiber eingegeben sind. Gilt es dagegen, festzustellen, was Otfrid persönlich durch die von ihm sanktionierten elisionspunkte und kurzformen über den vortrag seines gedichtes ausgesagt hat, so wäre nur die hs. V zu berücksichtigen gewesen. Da aber die übersicht und vergleichende betrachtung des gesamtmaterials aller hss. zeigt, dass die elisionen der übrigen hss. nicht mit denen der hs. V in widerspruch treten, dass sie lediglich das material bereichern und sich deutlich genug die subjektiven aussagen der einzelnen schreiber objektiv in allgemeine regeln über hiat und synaloephe zusammenfassen lassen – was mir hier aufgabe der wissenschaft zu sein scheint –, ergab sich mir auch aus diesen metrischen erwägungen, wie oben aus grammatischen, der grundsatz, a l l e hss. gleichzusetzen.

Das eine wissen wir wohl mit sicherheit über die bedeutung des hiats in deutscher rede, dass er in weitem umfange deutschem sprachgefühl durchaus geläufig war, zu allen zeiten und auch heute noch. Es versteht sich ja von selbst, dass in der naiven gesprochenen

1) Ich darf verweisen auf Zeitschr. 41 140, was ich hier nicht wiederholen möchte.

rede — die die basis unserer untersuchung bleiben muss — ästhetische motive ausgeschlossen sind. Es handelt sich um die kurzformen und verschleifungen, die der satzrhythmus bedingt. Darum lege ich wert darauf, Baesecke gegenüber ausdrücklich festzustellen, dass es unrichtig ist zu behaupten, Otfrid habe in der vorrede an Liutbert zwischen vokalen i m m e r synaloephe gefordert. Im ersten allgemein gehaltenen satz bestimmt er den umfang der synaloephe zunächst durch *nimium,* in der von ihm gewünschten anwendung auf sein gedicht durch *saepissime,* in der zweiten beziehung auf die gesprochene rede noch einmal durch *nimium.* Am ende schien ihm diese umgrenzung der synaloephe noch nicht bestimmt genug; er fürchtet, die analogie des lateinischen, die er ja selbst heraufbeschworen hat und die jedem sich zunächst aufdrängte, könne zu allzu weitgehender anwendung der synaloephe führen, was eben dem deutschen sprachgebrauch zuwiderlaufen würde. Daher fügt er dem *nimium* ein *non tamen assidue* hinzu und weiter unten mit bezug auf sein gedicht ein *sepius: et hoc nisi fiat, extensio sepius literarum inepte sonat dicta verborum.* Nicht immer klingen die vollformen ungehörig, d. h. sprachwidrig. In gewissen grenzen, die Otfrid durch *non tamen assidue, nimium, saepissime, sepius, nimium* andeutet, ist die synaloephe sprachwidrig, ist der hiat das richtige. Wie in der gesprochenen rede, so darum auch in Otfrids deutschen versen. Diese grenzen gilt es aus den Otfridhss. festzustellen, dann wäre die sachliche interpretation der erwähnten ausdrücke geliefert. Dies habe ich durch meine 'hiatusregeln' versucht (vgl. Zeitschr. 41 $_{147 \text{ fg.}}$, 42 $_{321 \text{ fg.}}$). Die nachträglichen korrekturen '*non tamen assidue*', '*sepius*' tragen also nichts völlig neues hinein — keinen *afterthought* —, sie begrenzen genauer, was schon im texte gesagt war. Wenn Baesecke aus diesen korrekturen schliessen zu dürfen glaubt, 'die strikte regel, synaloephe immer eintreten zu lassen, wird der natürlichen sprache zuliebe erst nachträglich durchbrochen', so tut er dem ganzen gedankengang der vorrede gewalt an, ignoriert Otfrids unzweideutige äusserungen (*nimium saepissime nimium*) und benötigt weiterhin, *schema omoeoteleuton* als nominativ zu fassen, was meines erachtens unmöglich ist. Man verkennt Otfrids sprachliche bemühungen, wenn man ihn zu Opitz stellt. Es ist ihm gar nicht eingefallen, wie Opitz 'die parole auszugeben: kein hiat!' Ich sehe nicht, wie eine unbefangene interpretation der vorrede zu dieser auffassung führen kann. Opitz ist von ästhetischen motiven geleitet; er verficht metrische kunstprinzipien. Otfrid lehnt metrische rücksichten ab und sucht das erste deutsche reimgedicht

grossen stils dem deutschen sprachcharakter möglichst anzupassen. Darum darf die synaloephe nicht fehlen.

Ich denke, nach diesen betrachtungen fällt alles, was Baesecke aus den änderungen des korrektors aus den kurzformen schliessen möchte. Ich greife die belege heraus, durch welche Baesecke die *sǫ* als 'sprachwidrig' erweisen will. Wenn V 7mal die form *so* vor einer zweiten vokalisch anlautenden senkungssilbe auf die schwundstufe *sǫ* herabsetzt (1 *sǫ ist,* 2 *sǫ in,* 2 *sǫ ih,* 1 *sǫ iz,* 1 *sǫ ouh*) und diese 7 belege zahlreichen schreibformen gegenüberstehen, ist es sicher falsch, von der änderung II 7_{34} *bruader sín, so ih zálta* V *soih* (*o* hinzukorrigiert) auf sprachwidrigkeit jener 7 formen zu schliessen, zumal die hs. P von diesen 7 belegen 6 bestätigt (nur 1mal zeigt P die schreibformen) und noch 16 metrisch identische kurzformen hinzufügt (1 *sǫ ist,* 1 *sǫ in,* 1 *sǫ iu,* 4 *sǫ ih,* 8 *sǫ er,* 1 *sǫ es*), denen in V schreibformen gegenüberstehen; die zusammenfassung aller belege ergibt, dass innerhalb dieser rhythmischen kategorie stets synaloephe in irgendeiner form eintritt. Jene änderung kann nichts weiter bedeuten als ein zugeständnis an die orthographie. In den versen II 1_{39} *Iz ward állaz io sár sosǫ er iz gibót thar* V (*sǫ* hinzukorrigiert) und II 19_{16} *so wér sosǫ iuih házzo* V (*sǫ* übergeschrieben, P *soso*) wollen die korrekturen zweifellos den hiat vermeiden. Im einsilbigen auftakt und in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung kennen Otfrid und die übrigen schreiber keine synaloephe: hier ist der hiat das gewöhnliche, und die synaloephe wäre gegen das sprachgefühl, wie sich aus zahlreichen belegen unangreifbar dartun lässt (vgl. Zeitschr. $41_{147\,fg.}$). Nur proklitika geringsten gewichts, zu denen aber *so* nicht gehört, werden hier auf die schwundstufe herabgesetzt. Die zulässigkeit des hiats hindert natürlich nicht, dass Otfrid ihn hie und da, einer gelegentlich hervortretenden neigung folgend, die rein ästhetischer natur ist und ihm aus der lateinischen poesie angeflogen war, durch mittel der wortwahl umgeht, wie er es II 1_{39} und II 19_{16} getan hat und I 22_{45} *min múat mir so irfúltos* (*so* hinzukorr., dann anrad. V) vielleicht gewünscht hätte. Die kurzform *sos* hat fast den charakter eines selbständigen, auch durch die orthographie anerkannten wortes angenommen (vgl. Zeitschr. $41_{506\,fg.}$); darum mag sie Otfrid hier sympathischer gewesen sein. Wichtig ist hier nicht, dass Otfrid den hiat umgeht, sondern dass er trotz dieses bestrebens nicht auf den gedanken kommt, sprachwidrige synaloephen einzuführen einer theorie zuliebe, die Baesecke ihm gern zuweisen möchte. Otfrid hat sich wohl gehütet, gegen sein sprachgefühl zu handeln, um den hiat zu beseitigen.

Überhaupt spürt man auf schritt und tritt, dass die von Otfrid und den übrigen schreibern eingeführten synaloephen weit entfernt sind, an irgendeiner schablone orientiert zu sein. Sie nehmen überall rücksicht auf die akzentstufen, den bedeutungsnachdruck eines wortes, auf das phonetische gewicht der zusammenstossenden vokale. Es hiesse die aus der statistik meiner arbeit gewonnenen resultate noch einmal aufwickeln, wollte ich die mannigfach abgestuften formen der synaloephe im einzelnen aufzeigen. Hier nur ein paar allgemeine bemerkungen. Im einsilbigen vokalisch auslautenden auftakt vor vokalisch anlautender hebung hat keine synaloephe statt: *tho ju nu io wio sî iu thu si thiu thia so* sind nur in der vollform belegt in zahlreichen halbversen (*so* allein 67mal!) – doch wohl ein unanfechtbares statistisches resultat. Und doch erleidet die regel ausnahmen, wo es sich um proklitika geringsten nachdrucks handelt, um die praep. *bi zi,* die rel. part. *thi* und das präfix *gi-* oder um die diphthongisch auslautenden pronomina *sie thie thio,* an denen wieder besondere erscheinungen heraustreten. Wenn die schreiber hier übereinstimmend plötzlich synaloephe eintreten lassen, müssen sie doch wohl durch ihr sprachgefühl geleitet sein (vgl. Zeitschr. 41 $_{147\,fg.}$). Ganz ähnlich liegen die dinge für vokalisch oder diphthongisch auslautende einsilbige wörter in einsilbiger senkung vor vokalisch anlautender hebung (vgl. Zeitschr. 41 $_{155\,fg.}$). Das pronomen *iz* wird ganz anders behandelt als etwa *es* oder *er,* wie die statistik allerorten zeigt; es sind eben nicht mechanische regeln, sondern sprachliche gesichtspunkte massgebend gewesen. Für *imo inan iru ira iro* lassen sich aus den synaloepheerscheinungen genau die einzelnen ablautstufen in ihren rhythmischen entstehungs- und existenzbedingungen festlegen, ebenso für *sie* und *sia.* Hier ist doch auch unser heutiges sprachgefühl lebendig genug, um eine kontrolle ausüben zu können, und ich möchte glauben, dass es die mögliche sprachläufigkeit jener formen zu bestätigen fähig ist.

Ich bin mir freilich wohl bewusst, dass nicht alle folgerungen, die ich aus der statistik der kurz- und vollformen gezogen habe, absolut zwingend sind. Ganz gewiss nicht. Die sprechformen sind oft schon zu gering an zahl, da eine rhythmische sonderung der belege meines erachtens die voraussetzung der zulässigkeit irgendeines vergleiches bleibt. Oft genug musste gleichsam der eindruck des gesamtmaterials, der die jeweiligen einzelnen äusserungen des sprachgefühls der alten schreiber zusammenfasst, für die bewertung vorsichtig herangezogen werden.

Das entscheidende zur bestätigung der hier vertretenen inter-

pretation der vorrede an Liutbert und zur bewertung der synaloephen in den Otfridhss. kann nur die untersuchung der übrigen ahd. und mhd. denkmäler bringen.

HAMBURG. RUDOLF KAPPE.

ZUR ERKLÄRUNG DER AUSDRÜCKE
næsta brœðra, annarra brœðra, þriðja brœðra.

In betreff dieser ausdrücke äussert sich K. Maurer gelegentlich seiner erörterung der altisländischen verwandtschaftsverhältnisse folgendermassen[1]: 'Über die geschwisterkinder hinaus kennt das isländische recht noch die abgeleiteten ausdrücke *næsta brœðra, annarra brœðra, þriðja brœðra* für den dritten, vierten und fünften gleichen grad kanonischer komputation . . . Vilhjálmr Finsen hat bereits darauf aufmerksam gemacht[2], dass jene ausdrücke in ihrer genetivischen form offenbar elliptisch sind und voll zu lauten hätten: *næsta brœðra bǫrn* usw., so dass also die *brœðrungar* oder geschwisterkinder als *næstir brœðr*, d. h. nächste brüder bezeichnet zu denken sind, die nachgeschwisterkinder als *aðrir brœðr*, zweite brüder, endlich deren kinder als *þriðju brœðr*, d. h. dritte brüder; aus dieser beobachtung ergibt sich aber sofort eine reihe sehr bedeutsamer folgerungen. Klar ist nämlich zunächst, dass, ihre richtigkeit vorausgesetzt, der ausdruck b r u d e r ursprünglich nicht auf den ersten grad der seitenverwandtschaft beschränkt gewesen sein konnte, vielmehr zugleich auch auf alle anderen gleichen grade innerhalb derselben sich erstrecken musste, wie dies bezüglich einzelner asiatischer sowohl als amerikanischer völkerschaften nachgewiesen worden ist[3]. Klar ist aber auch, dass man auf Island ganz ebenso, wie dies unser Sachsenspiegel tut, die geschwister noch nicht in die sippezahl mit eingerechnet haben kann, was denn auch durch die ausdrückliche vorschrift bestätigt wird, dass die geschlechtsreihen immer erst von den geschwistern ab gezählt werden sollen.'

Diese erklärung Finsen-Maurers scheint grossen anklang gefunden zu haben. So ist K. v. Amira in seiner darstellung der altgermanischen

1) Island von seiner ersten entdeckung bis zum untergange des freistaats, s. 326–327.

2) Annaler 1849, s. 281–283.

3) Vgl. P e s c h e l, Völkerkunde, s. 239–240.

verwandtschaftsverhältnisse zweifelsohne davon beeinflusst, wie es u. a. folgender passus beweist[1]: 'Die nähe zwischen den seitenverwandten wurde durch abzählen der knie in den beiden, von ihrem gemeinsamen stammvater absteigenden linien ermittelt, so dass hier die kinder der geschwister und die geschwister der eltern ins erste knie zu stehen kamen. Eine uralte und ehedem allgemein ostgermanische ausdrucksform für diese berechnung der seitenverwandtschaft bewahrt das isländische recht, indem es die kinder der geschwister als 'nächste brüder', deren kinder als 'andre', deren kinder als 'dritte brüder' bezeichnet'.

Ebenso erscheint K. Lamprecht von Finsen-Maurer abhängig, wenn er im anschluss an seine ausführungen über die urgermanische familie zurzeit des mutterrechtes sagt[2]: 'Selbst das andenken an eine ursprüngliche geschlechtsgemeinschaft ist noch nicht (sc. in historischer zeit) gänzlich erloschen. Einst hatten sich alle angehörigen derselben generation untereinander brüder . . . genannt: in Island hat das wort bruder noch in geschichtlicher zeit eine ausgedehntere bedeutung gehabt, die vielseitig über den begriff hinausragt, den wir damit verbinden.'

Trotz der anerkennung, welche die erklärung Finsen-Maurers gefunden hat, ist sie schwerlich richtig. Dagegen sprechen sowohl gewichtige sprachliche als logische bedenken. Wenn es sich in den ausdrücken *næsta brœdra, annarra brœđra, þriđja brœđra* um nächste. zweite, dritte brüder handelte, wenn nämlich das adjektiv dem substantiv beigeordnet wäre, so hätte die altnordische form zu lauten *næstra brœđra, annarra brœđra, þriđju brœđra,* es sei denn, dass man im ersten und dritten falle für das adjektiv die unflektierte, im zweiten falle dagegen die flektierte form gelten lässt, was uns wenig annehmbar scheint. Sodann fragt man sich: wie ist die ausdrucksweise logisch zu rechtfertigen? Brüder sollen zu einer zeit, wo seit einer langen reihe von jahrhunderten die gesellschaft wie heute auf der gesondert lebenden einzelfamilie beruhte, nicht nur verwandte, die von denselben eltern, von demselben vater oder derselben mutter abstammten, geheissen haben, sondern auch noch entferntere verwandte, die derselben stufe von seitenlinien gemeinsamen ursprungs angehörten. *Brœđr* sollen also nicht nur leibliche brüder, sondern auch noch vettern, kleinvettern, kleinkleinvettern geheissen haben, ja die *næstir brœđr* sind nicht einmal die leiblichen brüder, sondern die ab-

1) H. Paul, Grundriss der germanischen philologie III[2], s. 150.

2) Deutsche geschichte I[3], s. 126.

kömmlinge von leiblichen brüdern. Wir müssen gestehen, dass diese erklärung uns gar zu unwahrscheinlich klingt.

Wie die bezeichnungen für verwandtschaftsverhältnisse in der germanischen urzeit gelautet haben mögen, zur zeit des mutterrechtes, als die geschlechter noch kommunistisch im durcheinander mehrerer generationen in ein und demselben haushalte lebten, wie sie heute noch bei völkerschaften sehr niedriger kultur, denen der begriff der germanischen sippe und einer höheren gesellschaftsform nicht aufgegangen ist, lauten mögen, das scheint uns ohne belang für die erklärung der angeführten altnordischen ausdrücke zu sein. Diese ausdrücke gehören einer zeit an, welche die verwandtschaftsverhältnisse aufs genaueste und in weitem umfang unterschied, ihnen genau bestimmte rechte und pflichten zuerkannte und dafür eine ungemein präzise terminologie schuf. Sowohl sprachlich wie logisch sind sie deshalb, wie uns scheint, aus den gegebenen verhältnissen der zeit, welche sie schuf und stetig gebrauchte, nicht aus den nebeln einer grauen vorzeit oder aus den ganz anders gearteten verhältnissen einer viel niedrigeren kulturstufe zu erklären, vorausgesetzt, dass, was Peschel berichtet, der wirklichkeit entspricht.

Welches mögen diese altisländischen verhältnisse gewesen sein? Konungsbók (1852) I. s. 46–47, wo es sich um die ausschaltung von richtern handelt, die mit einer der streitenden parteien verwandt waren, lesen wir: '*Maþr scal hefia frændsemis tolu at breþrum . eþa at systkinum . eþa at systrum . oc scal telia kne runnum . unz þar kemr . er sa maþr er . er i dömi sitr . oc sa maþr er þar er aþili er soknar . eþa varnar*', d. h. in etwas freier übersetzung: '(Wenn der beklagte einen richter ausschalten will), soll er die berechnung der verwandtschaft (sc. des richters und des klägers) anheben mit brüdern oder geschwistern oder schwestern, und soll er die generationen (= geschlechtsstufen) zählen, bis er zu dem richter einerseits, dem kläger oder dessen sachwalter andererseits kommt.' Laut diesem texte der Grágás heisst demnach ein verwandtschaftsverhältnis zwischen zwei männern bestimmen so viel als nachweisen, in der wievielten generation oder geschlechtsstufe, im wievielten grade die beiden von brüdern (resp. geschwistern oder schwestern) abstammen, von denen sich ihre verwandtschaft her schreibt. Stammen sie direkt von brüdern (resp. geschwistern oder schwestern) ab, so sind sie *brædrungar* = brüder- (resp. geschwister-, schwester-) söhne, vettern; sie bilden die den brüdern (resp. geschwistern oder schwestern) nächste generation, die erste generation der brüder usw., auf deutsch besser der ersten generation nach den

brüdern. Ihre nächsten nachkommen aber werden geheissen *næsta brædra*, d. h. söhne, kinder, sprösslinge der nächsten generation der brüder oder nach den brüdern. Wie lässt sich nun der wortlaut *næsta brædra* aus seinem nicht zu bestreitenden sinne erklären oder rechtfertigen? Uns dünkt, man hat es hier nicht, wie allgemein angenommen wird, mit einer einfachen, sondern mit einer doppelten ellipse zu tun. Die erste entspricht dem begriffe sohn, *sonr*, sprössling, *niðr* oder, wie Finsen annimmt, dem begriff kind, *barn*, möglicherweise auch, wie sich bald zeigen wird, dem begriffe sie stammen ab, *þeir eru* mit genitiv. Die zweite entspricht dem begriffe generation, geschlechtsstufe, grad, *liðr* Fritzner nr. 3, *knê* Fritzner nr. 4 oder auch *knêrunnr* laut dem angeführten passus der Grágás.

Auf welche weise kann man sich nun diese elliptische ausdrucksweise entstanden denken? Wie uns scheint, weist die Grágás auf den weg der entstehung hin. Bei der zusammensetzung von gerichten spielte die erörterung von verwandtschaftsverhältnissen eine grosse rolle[1]. Wenn ein richter wegen seiner verwandtschaft mit einer der streitenden parteien beanstandet wurde, ertönte regelmässig die frage: von welcher generation der brüder stammen die betreffenden, richter und partei, ab, zu welcher generation derselben gehören sie? *hvers liðar* oder *hvers kniár* oder *hvers knêrunns brœðra eru þeir synir* oder *niðjar* oder *bǫrn?* oder noch einfacher, da *vera* mit dem genitiv den begriff zu etwas gehören, von etwas abstammen ausdrückt, *hvers liðar* oder *kniár* oder *knêrunns eru þeir?* und die antwort lautete, falls es nicht vettern, *brœðrungar* waren: (*þeir eru*) *næsts* oder *ens næsta, annars, þriðja* oder *ens þriðja* (sc. *liðar* oder *kniár* oder *knêrunns*) *brœðra.* Die begriffe 'sohn', 'kind', 'sie stammen ab' einerseits und 'generation', 'geschlechtsstufe', 'grad' andererseits, die leicht zu ergänzen waren, wurden ausgelassen, *brœðra* als das prinzip der verwandtschaft wurde beibehalten.

Die elliptischen ausdrücke *næsts brœðra* oder *ens næsta brœðra, annars brœðra, þriðja brœðra* oder *ens þriðja brœðra* wurden in der gerichtssprache eine geläufige, jedem verständliche bezeichnung für verwandtschaftsverhältnisse dritten, vierten und fünften grades. Sie gehören zu den ellipsen, die nach Hermann Paul[2] verständlich werden durch eine ergänzung aus der gegebenen situation; in solchen ellipsen steht statt des substantivs mit seiner bestimmung bloss die letztere.

1) Vgl. Konungsbók kap. 25 domruðning.

2) Prinzipien der sprachgeschichte[2], s. 271 (kap. XVIII).

Aus der gerichtssprache giengen die ausdrücke über in die gemeinsprache. Allmählich verschwand das bewusstsein ihres ursprungs [1]. Das gefühl des syntaktischen verhältnisses kam abhanden, die bedeutung haftete nicht mehr an den einzelnen wörtern, sondern an dem ausdruck als ganzem; man nahm anstoss an den nicht mehr verstandenen formen *næsts* oder *ens næsta, annars, ens þriðja* und glich sie dem darauf folgenden substantiv an. Infolgedessen fasste man das adjektiv als ersten bestandteil eines zusammengesetzten substantivs und verlieh ihm die endung *a*, wo es sie nicht bereits hatte; der artikel aber, wenn er je vorhanden gewesen war, fiel weg. Daher wäre es denn auch angebracht, die ausdrücke in einem worte zu schreiben [2] oder zwischen die beiden teile einen bindestrich zu setzen, wie es Vigfusson in seinem Dictionary tut (s. 22, erste spalte infra z. 10–8), um anzudeuten, dass das vorliegende grammatikalische verhältnis kein attributives ist. Hier hat also wohl die irrige deutung die heute übliche unangemessene schreibung hervorgerufen.

Das bestreben Finsen-Maurers, die verwandtschaftsbezeichnungen *næsta brœðra, annarra brœðra, þriðja brœðra* aus der bedeutung der sie bildenden zwei wörter herzuleiten, war also verfehlt. Dafür dürfte auch noch die tatsache sprechen, dass diese bezeichnungen, wie sich aus der von uns oben zitierten stelle der Grágás ergibt, sich nicht nur auf nachkommen von brüdern, sondern auch auf nachkommen von schwestern oder von geschwistern beziehen. Das sprachgefühl empfindet nicht den begriff: 'von brüdern im dritten, vierten oder fünften grade abstammende verwandte', sondern bloss den begriff 'verwandte im dritten, vierten und fünften grade'. Dieser begriff beruht zwar auf der zusammensetzung der verwandtschaftsbezeichnung, er deckt sich aber nicht mit der bedeutung ihrer beiden bestandteile, er hat kaum noch etwas damit gemein.

1) Ebenda s. 272: 'Je fester der usus geworden ist, um so weniger ist zum verständnis die unterstützung durch die situation erforderlich'.

2) Fritzner schreibt sie bald in zwei wörtern, bald in einem; so schreibt er *næsta brœðra, annarra brœðra, þriðja brœðra, annarra brœðri* (= ein männlicher nachkomme im vierten grade), dagegen *næstabrœðri, næstabrœðra* (= ein männlicher, resp. weiblicher nachkomme im dritten grade), *þriðjabrœðra*, verwandte im fünften grade, *þriðjabrœðri*, ein männlicher nachkomme im fünften grade. Diese verschiedenheit der schreibweise ist nicht gerechtfertigt, da in allen diesen compositis das verhältnis des ersten wortes zum zweiten dasselbe ist. Aus dem pluralindeklinabile *næsta brœðra* usw. musste sich mit der zeit notwendigerweise ein wort mit singularbedeutung ergeben.

GENT. A. BLEY.

DAS 'VADO MORI'.

(Zu s. 261 ff.)

Wilhelm Fehse hat in seinem jüngsten aufsatz über das totentanzproblem die entwicklungsgeschichte der texte in wohl überzeugender weise dargelegt und den lateinischen totentanztext als den ältesten uns erhaltenen charakterisiert. Mit recht bringt er mit ihm ein lateinisches gedicht des 13. jahrhunderts in zusammenhang, das den vertretern der einzelnen menschlichen stände je ein distichon in den mund legt, das mit '*vado mori*' beginnt und schliesst[1] und den gedanken des todes je nach dem stande des betreffenden menschen variiert. Hier ist bereits in früher zeit die differenzierung der stände in verbindung mit dem todesgedanken vollständig ausgebildet, die den einen wesentlichen faktor der totentänze bildet. Es ist deshalb völlig unzutreffend und überflüssig, gerade hierbei die legende der drei lebenden und der drei toten als ausgangspunkt für die totentänze nutzbar machen zu wollen. Ich habe diese, zuletzt von Künstle geäusserte ansicht kürzlich[2] kritisch widerlegt und hoffe, die ausführliche begründung demnächst in meinem buche über die legende geben zu können.

Die tatsache, dass das 'Vado mori' in den einzelnen strophen monologische gefühlsäusserungen enthält, verbindet es mit dem lateinischen urtext und lässt es, wie Fehse richtig ausgeführt hat, als eine vorstufe zu diesem erscheinen. Seine grosse bedeutung für die entwicklungsgeschichte der totentänze rechtfertigt eine ausführliche betrachtung.

Die mir bekannt gewordenen versionen des 'Vado mori' lassen sich in fünf gruppen einteilen, die ich mit den handschriften hier anführe.

I. Sechs einleitende verse (inc. *Dum mortem cogito, crescit mihi causa doloris*) gehen meist dem eigentlichen gedicht voraus.

1) Diese art des strophenbaus (versus ophitae oder paracterici), nach der im distichon die anfangsworte des hexameters am schluss des pentameters wiederholt sind, ist auch in anderen beispielen bekannt. Ich weise hin auf das '*Mundus abit*' (Meyer, Documents et manuscrits, I, p. 169), '*Flere volo*' (Analecta hymnica, XLI, p. 165), und '*Dulcis amica veni*' (Mones Anzeiger VII, 586).

2) Literarische rundschau 1910, s. 344 8. — Die differenzierung nach ständen begegnet uns bereits im 11. und 12. jahrhundert, z. b. in dem '*Besant le Dieu*' des Guillaume le clerc und vornehmlich in Hélinands '*Vers sur la mort*' schon in verbindung mit dem gedanken der vergänglichkeit.

Hss.:

1. Oxford. Bodleian library. Cod. Rawlinson, C 485, f. 117[b]. 13. jahrhundert. *Versus de mortis triumpho.*
2. Erfurt. Fol. nr. 50, f. 99. 14. jahrhundert. *Confessio Goliae;* abgedruckt in Studi medievali II, 559 und Zeitschr. 42, 277.
3. London. Bibl. reg. 8 B, VI, f. 30. 13. jahrhundert.
4. London. Lansd. 397, f. 9. 13. jahrhundert. (3 und 4 nach Douce, Holbeins Dance of Death, 1882, p. 24.)
5. Arras. Bibl. de la ville 829 (anc. 525). 14. jahrhundert.
6. London. Add. 18347, f. 119.
7. London. Add. 24660, f. 134[v].
8. London. Roy. 5 E XXI, f. 126[v].
9. London. Roy. 7 E VII, f. 177. (*Roger of Waltham, Poema morale.*)

II. Eine erweiterte fassung (ohne einleitung), die mehrere strophen mit I gemein hat, kommt vom 14. jahrhundert ab vor. Diese fassung folgt unten nach der handschrift in der Mazarine bibliothek. Mâle (L'art religieux à la fin du moyen âge 1909, p. 390) hat einige strophen mitgeteilt. Diese version kehrt dann wieder in der '*Chorea ab eximio macabro*' des Peter Desrey (als anhang des '*Speculum omnium statuum* des Rodericus Zamorensis, gedruckt Hanau 1613, ediert von Melchior Goldast)[1].

Hss.:

1. Paris. Bibl. Mazarine 980, f. 83. 13.–14. jahrhundert.
2. München. Cod. lat. 5015, f. 4. 15. jahrhundert (f. 3[v] steht als verfasser *Helinandus monachus Frigidi montis*).
3. München. Clm. 20015. Anf. 16. jahrhunderts. (*Hos versus composuit Dominus Helinandus, qui fuit multum egregius in omnibus dictis suis*). Cfr. Analecta hymnica XXXIII, p. 285–6.
4. Rostock. Univ.-bibl. IV, C. IV, 14, f. 34[v]. 15. jahrhundert. 54 disticha. Als verfasser dieses '*Carmen de morte*' wird in 12 das gedicht begleitenden hexametern der Benediktiner *Petrus von Rosenheim* bezeichnet, der sie 1424 im kloster Melk verfasst habe. Vgl. Serapeum XXI, p. 170 ff.
5. München. Cod. lat. 7747, f. 68. 15. jahrhundert. Wie in 4 wird *Petrus von Rosenheim* als verfasser genannt. Vgl. Catal. cod. bibl. Monac. III, 3, p. 195.

1) Fehse nennt versehentlich Goldast als autor.

6. Paris. Bibl. Mazarine 3896, f. 237. 15. jahrhundert (*Peter Desrey*).

Ferner erscheint das 'Vado mori' bei *Bonuicinus de Ripa* (De morte carmen horrendum, z. 61 ff.) in einem druck: Venedig 1507. Vgl. Roman. forschungen III, 292.

III. Eine selbständige fassung ist abgedruckt in Dreves' Analecta hymnica medii aevi XLVI, p. 351–2 nach der handschrift:
Darmstadt. Cod. 1988. 14. jahrhundert.

IV. Eine weitere originelle ausgestaltung enthält:
London. Roy. 8 B VI. 16. jahrhundert.
Jedes distichon des 'Vado mori' ist gefolgt von einem gleichgebauten, beginnend 'Vive deo'. (Freundliche mitteilung des herrn J. A. Herbert-London, British museum.)

V. Die französische bearbeitung, die den zusammenhang mit dem lateinischen gedicht in dem stereotyp wiederkehrenden: *Je vois morir* zu anfang und ende jeder strophe zeigt. Auch sie ist bereits in handschriften des 14. jahrhunderts nachweisbar.

Hss.:

1. London. Brit. mus. add. 29 986, f. 147 r. 60 strophen; möglicherweise eine übersetzung nach einem lateinischen original (*de latin translaté en françoi*). Vgl. Zfromph. 1, 548.
2. Paris. Bibl. nat. ms. fr. 916, f. 170.
3. Paris. Bibl. nat. ms. fr. 957, f. 123.
4. Paris. Bibl. nat. ms. fr. 1555, f. 221 noch dem ende des 14. jahrhunderts angehörend. Die bezeichnung Fehses ist die alte der hs. 4.
5. Cambridge. Magdal. college. Coll. Pepys. 1938, f. Vgl. Romania XXIV, f. 418.
6. Paris. Bibl. nat., früher St. Vict. 886, f. 222. Vgl. Le Roux de Lincy, Le livre de proverbes français, 2e éd., 1859, II, 553.
7. Brüssel. Bibl. roy. 9556. Vgl. Gröbers Grundriss, s. 865.

Diese fassung ist publiziert von Méon, Vers sur la mort, 2e éd., 1835, p. 73 ff. Eine nachbildung aus dem 14. jahrhundert existiert in dem von Naetebus, Die nicht lyrischen strophenformen des altfranzösischen, 1893, s. 142 erwähnten gedicht: Inc. *Li fil Adam, avant venes.*

VI. Die vollständigste und jüngste bearbeitung des 'Vado mori' hat Anton Steinhauer gegeben in seinem büchlein *Vado mori*

sive via omnis carnis morte duce mortalibus in Processione Mortuorum monstrata. Strassburg 1731 und Cöln 1745.

Die einleitung 'de doctrina mortis' nimmt ebenfalls einen alten gedanken auf mit dem distichon:

Disce mori, quicunque legis mea carmina lector! Quisquis es auditor! tu quoque disce mori!

Dann folgt die 'Processio mortuorum', in der die einzelnen stände zu gruppen geordnet auftreten, so z. b. die hierarchia secularis und religiosa, die academia, vom pedell und rektor geführt, denen die einzelnen fakultäten folgen; der 'status militaris, status civilis'. Dann erscheinen boni et mali, mobiles (darunter postmeister und postillon), aetates, religiones. Den beschluss macht ein *dialogus finalis inter mortem et poetam.*

Die bearbeitungen des '*Vado mori*' müssen eine sehr grosse verbreitung gehabt haben, und es werden sicherlich noch zahlreiche handschriften derselben namhaft gemacht, wenn man ihnen erst die gebührende aufmerksamkeit schenkt. Hinweisen möchte ich noch auf eins, was ebenfalls für die popularität der strophen spricht. An verschiedenen stellen konnten wir einzelne verse aus den bearbeitungen des *Vado mori* benutzt finden. So in den '*Las horas de nuestra senora con muchos otros oficios y oraciones*' (Paris 1495) bei den lateinischen unterschriften, worauf schon Fehse aufmerksam machte. In einer handschrift des 15. jahrhunderts (Heidelberg, Pal. germ. 37, f. 104[a]) begegne ich in randglossen den versen:

Mors seruat legem tollit cum paupere regem.
Nam regis et pauperis lex est moriendi communis.

Und ähnlich in einem gedicht des 13. jahrhunderts (Paris, Mazarine 1007, f. 412[v])[1]:

Mors fera, mors nequam, que nunquam parcit et equam
Dans cunctis legem miscet cum paupere regem
Omnes crede mori, mors nulli parcit honori
Omnes majores mors occupat atque minores
Equa falce secat, humilem majoribus equat[2].

1) Die gleichen verse finde ich weiter bei Bongiovanni da Carvriana (Novati, Attraverso il medio evo, 1905, p. 25), im Florilegium Gottingense (Rom. forsch. III, 292) und in einer Pariser handschrift des 13. jahrh. (Bibl. nat. ms. lat. 15952 f., 107; Hauréau, Notices et extraits, V, p. 34).

2) Das gedicht ist ferner zu vergleichen mit einem in einer sammlung lateinischer schulpoesie enthaltenen des 12. jahrhunderts. Vgl. Wattenbach, Sitzungsberichte der Berliner akad. 1895, s. 143.

Die gleichen verse übernimmt Peter Desrey, dessen *Chorea ab eximio macabro* nicht eine blosse übersetzung der französischen *Danse macabre* ist, wie Seelmann meint, sondern – wie wir sehen – sehr viel von den volkstümlichen gedichten kompiliert hat. Es heisst bei ihm:

Est commune mori: mors nulli parcit honori
Mors fera, mors nequam, mors nulli parcit et aequam
Cunctis dat legem, tollit cum paupere Regem.

Zu dem abdruck des gedichtes der Mazarine bemerke ich:

Die hs. 980, f. 83ᵛ wird von dem Catal. génér. in das ende des 13. jahrhunderts versetzt, von Mâle (a. a. o.) in den anfang des 14. – Der abdruck erfolgt in vergleichung zu Desreys text, auf den sich die in [ ] gesetzten angaben beziehen. Die disticha 9, 12, 14, 16 stimmen mit denen des I. typus überein. Nr. 9, 10 und 13 sind von Desrey nicht übernommen.

1. Vado mori: mors certa quidem nil cercius illa
Hora fit incerta, vel mora. vado mori. [Papa II.]
2. Vado mori: quid amem, quod finem spondet amarum?
Cuius inanis amor? non amo. vado mori. [Imperator III.]
3. Vado mori: sors es quia[1] non hoc impedit illud.
Quo mecumque ferat sors data. vado mori. [Cardinalis IV.]
4. Vado mori: uideat quo currat quisque superstes.
Cursor habet mecum dicere. vado mori. [Legatus a latere VI.]
5. Vado mori: presens transactis equiperando.
Si non transiui, transeo. vado mori. [Rex V.]
84ʳ 6. Vado mori: uiuens[2] sentencia dura, beato
Grata; mori sequitur uiuere. Vado mori. [Dux VII.]
7. Vado mori, cinis in cinerem tandem rediturus
Ordine, quo cepi, desino vado mori. [Patriarcha VIII.]
8. Vado mori, sectans alios sectandus et ipse:
ultimus aut primus non ero; vado mori. [Connestabilis IX.]
9. Vado mori, rex sum, quid honor, quid gloria mundi?
Est via mors hominis regia. vado mori.
10. Vado mori papa; nam mors papare diu me
Non sinit aut cogit claudere. vado mori.
11. Vado mori presul baculum, sandalia, mitram
Nolens siue volens desino[3]; vado mori. [Archiepiscopus X.]
12. Vado mori miles, belli certamine uictor,
mortem non didici vincere. vado mori. [Miles XI.]

1) Desrey: v. m., mortem non hoc, non . . .
2) „ misero.
3) „ desero.

13. Vado mori, pugiles doctus superare duello.
Sed mortem nequeo vincere. vado mori.
14. Vado mori medicus, medicamine non redimendus,
Quidquid agat medici pocio. vado mori. [Medicus XX.]
15. Vado mori, magnus mundi moriturus amori [1],
Hunc spernens possum dicere, vado mori. [Mercator XIX.]
16. Vado mori logicus; aliis concludere novi.
Conclusit breuiter mors michi: vado mori. [Professor XXVI.]
17. Vado mori iuvenis, quia nil habet [2] ipsa iuventus
De nece protegere nequeo, vado mori. [Infans XXXVII.]
18. Vado mori senior, iam finis temporis instat.
Jamque patet mortis ianua, vado mori. [Carthusiensis XXII.]
19. Vado mori diues aurum uel copia rerum
nullum respectum dant michi vado mori. [Usurarius XXV.]
20. Vado mori iudex; quia iam plures reprehendi,
iudicium mortis horreo, vado mori. [Iudex sive praeses XV.]
84 v 21. Vado mori pauper; nil mecum defero, mundo
Contempto nudus [3] transeo, vado mori. [Rusticus XXXI.]
22. Vado mori, non me retinet uiciosa voluptas
Nec luxus auget uiuere; vado mori. [Amans XXI.]
23. Vado mori, genitus de sanguine nobiliori:
Nec genus inducias dat michi, vado mori. [Scutifer XIII.]
24. Vado mori pulcher uisu: mors ipsa decori
Vel forme nescit parcere, vado mori. [Cliens XXXIII.]
25. Vado mori sapiens: sed que [4] sapiencia nouit
Mortis cautelas fallere? vado mori. [Philosophus XVI.]
26. Vado mori stultus, mors stulto uel sapienti
Non iungit pacis federa; vado mori. [Stultus XLI.]
27. Vado mori uarijs epulis uinoque repletus,
Hijs utens cogor [5] dicere uado mori. [Advocatus XXVIII.]
28. Vado mori, sperans per longum uiuere tempus
Forte dies est hec ultima. vado mori. [Civis XVII.]
29. Vado mori gaudens; non gaudeo tempore longo
mundi dimittens [6] gaudia. vado mori. [Musicus XXIX.]
30. Vado mori, sed nescio quo, sed nescio quando,
Me quo [7] cumque loco uertero. vado mori. [Minorita XXXVI.]
31. Vado mori: cernens, quod mors cunctis dominatur,
Tensa uidens mortis recia. vado mori. [Parochus XXX.]
32. Vado mori, non me tenet ornatus, neque uestis
Linea, nec mollis culcitra. vado mori. [Canonicus XVIII.]

1) Desrey: amator.
2) „ valet.
3) „ mundus.
4) „ quid.
5) „ restat.
6) „ mitto.
7) „ quo me.

33. Vado mori; miserere mei rex inclite Christe,
Omnia dimittens debita. vado mori. [Clericus XXXVIII.]
34. Vado mori sperans uitam sine fine manentem.
Spernens presentem: sic bene vado mori.
Vado mori miserere mei rex inclyte Christe. [Heremita XXXIX.]
Amen.

HEIDELBERG. WILLY F. STORCK.

HANS SACHSENS DRAMA 'DER MARSCHALK MIT SEINEM SOHN' UND SEINE QUELLEN.

Zu den beachtenswertesten unter den grösseren dramen des Hans Sachs, wenigstens in stofflicher hinsicht, gehört die 'Comedia mit 12 personen zu spilen', welche unter dem titel erschien **'Von dem marschalk mit seinem sohn'.** Das am 4. juni 1556 gedichtete stück stand im 10. spruchbuch, bl. 236–252 'und hat fünff actus' (Keller-Goetze, bd. XIII, s. 52–83). Während H. Sachs sonst seine dramenstoffe gerne auch als spruchgedichte oder meistergesänge behandelte, hat er den stoff, die fabel des vorliegenden dramas, nicht weiter verwertet. Eine angabe, woher er die erzählung genommen, wie er sie bisweilen seinen 'ehrnholdt' machen lässt, findet sich nicht in unserem stücke. Die quelle des lustspiels ist bis in die neueste zeit, meines wissens, nicht nachgewiesen worden. Über den stoff haben der reihe nach Mussafia, Reinhold Köhler und Johannes Bolte gehandelt, ohne indes über die vorlage unseres meisters eine mutmassung zu äussern.

Ich selbst habe früher die deutsche übersetzung des Chevalier de La Tour Landry (gedr. 1493) zusammen mit der darausgezogenen nacherzählung bei Agricola (*Sprichwörter* nr. 201) für die vorlagen des meistersängers angesehen. Das, was mich in dieser vermutung bestärkte, war, dass Hans Sachs die beiden bücher längst kannte, als er sein lustspiel schrieb: Agricolas *Sprichwörter* sicher schon 1544, wenn nicht 1539, und den *Ritter von Thurn* spätestens 1551. Rätselhaft waren mir dabei freilich die sehr beträchtlichen abweichungen des Hans Sachs von diesen quellen. Die namen Pamphilus für Cato oder 'Cathonet', Vespasianus für den kaiser und Titus für seinen sohn blieben mir unerklärlich, und auch sonst konnte ich zweifel gegen meine vermutung nicht los werden. Die meistergesänge des H. Folz,

welche August L. Meyer im vorigen jahre veröffentlichte, und die mir soeben unter die hände kamen, zeigten mir, wie begründet meine zweifel waren, und führten mich auf die richtige quelle.

Hans Sachs hatte ein meisterlied des Hans Folz zur vorlage, das unter der aufschrift 'Hannen krath Hans Foltzen barbires' 18 strophen oder 288 verse umfasst (Meyer, s. 172–179).

'Zu Rame', also erzählt H. Folz, sass ein mächtiger kaiser, 'Pamphilus war sein name', in dessen diensten ein marschalk stand. Als dieser letztere – wie er hiess, wird nicht gesagt – zum sterben kam, 'tat er' seinem sohne 'drew gebote': das erste, dass er um das leben eines zum tode verurteilten nicht bitten sollte; das andere, 'das er kein merern (grösseren) lud zu hauss durch ichte'; das dritte, dass er seinem weibe kein geheimnis anvertraue. Der vater starb, und sein sohn ward sein nachfolger. Kurz darauf wird ein 'ubelteter' zum tod verurteilt. Erbarmungsvoll 'löst er in von den stricken' und schenkt ihm das leben. 'Unnd verachtet alda seines vaters lere.' Ebensowenig kehrt er sich an seines vaters zweites gebot. Er sprach: 'thu ichs verachten, Wem mag es ungeschlachten?' 'Er lud den keiser unnd sein herschafft gare.' Aber die reichen 'schecz unnd cleinet', die er beim mahle zur schau stellt, reizen die habgier des monarchen; er befiehlt seinen trabanten, sie fortzuschleppen, indem er sprach: 'es zimpt keim diner sulcher schaeze'. Um auch das dritte gebot des vaters zu brechen, wandte er sich dem sohne des kaisers zu – sein name bleibt uns ebenfalls unbekannt –, darauf bedacht, 'Wie er sein hercz mit stricken Der lib enzunt und mit begir'. Er meldet ihm die grüsse einer schönen, und der leicht zu entflammende jüngling verliebt sich knall und fall in sie. Nun erbietet sich der marschalk, ihm 'ein sunders gaden' einzuräumen, wo er mit der 'schonen' 'auf ein menet' verborgen bleiben könne. Der vorschlag wird von dem verliebten prinzen angenommen, und der marschalk

> Ein offne dirn, mit aller schon beladen,
> Hiess er sich zir und paden.
> Die furt er yn sein gaden,
> Det ir mit reicher cleidung steur.

Und 'des keiser sun', 'In daucht das weib von hoher arte', 'Pei ir was im die weil geheur'. 'Lass wir die zwey sich yn der lieb verrichten!' sagt Folz im tone eines modernen erzählers und wendet sich dem marschalk zu. Dieser hatte indessen ein kalb mit seinem degen erstochen und im stall vergraben. 'Des Marschalks Weib das plut

ersahe' und schrie laut auf. Er gesteht ihr ein, dass leib und leben für ihn auf dem spiele stehen, und bittet sie, zu schweigen.

> Doch wolstu mir dein trew und eid verflichten,
> Das du in den geschichten
> Mich melden wolst mit nichten,
> Ich offenbart dir dise dat.

Als sie ihm leib und leben zu pfand setzte, dass sie über die sache schweigen wolle, erzählt er ihr, dass er, von des kaisers sohn mit worten schwer gestraft, im zorn ihm das leben genommen habe. Aufs neue schwört sie ihm, dass sie das geheimnis treu bewahren wolle. 'Das hilt', sagt der schalkhafte dichter, 'die fraw mit ganczer stete Vil noch ein stunde', bis eine gespielin zu ihr kam, länger konnte sie 'ir di dat nit fur do halten', und sie machte sie, ihr schweigen auferlegend, zur mitwisserin, mit dem erfolg, es

> . . . verpot ye ein der andernn harte,
> Piss sein die stat vol warte
> Die red zum keiser karte
> Wie den sein sun erstochenn wer.

Der marschalk wird eingezogen und zum tode verurteilt. Allein es fand sich in ganz Rom niemand, 'der yn gert zu doten', bis zuletzt der 'dip' kam, 'den er erpiten det', welcher ihn 'Umb ringes gut' zu töten versprach. Nun sah der marschalk, wie begründet seines vaters lehren waren. Er verfluchte den dieb und hielt ihm vor, dass er allein ihn 'toten' wollte, er, dem er das leben gerettet habe. Doch der schurke erwiderte frech:

> 'Wer det dichs noten?
> Sich hat gemeret
> Doch sider allenthalben mein unheile.'

Jetzt schickte der marschalk zum kaiser und liess ihm melden, dass sein sohn lebe. Unter dem jubel des volkes zum monarchen zurückgebracht, erzählte er ihm 'die Sache gare' und wie die 'pot seins vaters trew und stet' waren. Grosse freude des kaisers, der sofort seinen sohn holen lässt, den marschalk freispricht und 'sein cleynet drate Im wider antwurt schnelle gar'. Über das schicksal des ,ubelteters' schweigt Folz. Die letzten drei strophen seines meisterliedes, anfangend von vers 233-288, verwendete er zu einer langen moral, worin er die drei lehren des alten marschalks breitschlägt.

Wo fand Hans Folz die merkwürdige geschichte? Im augenblick kann ich es nicht mit sicherheit sagen, ich kann nur vermutungen aussprechen. Es wäre der zeit nach möglich, dass seine vorlage das

bereits 1493 in deutscher übersetzung durch den druck verbreitete buch des Chevalier de La Tour Landry, 'Der ritter von Thurn', wäre; aber die verschiedenheiten zwischen den beiden versionen sind so bedeutend und so charakteristisch, dass ich es bei der sonstigen arbeitsweise des Nürnberger dichters für ausgeschlossen halte, dass er ihn direkt benützte. Eher liesse sich annehmen, dass er die fragliche erzählung im Ritter von Thurn mündlich vernommen habe und, wie es in diesem falle oft zu gehen pflegt, in entstellter bzw. abweichender form. Indes scheint mir das nicht recht wahrscheinlich zu sein. Die abweichungen sind so eigenartig, dass man eher an eine andere überlieferung als an eine nachlässige oder freie benützung denken muss. Es wird vielleicht in Deutschland schon früh eine vom Ritter von Thurn abweichende fassung der erzählung zirkuliert haben, die mit der des Chevalier de la Tour auf eine gemeinschaftliche quelle, auf ein altes fableau, zurückgehen mochte.

Um die verschiedenheit der Folzschen erzählung von der des Ritters von Thurn zu veranschaulichen, und um gleichzeitig zu zeigen, dass Hans Sachs letztere nicht zur vorlage hatte, will ich kurz ihren inhalt andeuten.

Der weise Cato erteilt auf dem totenbette seinem sohne Cathonnet drei weise lehren: 1. von seinem 'obern herren kein ampt' anzunehmen; 2. 'keinen der den todt verdienet hatt abzukaufen oder ledig zu machen'; 3. 'seine hußfrow wohl zu versuchen, bevor er ihr seine heymlicheiten eroffnete ob sy die verschwigen möchte'. Cathonnet übernimmt die erziehung des sohnes des kaisers und übertritt so des vaters erstes gebot. Er trifft in den strassen Roms einen 'ubelteter', und von einem manne dazu aufgefordert, 'thet er in von dem gericht entledigen vnd ließ in louffen'. Nachts fiel ihm ein, 'wie er zwey stuck der lere syns vaters hette gebrochen. Vndt redt mit im selb, wie er das drit ouch versuchen wolle.' Wie seine frau erwacht, teilt er ihr mit, dass er des kaisers sohn, der ihm 'vil bösser, misfeliger worten gab', 'nachdem er wol getruncken hatt', 'zu todt geschlagen, das hertz vß im genommen, das zu einer guten speyssen zu richten lassen vnd das dem keiser vnd der keyßerin zu essen geschickt hab'. Er bittet sie das niemand 'zu offnen'. Die frau verspricht's. 'Als es aber tag wart, schickt sy nach einer junckfrowen in der statt, die ir gespiel was.' Sie will zwar eher sterben, als ihr etwas sagen; als aber die andere versichert, dass sie sich eher 'beyde ougen vssstechen lassen' wolle, als etwas weiter zu sagen, so vertraut sie ihr das geheimnis an. 'Darab sich die jungfrow grässlich segnet vnd sprach sy wolt es wol verschwigen.' Sofort jedoch lief sie an des kaisers hof und erzählte alles der kaiserin. 'Diese fieng so kleglichen an zu schryen vnd zu weinen das ein erbermde was zu hören'. Das vernimmt der monarch, und als er die ursache davon aus dem munde seiner gemahlin erfährt, gebot er, 'das man Cathonnet hencken solt vil höher dann all ander übelthäter'. Cathonnet wird sofort verhaftet, veranlasst aber die häscher, ihn unter dem vorwand, dass es zu spät sei, ins gefängnis zu legen und am 'morn ein verbant gericht zu halten vor

allem volck'. Er beruft sofort einen seiner 'edeln' und schickt ihn fort, um den prinzen, der an einem dritten orte weilte, zu holen. Der mann entledigt sich seines auftrags noch in der nacht, und der kaisersohn bricht sofort mit ihm auf. Am frühen morgen bat Cathonnet 'syner fründe einen die hencker zu behalten byss zu tertz zyt | das thett er'. Als es nun 'umb prim zytt ward da wart er zu dem galgen gefurt', beweint von aller welt, denn 'der selb was vss der massen lieb gehapt zu Rom dann er gar wisse demütig vnd züchtig was.' Da 'wart man nach den henckern fragen | aber sy waren all verborgen'. Nun trat 'der den Cathonnet vom todt entlediget hat, herfür' und erbot sich zum amte. Entrüstung des volkes. Cathonnet sagte zu ihm bloss: 'Du gedenckest gar wenig der vergangnen zyt'. 'Mit denen reden sahent sy einen grossen stoub von pferden vnd hortent einen mit luter stymm schryen: Halta | halta, nit tödten den frommen man'. Der 'knab' entledigte sogleich seinen 'meister' und führte ihn zum kaiser. Scham und reue des monarchen und seiner gattin, die sich 'gegen im' entschuldigten. Grosse freude über die wiederkehr des sohnes. Cathonnet erzählte nunmehr die ganze geschichte von seines vaters weisen lehren und legte sein amt als erzieher des prinzen nieder, um 'füro' den geboten seines vaters zu leben. Er blieb aber 'meister des ratz zu Rom'. Betrachtungen des ritters von Thurn über die notwendigkeit der verschwiegenheit beschliessen die erzählung.

Wie man sieht, bestehen eine anzahl grösserer und kleinerer verschiedenheiten zwischen den beiden versionen. Vor allem sind die namen der personen nicht die gleichen. Der kaiser, ohne namen beim Ritter von Thurn, heisst bei Folz Pamphilus; der sterbende vater, Cato beim Ritter von Thurn, wird hier als marschalk schlechtweg bezeichnet, desgleichen der junge Cato (Cathonnet) als der junge marschalk. Die übrigen personen sind in beiden erzählungen namenlos. Eine gewisse verschiedenheit herrscht auch in den charakteren. Während Cathonnet stets 'wyse, demutig und züchtig' bleibt, ist der junge marschalk so verworfen, dass er den jungen kaisersohn sittlich verdirbt und ihn einer dirne ausliefert. Auch der kaiser ist unsympathisch bei Folz durch seine habsucht. Die kaiserin fehlt bei Folz ganz. Auch in den drei lehren des sterbenden vaters herrscht nicht übereinstimmung. Sie sind einmal verschieden in der anordnung: 1 bei Folz = 2 beim Ritter von Thurn. Dann ist die zweite lehre bei Folz eine ganz andere als die entsprechende erste im Ritter von Thurn. Bei letzterem empfiehlt der vater seinem sohn, von einem oberen herrn kein amt anzunehmen, bei Folz dagegen, keinen höheren zu tisch zu laden. Die dritte lehre, obwohl bei beiden im ganzen dieselbe, ist doch etwas verschieden bei jedem formuliert. Bei Folz heisst es, er solle der frau nichts mitteilen, was er wollte verschwiegen haben; beim Ritter von Thurn wird er aufgefordert, sein weib erst zu versuchen, ob er ihr ein geheimnis verraten dürfe. Grundverschieden ist, wie der junge mann seiner frau die nachricht vom tode des kaiser-

lichen prinzen meldet: bei Folz ersticht er ein kalb, begräbt es, kommt scheinbar aufgeregt zur frau und zeigt ihr den blutigen degen. Beim Ritter von Thurn erzählt er die vermeinte tat nachts plötzlich, als die frau erwacht. Das kannibalische herausreissen und verspeisen des herzens ist nur im Ritter von Thurn zu finden, wie wiederum das erstechen des kalbes usw. nur bei Folz. Die umstände bei der verhaftung und verurteilung des jungen mannes und sein gang zur richtstätte bieten ebenfalls abweichungen; kurz, die verschiedenheiten sind so zahlreich und zum teil so erheblich in beiden versionen, dass meine bereits oben ausgesprochene vermutung, Folz habe eine andere vorlage als den Ritter von Thurn gehabt, nicht unbegründet erscheinen dürfte.

Für Hans Sachs konnte noch eine dritte version in betracht kommen: die schon erwähnte des Johannes Agricola von 1529. Obwohl diese, nach eigenem geständnis des schreibers, aus dem Ritter von Thurn geschöpft ist, so weicht sie doch in mehreren punkten davon ab, sowohl im stil wie in nebenumständen. Zunächst erfolgen die drei lehren darin in etwas anderer reihenfolge. Die gebote lauten: 'Für das erste | Solt du dich in keines herren dienst begeben | der dein zu leib vnd gut mechtig ist; Zum andern | Wenn du ein weib vberkumpst | dem soltu nichts heimlichs vertrawen | du habst denn zuuor erfaren dass sie schweigen konnde . . . Zum dritten solt du keinen dieb vom galgen | odder einen andern vbelthetter vom tode bitten.' Am hofe des kaisers ist der junge Cato, gleich Cathonnet, erst erzieher 'des keysers süne | Er helt sich aber also wol | daß man yhn hoher setzet vnd braucht yhn in die rädte . . . vnd macht yhn zu letzt zum viceroy vnd stathalter des keysers'. In dieser eigenschaft, wie er eines tags prunkvoll durch die strassen Roms reitet, trifft er in enger gasse 'einen diep, den man solt hencken'. Dieser ruft seine gnade an. 'Dem Catoni thet die ehre vnd der pracht wol | lest sich bereden vnd machet den dieb loss.' Auff eyn zeit fellet yhm ein also nicht nachts im bett, wie beim Ritter von Thurn , dass er seines 'vatters letzten befelch nun zwey mal vberfaren' habe. Nun will er 'die dritte lehre versuchen': 'Vnnd kumpt auff eyn zeit eylends heym geritten mit iemmerlichen geberden.' Seine frau erreicht erst mit viel weinen und bitten, dass er sein geheimnis offenbart. Er erzählt ihr, 'er habe auff eynem schloß . . . mit des keysers sunen gespielet vnd auffstutzig worden habe also des keysers son den eltern erstochen'. Vom herausschneiden und auftischen des herzens ist hier keine rede. Es folgt der auftritt mit der 'gespielen', nach der sie, wie im Ritter von Thurn, schickt. Dann verfährt der erzähler

sehr kurz. Cato ward 'gegriffen vnnd mit yhm zum galgen zu geeylet. Es hat sich aber niemandt vnterstehen wollen | den Cato zu hencken'. Da 'springet der herfur den Cato vom galgen erlöset hette | wolt den Cato hencken. Aber in mitteler zeyt wuste Cato das des keysers sune kommen wurden in die stadt, wie den auch geschach'. Und da 'ward Catho ledig'.

So weit Joh. Agricola. Der freie stil und mehrere abweichungen von der quelle legen die vermutung nahe, dass er nicht den Ritter von Thurn bei der niederschrift vor sich hatte, sondern aus dem gedächtnis nacherzählte. Die geschichte hat auf diese weise nur gewonnen.

Meine aufgabe ist es nun, zu zeigen, dass Hans Sachs das meisterlied des Hans Folz und nicht die beiden anderen versionen zur vorlage für seine 'Comedia' hatte.

Als der Nürnberger meistersinger 1556 an die dramatische bearbeitung des Folzschen schwanks gieng, stand er auf der höhe seines schaffens. Er beherrschte durch übersetzungen einen sehr beträchtlichen teil des antiken schrifttums, er war – wieder durch übersetzungen – mit humanistischen und italienischen dichtern vertraut und ausserdem belesen, wie wenige in der zeitgenössischen deutschen dichtung, in chroniken, geschichts- und reisewerken usw. Die zahl seiner eigenen dichtungen betrug damals bereits tausende; darunter waren hunderte von trefflichen schwänken und fabeln, und eine stattliche reihe von fastnachtspielen (74), komödien und tragödien aus seiner feder waren erfolgreich über die bretter gegangen. *Der marschalk mit seinem sohn* war also nicht das werk eines neulings. Welche gestalt hat die alte fabel in diesem stücke unter den händen des meistersingers angenommen?

Heben wir mit den personen an. Es treten bei Hans Sachs auf:

1. Heroldt.
2. Keyser Vespasianus.
3. Thitus, sein sun.
4. Sophus, der alt marschalck.
5. Pamphilus, der jung marschalck.
6. Floria, sein gmahel.
7. Philippus, des keysers raht.
8. Sabella, sein gmahel.
9. Marus, } 2 trabanten.
10. Phedrus, } 2 trabanten.
11. Diboldt, der dieb.
12. Der hencker.

Der meister verwendete also genau so viele personen, als unbedingt für seine handlung nötig waren. Neu hinzugekommen ist nur 'des keysers raht' Philippus, der zum gatten 'der gespielin' (Floria) gemacht wurde, was nur zu billigen war, da er hierdurch den übrigen personen besser angefügt wurde. Was die namen der personen anbelangt, so sind sie alle bis auf einen erst von Hans Sachs in die fabel eingeführt worden, und diesen einen namen, Pamphilus, den der dichter dem Hans Folz entlehnte, gab er nicht, wie seine quelle, dem kaiser, sondern dem jungen marschalk. Der grund ist sehr einfach: Hans Sachs, wohl vertraut mit der römischen geschichte, wusste ganz genau, dass es keinen kaiser Pamphilus gegeben hatte. Er suchte sich daher in der langen reihe der Cäsaren den ersten heraus, der den sohn zum nachfolger hatte, welch letzterer daher dem namen nach bekannt war, und so waren die beiden namen Vespasianus und Titus für unser stück gegeben. Die übrigen namen entlehnte Hans Sachs seiner lektüre; Sophus ist vielleicht, was man bei Sachs öfters findet, durch eine teilung: Philo-Sophus gewonnen worden. Seltsam nimmt sich unter den lateinischen namen der einzige deutsche, Diebolt, aus, offenbar aus der neigung entstanden, im namen Dieb-olt gleich den verbrecher zu kennzeichnen.

Wenden wir uns zum drama selber, so bietet uns der prolog, d. h. die rede des 'Ehrnhold' (Herold) in der kurzen inhaltsangabe, die sie von der fabel bringt, die drei lehren getreu, auch in der reihenfolge, nach Folz; er nähert sich dabei im ausdruck seiner vorlage; man vgl.

H. Sachs.	Folz.
Die erst	Das erst: wer zu dem dote
Das er für keinen bitten sollt	Mit recht verurteilt wurd . . .
Verurteilt, den man hencken wolt.	Um des lebenn solt er nit pitten.

Das eigentliche stück beginnt folgendermassen. 'Sophus der alt marschalck geht ein mit seinem son', setzt sich und spricht:

Nun hör zu, lieber sone fein,
Es nahet sehr dem ende mein,
Die doctor der artzney gegründt
Haben mir mein leben abkündt.
Deshalb hab ich vor meinem endt
Schon verfertigt mein testament . . .
Nach meim todt wirstu auch zu letzt
Marschalck wern an meiner stat,
Wie mir das zugesaget hat
Der keyser . . . .
. . . .

So verlass ich dir gut und ehr
Wil geben dir dazu drey lehr usw.

Darauf sagt 'Pamphilus, der son' nur:

Herr vatter, zeig an die lere dein.
So wil ich dir gehorsam sein,
Dieweil und ich das leben han.

Nun folgen die lehren in derselben ordnung wie im prolog und bei Folz. Nach jeder lehre spricht Pamphilus zwei überflüssige verse, die offenbar nur den zweck haben, einen dialog herzustellen, so z. B.

Ich folg dir als ich billich sol,
Herr vatter erzel auch die drit.

Nachdem Sophus seine drei lehren angebracht hat, bittet er den sohn, ihn zu bett zu führen, da er 'abkrefftig' sei. Der sohn 'fürt ihn ab', indem er für die lehren dankt und sie zu halten verspricht.

Für die abhängigkeit des Hans Sachs von Folz im ausdruck seien die nachfolgenden verse angeführt.

H. Sachs.	Folz.
Das du . . . dein heimlikeit . . .	Das er mit nichte
Gar mit nichte solest vertrawen	Sein weib der sach berichte
Zu eröffnen deiner ehefrawen.	Die er in stil noch hete gar.

Gleich erscheint der kaiser 'mit seim hoffgsind' setzt sich und spricht:

Mein Pamphile, dein vatter ist todt . . .
Der selb uns wol gedienet hat.
Vor seinem endt er uns erbat
Dich marschalck an sein stadt zu machen.

Er nimmt ihn daher zum marschalck, und 'Pamphilus globt dem keyser':

Aller großmechtigster keyser,
Des römischen reichs sighaffter reiser,
Ich wil mit hertzen, wort und tat
Der keyserlichen mayestadt
Mit aller-hochsten trew in allen
Dienen . . . .

Hierauf erinnert Philippus, 'der raht', den 'keyser' daran, dass es zeit sei, das mandat zu siegeln, das 'von wegen der schatzung' ausgesandt werden solle. 'Sie gehen alle auss'.

Die bemerkung des Philippus 'von wegen der schatzung' scheint dem bibelkundigen Sachs durch ev. Lukas II, 1 eingegeben worden zu sein.

Dibolt erscheint nun und hält einen monolog, worin er uns seine ganze schlechtigkeit enthüllt und zuletzt den entschluss kundgibt, sich durch stehlen zu ernähren. Pamphilus und der kaisersohn Titus werden sichtbar. Er will 'schawen', ob er 'ir einem müg raumen die daschen'!

Titus gratuliert dem Pamphilus. Dieser dankt und versichert dem prinzen,

der mit ihm 'von jugendt auff kindtweiss' erzogen worden ist, seiner treue. Nun schleicht sich Dibolt an Titus heran, nimmt ihm eine kette ab und entläuft. Der beraubte schreit: 'Dibio, dibio'; die trabanten Marus und Phedrus erscheinen, 'fallen' den dieb 'an' und führen ihn mit boshaften reden ab. 'Titus geht auch mit ab'; nur Pamphilus bleibt zu einem kurzen monolog zurück. Es tut ihm leid, dass der dieb, 'ein schön gerade person', 'sol hangen'. Er will den kaiser bitten, ihn zu begnadigen. Zwar hat ja sein 'vatter' ihn gelehrt, um keinen dieb zu bitten, aber was soll es schaden, vielleicht möcht aus dem dieb 'werden ein biderman'. Hiermit schliesst der I. akt.

Alle diese szenen sind erfindung des Hans Sachs; nur zu den spöttischen reden der beiden trabanten zog er eine von ihm auch sonst ausgiebig benützte quelle heran, den *Esopus* des B. Waldis. Hier eine probe. Der trabant Phedrus ruft dem dieb spöttisch zu:

Schaw, weil du mausest also gern
Wirst abt bein dürren brüdern wern
Den segen geben mit den füsen.

B. Waldis in der 43. fabel des IV. buches seines *Esopus*, die Hans Sachs bereits am 21. oktober 1552, also fast vier jahre vor unserer Comedia, in einem meisterlied nachgeahmt (Goetze, Schwänke, nr. 819), sagt:

Wer . . . nicht kan . . .
Von böser gwonheit abelassen
Den muß man in ein kloster globen
Zun dorren brüdern hoch dort oben.

In der 32[b]. fabel des IV. buches des *Esopus*, welche Sachs gleichfalls, und zwar am 24. november 1552, zu einem meisterlied (Goetze, nr. 829) verarbeitet hatte, lesen wir:

Der bischof must am galgen büssen
Da gab ern segen mit den füssen.

Im II. akt wird der dieb vom henker gebracht. Dann erscheint Pamphilus und verkündet ihm, dass er beim kaiser ihm 'das leben erworben habe'. Er ermahnt ihn, sich zu bessern und eine beschäftigung anzunehmen. Der dieb fällt auf die knie und dankt ihm überschwenglich. Mit diesem letzteren zug schliesst sich H. Sachs an Folz an, welcher ausdrücklich sagt: 'Der cam danckt im vil sere'. Wenn aber Diboldt bemerkt: 'Schafft und gebiet mir wie eim knecht'! und der junge marschalck ihn gleich als reitknecht dingt und mitnimmt, so ist das ein geschickter einfall unseres meisters, um den dieb seiner vorlage noch besser in die handlung zu verknüpfen. Sie gehen beide ab. Gleich heisst es wieder: 'Floria geht ein mit irem gmahel Pamphile'. Er erzählt ihr von den ihm widerfahrenen ehren, von der gunst, die er am hofe geniesst beim kaiser und bei Titus.

Derhalb, mein gmahel ich beger,
Sie beid zu gast laden einmal.

Sie ist damit einverstanden und zählt auf, was sie alles an vorräten und goldenen und silbernen geräten zu einer 'solch gastung' haben. Pamphilus erinnert sich aber mit einemmal

> . . . mein vatter verbot sehr vast,
> Das ich kein laden solt zu gast,
> Der noch mechtiger wer, dann ich.

Floria glaubt jedoch, dass eine einladung nichts schaden könne. Habe es doch auch nichts geschadet, dass er seines vaters erstes gebot gebrochen,

> Da du erbatest von dem todt
> Dibolt, unseren trewen knecht.

Sie erwartet vielmehr vorteil daraus,

> du wirst
> Ir beiden lieb, gunst und gnad mern.

Pamphilus' bedenken schwinden; er entfernt sich, um den kaiser einzuladen, und fordert Floria auf, dass sie alles 'auff das bast und köstlichst' zurichte. Sie verspricht es und 'geht ab'.

Es ist nicht zu leugnen, dass die gründe, welche Floria für die 'gastung' anführt, von H. Sachs gut ersonnen sind. In solchen kleinen zügen zeigt er immer ein richtiges verständnis.

Pamphilos, allein bleibend, will nicht nur den kaiser, sondern auch 'neben ihm' den adel und des 'keysers rath' einladen.

Die ganze szene ist die sehr frei gehaltene ausführung der folgenden Folzischen verse:

> Dem andern pot gund er auch noch zu drachten
> Unnd sprach: thu ichs verachten,
> Wem mag es ungeschlachten?
> Ein groß wirtschafft er do zu richt.
> Er lud den keiser unnd sein herschaft gare.

Den II. akt beschliesst Dibolt mit einem monolog. Er klagt über die viele ungewohnte arbeit, die er zu verrichten hat. Er will sich nun schadlos halten an den 'guten bisslen', die er 'erzwacken' kann, und will sagen, 'sam habs ein katz getan', und wo er eine flasche mit wein erwischen kann, da will er sein 'schnabel hencken drein'. Plötzlich hört er 'hertrummen': 'Der keyser kumbt mit groser zal.' Er entfernt sich, denn er 'muss gehn zu helfen auff dem sal'.

Dieser geschickte monolog ist erfindung des H. Sachs.

Den III. akt eröffnen die trabanten Marus und Phedrus mit einer schilderung des in jeder beziehung prunkhaften 'panket'. Sie haben beide desgleichen noch nie gesehen 'in keinem künigreich'. Plötzlich verstummen sie; der kaiser erscheint. Ihn hat der neid erfasst über des marschalcks reichtum. Er befiehlt den beiden trabanten, 'all güldene pocal' im saale zu nehmen und ins 'palatium' zu tragen. Er meint

> Solch köstlichkeit nit haben solt
> Ein ambtman, der nur ist ein knecht.

Für diese beiden szenen waren die nachstehenden verse des H. Folz vorbild

> Do trug der marschalck dare
> Al schecz unnd cleynet zu gesicht.

Do nun die wirtschafft nam ein ende
Der keiser reiche
Die cleynet nemen ließ behende
Alle geleiche
Unnd sprach: es zimpt keim diner sulcher schacze.

Floria kommt dann mit ihrem manne und klagt, dass die trabanten

All gulden schewren und pocal
Und ander gulden gfes zumal

fortschleppen. Pamphilus 'fürcht es geschah auss neid unnd haß'. Das soll ihm fortan 'ein witzung sein'. Er befiehlt ihr, das silbergeschirr zu verwahren. Allein bleibend gesteht er, dass seines vaters lehre recht habe.

Nun wil ich ye versuchen mehr
Und sein driette lehr auch b r e c h e n
Sehen wer doch das selb wöll r e c h e n.

In diesen versen herrscht übereinstimmung mit Folz, welcher sagt:

. . . Auff das er auch das drit gepote
Seins vaters p r e c h e
Und solt er dorumb leiden note
Ob er sich r e c h e.

Pamphilus verkündet uns,

Ich wil was sagen meiner frawen
Ir das verbieten, und wil schawen,
Ob sie das selb verschweigen thu.

Diese intrigue inszeniert er genau wie Folz. Titus 'kumbt' und drückt dem freunde sein bedauern aus wegen des gehabten schadens. Den Pamphilus 'ficht es eben nichsen an'. Er schreitet zur ausführung seines plans und verkündet dem hohen freunde, dass 'ein weib vom adel hochgeborn In lieb gen' ihn 'entzündet worn'. Auf die frage 'des keysers sun', 'Wer ist dann diese edle fraw'? reimt der marschalck: 'Des graffen tochter von A n d a l a w'. Diesen namen hat wohl das bedürfnis nach einem reim auf 'fraw' veranlasst. H. Sachs fand ihn vielleicht bei J. Agricola (*Sprichw.* 245). Er bedachte nicht, dass ein 'Graff von Andalaw' im munde eines Römers zur zeit kaiser Vespasians ein böser anachronismus ist. Doch derartiges bietet Sachs ja oft. Der 'Marschalck' entwirft eine begeisterte schilderung von 'der zartn' und fügt hinzu:

Die hat dich gesehen mit sieg
Reißen aus dem jüdischen krieg.

Als Titus fragt:

Wie kündt es haben fug und stadt,
Da ich denn kummen möchte s c h i e r
Das ich möcht heimlich gehn zu ir?

so antwortet Pamphilus, er habe der 'zartn' ein 'hauß bestandn', worin sie ihn heimlich empfangen wolle und wo er bleiben könne, 'als lang euch baiden gfelt'.

Auch zu diesen ausführungen gab Folz die anregung. Dieser sagt z. b.:

> Teglich gund er den marschalck an zu fechten,
> Wie sie ein sin gedechten
> Und schir zu wegen prechten,
> Die zart die im do det gewalt.

Den hinweis auf den 'jüdischen krieg' schöpfte H. Sachs aus Seb. Francks *Chronik oder Zeytbuch* (1531) oder vielleicht aus Hedios Übersetzung des Josephus Flavius (1531) oder des Hegesipp (1532).

H. Sachs fährt fort: 'Sie gehen baid ab. Pamphilus kumbt, redt mit im selb':

> Ich hab der sach ein anfang gemacht
> Und mit list den Titum bracht
> Zu einr gmainen metzen hinab,
> Die ich schon auff-gemutzet hab
> Mit schöm gwandt, kettn und ringen,
> Sie unterricht mit allen dingen,
> Wie züchtig sie sich haltn soll
> Sam sey sie, hoch geadelt wol.
> Bey ir bleibt er auffs wengst drey tag,
> Dieweil mein sach ich enden mag . . .
> Ich wil gehn und ein kelblein schlachten
> Und meiner frawen zeigen an
> Sam hab ich einen mort gethan.
> Lass schawen ob sies verschweigen wert.

H. Sachs folgte hierin Folz sachlich genau, indes frei im ausdruck; nur ein vers führt direkt auf diesen zurück (oben durch sperrdruck hervorgehoben). Folz sagt:

> Der marschalck der wart dichten
> Wie er sein sach mit fleiss vollent.

Nach einer kurzen szene, die ich übergehe, kommt Pamphilus, 'tregt das blutige kalb im sack' und gesteht seinem weibe ohne weiteres, dass er den kaisersohn erstochen habe. Auf ihre frage: 'Ach warumb hast du das gethan?' erzählt er ihr, dass jener ihn mit schmachworten angetastet und ihn ins angesicht geschlagen habe usw. Er fordert Floria auf, ihm zu helfen, den leichnam im keller zu begraben, und bittet sie, die sache zu verschweigen. Sie gibt ihm das versprechen, und 'sie gehen baide auss.'

In dieser szene hält sich H. Sachs weniger an Folz, dessen meisterlied gerade hier recht dramatisch ist. Es zeigt sich hier, wie so oft in anderen stücken von ihm, dass ihm die fähigkeit abgeht, dramatisch bewegte szenen, leidenschaftliche, rührende oder pathetische auftritte wiederzugeben. Bei Folz heisst es z. b.

> Des marschalks weib das plut ersache
> Vill laut sie schreie usw.

Der marschalck lässt sie erst schwören, ehe er ihr etwas anvertraut, und sie bricht in wehklagen aus, als sie das schreckliche geständnis vernommen hat. Nichts von allem dem bei Sachs. Die sache spielt sich so ruhig und trocken ab, als ob sie den gleichgiltigsten handel beträfe.

Nur in ein paar versen und reimen verrät der nachahmer seine quelle; man vergleiche:

Sachs	Folz
O lass die sach bleiben bey dir	Es gilt mir leib und leben
Es wais es sunst niemandt dann wir	. . . die sach leit neur an dire
Es kostet warlich sunst mein leben	Es weiss es nymandt dan wire.

Als sich beide entfernt, kommt Dibolt und klagt, dass 'das haus wenig fressens, vil lauffens geit'. Floria, die dazukommt und ihn nach den neuigkeiten am hofe frägt, erfährt, dass 'der keyser in grimmen zorn sein son liess suchen uberal'. Sie gibt Dibolt den auftrag, den tisch zu decken und allein bleibend, setzt sie sich und äussert ihre furcht, 'das mordt kumb an den tag'. Sie kann den 'jamer nit ertragen'; sie will die sache ihrer freundin, die 'verschwigen trew und frumb' ist, mitteilen und bei ihr 'trost und rath' suchen. Doch diese kommt eben selbst.

Für diese szene fand Sachs wenig bei Folz. Ebensowenig ist die folgende, wo in rede und gegenrede Floria der 'Sabella, ein gmahel Philippi', unter dem siegel der verschwiegenheit alles erzählt und dann mit ihr fortgeht, um zu hören, was man unterm volk über die sache redet, dem Folz entlehnt. H. Sachs, der sich so recht in die situation versetzen kann, verfährt hier selbständig.

Den IV. akt eröffnet Philippus. Er ruft seine frau und erzählt ihr vom verschwinden des kaisersohnes Sabella verschwätzt sich und teilt dann ihrem manne unter der bedingung, 'kein wort zu sagen darvan', die geschichte mit. Philippus hält es für seine pflicht, den kaiser zu benachrichtigen, denn 'des keysers aid' gilt ihm viel mehr als sein versprechen. Nun will Sabella wenigstens 'Pamphilum warnen than das er geb die flucht'. Der gefährdete befindet sich indes ruhig in seinem hause und versichert seiner frau, es sei noch alles still, als plötzlich die trabanten kommen, ihn verhaften und auf seine frage warum? antworten: 'das wiss wir nicht'.

Gleich erscheint der kaiser mit Philippus und einem herold und spricht dem vermeinten mörder sein urteil: tod am galgen. Als motiv der tat mutmasst er: 'vielleicht das ich sein gulden credentz im nam'. Ein nicht übler zug des Sachs. Sofort wird der marschalck gebracht; der kaiser fährt ihn an, und Pamphilus verteidigt sich recht zweideutig. Der kaiser befiehlt, den mörderischen 'bösswicht' 'in ein tieffen thurm' zu legen, bis sich ein 'nachrichter' finde, und gibt dem herold den auftrag, in der stadt zu verkünden, dass, wer 'den schentling marschalck wöl hencken', der solle 100 dukaten erhalten. Philippus, dem der monarch seinen schmerz über den verlust des trefflichen sohnes klagt, tröstet ihn mit der bemerkung, er könne nicht recht an den tod des jungen herrn glauben; er schlägt vor, in den tempel Jovis zu gehen, 'der als zum besten wenden kon'.

Dibolt beschliesst, wie den II., so den IV. akt mit einem monolog. Er hat die verkündigung des herolds gehört, und es gelüstet ihn, die 100 dukaten zu verdienen. Es halte 'doch niemandt nichts' von ihm, weil er zum galgen verurteilt gewesen. Art lasse nicht von art. 'Wo nit so hart mein herr im zaumb mich reiten thet, lengst ich wider zu-griffen het'. Er lohne ihm schlecht, 'gleich wie der teuffel

seinem knecht'. Aber, fährt er zu seiner rechtfertigung fort, er habe ihn oft 'angeschnarrt', ihn oft 'hönisch' angesprochen, und dafür wolle er sich 'mit fueg an ihm rechen'.

Der ganze akt ist erfindung des H. Sachs und meines erachtens nicht der schlechteste teil des stückes. Zu kleinen guten zügen bekundet der meister entschiedenes talent.

Die sprichwörtliche redensart 'Er lohnt ihm wie der teufel seinem knecht' erläuterte Sachs bereits am 31. mai 1539 in einem schwankhaften meisterlied 'Der teufel mit dem spieler'.

Mit dem V. akt verfällt H. Sachs wieder in die nachahmung des H. Folz. Wenn der dichter gleich anfangs den kaiser anwesend sein lässt, während Folz und der Ritter von Thurn ihn fernhalten und den verurteilten später zu ihm verbringen lassen, so geschah das aus einem berechtigten grund: im interesse der ökonomie des stückes. Der kaiser beginnt den akt, indem er den trabanten befiehlt, den marschalck zu bringen, 'den unendtlichen laster-balck'. Während die trabanten sich entfernen, befragt der kaiser den herold, wen er 'zu einem nachrichter erweld' habe. Der herold berichtet, dass 'das ambt wolt niemandt nemen an'. Man thet sich des marschalcks erbarmen; er habe zuletzt kaum einen mann gefunden, 'der sich des ambts hat gnummen an'. Gerade jetzt erscheint der marschalck, und der kaiser befiehlt dem nachrichter, 'den schedlich mörderischen man' anzugreifen und zu henken. Da Diboldt, der henker, hinzutritt, erkennt ihn Pamphilus und ruft:

> Dein böse art, die sey verflucht. . . .
> Weil iederman verschonet mein,
> So wiltu selber hencker sein,
> Das ich wert von deinr handt gethödt?

Und Dibolt erwidert frech:

> Sag wer hat dich darzu genöht etc.?

Das alles ist, auch im wortlaut, getreu nach Folz:

> Er sprach: verflucht sey ewiglich dein stame . . .
> So iderman mich ledig let
> Unnd du allein denn gerest toten
> Der dich erneret.
> Der posswicht sprach: wer det dichs noten?

Pamphilus erzählt nun den anwesenden von den drei lehren seines vaters und erklärt dem kaiser, sein sohn lebe. Zugleich gibt er an, wo er zu finden sei. Er gesteht, dass die lehren seines vaters alle begründet seien; er wolle sie künftighin beobachten. Titus, von den beiden trabanten geholt, tritt auf, wird vom kaiser umarmt, und nach seinem verbleib gefragt, bemerkt er: 'Ich hab die höchsten freud eingenummen'. Jetzt drückt das gewissen den marschall: dem kaiser zu füssen fallend, bittet er:

> Wölt mir die that verargen nit,
> Die ich im besten hab gethan;
> Wan es sol ie ein junger man
> Erforschen und erfaren vil.

Der kaiser pflichtet dieser sehr bedenklichen moral bei und übergibt den sohn seiner 'freundtschafft und hut, das er auch nachtracht der weissheit', bestätigt den marschall für immer in seiner würde und heisst die trabanten 'den trewlosen dieb an galgen hangen'. Dem Pamphilus will er aber 'die credentz' wieder zustellen lassen, welche er ihm abgenommen hat. Dann sollen alle in den tempel Jovis gehen,

Der alle ding weiss und erkenndt,
Unser trawrigkeit hat gewent
Zu einem gutseligen endt.

Zu dieser letzten szene hat Folz wenig anregung geboten. H. Sachs ging hier, sehr zum nachteil der moral, seine eigenen wege. Bei Folz fragt der kaiser den sohn nicht, wo er gewesen, und der marschall hat daher keinen anlass, seine sehr verwerflichen, am prinzen ausgeübten verführungskünste zu verteidigen. Bei Sachs ist die verteidigung fast noch schlimmer als die tat selber. Übereinstimmung herrscht bei ihm jedoch mit Folz in der rückgabe der 'cleineth'.

Der epilog oder die schlussrede des Ehrnholdts, die gewöhnlich die moral des stückes verkündet, ist eine wiederholung der drei lehren — wir hören sie damit zum vierten mal —, wozu wahrscheinlich die von Folz seiner erzählung angehängte moral den anstoss gab; denn auch bei diesem werden nochmals die drei lehren breitgeschlagen. Obwohl der jüngere dichter sich bemühte, im ausdruck von seinem vorgänger unabhängig zu sein, so ertappen wir ihn doch auf ein paar wörtlichen benützungen; man vergleiche:

Sachs.	Folz.
Wo ist entwicht haut unde haar Da wirt kein guter peltz nit auss.	. . . wo haut und hor ist gancz vernichte, Do wirt der pelcz entwichte.
Derhalb die frawen tragen l e i d e r Ein kurtzen muth und lange k l e i d e r.	Wann weib haut kurczen mut und lange c l e i d e r Unnd ist ein deutung l e y d e r usw.

Fasse ich alles vorangegangene kurz zusammen, so glaube ich erwiesen zu haben, dass Hans Sachs für seine Comedia das meisterlied des Hans Folz zur vorlage hatte. Dieser version, und nicht der des Ritters von Thurn und des Joh. Agricola, folgte er in der fabel und im aufbau der handlung, wobei er allerdings auch oft seine eigenen wege gieng. Mehrere male nähert er sich ihr auch im ausdruck. Daneben verwertete er auch sonst kleinigkeiten aus dem schatze seiner belesenheit.

Welche gründe veranlassten ihn aber, der version des Folz vor dem Ritter von Thurn und dem Agricola, die er seit jahren kannte und bereits mehrfach benutzt hatte, den vorzug zu geben? Hierüber lassen sich nur vermutungen aussprechen. Vielleicht billigte er nicht die erste lehre der beiden, von einem höheren kein amt anzunehmen. Sachs sah in der übernahme eines amtes, das man zum nutzen des

gemeinwesens ausfüllte, nichts unvernünftiges und unrechtes. Sicher missfiel ihm auch die grässliche behandlung, welche der junge Cato dem kaisersohne angeblich zuteil werden liess. Dann war er ein zu guter kenner der römischen geschichte, um nicht zu wissen, dass das, was von Cato in beiden versionen erzählt wird, weder auf den älteren noch auf den jüngeren träger des namens passte. Vielleicht reizte es ihn endlich, den stoff gerade so zu verarbeiten, wie ihn der alte Nürnberger meister, der von ihm verehrte Hans Folz, geformt oder überliefert hatte.

Nebenbei könnte ja H. Sachs auch die beiden anderen versionen benutzt haben, doch lässt sich dies nicht mit völliger sicherheit entscheiden. Im allgemeinen entspricht es ja durchaus den gepflogenheiten des meisters, für seine dichtungen, zumal für die längeren, aus mehreren quellen zu schöpfen und, falls verschiedene versionen einer und derselben fabel vorlagen, alle zu benutzen und zu kontaminieren; aber er konnte auch einmal eine ausnahme gemacht haben. Und so kann ich nur mit vorbehalt ein paar stellen namhaft machen, in denen der meistersänger dem Joh. Agricola oder dem Ritter von Thurn gefolgt zu sein scheint.

Im II. akte, als Dibolt zur richtstätte geschleppt wird, ruft er aus:

> Herr gott, wil sich denn niemandt mein
> Als eines verurtheilten armen
> Durch eine trewe fürbit erbarmen?

Dieser zug findet sich weder bei Folz noch im Ritter von Thurn; aber bei Agricola heisst es:

> 'der dieb ruffet zu yhm vmb gnade' usw.

Im III. akte, als Floria von der heimlichen bergung des vermeintlich getöteten kaisersohnes zurückkommt, heisst es bei Sachs:

> Floria setzt sich, spricht:
> Erst bin mit hohem leid ich bsessen . . .
> Ich kan mein jamer nit ertragen,
> Ich wils gehn meiner freundin klagen.

Diese kommt aber selbst und spricht:

> Mein Floria, was gebricht dir,
> Das du sitzt also sehre betrübet.
> . . . .
> Dein hertzenleid hilff ich dir tragen

Bei Agricola lesen wir:

Die fraw erschrickt der rede vbel | setzt sich auff einen winckel vnd tregt leyde vnd weinet sehr vnd schicket nach yhrer gespielen . . . vnd . . . dise . . . spricht: Ach sage mir liebe gespiele | was dir angelegen sey | denn ich sihe | es gehet dir etwas zuhertzen.

Etwas dementsprechendes findet sich weder bei Folz noch im Ritter von Thurn.

Ferner sagt Hans Sachs in der schlussrede des Ehrnholds:

Wie manch weib bass schweigen kan
Die heymligkeit
Der aber ist an massen wenig.

Agricola sagt:

Denn obs wol seltzam ist schweygen vnter den weybern
so findet man doch auch weyber die schweygen konden.

Was den Ritter von Thurn anbelangt, so möchte man glauben, dass Sachs sich seiner erinnerte, als er Pamphilus in der schlussszene nochmals dem monarchen gegenüber die drei lehren seines vaters darlegen und die üblen folgen ihrer nichtbeachtung betonen lässt, ein motiv, das bei Folz und Agricola fehlt. Gross ist auf alle fälle die einwirkung von Agricola und Ritter von Thurn nicht, und wir müssen unser drama zu jenen dichtungen des meisters zählen, in denen er von kontaminationen wenig gebrauch machte.

Da der nachweis der quelle der eigentliche zweck dieser untersuchung ist, so will ich mich auf eine ausführliche beurteilung des Hans Sachsschen dramas hier nicht einlassen und nur ein paar bemerkungen anschliessen.

Obwohl 'Der marschalk mit seinem sohn' noch zu den weniger misslungenen unter den grösseren dramen des dichters zu zählen ist, so enthält er doch alle die schwächen und mängel, welche an seinen komödien und tragödien von der kritik gerügt werden. Hans Sachs war für beide gattungen nicht geschaffen. Am besten lagen ihm der derbe bürgerliche schwank und das fastnachtspiel. Überall in unserem stücke, wo sich die situation diesem nähert, ist er erträglich, darüber hinaus versagt seine kunst; alles ist unbeholfen und hölzern und zeigt kaum einen ansatz zur wirklichen dramatischen behandlung. Von einem angemessenen, lebendigen dialog, der sich je nach den personen und der situation abstuft und nuanciert, von einer wirksamen charakteristik der personen, vom verschlingen und lösen der fäden der handlung, von einer verwendung der leidenschaft hatte der biedere

meister kaum eine ahnung. Dazu kommt, dass er sich in dem stück nicht zu der moralischen höhe aufschwingt, die sonst gerade in seinen dramen zu finden ist.

Aber in einzelnen szenen, in kleinen zügen ist der dichter, wie wir oben sahen, oft recht glücklich und zeigt uns, dass er nicht einfach handwerksmässig seine erzählende vorlage auf akte zuschnitt, sondern dass er mit überlegung verfuhr, dass er bemüht war, einen zusammenhang unter den einzelnen teilen der handlung herzustellen und das tun und lassen der personen zu motivieren. Sichtlich tritt bei ihm auch das bestreben hervor, alles überflüssige, seien es nun personen, sei es handlung, seien es reden, zu vermeiden. Wohl sind die meisten personen in seinem drama blosse schemen; aber eine ausnahme bildet Dibolt. Diese spitzbubenfigur hat Sachs nicht ohne geschick gezeichnet und gut in die handlung verwoben: wiederum ein fingerzeig, in welcher richtung die dramatische befähigung des meistersängers zu suchen ist.

MÜNCHEN. ARTHUR LUDWIG STIEFEL.

MISZELLEN.

Noch einmal zur etymologie von *braut*.

S. 132 ff. dieser zeitschrift beanstandet Kauffmann aus sachgeschichtlichen gründen die fassung von *brūd* = 'quae concumbit cum viro', deren berechtigung bereits Beitr. 34, 561 ff. und 35, 306 ff. aus etymologischen gründen bezweifelt wurde. Durch dankenswerte zusammenstellung folkloristischer berichte hebt er sodann a. a. o. hervor, dass die junge frau gewissermassen als adoptivtochter in die familie des ehemanns aufgenommen wurde[1]. Wenn aber besagter forscher mit rücksicht hierauf (s. 137 f.) annehmen möchte, dass *brūd* als suppletives femininum zu *eidam* zu gelten hätte und letzterer name auf die durch einen eidschwur vermittelte aufnahme des verlobten mannes in die sippe der haustochter hindeuten sollte, dass mit andern worten für die deutung des fem. verwandtschaftsnamens von einer grundbedeutung 'adoptivtochter' auszugehen sei, so dürfte diese folgerung meines erachtens nicht unbedenklich erscheinen. Die beregte deutung von *eidam* liesse sich eben rechtsgeschichtlich gar wenig begründen[2]. Und etymologisch ist *brūd* doch wohl kaum

1) Hervorzuheben sind auch die von K. (s. 130) im anschluss an Sohms rechtsgeschichtliche forschungen betonten termini *gemahelo*, *-a*, *sponsus*, *-a* = 'neuvermählte(r)', eig. 'durch wiederholung der verlobung, die traditio secunda, getraute(r)'.
2) Es wäre der name nach anlass der von K. (s. 137) aus Heinrich v. Freibergs Tristan zitierten stelle als 'durch der sippe der jungfrau geleisteten schwur verpflichteter' zu fassen.

zu trennen von aksl. *bra-kъ* 'ehe': aksl. *a* aus für *ōu* stehendem *ō* (vgl. Brugmanns Grdr.[2] 1, § 223 und IF. 23, 99), dem auf germanischem sprachgebiet der stammlaut entspricht von in ahd. gll. als bezeichnungen für 'nurus, bruta' überlieferten *brōt* und *proatun*, *-on* (prototyp *brō-đi-*; wegen *ō* = *uo* und wegen *oa* aus *ō*, sowie wegen *-un*, *-on* aus *-unī* s. Beitr. 35, 307 f.; für die semantische entwicklung des ursprünglichen verbalabstraktums wäre an 'durch verehelichung [nicht durch geburt] erworbene tochter' zu denken, doch ist mit rücksicht auf das unten über *brūþs* etc. 'nurus' bemerkte auch die möglichkeit nicht zu übersehen von alter [nicht überlieferter] bedeutung 'junge ehefrau'): *brūd*, *brūt*, *brȳd* etc. mit zu *ōu* im ablaut stehendem vokal (vgl. auch den ital. beinamen der Venus, Frūtis oder Frutis). Die Beitr. 32, 30 ff. und 35, 306 anm. nachgewiesene bedeutungen 'braut am hochzeitstage bzw. während der (über mehrere tage) verteilten hochzeitsfeste' und 'junge ehefrau' (vgl. auch die in Zs. f. d. wortf. 1, 240 ff. belegten mgr. βρούτις, βρούτη 'junge frau') lassen sich anstandslos aus ,ehe' herleiten (= 'die sich durch bevorstehende oder vor kurzem erfolgte verehelichung kennzeichnende': vgl. auch zu krimgot. *marzus* 'nuptiae' zu stellendes lit. *martì* 'braut am hochzeitstage' und 'junge frau').

Auf diese semantischen basen aber sind die anderen Beitr. 32, 30 ff. für unser wort hervorgehobenen bedeutungen gar leicht zurückzuführen:

'schwiegertochter' (vgl. got. *brūþs*, sowie aus germ. mundarten entlehnte franz. *brut*, *bru*, rhätoroman. *brit*, *breit*, mlat. *brutis*, *bruta* und beachte Beitr. 35, 309 f.; auch lit. *martì* = 'schwiegertochter') durch verwendung des 'junge frau' bezeichnenden nomens in bezug auf die eltern des jungen gatten (wegen des gegenstückes, *bru* dial. und *nurus* auch für 'junge frau', vgl. Beitr. a. a. o.);

'gattin im allgemeinen' (as. ags. an. mnd. und im älteren ndl.) durch komparative übertragung des wortes auf eine bezüglich des vermähltseins mit einer jungen ehefrau zu vergleichende person;

'illegitime beischläferin' (mnl. mhd.), worüber Beitr. 34, 562 f.;

'weib im allgemeinen' (in aisl. poesie, Beitr. 32, 52) durch analogie des für 'mulier' und 'uxor' geltenden nomens *kona*;

'verlobte' durch (in jüngerem hd. und gelegentlich auch in dän. und ndl. poesie zu beobachtende) komparative übertragung des 'braut während der hochzeitsfeier' bezeichnenden wortes (beide bedeutungen begegnen sich in bezug auf die bevorstehende ehe);

'jungfrau, mädchen' (meng., Mätzner, Sprachpr. 2, 1, 350 f.) durch schmeichelnd-höfliche verwendung des eig. 'junge frau' bezeichnenden ausdrucks.

GRONINGEN. W. VAN HELTEN.

Caspar Stieler als dichter der Geharnschten Venus.

Man hat bekanntlich lange, nach Reifferscheid (Allg. deutsche biogr. 33, 443) seit Joh. Mollers (1661–1725) Cimbria literata (1744), die 'Geharnschte Venus' Jacob Schwieger zugeschrieben, bis endlich A. Köster in seiner untersuchung 'Der dichter der Geharnschten Venus', Marburg 1897, Caspar Stieler die autorschaft überzeugend zuwies. Nach Köster (a. a. o. 113) hat Stieler selbst später seiner liedersammlung mit keiner silbe gedacht. Doch findet sich in einer nach seinem tode erschienenen auflage eines seiner werke eine angabe, durch die Kösters beweisführung, ohne

dass ihm anscheinend dieses zeugnis bekannt gewesen war, auf das glänzendste bestätigt wird. Der 4. auflage von 'Des Spaten, oder Caspar Stielers Teutscher Secretariat-Kunst', Frankfurt a. M. 1726, hat der herausgeber Joachim Friederich Feller, fürstl. sächsischen gesammten gerichts-secretarius zu Weimar, eine 'Nachricht von weiland Herrn Hof-Rath Stielers Leben und Schrifften, wie auch von der jetzigen veränderten Auflage seiner Secretariat-Kunst' vorausgeschickt, die Weimar, den 30. jan. 1726 datiert ist. Darin heisst es:

Seine Schrifften hat man in folgendes Verzeichnüss gebracht.

1. Disputatio de Calido innato.
2. Filidors, des Dörfeners, geharnischte Venus (so er in Brandenburgischen Kriegs-Diensten gemacht, und dessen Inhalt mehrentheils in Liebes-Liedern bestehet) ist zu Hamburg in länglicht Duodez mit beygefügten Melodien gedruckt.

Es fehlt also die angabe des erscheinungsjahres, 1660, und ausserdem ist das anagramm 'Dorfferer = Errforder' (Köster s. 90), vielleicht durch blossen druckfehler oder weil man es nicht verstanden, verunstaltet. Jedesfalls ist es bedeutsam, dass noch 66 jahre nach dem erscheinen der lieder, die nur eine auflage erlebten (Köster s. 6), und 19 jahre nach des dichters tode der wahre autor allgemein bekannt war oder es jedesfalls durch die angabe Fellers wurde. Nur dem umstande, dass alle diese voluminösen kanzleibriefsteller des 17. jahrhunderts (die erste auflage von Stielers Secretariat-Kunst erschien nach Feller Nürnberg 1678, nach Schröder ADB. 36, 202 a. 1673) völlig in vergessenheit geraten sind, ist es zuzuschreiben, dass noch der neudruck der Geharnschten Venus (Braune nr. 74–75, 1888) Jacob Schwieger auf dem titel führt und Kösters untersuchung nicht überflüssig war. Denn Edw. Schröder führt zwar in den literaturangaben zu Stieler (ADB. 36, 203) Fellers vorbericht an, ohne jedoch die Geharnschte Venus zu erwähnen, obwohl sie schon von Reifferscheid (a. a. o.) Schwieger mit bestimmtheit abgesprochen war. Hätte Schröder den vorbericht beachtet, so wäre wohl schon durch ihn vier jahre vor Köster die von Reifferscheid aufgeworfene frage gelöst oder doch auf die richtige spur gebracht worden, da immerhin Fellers angabe an sich nicht beweiskräftig gewesen wäre.

KIEL. W. EIERMANN.

LITERATUR.

Die lehnwörter des altwestnordischen. Von **Frank Fischer.** [Palaestra. Untersuchungen und texte aus der deutschen und englischen philologie, herausgegeben von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt. LXXXV.] Berlin, Mayer u. Müller, 1909. VIII, 234 s. 6,50 m.

Der verfasser betrachtet in seiner fleissigen arbeit die lehnwörter des altwestnordischen unter zwei gesichtswinkeln: im ersten, als Berliner dissertation auch gesondert erschienenen teile nach ihrer herkunft aus dem irischen, englischen, niederdeutschen, slawischen, lateinischen, romanischen, mit einem ersten kapitel über vorgeschichtliche lehnwörter und einem anhang über solche unbekannter herkunft

und über die gelehrten lehnwörter in den aufzählungen von *heiti* in der Snorra Edda. Dabei sind diejenigen aus dem lateinischen in drei getrennten kapiteln vorgeführt, je nachdem sie über das englische oder das niederdeutsche oder unmittelbar aus dem mittellateinischen übernommen sind.

Im zweiten teile werden die lehnwörter noch einmal vorgenommen und nach ihrer verteilung in literaturwerken und -gattungen betrachtet.

Es ist ein gegenstand, der wohl der untersuchung wert war, denn einmal können wir nach ihrem vorkommen in datierten denkmälern nun auch die zeit der aufnahme für manche lehnwörtergruppen feststellen, und umgekehrt können auch die lehnwörter wichtige hinweise geben für die zeitliche festlegung bisher nicht datierbarer werke.

Ein einleitendes kapitel behandelt die vorgeschichtlichen lehnwörter oder vielmehr die vermeintlich vorgeschichtlichen lehnwörter. Denn Fischer verweist einzelne davon, z. b. *tiald*, wohl mit recht unter die heimischen wörter. Ob er hierin nicht noch weiter hätte gehen dürfen? So will mir z. b. gar nicht einleuchten, dass der pflug, altn. *plógr*, unter die 'kulturwörter unbekannter herkunft' gehören soll. Wenn auch Plinius von dem keltischen räderpflug *ploum* spricht, so ist damit meines erachtens noch gar nicht bewiesen, dass nun die Kelten den wendepflug auch erfunden haben, und nicht vielleicht die Germanen. Ich glaube, gerade je weiter im norden und in minder fruchtbarem lande ein volk gewohnt hat, um so eher musste es darauf bedacht sein, ein werkzeug zu erfinden, das den kärgeren boden tiefer aufschürfte, als mit dem kümmerlichen hakenpflug, altn. *arþr*, möglich war. Fischer begeht nämlich auch den allgemeinen irrtum, auf den ich schon an anderer stelle hingewiesen habe, den altn. *arþr* als pflug überhaupt anzusehen. Es bezeichnet dieses wort aber bloss den hakenpflug, der noch lange nach erfindung des mit moldbrett versehenen wendepflugs diesem als ein vorpflug, ein blosser sechpflug, vorangieng (in einzelnen gegenden noch jetzt vorangeht), bis schliesslich im modernen pflug beide vereinigt wurden[1].

Wie fast in allen sprachen, so können wir auch im awestn. gelegentlich ein und dasselbe lehnwort in verschiedener form finden, je nach den verschiedenen kulturströmen, mit denen es in die sprache gekommen ist. So erscheint z. b. das latein. *abbas* als *ábóti* übers ags. und als *abbáti* übers niederdeutsche eingeführt.

Manchmal kann man auch der wortform nicht ansehen, auf welchem wege die entlehnung stattgefunden hat, so kann z. b. *minta* 'minze' aus lat. *mentha* ebensogut übers ags. wie übers ndd. aufgenommen sein.

Da die herkunft der lehnwörter nach sprachen zugleich auch mittelbar die zugehörigkeit zu bestimmten kulturkreisen widerspiegelt, so war es schon aus diesem grunde durchaus richtig, die lateinischen lehnwörter in die oben angegebenen unterabteilungen zu zerlegen. Allein da erhebt sich die frage: warum ist nicht mit den über das keltische, insbesondere irische, entlehnten lateinischen wörtern ebenso verfahren worden? Wenn beispielsweise s. 51 *sokkr* 'strumpf' < lat. *soccus* oder *stallari* 'marschall' < lat. *stabularius* (ae. *socc* und *steallere*) nicht als altenglische, sondern als englisch-lateinische lehnwörter aufgeführt sind, so sehe ich nicht ein, warum s. 18 *bagall* 'krummstab' < lat. *baculus* oder *bjannak* 'segen' < lat. *benedictio* als irisch zu gelten haben und nicht vielmehr als irisch-lateinisch. Irisch *bachall*

1) Vgl. R. Braungart in H. Thiels Landwirtschaftlichen jahrbüchern, bd. 26, Berlin 1897.

oder *bunnact* sind doch kaum stärkere entstellungen dieser wörter als ae. *steallere* von *stabularius*. Freilich wäre dann das ohnehin sehr schmächtige kapitel der irischen lehnwörter noch mehr zusammengeschrumpft. Dann möchte ich ein grosses fragezeichen hinter Franks satz machen 'Nur wenige irische lehnwörter sind im an. wirklich lebendig.' Ich glaube, eine tiefere aufschürfung des materials, das Alexander Bugge in 'Vesterlandenes indflydelse', besonders s. 255 ff., geliefert hat, hätte doch noch mehr zutage gefördert. Auch eine von Fischer freilich grundsätzlich ausgeschlossene quelle hätte da noch manches erschliessen können: das neuisländische und das færöische, sowie die lebenden norwegischen mundarten. Es ist m. e. gänzlich ausgeschlossen, dass ins isländische irische wörter später aufgenommen worden sind als in der zeit der irisch-isländischen wechselbeziehungen, da die isländischen grossen oft längere zeit auf Irland lebten, und da sie irische knechte und irische geliebte mit nach Island brachten. Ein wort wie *slavak*, im færöischen 'ulva maris viridis' (Indfl. s. 359), im isländischen durcheinander wachsende poa annua und stellaria-arten[1] bedeutend, aus irisch *slabhagan* 'eine essbare tangart', kann doch nur in jener sozusagen zweisprachigen zeit aufgenommen worden sein und ist heute noch lebendig.

Umgekehrt aber hätte das wort *minþak* n. 'eine speise' wohl ausgeschaltet werden sollen. Denn es kommt ja nur an der einen stelle Ldn. I, 6 vor, an der ausdrücklich erzählt ist, dass es irische knechte waren, die mehl und butter zusammenkneteten und in ihrer sprache *minþak* nannten. Dass danach die isländische örtlichkeit *Minþakseyrr* genannt wurde, an die das von ihnen über bord geworfene, schimmlig gewordene *minþak* an land trieb, das beweist hier doch gar nichts für aufnahme des wortes in die isld. sprache.

Dann hätten viel eher solche wörter aufgeführt werden sollen, die wie irisch *goba* 'schmied' als beiname des *Ketill gufa* ins isld. aufgenommen worden sind[2] und in namen wie *Gufuskálar, Gufá, Gufudalr, Gufufiorðr* fortleben.

Da Fischer 'Vesterlandenes indflydelse' selbst benutzt hat, hätte er versuchen sollen, von professor Alexander Bugge das s. 255 erwähnte verzeichnis keltischer lehnwörter zur einsicht zu erhalten, das dessen vater angelegt und Whitley Stokes durchgesehen hat. Ich bin überzeugt, dass dann sein kapitel über irische lehnwörter ganz anders aussehen würde.

Auffällig ist das vollständige fehlen eines kapitels über lehnwörter aus den finnisch-lappischen sprachen. Nur hinter der aufführung der slawischen lehnwörter finden wir auf s. 45 die kurze bemerkung, dass Gudbrand Vigfússon für *uskraki, gálkn, gammi, hreinn* und *ondurr* lappischen ursprung vermutete, ohne dass Frank sich weiter darüber auslässt.

Begreiflich ist aber dieses fehlen aus zwei gründen. Einmal ist ja doch die germanische kultur der finnisch-lappischen weit überlegen, so dass auch die germanischen sprachen die gebenden, jene die nehmenden waren, und dann ist ja auch die awestn. literatur, Franks ausschliessliche quelle, fast durchweg isländisch, entbehrt also seit jahrhunderten vor dem einsetzen der niederschrift der wechselbeziehungen zu den Lappen.

Überhaupt hat ja der verfasser so gut wie gar keine norwegischen, sondern ausschliesslich isländische quellen benutzt. 'Die Biskupasögur, sagt er s. V, blieben

1) Stefán Stefánsson, Flóra Íslands, Kph. 1901, s. 53.
2) [Vgl. jedoch Aarb. 1907 s. 328. H. G.]

mit der üblichen geistlichen literatur, sowie den rechtsbüchern, gelehrten schriften und urkunden fort'. Das ist ein grundfehler. Freilich wollte — und vielleicht sollte — Frank nicht ein unendlich dickes buch liefern. Allein bei dieser beschränkung durfte er seine arbeit nicht mit einem titel bezeichnen, dessen bestimmte artikel den anschein der vollständigkeit erwecken. Gerade die urkunden und rechtsbücher hätten besonders gut erkennen lassen, wie weit lehnwörter schon volkstümlich waren, und wenn Snorra Edda behandelt ist, so sieht man nicht ein, warum andere gelehrte literatur, vor allem der Königsspiegel, ausgeschlossen ist. Bedauerlich ist auch, aber ohne schuld des verfassers, dass er die jetzt eben im 'Samfund' erscheinende Rémundar saga keisarasonar nicht mehr benutzen konnte, die von lehnwörtern der verschiedensten art geradezu wimmelt.

Es ist, rein menschlich betrachtet, recht wohl zu verstehen, dass der verfasser im zweifel ein wort lieber als unter sein thema fallend betrachtet hat als umgekehrt. So hält er z. b. unter den lehnwörtern unbekannter herkunft s. 91 *piltr*, *genta*, *píka*, *stulka* für 'eine gewiss entlehnte gruppe', während ich schwerlich an entlehnung glauben könnte, auch wenn ich nicht dabei bemerkungen läse wie 'nach F. T. heimisch'.

Auch an den unnordischen lautverbindungen in *dynkr*, *hlunka*, *hrunki* brauchen wir uns kaum zu stossen. Sie sind wohl junge bildungen mit lebendigem *k*-suffix — vgl. Hellqvist, Arkiv 7, 142 ff. —, die sich infolge des etymologischen bewusstseins der wirkung des lautgesetzes *nk* > *kk* entziehen. Was insbesondere *sinkr* 'habsüchtig, karg' betrifft, so halte ich es für ein vom subst. *sinka* 'habsucht, eigenliebe' abgeleitetes adjektiv, und das subst. *sinka* dürfte wohl eine abstraktbildung vom possessivum *sín* mittels des *k*-suffixes sein.

Auf keinen fall möchte ich *syll*, *sylla* 'schwelle' als ein englisch-lateinisches lehnwort aus lat. *solea* auffassen, wie Fischer § 29, s. 51 tut. Wir haben es hier ganz einfach mit einer ablautsform zum verbum *swëllan* zu tun. Vgl. Falk-Torp u. d. w. *svill*. Es wäre ja auch unsinnig, dass die Nordleute ausdrücke des fachwerkbaues aus dem lateinischen entlehnen sollten. Übrigens ist ja die ähnlichkeit der 'schwelle' mit einer *solea* nur von unserer heutigen auffassung aus möglich, da uns die schwelle heutzutage als eine fläche, ein brett erscheint. Im alten fachwerkbau aber gieng ja die schwelle durch. Unsere heutige schwelle ist nur ein teil, ist nur der in der türöffnung freigelegte teil der durchgehenden alten schwelle, wie wir sie heute noch gelegentlich in alten räumen finden. Wer nicht das glück hat, vom lande oder aus einer besonders altertümlichen stadt zu stammen, der sollte um so eifriger die junge wissenschaft von den wörtern und sachen betreiben, ohne die gerade lexikalische arbeiten unmöglich sind.

Ebensowenig aber vermag ich — trotz Cederschiöld, Clári saga, s. 30 — mit Fischer s. 233 den ersten bestandteil von *víravirki* 'filigranarbeit' für romanisch zu halten.

Der § 40 behandelt die — gelehrten — lehnwörter der þulur in der Snorra Edda und bildet eine abteilung für sich. Das halte ich für eine unglückliche durchbrechung des einteilungsgrundsatzes. Wenn sich z. b. der verf. unter diesen bei *iarpi* 'tetrao bonasia' an die erklärung Tamms aus slaw. *jarębĭ* anschliesst, so gehörte das wort in das 5. kapitel 'slawische lehnwörter'. Die aufzählung nach dem ort ihres vorkommens hätte in den zweiten teil gehört.

Innerhalb jedes kapitels sind im ersten teile die lehnwörter alphabetisch aufgeführt, gelegentlich auch in zwei alphabeten, so bei den englischen die anerkannten

und die erst von Frank hierhergerechneten getrennt. Eine einrichtung, die sehr praktisch ist.

Im zweiten teile nun werden die vom verf. ausgezogenen literaturgattungen und denkmäler, nämlich Íslendingasǫgur, Konungasǫgur, Fornaldarsǫgur, Riddarasǫgur, eddische dichtung und skaldische dichtung in je einem kapitel und weiter nach denkmälern geordnet durchgenommen und die in ihnen vorkommenden lehnwörter aufgezählt nach der reihenfolge der kapitel des ersten teils, in die sie gehören und deren zahl ihnen fett vorgedruckt ist.

Da ergibt sich nun ein höchst unpraktischer zustand: da die einzelnen seiten keinerlei überschriften, also auch nicht die nummern der kapitel, tragen, so muss man oft länger blättern, bis man die angeführte stelle findet. Wenn es mit dem plane der Palaestra unvereinbar war, zu diesem zwecke die kapitelnummern oben auf die seite zu setzen, so hätte Fischer eben anders verweisen sollen, entweder auf die seiten, wie es im register geschehen ist, oder wenigstens nach paragraphen.

Dieser zweite teil ermöglicht uns einen hübschen überblick über die verschiedenen sprachlichen quellen, die auf die eine und andere literaturgattung besonders befruchtend eingewirkt haben. Aber Fischer bietet noch mehr: er hat sich die mühe nicht verdriessen lassen, den lehnwörterbestand einzelner voneinander abweichender fassungen und handschriften getrennt zur anschauung zu bringen.

Und so stehe ich nicht an, trotz der vorgebrachten ausstellungen die von grossem fleiss und umfassender belesenheit zeugende arbeit für ein recht gutes buch zu erklären, das uns bequeme dienste zu leisten wohl geeignet ist[1].

1) Wer als spezialist auf dem altnordischen gebiete arbeitet, sollte aber wissen, dass worttrennungen wie *lei-kari* (s. 4), *hǫ-fuþ* (s. 5), *fy-rirláta* (s. 135) dem gebrauche nicht entsprechen. Vgl. Wimmer § 8.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

Richard v. Muths Einleitung in das Nibelungenlied. Zweite auflage. Hg. mit des verfassers nachträgen und mit literarischen nachweisen bis zur gegenwart von **J. W. Nagl.** Paderborn, Ferd. Schöningh 1907. X, 501 s. 8 m.

Ob die neue auflage dieses buches ein buchhändlerisches bedürfnis war, wissen wir nicht; ein wissenschaftliches war sie gewiss nicht.

Zweifellos wäre eine einleitung in das Nibelungenlied und den gegenwärtigen stand der Nibelungenforschung ein bedürfnis, und wir wären jedem dankbar, der mit kenntnis und geschmack sie uns böte. Aber diese einleitung mit der jahreszahl 1907 auf dem titel bedeutet einen schlimmen anachronismus.

Auf 'darstellung der herrschenden lehrmeinungen' hatte es der verfasser in seinem buche von 1877 abgesehen, und wirklich gab er eine eingehende und sorgfältige darstellung der ansichten, wie sie die Lachmannsche schule bis dahin ausgebildet und vertreten hatte. Die gegner Lachmanns kamen freilich schon damals zu kurz. Nicht bloss, dass das buch sich giftgeschwollen gegen sie blähte und seine argumente mit beschimpfungen untermischte, es fehlte auch an einlässlicher darstellung des inhalts der abweichenden anschauungen. Dem geschlechte von

heute ist der sinn für die tonart des buches gänzlich verloren gegangen, es hat sich aber vor allem sachlich in allen wichtigen punkten so weit von Lachmanns anschauungen entfernt, dass ein buch nicht mehr als einleitung ins Nibelungenlied gelten kann, das nur sie darstellt. Die neue auflage bietet nun v. Muths werk fast völlig in der alten gestalt. Die vorrede teilt in sätzen, über deren bedenklich missverständliche ausdrucksweise schon von Braune (Lbl. 1907, sp. 323. 1908, sp. 85) gerechte beschwerde geführt wurde, mit, dass der verfasser nur 'die ersten vier jahre nach erscheinen seines werkes' nachträge zu seiner arbeit gesammelt habe, 'da ein früher tod ihn dahinraffte'. In wahrheit ist v. Muth 1902, also 25 jahre nach erscheinen seiner einleitung, gestorben. Wie dem nun sei, die literatur seit 1881 ist für den text völlig unberücksichtigt geblieben. Nagl hat lediglich bibliographische verweise auf die neuere literatur eingeschoben, die nur in verschwindenden fällen einmal auf den inhalt dieser arbeiten aufmerksam machen. Auf diese weise wird ein gewissenhafter leser, ein studierender etwa, der sich aus diesem buche über die gelehrte forschung unterrichten wollte, in die seltsamste lage versetzt: schlägt er die literatur nach, auf die er verwiesen wird, so muss er in sehr vielen fällen entdecken, dass in den angezogenen aufsätzen und büchern ganz anderes, öfter das gerade gegenteil von dem gelehrt wird, was der text verkündet. Der herausgeber ist in seiner zurückhaltung so weit gegangen, dass er z. b. nicht einmal die rein tatsächlichen angaben über die hss. nach der von ihm selbst zitierten literatur hat korrigieren mögen. Durch dieses verfahren musste natürlich ein vollständig unbrauchbares buch entstehen. Da aus Braunes oben schon angezogenen erklärungen auch deutlich wird, dass ein unveränderter neudruck keineswegs im sinne des verstorbenen verfassers liegen konnte, der sich späterhin wesentlich von den anschauungen entfernt hat, die er 1877 vertrat, so ist wirklich nicht einzusehen, wem mit dieser neuen ausgabe genützt werden sollte.

FRANKFURT A. M. FRIEDRICH PANZER.

Otto Runge, Die metamorphosenverdeutschung Albrechts von Halberstadt (Palaestra LXXIII). Berlin, Mayer & Müller 1908. VI, 158 s. 4,50 m.

Runge schreitet lobenswert methodisch so vor, dass er, wie übrigens schon Bartsch in seiner ausgabe, an der hand der erhaltenen verse Albrechts die art der Wickramschen bearbeitung studiert, um dann in den übrigen partien aus Wickram auf das verlorene zu schliessen. Danach verkleistert Wickram die 'kurtzen' verse seiner vorlage, um die gewünschten 8 oder 9 silben herauszubringen, mit allerhand flick- und formwörtern, modernisiert und sieht auch wohl einmal den Ovid selbst ein (s. 13 f.), ohne doch zu etwas einheitlich neuem zu kommen (vgl. s. 24 f. die liste der worte, die bei ihm nur in der metamorphosenbearbeitung, nicht in den übrigen werken zu finden sind).

Einige ergänzungen ergeben sich aus Zfda. 51. 164 ff. Runge geht auf das dort dargelegte verfahren Wickrams, schwer verständliche worte mehrfach zu übersetzen, nicht ein. Ich führe noch an: Alb. A 110 *tumplichen küne* - W. VI. 1012 f. *gentzlich taub und tum, Inn seim gmüt irr inn eyner summ*, A 142 *quale* - VI. 1041 *weh* und 1049 *pein*: um *genenden* A 39 zu vermeiden, ist der folgende vers dreifach übersetzt: VI, 945. 946. 949. Wickram klebt an den reimen: um das wort *vare*

(infinitiv) A 21 beizubehalten, erschafft er VI. 926 ein unerhörtes *der* oder *das far* für 'die fahrt'; A 20 *wart* = wärts erhält er VI. 925 als *wardt* = fiebat; aus dem veralteten plural *rnsinnen* A 90 wird negiertes *sinnen* VI. 989; von dem unverstandenen verse B 9 rettet er doch den reim *stunden* XI. 286 und das gleichfalls unverstandene wort *art* B 98 vervollständigt er XI. 371 zu *fart*: den rührenden reim *se* : *gese* A 137 zerlegt er, mit begriff und klang möglichst nahe bleibend, in *sehr* : *meer* VI. 1028 und *geschehen* : *gesehen* 1034. Zu den aufgegebenen worten gehören noch *kunne* B 143 (> *kummen* XI. 416!) und *vreisam* B 182 (> *scheulich* XI. 450): aufgegebene form ist *horen* ohne umlaut, s. die reime XI. 281 < B 4, 306 < 30, 330 < 56). Entgangen scheint übrigens dem verfasser auch, dass im zweiten fragment Wickram bereits bedeutend freier ist als im ersten.

Für sprache und stil Albrechts stehen uns also doch nur seine eigenen verse zur verfügung, wohl aber wird, bei einiger vorsicht, Wickrams bearbeitung sagen können, wie sich Albrecht inhaltlich zu seiner vorlage, Ovid, stellte (s. 27).

Demgemäss verfährt Runge im zweiten hauptteil, 'Albrechts verhältnis zu Ovid', in dem er nun mit treuem fleisse aus zahlreichen einzelzügen ein bild des dichters zusammenzusetzen sucht.

Ja, wir lesen Albrechts text, und seine unzulänglichkeiten blicken uns an wie unser fleisch und blut aus unseren kindern: er ist uns verständlich und lieb, wir wissen etwa, an welchen punkt der entwicklung er gehört, und sind froh, wenn wir den unhistorisch-ästhetischen wert seiner schlichten rede — es ist ja nur übersetzung — nicht pflichtmässig durch einige minder gebräuchliche epitheta literarisch etikettieren müssen. Aber dann nehmen wir den Ovid her, und wir brauchen nur wenige verse lang diese unerhörte meisterschaft auf uns wirken zu lassen, die jedes wort an die einzig gesollte stelle setzt und mit der leichtesten wendung jede raffinierte nuance darüberhaucht, indes der hexameter durch sein immer feiner ausgeklügeltes kaskadenwerk dahinklingt, als wäre er mit seinem rauschen der natürlichste redestrom. Da sinkt denn das werk unseres armen guten und 'gelehrten' landsmannes zusammen: der glänzende rhetorische schmuck von anaphern und antithesen, von ausrufen, fragen, künstlichen lautmalereien und gewollten epitheten ist dahin, alles ist einfach und eben geworden, und nur die weiterführenden hauptgedanken sind in ungeschicktem fresko, blass und breit, nachgebildet, ohne freude am detail, ohne sonderliches bestreben, das antike ganz wiederzugeben oder ganz einzudeutschen, aber auch unbefangen, ohne prüde möncherei und moralische nutzanwendung und gewiss reinlicher als Ovid gemeint. Nur (wie es bei den übersetzern der zeit zu sein pflegt) wo von der umgebenden natur die rede ist, da stellen mitten in der ungeheuren fremden märchenfülle wald, gras und vögelein sich ein, und mancher zug des ländlichen lebens ist in kleinen zusätzen treffend wiedergegeben. Das alles hat Runge noch über Bartsch und Bolte hinaus umständlich bis ins einzelne dargelegt, und man sähe sich nur zuweilen gern einmal kräftig erinnert, dass Wickram nicht Albrecht ist, dass er z. b. nebenher noch andere quellen benutzte (Bolte s. XXVII: Boccaccio, vgl. Runge s. 91). Ein exkurs (s. 87 ff., vgl. Bolte s. XIX) geht der von Albrecht benutzten Ovidhandschrift nach; schade, dass der verfasser nicht das fazit aus seinen beobachtungen zu ziehen versucht.

Teil III, 'Albrechts verhältnis zur mhd. epik und lyrik', zunächst in stil und sprache. (Hier wird also doch Wickram für Albrecht ausgenutzt; vgl. oben das ergebnis aus teil I.) Runge summiert ganz richtig, 'dass Albrecht ein vertreter der übergangsperiode zwischen Veldeke und Hartman ist' (s. 147).

'Übergangsperiode zwischen Veldeke und Hartman', trotzdem der verfasser das *liet von Troye* und die deutschen metamorphosen nach dem *Iwein* ansetzt!?

Charakteristisch für diese wunderliche übergangsperiode wären die eingestreuten wahrheitsbeteuerungen, die auf wahrung der (noch nicht selbstverständlichen) etikette ausdrücklich hinweisenden zusätze, einzelne früh veraltete bestandteile des wortschatzes (*guldîn*, auch noch *rôtguldîn*, *wolgetân*, *ein mere burch*, *degen*, *wîgant*, *helt* etc.); auf die paarigen formeln ist wenig zu bauen, weil wir ja wissen, dass Wickram den vers mit synonymen ausstopft. Aber in der sache hat Runge völlig recht: stil, sprache und die (nicht mitbehandelte) metrik allein würden Albrecht vor Hartman rücken, wenn wir keine datierung hätten[1]. Eigentümlichkeit Albrechts gegenüber den höfischen epikern ist, dass er sich aus pracht der gewänder nichts macht und nicht dabei verweilt.

Jene chronologische placierung sucht Runge schliesslich noch durch nachweis von parallelen und entlehnungen zu sichern.

Was er aber aus der Eneit dem von Behaghel s. CXCIX ff. beigebrachten hinzufügt, ist fast durchweg nicht einleuchtend.

Die beziehung zwischen Albrechts und Herborts prolog ist ganz richtig erkannt: Albrecht ist der nehmende. Dasselbe verhältnis glaubt Runge noch für eine andere stelle erweisen zu können.

Herbort schreibt, wo es sich um den erfolg der griechischen gesandtschaft handelt, die nach Troja kam, um Helena zurückzufordern, in v. 15594 ff.:

Priamus vn̄ sine diet
Vō zorne vs dem rate schiet.
Ir rede bleip an ende gar,
Durch die sie warē kvmē dar: man weigert sich.

Dieselbe sache erzählt Ovid, aber da heisst es Met. XIII, 201 ff.:

et moveo Priamum Priamoque Antenore iunctum.
at Paris et fratres et qui rapuere sub illo,
vix tenuere manus etc.

Hier lesen wir, dass Priamus mit Antenor darauf eingieng, Paris aber und die brüder sich weigerten. Und trotzdem schreibt Wickram XIII, 311 ff.:

Do erzürnt ich mit meim erzalen
Den köng sampt seinem hoffgsind allen:
Paris sampt seinen gsellen mich
Gern umbrocht hetten sicherlich —

d. h. er folgt gegen Ovid Herborts auffassung? Und also wäre Herbort v. 15594 ff. älter als Albrechts XIII. buch? Sehr möglich, denn es folgen ja nur noch zwei bücher bis zum schlusse, und der zuletzt geschriebene prolog Albrechts ist sicher jünger als Herborts.

1) Den einwendungen, die Schröder Zfda. 51, 175 gegen meine interpretation des *zwelfhundert jâr und zehen beroru* als 1190 vorbringt, war schon Zfda. 50, 378 begegnet, worauf ich auch Zfda. 51, 170 hinwies. Inzwischen haben mir übrigens C. v. Kraus, R. M. Meyer und Seelmann ihre zustimmung zu erkennen gegeben.

Aber auch das umgekehrte ist möglich. Runge hat versäumt, Herborts vorlage einzusehen, und gerade hier ist er Benoît gegenüber selbständig (Benoît v. 25353–64 Constans, vgl. Cl. Fischer, 'Der afrz. roman de Troie' etc., Paderborn 1883, s. 61), ohne dass Benoît sich mit Ovid berührte. Vielleicht hat also Herbort seine abweichung aus Albrechts werk entlehnt.

Vielleicht aber fasste Albrecht das *movere* seiner vorlage als 'erzürnen' statt als 'bewegen' und las etwa *et* statt *at*, stimmte also zu Ovid.

Die entscheidung müssten Albrechts berichte über die Nosten geben können, denn da berühren sich Herborts und sein gedicht inhaltlich am nächsten, und sie machen ja bei Herbort eben den schluss aus. Aber es ist nur jämmerlich wenig, was Wickram mehr hat als Ovid. Vers XIV, 163–68 die nachricht, dass Odysseus dem Polyphem sein auge nahm (fehlt Ovid XIV, 180). Das könnte aus Herbort 17615 ff. entnommen sein. Aber da steht nichts davon, dass es *mit listen* (Wickram XIV, 168) geschah, und Albrecht könnte den einschub nach der prophezeiung eben dieser blendung verfasst haben, die er kurz zuvor (XIII, 998 ff.) übersetzt hatte.

Bedeutsamer scheint schon etwas anderes. Ovid schreibt XIII, 730 von der Charybdis:

vorat haec raptas revomitque carinas.

Wickram sagt das vielmehr von der *Scylla* aus und fügt hinzu XIII, 927 f.:

Und pflegt zu wonen inn dem meer
Und laufft zwirbelsweiss zammen sehr.

Woher hat Albrecht den wirbel und die verwechslung der beiden ungeheuer? Herbort schreibt v. 17718 ff.:

Ez en wart nie mā so wis,
Der weste, waz caribdis
Vn̄ cilla were.
Des enste immer mere:
Mir (Odysseus) *wart in dem lāde kvnt,*
Ez si daz mer ane grunt,
In eime creizze ez v̄be gat . . .

Vgl. Benoît 28875 ff.:

Conte qu'il fu près de sa fin,
Entre Sillan e Caribdin,
La ou sont li nombril de mer usw.

Also auch bei Benoît-Herbort wirbel, und zwar – eine vorstufe der verwechslung? – zwischen Scylla und Charybdis gelegt.

Ich lege indes zunächst kein grosses gewicht auf diese parallelen. Aber auf eine art von beziehungen zwischen Albrecht, Veldeke und Herbort muss ich noch näher eingehen, auf die schon Bartsch p. CLX hinweist, die aber Runge gar zu rasch übergeht (s. 96): das sind die auslassungen Albrechts in allen dingen, die die Nosten betreffen.

Denn Albrecht behält von Ovids Äneaserzählung nur das bei, was zur aufreihung der verwandlungsfabeln als gerüst nötig war. Die flüchtigen kommen nach Athen (statt nach Delos) zu könig Anius, und es wird von den geschicken seiner fünf kinder erzählt (Met. 632–74; Wickr. 832–92), auch von den beiderseitigen gast-

geschenken (Met. 675–704; die darstellung auf dem mischkruge des Anius [682–701] gibt Albrecht nicht wieder, sie ist ersetzt durch die verse W. XIII, 908 ff.:

Eyn gůlden kopff herrn Eneas.
Darinne was eyn edelstein
Der wie eyn glůnder kol schein).

Die zahlreichen stationen aber der weiterfahrt bis nach Sizilien (Met. 705–28) sind zusammengefasst in v. 921:

Gar manig landt er do bestreych

(vgl. die zusammenfassung Eneit 177–81), und es folgt gleich die Scylla: da war zu berichten, was der Eneit (und den Nosten) fehlte, ihre verwandlung in ein meerungeheuer. Dasselbe gilt für das abenteuer des Polyphem mit der Galathea und des Glaucus mit der Circe, die an die Scyllaerzählung geknüpft sind. Sobald aber Ovid (XIV, 75) den faden wieder aufnimmt und von Äneas' fahrt weitererzählt, benutzt Wickram die deutlichste präteritio:

XIV, 109 *Doch will ich jetzundt melden nit,*
Wie Eneas zlest von ir (Dido) *schiet,*
Als sie in für irn man erkoss,
Und wie sie iren leib verloss (Met. XIV, 78–81; Eneit 1953–2528)
Und wie er ansprach Sibyllam (Met. XIV, 104–15; En. 2686–2880),
Auch wie er zů der hellen kam,
Wie er auch inn der hellen sah
Als das, so im hinach geschah, (Met. XIV, 116–57; En. 2881–3748.)
Und wie sie in von solcher fart
Widerumb bracht herufferwart
Und er sich aber inns meer liess.

Met. XIV. 82–103 finden also überhaupt keine entsprechung: 82–84 (grab des Anchises) ~ En. 2529–2652; Met. XIV, 85–103 (stationen bis Italien) fehlen auch der Eneit. Erst als Äneas auf Macareus, den zurückgebliebenen gefährten des Odysseus, trifft, geht Albrecht wieder in wirkliche erzählung über. Hier waren dessen berichte über Polyphem, Äolus und besonders Circe einzuflechten (bis Met. XIV, 440). Ausgelassen ist nur inmittels v. 233–46; es ist die Lästrygonengeschichte. Warum? Weil von den irrfahrten des Odysseus Herbort zu sagen hatte (vgl. v. 17571 ff.)? Aber warum spricht dann Albrecht doch von Äolus und, wenn auch abkürzend, von Circe und Polyphem, die in denselben kreis gehören? Von Äolus, weil Herbort von ihm nichts erzählt (er nennt v. 17622 nur den namen: *In des kvniges Eolis lant Eine frowē ich da vant Cyrce geheizzen!*): von Circe, weil Herbort sie mit den Lotophagen und Calypso verwechselt, so dass Albrecht ganz andere dinge zu berichten hatte! Ohnedies war ja mit Circe und Polyphem noch verschiedenes so verknüpft (Galathea, Acis, Glaucus, Picus etc.), dass sie nicht ausgelassen werden konnten. Übrigens sind die beziehungen zwischen Polyphem und Odysseus von Ovid überhaupt nicht erzählt, sondern nur XIII, 772 ff. geweissagt, XIV, 180 aber als bekannt vorausgesetzt: und da schiebt Albrecht die oben angeführten erklärenden verse ein.

Aeneas kommt nach Italien, der krieg mit Turnus beginnt und wird, schon von Ovid im hinblick auf Vergil, mit wenigen worten übergangen. Es folgen (Met.

XIV, 454 ff.) die verwandlungen des Acmon und Apulus. Albrecht übergeht sie, denn es ist nichts anderes als der νόστος des Diomedes, dem jene verwandlungen in wenigen versen angegliedert sind. Herbort erzählt von Diomedes' heimkehr besonders v. 17234 ff., sehr verwirrt (s. d. anm.) und von Ovid abweichend.

Auch die nächste verwandlung übergeht Albrecht. Als Turnus die schiffe des Äneas in brand stecken will, werden sie in meernymphen verwandelt (XIV. 527—65). Aber das gehörte ja wieder zur Äneis (Vergil Aen. IX, 1—122), und Veldeke erzählte v. 6469, wie Turnus in der tat die schiffe verbrannte. Er hätte sich also in widerspruch zu Veldeke gesetzt. Und ebenfalls zu den taten des Äneas gehört die zerstörung von Ardea, der fall des Turnus (Met. XIV, 527—80). Erst da knüpft Albrecht wieder an: XIV, 545:

Sobaldt er Turnum uberwandt,
Der krieg sich enden thet zuhandt.

Und die apotheose des Äneas, die bei Veldeke fehlt, hat Albrecht vollständig: W. XIV, 550—86. Also: Albrecht erzählt von Äneas und seinen taten nichts Ovidisches, was Veldeke schon hat (Didos tod, Sibylle, Krieg mit Turnus) oder was Veldeke anders, vollständiger hat (szene am grabe des Anchises, städtegründung auf Sizilien, verwandlung der schiffe, höllenfahrt); er erzählt aber alles Ovidische über Äneas, was Veldeke nicht hat (Anius, die verwandlungen der Scylla und Circe, Polyphem, die apotheose, die ja als ein besonders wertvoller zusatz erscheinen musste). Eine ausnahme von diesen sätzen machen nur die beiden aufzählungen der fahrtstationen bis und von Sizilien; sie mussten nach Albrechts ganz natürlicher technik schon als leere namenreihen fallen (vgl. Runge, s. 51 ff.; Bolte s. XII ff.), damit dann auch eine kleine verwandlungsgeschichte, wie die an den namen der Pithecusen angeknüpfte (Met. XIV, 91—100).

Nun mag man ja zur not für zufall erklären, dass Albrecht auslässt, was Veldeke erzählt — höchst unwahrscheinlich wäre es sicherlich —; aber dass er auch da lücken lässt und sogar andeutet, wo Veldeke anders, umständlicher erzählt, das deutet doch auf eine gemeinsame beziehung, und die sehe ich in des landgrafen Herman auftrag, zu der Äneis (und dem Trojanischen kriege) die metamorphosen zu fügen, als eine art zubehör, und darum rücksicht auf das schon vorhandene zu nehmen. Denn sonst würde doch Albrecht das von der Eneit abweichende — er kannte sie ja — nicht unterdrückt, sondern vielmehr als eigenes, besseres, direkt aus der antike geschöpftes besser wissend und vielleicht triumphierend entgegengestellt haben.

Und nun gelten dieselben sätze auch für Albrechts verhältnis zu Herborts Nosten: er erzählt von Scylla und Circe, von Äolus und Polyphem, was bei Herbort fehlt; er schweigt über die heimkehr des Diomedes, die Herbort anders darstellt, und übergeht die Lästrygonen, von denen Herbort spricht.

Nur zwei leuchtende ausnahmen: von Polyphem und Scylla erzählt er etwas, das auch Herbort erzählt, und da weicht er von Ovid ab: es sind die oben s. 455 f. angeführten parallelen, d. h. wir finden jetzt durch die ratio in Albrechts auslassungen bestätigt, dass sie wirklich entlehnungen bedeuten, dass Albrecht im 14. buch Herborts Nosten kannte.

Wenn sich aber Albrecht mit seinen auslassungen zu Herbort ebenso verhält wie zu Veldeke, so weist das abermals auf die gemeinsame beziehung ihrer werke

zu landgraf Herman und jenem auftrag. Ich versuche aber noch eine art gegenprobe an buch XV und XIII.

Gegen schluss seiner arbeit ermattet Albrecht. Auf die apotheose des Äneas folgt die liste seiner nachfolger. Veldeke nennt nur Silvius. Silvius Eneas, Romulus und Remus, Julius Cäsar und Augustus; Albrecht gibt die vollständige (und abweichende) reihe des Ovid, in der er natürlich nicht nach belieben auslassen konnte. Aber er lässt jetzt lücken, sobald Ovid Äneas oder trojanisches nennt:

Met. XV, 420 beginnt Ovid sozusagen mit dem schlusse: *sic omnia verti cernimus, atque illas adsumere robora gentes, concidere has*, und er exemplifiziert auf Troja: ein signal für Albrecht, das folgende (v. 428–78) zu überspringen, trotzdem es auch die alte prophezeiung auf Roms zukünftige grösse enthält. Dasselbe gilt für 759–78: Venus erinnert die götter an ihre leiden im trojanischen kriege, an die fahrten und kämpfe des Äneas, um für Cäsars apotheose stimmung zu machen; damit fällt auch der bericht von den vorzeichen, die auf Cäsars tod deuten (779–800). Der mord selbst (800–802) ist wiedergegeben, als aber dann sogleich von Äneades, Paris, Atridae, Diomedes, Äneas die rede ist, dispensiert sich Albrecht bis v. 828 und kommt gleich auf Augustus zu sprechen: er ist grösser als Cäsar. Wenn es dann aber heisst Met. XV, 855:

sic magni cedit titulis Agamemnonis Atreus,
Aegea sic Theseus, sic Pelea vincit Achilles

und v. 861

Aeneae comites

(die Albrecht wohl nicht als Penaten verstand) feierlich angerufen werden, so bricht der müde übersetzer vor den namen Agamemnon, Achilles, Äneas zum letzten male und ganz ab und schreitet zu seinem christlichen schlusse: das trojanische brauchte er nicht.

Soviel über die Nosten und den schluss. Dehnen wir nun die betrachtung auch über das XII. und XIII. buch der Metamorphosen aus, die von XII, 575 an nur trojanisches enthalten, so zeigt sich ein ganz anderes bild. Nichts von jener rücksichtnahme auf den anders erzählenden genossen: Ovid lässt Achill im kampfe durch den fersenschuss des Paris fallen; bei Herbort, nach der mittelalterlichen überlieferung, hinterlistiges niedermetzeln in einem tempel; dort streit um Achills waffen, hier ums palladium; Selbstmord des Ajax gegen ermordung durch Odysseus; verwandlung gegen steinigung Hekubas; opferung Polyxenas auf der heimfahrt gegen ermordung durch des Pyrrhus hand an Achills grabe.

Auslassungen: XIII, 58–62, verrat des Odysseus an Palamedes: nach Herbort fiel er in offener schlacht durch Paris (v. 11 754 f.). Aber Wickrams randglosse zu der unmittelbar vorausgehenden geschichte des Philoktet '*Plamedes bleibt dohinden von wegen zufelliger kranckheit*' zeigt in dem namenversehen P(a)lamedes (für Philoktet), dass dessen geschichte von Albrecht miterzählt war.

Ferner: XIII, 230–37: Odysseus hält die Griechen in der flucht auf; 271–74 Patroklus in Achills waffen vertreibt die Trojaner von den schiffen; 296–305 Odysseus zögert, am kriege teilzunehmen; 310–19, 328–36 Philoktet: all das fehlt bei Herbort auch, fehlt also hier nicht aus rücksicht auf ihn. Auch 576–622, Memnons (tod und) verwandlung, dürfen wir hier mit nennen, denn Herbort erzählt nur von seinem kampf und tod. Nur zwei lücken könnten aus einer rücksicht auf Herbort erklärt werden: XIII, 80–90: zweikampf zwischen Hektor und Ajax nach Homer.

Herbort lässt ihn vielmehr freundschaftlich ausgehen, 5913 ff. XIII, 204–209: erst im 10. jahre offener kampf mit den Trojanern; bei Herbort offener kampf seit der ausschiffung.

Aber haben diese beiden auslassungen gegen die übrigen vielen gewicht, die nicht Herborts wegen geschehen sein können[1]? Und gegen die fülle der beibehaltenen parallelerzählungen?

Ich würde es bei der zweiten vielleicht glauben, wenn sich nicht Albrecht (Wickram??) durch einen zusatz ausdrücklich anders als Herbort erklärte. Hinter v. 337 (= *rapai Phrygiae signum penetrale Minervae* [palladium] *hostibus e mediis*) fügt er 7 verse erläuterung ein, darunter v. 449 *Dasselbig bildt ich* (Odysseus) *in verstal.* Damit vergleiche man Herborts v. 15 606 ff.: die Trojaner liefern es vielmehr aus, und die erzählung davon wird von langer hand vorbereitet.

Und dazu passt, dass Albrecht gerade bis ins 13. buch eine grosse unkenntnis der trojanischen dinge beweist: W. VIII, 696 f. stirbt Nestor vor Troja (gegen Ovid), W. XII, 58 ist Iphigenie '*Menelai dess königs kindt*', W. XIII, 492 und 861 sind Menelaus und Agamemnon verwechselt. Für das XV. buch verzeichnet R. nur (s. 89) noch *hasta minoris Atridae* > *Agamemnons spieß* (W. XV, 142): es ist derselbe irrtum wie der vorige.

Ich denke, das alles stimmt gut zu den beobachtungen am 14. buche, und ich kann nun die ergebnisse für die relative chronologie der beiden dichter so zusammenfassen. Albrecht beginnt (im jahre 1190) seine übersetzung ohne prolog. Er ist mindestens ins 7. buch gelangt, als Herbort, nach vorausgehendem prologe, an der trojanischen vorgeschichte schreibt (vgl. Zfda. 50, 376 f.). Im 13. buche nimmt er noch keine rücksicht auf Herbort (wird also auch in W. XIII, 311 nicht von ihm entlehnt haben); im 14. kennt, berücksichtigt und benutzt er wahrscheinlich seine Nosten; zwischen buch 13 und 14 also spätestens hatte Herbort den genossen überholt. Den zuletzt verfassten prolog schreibt Albrecht nach muster des Herbortschen (Zfda. 50, 371 f.).

Über Herborts verhalten zu Albrecht ist damit genug gesagt. Es fehlt, um den ring zu schliessen, nur noch eins: das verhältnis von Herbort zu Veldeke. Aber da brauchen wir nicht zu beweisen; er sagt (v. 17 379) mit deutlichen worten, dass er gebundene marschroute hatte; er überschlägt, was Veldeke zu erzählen hatte[2]:

Eneas vur dañoch sider
Manigē tac vur sich.
Vō veldiche meister heinrich
Hat an sime buche gelart
Von eneas vart,
Wa er v̄n die sine hin karte:
Sie blibe zv Lampartē. —

Ich brauche nicht hinzu fügen, dass ich das vorige für eine stütze meiner chronologie halte: im jahre 1210 hatte die Eneit schon über 20 jahre dagelegen und war in ihrer technik ganz veraltet; da hätte man – auch wenn sich das inter-

1) 407–21, brand und greuel von Troja, sind offenbar wegen der Eneit gestrichen.

2) Vielleicht würde man es auch ohnedies aus einigen änderungen und auslassungen vor der eigentlichen fahrt des Äneas schliessen; vgl. Fischer a. a. o. s. 61 ff.

esse an dem antiken stoffe zufällig neu belebte — kaum zwei neue werke mit ihr verknüpfen, kaum eine stilverwandtschaft, wie sie den übrigen werken der höfischen epik gegenüber unleugbar vorhanden ist[1], erreichen können, am wenigsten aber diesen stil und diese technik so als etwas neues, schweres hinstellen können, wie es Albrecht und Herbort in ihren prologen tun.

Ich kehre zu Runges arbeit zurück. Von den aus Hartmans dichtungen beigebrachten parallelen kommen zwei in betracht:

Gregor 3841 f.:	Wickram X, 867 f. (zusatz zu Ovid):
sîn muoter, sîn base, sîn wîp	*Und waren dannocht nur zwen leib,*
diu driu heten einen lîp.	*Doch vatter, tochter, man und weib.*

Aber es ist ja offenbar nicht der wortlaut, sondern das gleich rätselmässige des ausdrucks ähnlicher verhältnisse, was die parallele so frappant macht; und dafür gibt Bolte s. XX f. beispiele; vgl. auch MSD. VII. 5 und 6 und Kögel, Lit.-gesch. I², s. 165 f.

Iwein 626–28:	Albrecht I 60 (zusatz zu Ovid):
Der morgensterne möhte sîn	*so der tage sterne,*
nicht schoener, swenner ûfgât	*Swenner luter ufgat*
und in des luftes trüebe lât	*vnd in diu trůbe verlat.*

Fast wörtliche übereinstimmung! Also Albrecht hat Hartmans glatte verse höchst kunstvoll archaisiert? Hat eigens für *morgensterne* das ältlichere *tagesterne* eingesetzt, hat die grössere poetische fülle des *luftes* aufgegeben, um den alten Veldekischen stil zu erzielen? Das ist die folge der falschen chronologie! Jeder unbefangene muss das umgekehrte herauslesen.

Indessen ist mit diesen wenigen parallelen das verhältnis zwischen Hartman und Albrecht-Herbort nicht abzutun.

1) Auch Schröder gibt den archaischen charakter von Herborts stil zu (vgl. Zfda. 50, 377, anm. 2).

CHARLOTTENBURG. GEORG BAESECKE.

W. Golther, Die Gralssage bei Wolfram von Eschenbach. Rede zur feier des 28. februar 1910. Rostock, 1910. 24 s.

Wie Baist als Freiburger prorektor im vergangenen jahr über Parzival und den Gral[1], so hat Golther als rektor der Rostocker universität über die Gralssage bei Wolfram von Eschenbach gesprochen. Er geht aus von Chrestien. Der französische dichter meint mit seinem Gral eine edelsteinverzierte goldene schüssel, in der eine ungeweihte oblate[2] liegt. Die christlich-mystische gestaltung der sage, die bei Chrestien nicht vorhanden ist, erscheint bei Robert von Boron. Wolfram, der das wort Gral nicht verstand, sah darin einen edelstein und schuf selbständig, vielleicht mit arabischem

1) Freiburger prorektoratsreden von 1909, S. 27–44.
2) Auch nach Baist s. 41 ist die hostie 'einfach jenes nachtischgebäck, das man in Deutschland und Frankreich auch oblate nennt'.

einschlag, die sage vom paradiesesstein. Die einsiedlerszene des neunten buchs, in der Wolfram das Gralgeheimnis erklärt, 'ist der ausgangspunkt für alle erweiterungen und zusätze Wolframs; von hier aus entwarf er seinen plan; hier laufen alle fäden nach vorwärts und rückwärts zusammen' (s. 24). An einen mittelsmann zwischen Chrestien und Wolfram glaubt also Golther im gegensatz zu seiner früheren ansicht jetzt nicht mehr: Wolfram hat Guiot von Provins nur vorgeschoben. Übereinstimmungen zwischen der wälschen prosa und dem deutschen gedicht erweisen im Parzival ebenso wie im Erec nur Chrestienhandschriften, in denen ein oder zwei reimpaare mehr standen als in den bisher bekannten. Wolfram hat manche kunde vom orient gehabt und den lateinischen brief des priesterkönigs Johannes gekannt und benutzt. Er hat auch die Steiermark gut gekannt und nicht das englische königshaus der Anjous [1], sondern die österreichischen Anschower (Anschau in der pfarre Traunstein) in seinem gedicht gefeiert.

Man wird Golthers schrift, auch wenn man wie referent zu anderen ansichten gelangt ist, mit interesse lesen und wohl annehmen dürfen, dass der verfasser seine stellung zu den einzelnen problemen noch eingehend, was die form der rede nicht erlaubte, begründen wird, wenn auch vielleicht erst nach erscheinen der kritischen ausgabe von Chrestiens Perceval, an die er weitgehende hoffnungen knüpft. Ob aber schon die für die entwicklungsgeschichte der sage zuerst aufzuwerfende frage nach der bedeutung des Grals bei Chrestien sicher zu beantworten sein wird auf grund der neuen ausgabe? Man wird sie abwarten müssen, um zu sehen, ob der französische dichter, dem graf Philipp von Flandern ein buch über den Gral gegeben hat, mit seinem hostiengral wirklich nichts anderes gemeint haben kann als irgendeine prunkschüssel mit gebäck, und wie es mit den worten *tant sainte cose est li graaus* bei ihm steht.

1) In einer verherrlichung der englischen könige sieht Baist, der gleichfalls nur Chrestien als Wolframs quelle anerkennt, den einzigen einwand, der gegenwärtig noch gegen diese ansicht angeführt werde, aber auch hinfällig sei. 'Wolfram hat Anjou gewählt, weil es an der peripherie seiner geographischen kenntnisse in einer für das wunderbare geeigneten entfernung lag' (s. 39).

LÜBECK. PAUL HAGEN.

Über die Haager liederhandschrift nr. 721. Von **Anton Kalla.** (Prager deutsche studien. H. 14. Herausg. von C. v. Kraus.) Prag, C. Bellmann 1909. IX, 141 s. 4 m.

Die frage nach ursprung, entstehung und geschichte des niederländischen beschäftigt, seit wir uns einer germanischen sprachwissenschaft erfreuen, ausser den zunächst beteiligten heimischen auch die deutschen gelehrten und forscher auf das lebhafteste. Wenn das niederländische durch die besondere lage des gebietes, in welchem, und durch die eigenartige geschichte der stämme, von welchen es gesprochen wird, auch als eine selbständige schriftsprache sich festgesetzt und behauptet hat, so gehört es doch seiner ganzen beschaffenheit nach zu den niederdeutschen mundarten, wie seine heimischen grammatiker es noch bis weit in das

19. jahrhundert hinein meist 'nederduitsch' benannt haben und erst neuerdings die benennung 'nederlandsch' allgemein üblich geworden ist. Ausser dieser mittelstellung zwischen mundart und schriftsprache macht sich der fast gänzliche mangel altniederländischer sprachdenkmäler bei der wissenschaftlichen und historisch-kritischen behandlung des niederländischen beständig fühlbar und verursacht besondere schwierigkeiten bei der beurteilung der sprachlichen erscheinungen. Das durcheinanderwirken der verschiedenen landschaften, von denen im anfang der entwicklung das mit französischen gebieten verknüpfte, mit starkem französischen einschlag versetzte Flandern, danach das mehr deutschverwandte Brabant, schliesslich das von welscher beimischung freie Holland übergewicht und vorherrschaft gewann, während Limburg und Geldern weniger hervortraten. auch von der gesamtmasse des Deutschen reichs weniger deutlich abstachen — die nebeneinflüsse der benachbarten deutschen mundarten, des friesischen, des niedersächsischen und am stärksten des niederfränkischen, wozu man das niederländische geradezu rechnet: alle diese mannigfachen verzweigungen, verästelungen und verknotungen, deren vorstufen fehlen oder in dunkel gehüllt sind, im einzelnen festzustellen, ist wegen des auf engem raum zusammengedrängten bunten durcheinanders ungemein schwierig; wachstum und entwicklung des wunderbaren, reizvollen gebildes hat man vor augen, aber die wurzeln bleiben verborgen und entziehen sich allem nachspüren.

Abgesehen von tierfabel und lehrgedicht, regte sich im niederländischen wie sonst im niederdeutschen gebiete spät erst und spärlich die heimische dichtung. Heinrich v. Veldeke, der sogenannte stammvater der höfischen poesie, obschon er aus dem limburgischen stammt und einflüsse seiner heimatlichen mundart, zumal in seinen liedern unverkennbar sind [1], noch nicht einmal er lässt sich ohne weiteres in die geschichte der niederländischen dichtung als begründer heimischer sangeskunst einreihen, sondern wird stets vor allem für die geschichte der gemeindeutschen dichtung in anspruch genommen; er hatte, wie keine vorgänger, so keine nachfolger auf niederländischem boden. Um die zeit, als im andern Deutschland der höfische minnesang bereits in voller blüte stand, zeigen die Niederlande kaum noch ansätze dazu; die höheren stände, hier wie sonst als träger des verfeinerten geisteslebens, der höfischen zucht und sitte zugleich alleinige vertreter der dichtkunst, standen damals in den Niederlanden gänzlich unter französischem einfluss und bedienten sich, wenn sie dichteten, der als vornehmer geltenden sprache, wie stets in der lyrik, oder übersetzten und richteten sich nach französischen mustern und vorlagen, wie meist bei didaktischen oder epischen stoffen. Zumal in Flandern war französische bildung unerlässlich, und wenn manche hochdeutschen dichter, wie z. b. Neidhart v. Reuenthal, 'vlämische hövescheit' rühmen und alles flämische ganz im widerspiel zu der späteren und noch jetzt üblichen bedeutung dieses wortes als höflich, artig, fein und geschmackvoll gilt, so wird leider damit mehr die welsche

1) So vorsichtig muss man sich über diesen punkt äussern. Zwar schien C. v. Kraus, der herausgeber der Prager studien, worin jetzt, wohl von ihm angeregt, Kalla's arbeit erschienen ist, in seiner schrift 'Heinrich v. V. u. die mhd. dichtung' (1899) über die stellung des dichters in sprachlicher hinsicht abschliessend und erschöpfend gehandelt zu haben; aber in einem kürzlich (anfang 1910) erschienenen umfangreichen buche 'Sanct Servatius oder Wie das erste reis in deutscher zunge geimpfet wurde' versucht F. Wilhelm die von Kraus aufgestellten sätze zu erschüttern und abzutun, was freilich so leicht nicht möglich sein dürfte.

tünche der oberen schichten als das innere wesen jenes kernhaften stammes gemeint sein.

In das ganze niederländische gebiet klangen vor dem ende des 13. jahrhunderts immer nur vereinzelte töne vom sonstigen Deutschland hinüber. Die heimische dichtung, vor allem die lyrische, die den tiefsten herzensdrang voraussetzt, in der sich das innerste wesen des volkes oder stammes hervorkehrt, fand einen boden, in dem sie wurzel fassen konnte, erst, als Holland an das bayrische fürstenhaus kam (1345). Indem nun das oberdeutsche gefolge den minnesang mitbrachte, nachahmung und wetteifer weckte und sich mit den einheimischen zum besseren gegenseitigen verständnis auszugleichen strebte, bildete sich für die dichtung eine aus deutschen und holländischen bestandteilen gemischte, beiden gruppen verständliche sprechweise, wofür die von Kalla in vorliegendem hefte sorgfältig untersuchte handschrift wahrscheinlich den frühesten beleg liefert.

Zuerst hat wieder, wie bei so vielen fundgruben deutscher und niederländischer dichtung, Hoffmann v. Fallersleben auf diese hs. aufmerksam gemacht. Sodann ist sie mehrfach benutzt, aber nur selten etwas genauer durchforscht worden, wie besonders von Zacher 1841 in der Zfda. und von Johanna Aleida Nijland in ihrer dissertation vom jahre 1896. Da diese dissertation die kenntnis der hs. kaum wesentlich gefördert hat, und Zacher vom mittelniederländischen nach dem damaligen stande der wissenschaft nur mangelhafte vorstellungen haben konnte, so will K. nun mit den inzwischen stark vermehrten hilfsmitteln sprachlicher forschung die verschiedenen mundartlichen bestandteile der in der hs. enthaltenen lieder sondern und solchermassen die sprachlichen zustände dieser für die bildung des niederländischen höchst bedeutsamen zeit klarlegen.

Unzweifelhaft hat er damit einen guten anfang gemacht und einen grossen schritt vorwärts getan, obschon es auf diesem unsicheren grunde schwer wird, festen fuss zu fassen. So dürftige quellen, wie die s. 15 16 nachgewiesenen drei 'sonstigen liederhandschriften des 14. und 15. jahrhunderts', reichen keineswegs hin für diese schwierigen, lediglich durch ein massenhaftes material genugsam zu stützenden untersuchungen. Auch liefern solche von liebhabern nach eigener wahl und willkür veranstalteten handschriftlichen sammlungen an sich schon meist nur ein trügerisches, leicht irreführendes material, da durch das niederschreiben aus dem gedächtnis oder nach unzuverlässigen vorlagen die sprachlichen grundzüge verwischt zu werden und ganz unberechenbare persönliche launen und sonderbarkeiten laienhafter schreiber und pfuscher dabei mitzuspielen pflegen. Franck hat sicher nicht falsch gehandelt, wenn er sich in seiner Mittelniederländischen grammatik nur auf sorgfältig verfasste texte stützen wollte, und er mag wohlweislich bei der auswahl von lesestücken diese hs., weil sie ihm keine genügend sichere grundlage zu bieten schien, beiseite gelassen haben, wodurch freilich seine sprachproben eine so bezeichnende, wichtige gattung, wie die weltliche lyrik, ganz ausfallen lassen und geringere mannigfaltigkeit zeigen, als möglich wäre. Von Francks ausgezeichnetem werk liegt übrigens nunmehr (anfang 1910) die zweite auflage vor, während K. nur die bereits vor 26 jahren erschienene erste benutzen konnte.

K. nimmt an (s. 13), 'dass mit dem übergange Hollands an Philipp von Burgund (1433) der hochdeutsche einfluss vollkommen paralysiert wurde'. Demnach würde die von ihm vorausgesetzte mischsprache mit ihrer annäherung an das hochdeutsche, wie räumlich auf Holland, so zeitlich auf das nicht ganz vollständige jahrhundert von 1345 bis 1433 abzugrenzen sein. Aber der deutsche einfluss, der

nicht anders als vornehmlich ein hochdeutscher sein konnte, beschränkt sich weder auf ein so kleines gebiet noch auf einen so geringen zeitraum. Flandern und Brabant waren freilich schon früher als Holland an das verwelschte Burgund gefallen; auch die habsburgische herrschaft, unter welche die Niederlande, Holland also nach einer nur kurzen burgundischen periode, kamen und womit schliesslich auch das von dem benachbarten Kleve beanspruchte, doch wider Karl V. nicht lange behauptete Geldern vereinigt wurde, diese spanisch-österreichische herrschaft war gleichfalls wenig danach angetan, deutschen einfluss geltend zu machen. Aber abgesehen von allen dynastischen und politischen verhältnissen, hat in handel und wandel ununterbrochen ein reger austausch und eine starke wechselwirkung zwischen Deutschem reich und Niederlanden geherrscht. Im westen den Rhein entlang reichten die handelsbeziehungen der Niederlande bis nach Oberdeutschland zur see, mit wie trotz der deutschen hansa weit in die Nord- und Ostsee hinein, und ein mächtiger strom von Holländern ergoss sich über die meisten gegenden des nördlichen Deutschlands bis an die grenzen Böhmens und nach dem fernsten osten an den baltischen gestaden und brachte dorthin die kenntnis ihrer überlegenen viehzucht und milchwirtschaft, ihres hoch entwickelten ackerbaus und gewerbefleisses — an den kulturfortschritten Deutschlands sind die Niederländer in einem weit über ihres kleinen bereichs verhältnis zum ganzen hinausgehenden mass beteiligt.

Der austausch geistiger erzeugnisse zugunsten des hochdeutschen muss nach dem von K. bezeichneten zeitraum auch eher zu- denn abgenommen haben. Je mehr die hochdeutsche schriftsprache sich regelte und befestigte, desto grösseren einfluss übte sie naturgemäss auf die niederdeutschen gebiete. Während bei schneller zunahme des buchdrucks und wachsender verbreitung der gemeinsprache das niedersächsische vom amtlichen, öffentlichen, geschäftlichen verkehr allmählich mehr und mehr zurückgedrängt und ausgeschlossen wurde und sich nur im lokalen und häuslich familiären gebrauch zu behaupten vermochte, ergab sich für die niederländischen mundarten eine gemeinsame, stets fester werdende grundlage, so dass im 16. jahrhundert die Niederlande, während ihrer harten freiheitskämpfe mit den Spaniern auf sich allein gestellt, von den andern niederdeutschen dialekten und somit von dem deutschen hauptstamme sprachlich, wie politisch von dem verrotteten heiligen römischen reich deutscher nation sich vollends lostrennen und für immer abzweigen konnten. Für den starken, herrlichen eichbaum des niederdeutschen sprachstammes fand sich nirgends platz im kunstgärtnerisch eingehegten, beengten park Deutschlands, aber im weiten, freien gefilde daneben, unter der obhut eines gediegenen, zähen, hochgemuten volkstumes schlug er wurzel und gedieh zu stattlicher grösse — sogar über das meer hin nach andern weltteilen wurden lebensfähige schösslinge von ihm verpflanzt. So verdanken wir Germanen und insbesondere wir Deutschen den stammverwandten Niederlanden die bildung einer besonderen, vollgiltigen niederdeutschen schriftsprache, die, wenn auch weniger ausgedehnt, qualitativ an adel, schönheit, prägung und gehalt der gemeindeutschen schwester durchaus ebenbürtig zur seite steht.

K. hat sich behutsam, aber wohl ein wenig zu starr und ängstlich an die von ihm zu behandelnde hs. gehalten, und einer auseinandersetzung mit allgemeineren gesichtspunkten, wie sie in vorstehenden zeilen angedeutet worden sind, weiter greifenden ausführungen, die ja nichts neues an tatsächlichem bieten können, aber doch die stellung des einzelnen gebildes innerhalb des ganzen veranschaulichen, in seiner arbeit keinen raum gegeben. Wenn beim gänzlichen ausfall weltlicher

lyrik aus früherer zeit zur anknüpfung an die vergangenheit keine möglichkeit vorlag, so konnte durch ausblick in die zukunft um so mehr der gesichtskreis mit reichem gewinn erweitert werden. Die folgezeit bietet eine fülle von sprachlich wie dichterisch interessantem material.

Aus dem 16. jahrhundert sind mehrere liedersammlungen erhalten, die das verhältnis niederländischer und gemeindeutscher dichtung und sprache zu beleuchten geeignet sind. Das Antwerpener liederbuch vom jahre 1544 gibt einerseits, indem es eine menge von ursprünglich deutschen, und zwar grösstenteils hochdeutschen liedern aufzuweisen hat, noch deutlich kunde vom zusammenhang der beiden gruppen, besonders auf dem gebiet des volksgesanges; nichtsdestoweniger tritt andererseits darin schon eine recht gleichmässige, von den beiden deutschen hauptstämmen, dem niederdeutschen und noch mehr natürlich dem hochdeutschen, abweichende gestaltung der sprache deutlich zutage, namentlich zeigt sich der wortschatz überwuchert von welschen, anscheinend ganz mundgerecht gewordenen und vollständig eingebürgerten schmarotzern, die zumal in der lyrik höchst befremdlich anmuten. Mehrere liederhandschriften aus dem 16. jahrhundert, wie die vom jahre 1537 aus Zutphen (Hoffmann v. F., Weim. jahrbuch 1, 1854), die sogenannte niederrheinische vom jahre 1574 oder eine zweite (gleich der vorigen) der K. bibliothek zu Berlin vom jahre 1568, zeigen jene seltsame, für die landschaften um den Niederrhein mit weiterem umkreise so bezeichnende mischung niederländischer, niederdeutscher und hochdeutscher bestandteile, nur mit stärkerer neigung nach der gemeindeutschen schriftsprache hin, ein gemengsel, wodurch sich mehr die verwirrung, unsicherheit und nachlässigkeit der schreiber gegenüber den schwankenden erscheinungen verrät, als dass bündige schlüsse daraus gezogen werden könnten auf die sprachlichen zustände der in betracht kommenden gegenden und zeiten.

Im anfang des 17. jahrhunderts druckte Paul v. d. Aelst zu Deventer hochdeutsche bücher, darunter auch die bekannte liedersammlung 'Blumm und Aussbund' vom jahre 1602. Geldern und Limburg bildeten dauernd über die landesgrenzen hinweg in sprachlicher hinsicht ein vermittelndes bindeglied zwischen den benachbarten deutschen mundarten und den streng niederländischen. Der steigende widerwille gegen alles welsche wesen hatte die gründliche reinigung des niederländischen und seine engere anlehnung an die gemeindeutsche schriftsprache zur folge, so dass die beiden sprachen einander je später, je näher verwandt erscheinen, auffallend mehr als im mittelalter.

Einen kräftigen und jedesfalls den ersten wirklich bemerkbaren anstoss nach dieser dem Deutschtum günstigen richtung gab die zeitweilige verbindung Hollands mit dem bayrischen fürstenhaus in der zeit von 1345 bis 1433. Aus dieser zeit, und zwar aus dem ersten viertel des 15. jahrhunderts, rührt auch die von Kalla behandelte hs. her, deren zum teil in holländischer, zum teil in deutscher, grösstenteils aber in einer aus holländischen und deutschen bestandteilen gemischten sprache verfasste lieder in vorliegendem hefte gründlich untersucht sind.

Dem nutzen, den die durchforschung der frühesten derartigen hs. gewährt, hat K. leider dadurch abbruch getan, dass er nicht endlich einmal die viel berufene hs. vollständig herausgegeben oder nicht mindestens davon eine genaue inhaltsübersicht geboten hat. Er schliesst sowohl alle bestimmten dichtern, wie Walter v. d. Vogelweide, Frauenlob, Noydekin usw. eignenden als auch alle schon früher abgedruckten lieder ganz aus. Nun wird man beständig irre bei den springenden zahlen 1, 2, 5, 7, 9, 10, 13 (usw.); man empfindet verdruss, wenn eine nummer,

auf die K. sich bezieht, in seiner aufzählung nicht zu finden ist: man sieht sich stets wieder genötigt, auf Zacher zurückzugehen, dessen veraltete abhandlung durch vorliegende schrift doch entbehrlich werden sollte. K. selbst scheint sich bisweilen bei diesem hin und her in der hs. nicht mehr sicher zurechtgefunden zu haben. Sogleich auf s. 1 heisst es im text über Lejeune, er habe nr. 46 und 48 der hs. veröffentlicht, in der anmerkung dazu sind es aber die nummern 46 und 108; s. 30 werden nr. 46 und 48 ohne weitere bemerkung aufgeführt; s. 42 ist zu nr. 108 angemerkt: 'abgedruckt in D. W. [d. i. Dietsche warande] 8, 83'. Folgerichtigerweise hätten diese drei nummern eigentlich von der aufzählung ausgeschlossen sein müssen als bereits gedruckte. — Die nummern 1 und 84 hat K. blindlings nach den angaben Zachers zusammengeschweisst, weil beiden eine längere reihe von strophen gemeinsam ist. Nach s. 5 anm. bricht der abschreiber von nr. 84 bei 'zuld ich arbeyt da van dulden' plötzlich ab; s. 68 v. 563 'solt ich arbeit von in dulden' ist von str. 71 die dritte zeile, fälschlich also steht im kritischen apparat zu v. 560 = str. 70 letzte zeile: 's[2] bricht hier ab'. Weshalb in dem doppelgedicht eigentlich die 52 strophen, die nr. 84 für sich besonders hat, vorausgestellt, sodann die 19, die nr. 1 und 84 gemeinsam haben, zum schluss noch str. 32—41 von nr. 1 als str. 72—81 des ganzen und hinterdrein gerade die 12 ersten strophen von nr. 1 als besondere nr. 1a geboten werden, ist gar nicht abzusehen. Ein überzeugender oder gar zwingender grund zu dieser massregel Zachers ist weder von ihm noch von K. angegeben und liegt wohl auch nicht vor. Es dürfte weit besser und anschaulicher gewesen sein, nr. 1 und ebenso nr. 84 nach dem bestande der hs. einfach an ihren stellen jede für sich besonders abzudrucken und höchstens die gemeinsamen strophen aus der ohnehin unvollständigen, mitten in strophe 71 plötzlich abbrechenden nr. 84 in gestalt von varianten bei den entsprechenden strophen von nr. 1 zu geben. Auf ein ästhetisches geniessen ist bei solchen faden reimereien doch nicht zu rechnen, wie ja der herausgeber die ganze hs. auch nicht in solchem sinn, sondern fast ausschliesslich für sprachliche zwecke bearbeitet und hauptsächlich die genauere feststellung und sonderung der verschiedenen mundartlichen bestandteile, sowie die darauf gegründete richtige verteilung der einzelnen lieder auf das holländische, deutsche und jene von ihm nebst andern angenommene holländisch-deutsche mischsprache sich zur aufgabe gemacht hat.

Schmerzlich vermisst man ein wortregister, doppelt schmerzlich bei dieser arbeit, deren schwergewicht und hauptwert eben auf sprachlichem gebiete liegt; freilich dieser mangel ist wieder lediglich eine folge davon, dass der inhalt der hs. nicht wenigstens in seinen für diesen zweck wesentlichen teilen vollständig wiedergegeben ist. So würde trotz der vielen hände, die sich schon früher damit beschäftigt haben, trotz des von Kalla daran gewandten fleisses, trotz der anerkennenswerten leistung, die sich in seinem vorliegenden buche darstellt, immer noch ein abschliessendes werk über die hs. fehlen und erst von der zukunft zu erwarten sein.

MARBURG A. L. A. KOPP.

Albert Daur, Das alte deutsche volkslied nach seinen festen ausdrucksformen betrachtet. Leipzig, Quelle & Meyer 1909. VIII, 200 s. 6 m.

Der verfasser des vorliegenden buches, das aus einer Heidelberger dissertation hervorgegangen ist, schickt der eigentlichen darstellung eine einleitung voraus. Im anschluss an Bücher konstatiert er die wichtigkeit der formel bei entstehung und

entwickelung der volkspoesie. Die formel (d. h. typischer, festgeprägter ausdruck) dient ihm dazu, den zusammenhang des volksliedes mit epik und minnesang zu beweisen. Nachdem der verfasser dann festgestellt hat, dass er unter dem alten deutschen volkslied die gesamte liederdichtung des 15. und besonders des 16. jahrhunderts verstanden wissen will, erörtert er die bedeutung der formel in den verschiedenen epochen des volksliedes. In der frühzeit und decadence ist ihm die formel organisches moment zum liedbilden, in der frühzeit infolge mangels an eigenen worten, in der decadence infolge mangels an eigener empfindung. Durch das zusammenstellen der formeln entstehen ganze volkslieder; dadurch, dass diese formeln wechseln, erklärt sich die tatsache des 'zersingens' der volkslieder. In der blütezeit dagegen ist die formel stilerscheinung, da sie zwar nicht unbedingt zur liedbildung erforderlich ist, aber durch schmiegsame wendungen doch der poetischen wirkung zu dienen vermag sowohl bei den erzählenden wie bei den betrachtenden liedern. In einem ersten hauptteil, in dem die formelhaften verse und wendungen als liedbildender ausdrucksschatz in einer beispielsammlung dargestellt werden, trifft der verfasser die unterscheidung zwischen lyrischen und epischen formeln. Episch sind dem verfasser wendungen, die sich an irgendein ding, eine begebenheit, örtlichkeit heften. Unter lyrischen wendungen versteht er die sprachlichen ausdrucksmittel für all das, was sich im menschen ohne die möglichkeit äusserer anschauung vollzieht, wo also der dichter den ausdruck seiner stimmung sucht und ohne anlehnung an ein äusseres sein giebt. Der verfasser hält eine derartige unterscheidung mit rücksicht auf die gliederung des stoffes für gerechtfertigt, kommt aber mit der getroffenen unterscheidung nicht aus, sondern muss in einem dritten abschnitte die übrigbleibenden formeln behandeln.

Beispiele für die epischen wendungen hat der verfasser aus den liederbüchern sorgfältig zusammengetragen und in gruppen vereinigt. An einzelnen stellen wäre eine grössere vollständigkeit zu erlangen gewesen. So werden z. b. bei der schilderung der geliebten nur die körperlichen vorzüge berücksichtigt; die übrigen eigenschaften der geliebten dagegen, seien es vorzüge, seien es fehler, werden unberücksichtigt gelassen. Diese wendungen zeigen aber ebenfalls einen formelhaften charakter. Vergl:

ir weyblich zucht (art, ehr). Ab. 45, 2, A. 191, 3, Ab. 14, 2, A. 43, 2.
het ich dein untrew lengst erkant. S. 30, 5, A. 74, 5.
ir untrew ist mir wol bekant. Ab. 35, 30, vergl. Ab. 30, 2.
dein untrew dück. S. 8, 1.
dein falsche dück. A. 258, 3.
dein gütt mich des betzwungen hat. Ab. 8, 2.
dein zucht und ehr bezwingt mich sehr. S. 13, 2.
sie ist aller tugend voll.
sie ist mild und erenreich. B. 6, 4.
ihr hertz ist aller untrew voll. B. 35, 3.
mit spot ist sy umbgeben gantz. Ab. 50, 1.

Die ausdrücke, die das traummotiv erzeugt (s. 53), mussten nach der einmal getroffenen unterscheidung unter den lyrischen wendungen aufgeführt werden. Zweckmässig konnten damit zusammen auch die formeln anderer feststehender motive behandelt werden, z. b. bestimmte ausdrücke für das motiv des verschliessens der geliebten person im herzen wie in einem schreine und für das motiv des verwundeten

herzens. Dafür, dass die hier gebrauchten ausdrücke auch einen formelhaften charakter zeigen, nur ein beispiel:

mein hertz ist verwundet (betrübt, entzündt, verseret). VS. 8, 1, VG. 158, 1, A. 80, 1, A. 27, 4, Ab. 22, 2, B. 31, 4, S. 28, 2.

Für die lyrischen formeln hat der verfasser eine reiche beispielsammlung aus den liederbüchern zusammengestellt; nur an wenigen stellen lässt sich diese sammlung ergänzen. Neben *Gott* und *Christ* wird auch das *glück* in formelhaften wendungen um hilfe angerufen:

hilf, gelück, das ich im widerste. Ab. 7, 1.
ficht gluck mit deiner selden stang. Ab. 44, 18.
gelück, nun füg, das es ergee. Ab. 88, 2.

Mehr noch, als die warnungen vor falschen zungen, mussten die warnungen vor den falschen klaffern in ihrem formelhaften charakter hervorgehoben werden:

glaub du den kleffern nit. A. 81, 6, S. 27, 8.
die kleffer saltu meiden. B. 9, 4.
tut die kläffers meiden. VG. 11, 4.
las alle falschen kleffer schwetzen. A. 211, 1.

Da der verfasser in den beiden gruppen von epischen und lyrischen formeln nicht alle formelhaften wendungen behandeln konnte, so stellte er in einer dritten gruppe die übrigbleibenden formeln zusammen (füllsel und einschiebsel, eingeschobene sätze und paarungen sinnverwandter wörter). In dem zweiten hauptteile werden die formeln nach ihren erscheinungen im liede dargestellt, u. zw. werden zuerst beispiele für formelhafte liedeingänge gegeben. Bei dieser beispielsammlung ist nicht der wortgleiche ausdruck der massgebende gesichtspunkt, sondern das schema der formel, ihre syntaktisch-gedankliche seite. Die beispiele für solche formelhaften liedeingänge schliessen sich vielfach an die in Goedekes Grundr. II[2], §§ 109, 110 gegebene materialsammlung an. Die beispiele lassen auf das deutlichste erkennen, dass die liedeingänge in besonderem masse formelhafte wendungen zeigen. Hier gibt der verfasser manche fruchtbare anregung. Mit recht weist er z. b. darauf hin, mit wie grosser vorsicht die eingangsverse zu behandeln seien, da sie einen bestimmten typus zeigen und infolgedessen oft derselbe eingangsvers bei den verschiedensten liedern wiederkehrt.

In dem folgenden abschnitte behandelt der verfasser die gerippformeln, worunter er formeln versteht, die bei gleichbleibendem gefüge im wortlaut derart veränderlich sind, dass sie in allen fällen ihrer anwendung einen gleichmässig festen und einen nach zusammensetzung und gebrauchsweise veränderlichen teil haben, aus diesen gerippformeln entwickeln sich die typischen stropheneingänge. Die beispielsammlung für diesen abschnitt ist äusserst reichhaltig und zeigt, von wie grosser bedeutung solche formeln für die komposition des liedes sind. Auch die schlussstrophen gestalten sich in den meisten fällen formelhaft. Der schluss einer strophe ist oft bedingt durch den reim und zeigt meist formeln, die auf den dichter des liedes bezug nehmen. Infolge des zersingens sind jedoch in den verschiedenen fassungen eines liedes die angaben über persönlichkeit und stand des dichters sehr verschieden, so dass man aus diesen angaben den wirklichen dichter oft nicht mehr erkennen kann.

Auch gruppen von zwei versen, die durch reim gebunden sind, erscheinen als formeln. An hand einer reichen beispielsammlung zeigt der verfasser, dass die reime vielfach zu formeln geworden sind, die auf kosten des vorstellungsgehaltes unveränderlich sind.

Bei den strophenübergängen behandelt der verfasser die lieblingsstrophen und lieblingsmotive des volksliedes, die als konstante verse in verschiedenen liedern vorkommen.

Alsdann auf die kurz und sprunghaft vorwärtsschreitende art des volksliedes eingehend, sucht er zu beweisen, dass dies dadurch bedingt sei, dass das volkslied von anbeginn mit einem festen bestand von formeln wirtschaftete; jene darstellungsweise habe sich rein bedürfnismässig entwickelt. Damit dürfte er aber doch wohl die bedeutung der formel überschätzt haben.

Im letzten hauptteil beschäftigt sich verfasser mit der bedeutung der formel für die liedkomposition. Sie kann sich derart verändern, dass liedteile (und auch ganze lieder) mit einem andern liede verschlungen, dass lieder 'zersungen' werden. Dieses zersingen sucht der verfasser nicht allein durch entlehnung zu erklären, sondern auf grund des formelreichtums füge sich das einzellied dem grösseren vorstellungszusammenhang der volksgesänge. Wenn dies der fall ist, lässt sich die ähnlichkeit und übereinstimmung ganzer liedteile leicht erklären. Den beweis hierfür erbringt der verfasser durch eine genaue untersuchung der lieder, die einander ähnlich sind und teilweise oder ganz übereinstimmten. Überschätzt Daur mitunter auch die bedeutung der formel, so ist sein buch doch mit freuden zu begrüssen.

KIEL. G. DIETRICH.

Maximilian Pfeiffer, Amadisstudien. Erlanger inauguraldissertation. Mainz, Joh. Falk 1905. XIV, 75 s.

Im ersten teil dieser auf genauen bibliographischen und stilistischen untersuchungen fussenden dissertation wird die verbreitung der Amadisromane in Spanien, Frankreich und Deutschland dargelegt und hierbei werden die zahlreichen vorhandenen bibliographien berichtigt und so weit als möglich auf grund einer umfrage an alle in betracht kommenden bibliotheken vervollständigt. Im zweiten teil wird durch viele belege überzeugend nachgewiesen, dass Fischart das sechste buch verdeutscht hat. Ich will nun die summe aus dieser dissertation ziehen und bei dieser gelegenheit ergebnisse verwerten, die ich aus der beschäftigung mit diesem stoff vor jahren gewonnen habe.

Die personen- und ortsnamen dieses stoffes weisen nach Wales. Dort muss der grundstock des Amadis de Gaula = Wales entstanden sein. Er stand ursprünglich wahrscheinlich in beziehung mit dem bretonisch-nordfranzösischen sagenkreis von Artus' tafelrunde, von Tristan, dem Gral und Lanzelot. Doch ist der alte sagenkern in willkürlicher phantasie zu einem verstiegenen idealgebilde von spätmittelalterlichem rittertum und frauendienst ausgestaltet worden. Früh muss der stoff in romanische länder gewandert sein, weil die charaktere und lebensverhältnisse romanische art bezeugen. Die erste kunde von dem 'roman' kommt aus Spanien; dort erwähnen ihn einige dichter bereits in der mitte des 14. jahrhunderts, dort erhält er auch erst gegen ende des 15. jahrhunderts seine endgiltige, uns allein überlieferte fassung. Um 1470 vollendete der regidor der stadt Medina del Campo, Garzi-Ordoñez de Montalvo, seinen Amadisroman in vier büchern. Er benützte hierfür in freier weise eine früh verschollene spanische erzählung und fügte namentlich in den beiden letzten bänden viel aus eigenem hinzu. Seine vorrede ist datiert vom

jahr 1492. Der älteste nachweisliche, alle vier bücher umfassende druck ist 1508 erschienen. Diesem folgen bis 1587 noch 26 ausgaben und ein undatierter druck des dritten und vierten buches. Hier wird erzählt, wie der held Amadis (im roman als Amadeus erklärt), der aus dem heimlichen liebesbunde des königs Perion von Wales mit Elisena, der jüngsten tochter des königs Garinter von Kleinbritannien, entsprossene sohn, in einem kästchen einem fluss überlassen, von einem schottischen ritter gefunden wird und unter dem namen des junkers vom meere, von der fee Urganda beschützt, am schottischen hofe aufwächst. Als knabe verliebt er sich in die zehnjährige Oriana, die tochter des königs Lisuarte von Grossbritannien. Von seinem vater zum ritter geschlagen, zieht er in ihren diensten in ferne länder, wo er in zahlreichen kämpfen ritter, zauberer und riesen besiegt, versuchungen widersteht, schwache beschützt, unrecht und gewalt bricht, und damit seine ritterehre leuchtend bewährt. Auf diesen irrfahrten stösst er auch auf seinen, den eltern früh geraubten bruder Galaor, ein leichtsinniges gegenstück zu dem treuen Amadis. Trotz dieser treue schöpft Oriana verdacht und schreibt ihrem liebsten einen absagebrief. Verzweifelt flieht Amadis in die einsamkeit, wo er waffenlos ein zähreneiches dasein führt. Sein ritterlicher mut treibt ihn jedoch wieder in abenteuer. Nach auflösung vieler missverständnisse erfolgt die vereinigung der liebenden, welche aber durch verleumdungen bald wieder gestört wird. Oriana gebiert einen sohn Esplandian. Als der kaiser von Rom um sie wirbt, gibt ihr vater aus politischen erwägungen seine zustimmung. Doch Amadis befreit sie auf ihrer brautfahrt und bringt sie auf die beschlossene insel. Bei einem allgemeinen völkerkrieg zwischen christen und heiden wird Amadis sieger und endlich mit Oriana vermählt.

Die vorzüge dieses romans: die reiche mannigfaltigkeit des unterhaltenden stoffes, die spannenden schilderungen von abenteuern und zweikämpfen, die bewegten schlachtenbilder, die wirksame darstellung des wunderbaren und zauberhaften, die gut durchgeführte charakteristik der hauptpersonen, die deutlich hervortretende sittlich-ideale anschauung des helden, die klare widerspiegelung des zeitgeistes, die flüssige, wenn auch in breitem und manieriertem stil gehaltene erzählung waren die gründe seiner grossen beliebtheit und seiner, erst durch die gleichzeitig aufkommende buchdruckerkunst ermöglichten starken verbreitung und nachwirkung.

Die grossen fehler dieses romans, die von den fortsetzungen noch weit übertrumpft wurden, sind von der menge der leser nicht erkannt worden: das langsame vorrücken der handlung, die sich in mehrere nebeneinanderlaufende zweige teilt und durch das fortwährende auftauchen neuer persönlichkeiten und episoden, durch das auftürmen neuer, ganz unbegründeter hindernisse, missverständnisse und ränke, die nur durch übernatürliche mittel behoben werden können, immer wieder ins stocken gerät. Ferner die bis zu ermüdender länge ausgemalten beschreibungen, die weitschweifigen, gespreizten reden, die süsslichen, von höflichkeit triefenden liebesgespräche, welche zwar das deutliche bestreben nach eleganz und rhetorischer kunstfertigkeit zeigen, aber von einem schwall gedrechselter und hochtrabender redensarten überwuchert sind. Im gegensatz zu dem rittertum der alten epen und romane aus dem bretonischen und französischen sagenkreise, welches, getragen von den lebendigen ritterlichen und religiösen idealen des mittelalters, in der ursprünglichen rauhen, herben und darum so wirksamen natürlichkeit auftritt, erscheint uns das rittertum im Amadis künstlich raffiniert und unnatürlich verstiegen, zwecklos, ohne belebende grundsätze und ideale, unwahr, hohl, totgeboren. Weil die wieder-

gabe der wirklichkeit in den zeiten des verfalls nicht genügte, versetzte man sich in eine erträumte vergangenheit. Politische, geschichtliche, kulturelle zustände finden sich hier, die nie bestanden haben und in ihrer inneren unwahrheit nie bestehen konnten. Ebenso unnatürlich erscheint hier die, eine triebfeder der handlung bildende liebe, obschon einzelne liebesszenen roh sinnlich ausgemalt sind.

Einige bemerkenswerte einzelheiten aus der technik und der auffassung dieses romans wären noch hervorzuheben. Der verfasser tritt sehr häufig persönlich hervor. Er spricht die leser an: ihr mögt selbst sehen; ihr könnt euch denken, dass... Am schluss von kapiteln, wo episoden enden, nimmt er von dem helden abschied, überlässt ihn seinem schicksal oder empfiehlt ihn der gnade Gottes. Am anfang des nächsten kapitels knüpft er an eine früher abgebrochene episode an: ihr habt gehört, was sich mit dem ritter N. begeben hat. Auch durch hinweise auf spätere ausführungen sucht er dem leser den überblick auf die in mehreren fäden, zum teil in ganz loser aneinanderreihung der abenteuer, nebeneinanderlaufende handlung zu erleichtern. Spannung wird erzeugt und hingehalten durch rätselhafte inschriften und geheimnisvolle zeichen und weissagungen, die erst viel später ihre lösung finden.

Der ganze lebensinhalt der auftretenden personen scheint sich nur um zwecklose kämpfe und um einen grillenhaften minnedienst zu drehen. Den politischen mittelpunkt der Amadisromane bilden die kaiser von Konstantinopel, die als haupt der christenheit Europa vor der eroberung durch die ungläubigen zu schützen haben. Wenigstens ein aktuelles motiv, weil eben während der entstehung und verbreitung der Amadisromane die Türkengefahr aufs höchste gestiegen ist. Die gegner der christen sind sultane und kalifen aus dem Orient, also mohammedaner, werden aber nur als heiden benannt, die Jupiter als ihren obersten gott anrufen, während heidnische riesen Mohammed anrufen. Im übrigen werden sie den christlichen kämpfern ganz gleich geschildert. Sie haben dieselben ritterlichen anschauungen und dieselbe ausrüstung, nämlich (den beschreibungen und holzschnitten nach zu schliessen) die damals typische, stilisierte antike rüstung an. In den zweikämpfen zwischen christen und heiden neigt sich gewöhnlich zuerst dem tapfer zuschlagenden heiden scheinbar der sieg zu, doch im letzten augenblick wird der christ mit Gottes hilfe immer sieger. Ähnlich ergeht es den heiden in den grossen entscheidungsschlachten. In der zauberei wird die weisse magie, die von gott kommt und den christen im kampf gegen die heiden erlaubt ist, geschieden von der schwarzen magie des teufels, deren sich die ungläubigen bedienen.

Aus dem stamm der vier ersten bücher sprossen viele zweige, die später in Italien und Frankreich neue schösslinge trieben. In diesen fortsetzungen, die das leben der nachkommen durch mehrere geschlechter hindurch erzählen, wird die breite ins ungeheuerliche gedehnt und das unnatürliche bis ins fratzenhafte verzerrt; immer wieder werden die gleichen charaktere, motive und schilderungen bis ins einzelne in ähnlicher weise vorgeführt. Aus pietät zur familienüberlieferung gebären die prinzessinnen das erste kind, meist einen sohn, vor der eheschliessung und heimlich, während ihr liebster in der ferne weilt; sie müssen auch das kind gleich beiseite schaffen und in der verborgenheit aufziehen lassen. Auch die legitimen kinder werden oft gleich nach der geburt von heiden, riesen, wilden tieren geraubt und erst herangewachsen, mit den eltern vereinigt. Die zweikämpfe zwischen vätern und söhnen, brüdern und freunden, die unerkannt oder aus nichtigen gründen miteinander ringen, sind auch untereinander im wesentlichen gleich. Die kämpfer bringen sich gegenseitig so schwere wunden bei, dass sie dem tode geweiht

wären, wenn sie nicht durch zauberkundige frauen geheilt, von wolken eingehüllt, kurz, durch ein wunder gerettet würden. Vier hauptbestandteile sind am stamm und den zweigen deutlich zu erkennen: ritterabenteuer, liebeshändel, höfische etiquette und konversation, welche ein vorbild für das gesellschaftliche leben der zeit bieten und die wunderwelt, die dem sensationsbedürfnis der leser dienen sollte.

Montalvo selbst hat das beispiel zu diesen fortsetzungen gegeben, indem er, eine griechische quelle vorschützend, die taten Esplandians, des schwarzen ritters, der nach siegreichen kämpfen kaiser von Konstantinopel wird, in einem fünften bande schildert, der von 1510–1588 in 10 auflagen veröffentlicht wurde. Das von Paez de Ribeira verfasste sechste buch bringt die taten des Florisando, des brudersohnes von Amadis, des einzigen helden der langen Amadisreihe, der nicht in gerader linie von dem ahnherrn abstammt. Aus diesem grunde wohl fand dieses buch selbst in der heimat keinen anklang — es erschien hier nur in zwei drucken, 1510 und 1526 — und wurde zwar in Italien, aber nicht in Frankreich und somit auch nicht in Deutschland übernommen. Das siebente buch eines unbekannten verfassers ist den heldentaten Lisuarts de Grecia, Esplandians sohns und Perions, des zweiten sohns von Amadis, gewidmet. Es erschien von 1514–1587 in 73 auflagen. Besonders gegen das fünfte und das siebente buch richten sich die spöttischen bemerkungen von Miguel Cervantes (Don Quichote I, 6). Das achte buch, eine fortsetzung des siebenten, ist nur in einem drucke (1526) bekannt. Feliciano de Silva ist der verfasser des neunten buches von Amadis de Grecia, Lisuarts sohne, dem ritter vom brennenden schwert (1530–1596 acht drucke), des zehnten buches (1532–1584 sechs drucke) und des elften buches (in zwei teilen von 1536–1568 in sieben drucken), welche beide die chronik des Don Florisel de Niquea enthalten. Mit dem zwölften buche über die heldentaten des Don Silves de la Selva (1546–1551 drei drucke) schliesst die reihe der spanischen Amadisromane ab. Allerdings erscheint noch (1587) eine lose mit dem Amadis zusammenhängende „Cronica del principe de Belianis". Die neuauflagen hören um 1590 auf, wo dann die französischen und deutschen bearbeitungen diesen roman allenthalben verbreiten. Alte Amadisromanzen sind wiederholt im 19. jahrhundert veröffentlicht worden, auch die romane in neuausgaben von 1838, 1848 und 1857. (Vgl. Amadis, Erstes buch nach der ältesten deutschen übersetzung. Hg. v. A. v. Keller in der bibl. d. lit. vereins XL, S. 440 f.)

In der portugiesischen literatur wird der Amadis auch früh erwähnt. Von der verloren gegangenen portugiesischen fassung vermutet man, dass sie im auftrag des infanten Dom Pedro um 1480 von dem notar zu Elvas aus dem spanischen oder französischen übersetzt worden sei. Doch ist überhaupt die existenz dieser übertragung zweifelhaft. Einer nicht erweislichen mitteilung von Clemencin, Quijote 1833, (1, 109) zufolge soll der Amadis auch ins hebräische übertragen worden sein. Höchst unwahrscheinlich ist auch eine griechische übersetzung, die Feyerabend in der vorrede seiner folioausgabe des deutschen Amadis (1583) erwähnt.

In Italien erschien eine übersetzung der spanischen fassung zuerst 1546, also etwas später als die ersten sechs bücher in Frankreich. In den nächsten jahrzehnten erschienen zahlreiche ausgaben. Mambrino Roseo hat die drei letzten spanischen bücher auf mehrere bände erweitert und den stoff dann selbständig fortgeführt. — (Es ist höchst wahrscheinlich, dass die französischen bücher, mindestens von XVI–XXI, übertragungen aus Roseo sind, und dass nur die drei letzten bücher von unbekannten französischen autoren abgefasst worden sind. Doch es sind diese beziehungen noch nicht gründlich erforscht worden. Auch Pfeiffer bringt nichts

darüber. Es wäre eine dankbare aufgabe, das verhältnis zwischen den spanischen, italienischen und französischen fassungen endlich einmal klarzulegen. Bei den deutschen bearbeitungen steht es ja fest, dass sie den 24 französischen büchern stofflich entsprechen.) — Noch in einer zeit lebendiger wirksamkeit des Amadis hat Bernardo Tasso, der vater Torquatos, in seinem Epos Amadigi di Francia (1560) den roman in ungemein breiter und ungeschickter weise bearbeitet.

Frankreich wurde 'das sammelbecken, aus dem sich der Amadisroman wie ein fruchtbarer strom in die kultursprachen ergoss'. Der artillerieoffizier Signeur Des Essars Nicolas de Herberay hat den stoff ungefähr 1520 kennen gelernt und bald danach die bearbeitung begonnen. Der kriegerischen zeiten wegen und in der bescheidenen erwägung, dass einige inzwischen in Frankreich erschienene übertragungen anderer dichtungen die wirkung seiner arbeit in schatten stellen könnten, entschloss er sich, diese erst drei jahrfünfte später zu vollenden und herauszugeben, vielleicht auf das drängen seiner freunde hin. Doch die so oft wiederholte behauptung, Franz I. habe Herberays übersetzung betrieben, ist, wie Pfeiffer (s. 12 f.) zeigt, nicht zu erweisen. Im jahre 1540/41 erscheint das erste und zweite buch; rasch folgen die weiteren sechs bücher bis 1548. Herberay wollte durch dieses werk nicht lob ernten, sondern durch die widmung an den zweiten sohn des königs, den herzog Karl von Orleans, dem hofe seine ergebenheit erweisen und noch mehr, als tapferer soldat den kriegerischen ruhm Frankreichs erheben. Durch die verwechselung von Gaule mit Gallien hält er Amadis für einen Franzosen und will ihn in die heimat zurückführen und seinen zeit- und landesgenossen den verblassten glanz vergangener ritterlicher zeiten vor die augen zaubern. Er bekennt selbst, dass er nicht die absicht hatte, der vorlage, wie es allgemein üblich sei, ängstlich zu folgen, besonders darum, weil die heimischen sitten der vorlage nicht entsprächen. So umgibt er den spanischen kern mit einer französischen schale. Aus den vorreden und der art seiner änderungen geht geradezu hervor, dass seine bearbeitung ein vorbild werden sollte für das benehmen des französischen edelmannes im kriege wie im gesellschaftlichen leben. Durch diese vaterländische ummodelung und durch seinen eleganten, reinen stil, auf den Herberay viel mühe und sorgfalt verwendete, hat er diesem schwerfälligen roman zu einem beispiellosen erfolg verholfen.

Die von Herberay bearbeiteten acht bücher erreichen alle bis 1577 (das vierte bis 1588) zahlreiche, je 20—24 auflagen; die späteren, von verschiedenen autoren besorgten bücher weniger, IX—XII bis 1577 je 10—15 auflagen, XIII—XXI bis 1582 je 2—10 auflagen, XXII—XXIV nur im erscheinungsjahr 1615 je drei drucke. Pfeiffer verzeichnet (s. 17—26) alle drucke mit der ausgabe von ort und jahr und dem gegenwärtigen aufbewahrungsort. Ferner erschienen noch zwei gesamtausgaben, die erste in Lyon mit 13 büchern 1577, die zweite mit allen 24 büchern in Lyon, Antwerpen und Paris 1577—1615, und eine schatzkammer von briefen und reden aus den Amadisromanen, die als musterbriefsteller, komplimentierbuch und rhetorische beispielsammlung dienen sollte. (Wenn Pfeiffer für die erste ausgabe 1550 den titel 'Thresor des douze livres d'Amadis du Gaule' angibt, so ist das ein versehen, denn bis dahin sind nur acht bücher erschienen.) Erst die zweite ausgabe (1559) konnte bereits zwölf bücher benützen und auch auf dem titel angeben. Die weiteren elf ausgaben von 1560—1606 führen den titel 'Trésor de tous les livres . . .' und geben je nach den inzwischen erschienenen fortsetzungen weitere auszüge; die letzte auflage aus 21 büchern (nicht 24, wie Pfeiffer irrtümlich sagt), denn die drei letzten bände sind ja erst 1615 herausgekommen. (A. v. Keller a. a. o.

s. 446 erwähnt noch ein 25. buch Flores de Grèce, das sich eigentlich dem stoff nach an das 6. buch anschliesst, da Flores der zweite sohn Esplandians ist, und ferner noch eine aus dem spanischen übersetzte vorgeschichte zum Amadis über dessen vorfahren Trebatius und Rosiclair 1620 1625 in acht bänden.) Endlich erschien ein abschluss der abenteuer von Belianis, Amadis und dem Sonnenritter: Gilbert Saulnier 'Le romant des romans' (Paris 1626–1629) in sieben gewaltigen bänden. Mit dem beginn des dreissigjährigen krieges verschwindet der Amadis vom französischen büchermarkt. Umdichtungen des Amadis erscheinen viel später von fräulein von Lubert 1750, vom grafen von Tressan 1779 und 1796, sowie eine freie bearbeitung der vorgeschichte vom markgrafen von Paulmy 1780. (Vgl. A. v. Keller a. a. o. s. 446.) Neu bearbeitet wurde dieser stoff in der in Paris 1813 erschienenen dichtung 'Amadis de Gaule' von A. Creuzé de Lesser.

Eine holländische übersetzung erschien 1596; englische übersetzungen 1619, und viel später, 1803, von R. Southey, beide nur die vier ersten bücher enthaltend. 1802 veröffentlichte W. Stewart Rose seine umdichtung 'Amadis de Gaul, a poem in three books from de french vers'[1].

Aus Frankreich wandert der roman zuerst nach Deutschland, wo er im letzten drittel des 16. jahrhunderts grosse teilnahme erweckte. Von 1569–1595 wurden sämtliche 24 bücher ins deutsche übertragen. Schon die französische fassung hat im Reiche viele liebhaber gefunden. Das erweisen die zahlreichen drucke in deutschen bibliotheken, die zum teil mit einträgen von besitzern aus dem 16. jahrhundert versehen sind. Besonders in die kreise des adels und der höfe muss der Amadis eingang gefunden haben, denn herzog Christoph von Württemberg hat die verdeutschung veranlasst, was sich aus Feyerabends vorrede zum vierten buche ergibt. Knapp nach seinem tode (28. dez. 1568), zur fastenmesse 1569, erscheint das erste buch in zwei drucken, dem ersten mit der unrichtigen jahreszahl MDLXI und dem zweiten (zuerst von Pfeiffer nachgewiesenen) druck mit der richtigen jahreszahl, beide bei Siegmund Feyerabend in Frankfurt a. M. In dem gleichen verlage erschienen von 1569–1575 in rascher folge dreizehn bücher, die von verschiedenen, nebeneinander arbeitenden übersetzern besorgt wurden. Feyerabend schloss hiermit vorläufig seine reihe ab.

1) Die Wiener hofbibliothek, welche die umfrage Pfeiffers (s. XIII) nicht beantwortet hat, besitzt, wie ich dem zettelkatalog entnehme, folgende ausgaben: Spanisch: Amadis de Gaula, Los quartos libros ... nueuomente impressos. Louayna. S. Sasseno, 1551. – Elf bücher in sieben bänden. Sevilla, F. Diaz, 1586 96. – Portugiesisch: Felic. de Silva, Choronica del Amadis de Grecia. Lisboa 1596. – Italienisch: Amadis di Gaula, tradotto di lingua Spagnola. Venezia, Michele Tramezinno, 1558–65. Bd. 1–4. 6–23. Venezia, Cam. Franceschini. 1581 82. Bd. 1. 3. 6. 8 9. 11. 12. 14. – Venezia, Tramezinno, 1561. Bd. 16. – 1569 1583. Bd. 18 23. – Silva, Amadis di Grezia nuovamente tradotto. s. l. 1565 und Venezia 1580. Französisch: Amadis de Gaule. Paris, J. Longis. Zwölf bücher in vier bänden. 1548–1556. – Lyon, B. Rigaud. Bd. 1–14. 16. 1575–78. – Anvers, Ch. Plantîn. Zwölf bücher in drei bänden. 1561. Lyon, F. Didier. 24 bücher. 1577–1615. – Trésor. Lyon 1616. – Das Britische museum, dessen Catalogue of printed books 3, 62 72 Pfeiffer für die spanischen und französischen drucke heranzieht, weist überdies einen grossen bestand von italienischen, portugiesischen, deutschen, englischen und holländischen originaldrucken, fortsetzungen, späteren ausgaben und bearbeitungen auf. So viel ich weiss, sind nur hier die französische und die englische Amadisoper erwähnt: P. Quinault, Tragédie en musique, Paris 1684 und James Heidegger, Amadis, London 1715.

Die beliebtheit des stoffes mochte aber auch Michael Manger in Augsburg verlockt haben, einzelne teile davon zu veröffentlichen, und zwar 1578 das 'vierte buch ander theil', samt einem besonderen 'anhang' (der wahrscheinlich einem teil des 5. buches entspricht und 1579 nochmals mit der falschen angabe 'das fünffzehende buch' erschien), und 1579 'das vierdtzehend buch', das aber nicht, wie Pfeiffer (s. 32 und 34) meint, die Feyerabendsche reihe fortsetzt, sondern, wie es schon aus dem titel und aus der vorrede Feyerabends zu seinem 14. buch hervorgeht, das bringt, was in dem früheren band aus dem vierten buche ausgelassen worden war, nämlich die fährlichkeiten von Amadis und Galaor, während das 14. buch in wirklichkeit die geschichte von Sylvis vom walde fortführt. Das von Pfeiffer (s. 31, anm. 1) erwähnte Breslauer exemplar der Ausgsburger ausgabe des 4. buches hat Bobertag (a. a. o. 1, 346 f., anm.) genau beschrieben. Hieraus ersehen wir, dass 'Georgius Willer von Augspurg, buchhändler' die dedikation an den pfalzgrafen Albrecht bey Rhein unterzeichnet hat. Manger scheint also nur den druck besorgt zu haben. Diese bücher sind im gegensatze zur Frankfurter ausgabe aus dem italienischen übertragen.

Im jahre 1583 gab Feyerabend eine zweiteilige folioausgabe der dreizehn bücher ohne die früheren vorreden und einleitungsgedichte heraus, die begreiflicherweise keinen solchen absatz fand wie die handlichen einzelausgaben und auch keine zweite auflage erlebte. Auf dem titel des zweiten bandes ist irrtümlich das 14. und 15. buch erwähnt. Doch erst 1590 entschloss sich Feyerabend, von anderen dazu 'beredt', diese beiden bücher bei J. Foillet in Mombelgarten (Mömpelgard, französisch Montbéliard, damals württembergisch) drucken zu lassen. Die weiteren bücher XVI–XXIV wurden auch in rascher folge von 1591–1595 von seinen erben herausgegeben. Nachdrucke von buch I, XIV, XVII und XVIII erschienen von 1610–1617 bei Gottfried Tambach in Frankfurt a. Main.

Auch in Deutschland erscheint eine 'Schatzkammer schöner zierlicher orationen, sendbriefen, gesprächen' . . . L. Zetzner, Strassburg 1596, die aber nicht eine übersetzung des 'Trèsor' ist, sondern eine selbständige, aus den 24 büchern der deutschen übersetzung gezogene sammlung, welche dann noch fünfmal bis 1624 aufgelegt wurde[1]. (Erwähnt sei auch noch Andreas Hartmanns 'Comedia: Historia von des ritters Amadisens auß Franckreich . . . Thaten'. Dresden 1587. Ferner Christophs S. Mylius 'Amadis von Gallien' nach der französischen fassung von Tressan. Leipzig 1782. – Dass Wielands 'Neuer Amadis' nur den namen mit dem älteren stoff gemein hat, ist allgemein bekannt.)

Die verbreitung des Amadis ist also in Deutschland nicht so gross wie in Frankreich, doch verhältnismässig beträchtlich genug. Pfeiffer (s. 28) findet es verwunderlich, dass 'bei den religiösen, politischen und schweren wirtschaftlichen kämpfen, . . . mit der hochflut von streitschriften zur lehr und wehr, mit der windsbraut von politischen und religiös-satirischen flugblättern auch der dickleibige Amadis einhergeweht wird'. Ich meine aber, dass es eine ganz natürliche erscheinung ist. Gerade durch diesen grellen gegensatz zwischen den damaligen zuständen und der sie widerspiegelnden literatur und andererseits der erotisch-phantastischen idealen scheinwelt musste der Amadis den deutschen lesern förmlich zum labetrunk

1) Auf der Wiener hofbibliothek sind vorhanden: Amadis, Frankfurt a. M. 1569–1612 (darunter das 6. buch 1595, das 14. und 15. buch 1610, das 16. und 17. buch 1591), die zweibändige folioausgabe 1583 und die Schatzkammer 1612.

werden. Freilich einen so tiefgehenden einfluss auf die kultur der höheren schichten wie in Frankreich, konnte dieser roman in Deutschland nicht nehmen. Schon darum nicht, weil hier die übersetzer nicht in der lage waren, dieses durchaus romanische werk einzudeutschen, es so wie Herberay der heimischen umwelt gemäss umzugestalten. Durch den dreissigjährigen krieg wurden hüben wie drüben der reichsgrenze alle spuren des Amadis verwischt[1].

* *
*

Die verdeutschungen der Amadisromane sind von verschiedenen verfassern besorgt worden. Ausser den bänden 1, 8–10 und 19 sind die übersetzer mit je vier grossen buchstaben bezeichnet, die als anfangsbuchstaben der namen anzusehen und bisher noch nicht gedeutet worden sind, weil es sich wahrscheinlich um literarisch unbekannte autoren handelt, die je einen oder mehr bände — die meisten (fünf) ein J. R. V. S. — aus vergnügen oder des broterwerbs wegen übersetzt haben. Nur bei dem sechsten buch verhält es sich anders. Hier heisst es im titel ausdrücklich: 'auß Frantzösischer sprach newlich in Teutsche durch J. F. M. G. gebracht' und unter der überschrift des einleitenden gedichts J. F. G. M. Das sind also die bekannten, so oft verwendeten initialen für Johann Fischart genannt Mentzer. Daraus geht klar hervor, dass Fischart das 6. buch verdeutscht hat. Eigentlich müsste die gegenteilige meinung erwiesen werden. Trotzdem waren die ansichten darüber verschieden. Goedeke (Grundriss² 2, 74) weist nur das einleitende gedicht (neu gedruckt bei Kurz 3, 24–32) Fischarten zu. Gervinus, Geschichte der deutschen dichtung⁵ 3, 499, A. v. Keller (a. a. o. 448), Bobertag (Geschichte des romans 1, 360) und Besson (Etude sur Fischart, 166) lassen die frage offen. Scherer (Anfänge des deutschen prosaromans, Qu. u. F. 21, 62) sagt mit recht, die autorschaft müsse 'durch philologische untersuchung doch zu ermitteln sein'. Baesecke (Glückhaft schiff, neudrucke nr. 182, X f. anmerkung; von mir besprochen in dieser zeitschrift 35, 555–57) nimmt einen ansatz dazu, doch erst Pfeiffer hat durch eine genaue stilistische untersuchung die verfasserschaft Fischarts erwiesen.

Diese untersuchung ist übersichtlich angeordnet und bringt für viele Fischarten besonders eigentümliche stilerscheinungen eine fülle von gut ausgewählten belegen.

Den anfänger in der kunst des übersetzens merkt man deutlich an den vielen flüchtigen, ungenauen oder ganz unrichtigen oder sinnlosen übersetzungen; so gibt er 'tard' mit 'ermüdet' (322), 'demoysel' (afr. junker) oft sinnstörend mit 'jungfrau' wieder, weil er es für 'demoyselle' liest. [Ein beispiel für wiederholt vorkommende missdeutungen französischer redensarten möchte ich hier noch hinzufügen: 'j'avois

1) In dem artikel 'Amadisromane' der letzten (sechsten) auflage von Meyers grossem konversationslexikon 1, 405 (1902) finden sich die unrichtigen angaben, dass die deutsche übersetzung 1583 (richtig von 1569 angefangen) erschienen und dass diese auf 30 bände erweitert worden sei, während in wirklichkeit die 24 deutschen bücher den französischen entsprechen. Ferner dass die erste bekannte ausgabe von Montalvos text 1519 (richtig 1508) erschienen ist. Hier möchte ich noch bemerken, dass die von Braunfels im 'Kritischen versuch über den Amadis' (Leipzig 1876) mit guten gründen ins fabelreich verwiesene portugiesische urschrift in dem genannten artikel wiederum als quelle Montalvos angegeben und die hypothese von Braunfels, die allgemeine anerkennung gefunden, als 'hinfällig' bezeichnet wird. Die hier erwähnte schrift von Braga, Formação do Amadis, Oporto 1878, die wahrscheinlich die these von Braunfels bekämpft, ist mir leider nicht zugänglich.

la connoissance de la tette de ma nourisse' (284), 'so hab ich . . . allbereyt schon meiner seugammen kopff vnd angesicht erkennet', wobei er 'la tette' (brust) mit 'la téte' (kopf) verwechselt. Ungeschick erweisen auch die wendungen, die sich wortwörtlich an das französische lehnen und darum undeutsch klingen, oder deren sinn erst durch einen vergleich mit der vorlage klar wird: 'la teste baissée montrerent' (223), 'vnd nach gehencktem kopff bestiegen sie den wall usw', 'le Chevalier cheminant toute nuit et jusques au lendemain le heaulme en la teste, ne repaissant ne luy, ne son cheval' (405 f.), 'der ritter . . . die gantze nacht ohn einige gepflegte rhu des pferds noch seiner, noch auch ablegung des helms gereyset seye'.]

Doch auch die besonderen eigenschaften und vorzüge von Fischarts übersetzung zeigen sich schon bei diesem ersten versuch: die grosse ausdrucksfähigkeit, der reiche wortvorrat, der ihm bereits zur verfügung steht. Schon hier erweitert er die französische vorlage durch zwei- und mehrgliedrige formeln, durch anhäufung von synonymen, durch verstärkende beiwörter und bestimmungswörter, erklärende appositionen und durch beifügung der verdeutschung zu dem übernommenen fremdwort: 'quelle fortune' (63), 'was für vnglück vnd böser windt'; 'estourdy' (246), 'vnrichtig, dürmisch vnnd erdaubet'; 'les mortelles plaintes' (351), 'das leidklagen, seufftzen, achtzen, jamern vnnd mordschreyen'; 'leurs mains' (681), 'ihren raubischen händen'; ['du desir' (563), 'des ehrenzimlichen lustes']; 'il tremblayt comme la fucille' (473), 'bidmet vnd zitteret wie ein espenlaub'; [l'Isle ferme' (2), 'Insel Ferme, sonst die starck, vest, beschlossen insel genannt'; 'esphere' (5), 'spehr oder himmelskugel' (vgl. Geschichtklitterung 186 'spher oder weltkugel')].

Die überwiegende mehrheit der sprichwörter, redensarten und bilder der vorlage sind genau und treffend wiedergegeben; ausserdem werden noch nüchterne stellen durch bildkräftigen ausdruck ersetzt und selbständig scherzhafte und anschauliche wendungen eingefügt: 'l'antiquité' (56), 'alt fränckische manier'; ['secouer le jarret' (730), 'die hosenband vnd das füsslein schütteln' (sterben); 'Or touchait elle droitement au mal de ceste princesse' (18), 'mit diesen reden hat sie der jungen fürstin (wie man pflegt zu reden) den rechten eysen gerüret' (die gesperrt gedruckte wendung kommt ähnlich bei Fischart überaus häufig vor); 'prens ce chemin' (414), 'nam den weg . . . vnder die füß'; 'Certes ce n'estoit pas droitement le poinct, qui les solicitoit le plus, ains le petit enfançon qu'elles sentoit deja mouvoir au ventre' (757), 'Warlich diss war eigentlich nicht der wurm, der sie am meisten naget, sondern das klein gartenkindlein, welches bereyt händ vnnd füss bekommen, im mutterleib sich reget']; 'il entra pesle mesle' (458), 'vnder sie sprang wie ein hungeriger wolff vnder die schaff'.

Weiter bemerken wir schon hier die gewandtheit in wortbildungen und einen grossen vorrat von allgemein deutschen und insbesondere alemannischen ausdrücken. Pfeiffer (s. 63–65 und 72) bringt eine reihe von substantiven auf -ung, von denen gewiss mehrere neubildungen sind. Ferner mehrere Fischart eigentümliche zusammensetzungen, besonders adjektive wie 'neidbissig' (456), 'nottränglich' (343), 'sattelraumig' (384). [Einige davon finden sich auch anderwärts bei Fischart, so für 'estourdy' (638), 'schellhirnig', vgl. Geschichtklitterung s. 3. 'schellhörnig vnd hirnschöllig' und 'zornwägig' (542), vgl. Lob der laute v. 44. Für einen in der vorlage wiederholt vorkommenden ausdruck gebraucht der bearbeiter viele verschiedene bezeichnungen: 'tenans' (579 591), bestandritter, planschirmer, = haber, halter, — herr, — recher, = retter, parthalter, handhaber (beim turnier): 'vilain' (41), 'grober vnghoflicher baurenflegel', (58) 'vnhöfflicher baurenwisch', (464) 'schelms-

halß'; 'lance' (550 und oft), 'gläne, lantze' (553 u. a.), 'spär, spieß'. — Ich füge noch eine kleine liste von zusammensetzungen und einfachen ausdrücken hinzu, die nur hier belegt oder die der alemannischen bezw. der elsässischen mundart angehören: 'aberkunst' (243 in einem absatz über zauberei); 'beschönlich' (498 honneste; nur 'unbeschönlich 'in Stielers Wörterbuch, s. 1756); 'entruttung' (202 effroy; 'entrütten' Lob der laute v. 33); 'grewelhorn' (40 corne; vgl. 'gräuselhorn' Jesuiterhütlein v. 27 und Catalogus B 1 a); 'haunelen' (oder 'schreyen', von pferden 748 hennir; im ersten buch 724 'wehnlet vnd schrie'); 'liebkuß' (626 baiser) und 'liebzanck' (299 zusatz; ähnliche bildungen 'libtranck' Gorgo v. 59. 'libtat' Ehezuchtbüchlein 167 u. a. 'libsucht' Pod. trostbüchlein 25, 'liebkrantz' Geschichtklitterung 266); 'liebpflichtig' (461 à qui je suis, vgl. 'libmächtig' Ehezuchtbüchlein 126. 'liebhaft' 232 usw.); 'magerig' (467 amegrie); 'mundleinspiel' (505 'les traitemens de bouche); 'nachdenckig' (649 pensif); 'schamlächlet' (500 se souzrians); 'stumpffling' (den rücken kehren 456); 'vngrundlicher' (freuden 253, d'un trop grande aise'); 'vergriffliche' (anzügliche reden 503); 'vermahlung' (752 la grue). Einige selten gebrauchte ausdrücke: 'ausskunden' (rottenweiß 345 manderant de mein en main, in der bedeutung verkündigen, vgl. 'ausskünden lassen' Geschichtklitterung); 'dickmals' (273 maintefois, vgl. 'dickmals' Bienenkorb E 39 a); 'notzwänglich' (beschlafen 440 forcée, erster beleg im Deutschen wörterbuch VII, 964); 'schnellschifflein' (264 le petit navire, im Deutschen wörterbuch IX, 1309 wird 'schnellschiff' als neubildung von Campe bezeichnet. — 'ketschen, pfetzen' und 'walgern', die auch hier oft vorkommen (ein gelungenes beispiel 'gouverner les dames' 717 'die meidlin zu pfetzen'), sind lieblingsausdrücke von Fischart, vgl. das Wörterverzeichnis von Kurz (3, 518; 523; 537) und das Elsässische wörterbuch 1, 483; 2, 142 f.; 821. 'zatz' (184 vilaine, Dirne; vgl. 'zatz' für hündin, Flöhhaz v. 2401, auch im elsässischen in diesen beiden bedeutungen üblich. Els. wörterb. 2, 921). Der umlaut in der einzahl von 'die aesch' und die schreibung 'floch, flöch', wie sie hier vorkommen, sind auch bei Fischart zu finden (Flöhhaz v. 658 und v. 1552) und im elsässischen üblich (Wörterbuch 1, 80 und 163). Bezeichnend für Fischart scheint mir auch die übersetzung für 'qu'il estoit Francoys', (459) 'daß er ein Franck were' (vgl. Geschichtklitterung 31 für Rabelais 'és Francois': 'zu den Teutschen Francken vnnd Franck-Teutschen')].

Wie später in der Geschichtklitterung, so erhalten schon im Amadis, nur in geringerem masse, französische ausdrücke in wirksamer, auch scherzhafter umgestaltung deutsches gewand: 'quartier' (269), 'wartier'; 'sangloutz' (746), 'gluchsen'; 'faire voyle' (493), 'die segel zu freyen'; 'galleres' (359) 'waleen' oder für den kreuzweg 'un carrefour' (537), 'an eine karrefurt'.

Pfeiffer führt einige wortspiele an, die zum teil nicht von der vorlage angeregt worden sind, wie 'contestans' (314), 'indem sie wehr vnd ehrwort treiben'. Aus dem einfachen wortspiel 'cerf — serf — service' wird mit reichen zutaten ein dreifaches (472—73): 'hirtz — hertz — gehürn — zürn — stirn — dirn'. Ferner viele beispiele von alliterationen, die nur zum geringen teil von der vorlage angeregt worden sind, so z. b. 'vent et vagues' (37 u. a.), 'wind vnd wasserwogen' und mehrere stellen mit reimprosa, die alle selbständig eingeführt wurden. [Zu (519) 'weder strat noch pfad' wäre zu erwähnen, dass Fischart es liebt, scherzweise niederdeutsche formen auch im reim einzufügen: vgl. Geschichtklitterung (s. 376) 'sechs bilger aß oder (vmb reimens willen) frat'.]

Aus diesen betrachtungen geht schon hervor, dass der übersetzer den sprach-

lichen ausdruck der vorlage durchaus nicht nur bereichert, sondern auch verbreitert hat. Pfeiffer gibt solche beispiele für schilderungen von zweikämpfen, liebesszenen, ansprachen und gegenreden zweier feinde. Doch möchte ich hierzu bemerken, dass die deutsche bearbeitung zwar lebendiger und kräftiger ist, dafür aber sehr oft in weitschweifigkeit und besonders bei den reden in gespreiztheit ausartet. Trotz alledem finden sich hier keine sachlichen einschübe, wie später bei der Geschichtklitterung und anderwärts. Fischart hat hier, jedenfalls dem beispiele der übersetzer der ersten Amadisbücher und dem wunsche des verlegers folgend, auf zusätze verzichtet. Die weitschweifigkeit aber liegt ihm im blut und äussert sich schon in der Amadisübersetzung, wo für ein wort der vorlage eine breite umschreibung oder eine reihe von synonymen steht, für einen kurzen satz ein oft unübersichtliches satzgefüge, womit nichts neues gesagt, sondern nur das ganze ungenauer und schwer verständlich wird. Nur ein beispiel: 'se voyant si tost frustré de la presence de sa nouvelle amye: de laquelle il n'eut moyen avoir autre congé, sinon' (34), 'dieweil er sah, sich so bald seiner newen holdschafft beraubt sein, vnd die angefangen lieb vnvollendet, auch dass er von jhrer tröstlichen gegenwertigkeyt, so stützlich ohn alles vorgenaden solte scheiden, mit welcher er dan in solcher verdrüßlichen eil kein andern abscheid wüsste zu machen, dan dass . . .' Wenn der Franzose an das vorhergehende mit 'toutesfois' anknüpft, so wiederholt Fischart dafür mehr oder weniger von dem bereits gesagten. Eine breite, schwülstige prosa erscheint den meisten schriftstellern dieser zeit als eine notwendigkeit, als allgemeiner brauch, ja als vorzug, in der meinung, dass ein solcher stil mehr gewicht verleihe. Besonders krass wird der gegensatz bei einem vergleich mit dem französischen, das damals wie heute einen viel knapperen, bündigeren stil zeigt als das deutsche, welches dagegen wiederum ausdrucksfähiger, reicher an bezeichnungen für die verschiedenen färbungen desselben begriffes ist.

Fischart pflegt bei seinen bearbeitungen an der vorlage gar keine oder nur unwesentliche änderungen und striche aus ganz bestimmten gründen anzubringen. Wie bei der Geschichtklitterung (vgl. meine ausführungen im Afda. 23. 77 ff.), so verhält es sich auch bei dem deutschen Amadis. Pfeiffer (60 f.) zeigt, dass der verdeutscher katholische einrichtungen und ausdrücke streicht oder ersetzt, so 'messe' durch 'predig', 'couvent' durch 'apotheke', 'sainte Mari!' durch 'ach, Jesus', natürlich nicht konsequent, denn das ist Fischart nie. Allerdings finden wir dieselbe erscheinung auch in den ersten büchern.

Pfeiffer hat sich auch der mühe unterzogen (s. 47 f., 68, 72), die bearbeitung Fischarts mit den meist schlichten und einförmigen, an den kurialstil gemahnenden verdeutschungen der 'das sechste umgebenden bücher' zu vergleichen, freilich nur oben hin und ohne gegenbeispiele. Er findet bei dem sechsten buche folgende besonderen eigentümlichkeiten: eine grössere freiheit der bewegung, eine flottere behandlung und intelligentere, nicht so sklavische übersetzung wie bei den übrigen, einen selbständigen, unerschöpflichen wortvorrat, wenig fremdwörter, ein plastischeres hervortreten der personen, die auch, statt der abhängigen rede im französischen, direkte reden führen, also alles merkzeichen der 'gengen redfärtigkeyt' Fischarts[1].

Diese vorzüge der bearbeitung müssen die grössere verbreitung des sechsten buches bedingt haben, nicht der inhalt, der in stoff und auffassung den übrigen

1) Belanglose bemerkungen über die sprache des unbekannten übersetzers des ersten buches, eines Schwaben, gibt A. v. Keller (a. a. o. s. 465 f.).

büchern gleichartig ist. Das sechste buch hat fünf auflagen erlebt, wie das erste, während das zweite bis vierte buch auf vier, die übrigen bücher bis zum dreizehnten es nur auf drei auflagen gebracht haben. Das fällt um so mehr ins gewicht, als die höhe der auflage sehr gross war. (Beim 5. und 6. buch des letzten druckes ungefähr 1250, bei den übrigen büchern ungefähr 1200–1225 exemplare. H. Pallmann, Feyerabend, sein leben und seine geschäftlichen beziehungen, Archiv für Frankfurter geschichte und kunst, neue folge, 7. bd., Frankfurt 1881, s. 251/7, hat diese daten den registern der herbstmessen von 1594/7 entnommen.) Auch die erste auflage muss sehr gross gewesen sein, nach einem ausspruch Feyerabends (Pfeiffer s. 37) zu schliessen: 'dass jme diser zeit der Amadis de Gaula mehr in seckel getragen, weder des Luthers Postill'. Auch in der vorrede zur folioausgabe (1583) sagt der verleger ganz ähnliches über die erste ausgabe in einzelbänden: 'Welche auch dermassen angenommen, auffgekauft vnd gelesen worden, dass alle derselben exemplaria in kurtz abgangen, verkaufft worden vnd in grosse nachfrag gar gerahten'. Die bücher XIV–XXIV sind, abgesehen von den oben erwähnten nachdrucken, nur einmal aufgelegt worden.

Das einleitende gedicht 'Ein vorbereitung in den Amadis', das auch vom siebenten buche übernommen wurde, ist natürlich auch von Fischart abgefasst. Das erweisen nicht nur die anfangsbuchstaben seines vollen namens unter der überschrift, sondern auch die innere und äussere form. Am eingang ein lang ausgesponnenes gleichnis mit dem übergange zum gegenstande, vers 41, 'Also soll es auch hie geschehen' (ganz ähnlich wie in vielen seiner Bildergedichte [1]). Ferner das heisse bemühen, aus dem Amadis eine moralische nutzanwendung zu ziehen. Neubildungen wie v. 21 'Gifftwend' (vgl. 'Traurwendt' für νηπενθής, vorrede zum Eulenspiegel reimensweiß 2, 14), wortspielende etymologien v. 75 f.; 109 ff.; antithesen vers 86 'jen, daß man leid, die, daß man meid' (mit binnenreim), v. 65 f., 74, 75 f., 89 f.; wirksame zweigliedrige formeln v. 38 'Solch köstlich kraut, solch kräfftig samen'; alemannische reime v. 83 f. 'ist: vermischt' u. a. Dieses gedicht ist nach der ersten ausgabe, 1572, mitgeteilt von A. v. Keller (a. a. o. 448–451) mit den versehen v. 'hat] het', v. 46 'verdrüst] verdüst', 'denn] dann'. Keller gibt hier auch die varianten der zweiten ausgabe 1573. Den text der dritten ausgabe 1576 bringt Kurz 3, 29–32. Kurz schreibt v. 66 die beiden worte 'hürn auß, honig loß' fälschlich getrennt. Die fassungen von 1576, 1583 und 1595 zeigen nur orthographische abweichungen von dem ersten druck.

Nach den umständlichen allgemeinen betrachtungen geht Fischart erst gegen schluss dieses gedichtes, v. 109 ff., auf das eingeleitete buch selbst ein mit ausführungen, die man zum teil auf den Amadisroman überhaupt beziehen könnte. Amadis heisse 'Gottes lieb' [2]. Darum lasse ihn Gott trotz trüber erfahrungen nicht erliegen, sondern obsiegen, so dass er sein geschlecht bis ins dritte glied geniesse. (In der tat hebt mit Amadis aus Griechen, den Onolorie, Lisuarts verlobte, am schlusse dieses buches gebiert, das dritte geschlecht an. Die späteren, damals im deutschen noch nicht herausgekommenen bücher hat Fischart jedenfalls nicht gekannt.) Der roman zeige auch das amt der rechten obrigkeit, nach schweren kämpfen räuber

1) Vgl. meine 'Neuen Fischart-Studien' (7. Ergänzungsheft zum Euphorion), s. 172–4.

2) Barfüsser sektenstreit A, v. 445/7: 'Zů der sect, Amadeer gnent | Sonst gnant brüder von Gottes lieb | Die ich gern mit dem D. beschrieb'.

und riesen, Türken, Tataren und heiden niederzuringen. Solche und dergleichen lehren könne man diesem, der 'ergetzlicheyt' dienenden buche entnehmen. Man lege nichts übel aus und verkehre nichts in gift, wie die spinne, sondern handle wie die bienen. Dieses bild mit dem sprichwörtlichen gegensatz zur biene ist im 16. jahrhundert ausserordentlich häufig (vgl. Deutsches wörterbuch X, 1, sp. 2510). Fischart selbst verwendet es mehrmals, allerdings ohne erwähnung der biene, so gleich ein jahr danach am schlusse seines mit der Amadiseinführung in den allgemeinen erörterungen übereinstimmenden einleitenden gedichts zum Ismenius v. 229 f. Den gedanken, durch scherz zu belehren, finden wir nicht nur in den vorreden zu Fischarts Eulenspiegel reimensweiss, Podagrammisch trostbüchlein, Geschichtklitterung, sondern auch in zahlreichen vorreden geistesverwandter werke dieser zeit, auch in denen der Amadisbücher.

Die vorreden zum sechsten buch sind nicht von Fischart. Die erste, eine widmung, wird in wenig verändertem wortlaut in die späteren bücher aufgenommen. Diese widmungen wenden sich bis einschliesslich des 13. buches an damen regierender oder adelicher häuser; die späteren, ausser dem 15. buch, an männer, zum teil bürgerlichen standes. Die widmung zum sechsten buch hat wahrscheinlich Fischart selbst, den geänderten verhältnissen entsprechend ein wenig umstilisiert. Dabei hält er sich nicht an die widmungen der nächst vorhergehenden bücher, sondern nach der ersten, wie die späteren vom verleger gezeichneten, vorrede. (Ein beispiel: für die stelle der ersten widmung, die Fischart wörtlich übernimmt und auch für seine 'vorbereitung' verwertet: 'nit wenig nutzens neben der belustigung zu löblicher handhabung der tugendt, wie ausser einem lieblichen lustgarten, in dem gute vnd böse kreuter gefunden, nemen vnd abbrechen, das böse vnd lästerlich zu rück stellen, vnd fahren lassen mag', sagt die widmung zum dritten buch: 'vil nutzens neben der belustigung zur behauptung vnd handhabung zucht, tugendt vnnd erbarkeit nemmen vnnd behalten: Was aber ärgerlich vnd nit aller der tugend zutreglich beiseit vnd zurück stellen vnnd derwegen gedencken, daß auch wol vnder dem schönen wolriechenden rößlein spitzige vnd stachlichte dorn gefunden werden').

Was nun die zweite 'Vorrede an den gunstigen leser' betrifft, so sind die behauptungen Pfeiffers (s. 43 f.), diese sei erstmals dem sechsten buch vorgesetzt und käme dem stil nach Fischart zu, unrichtig. Diese vorrede erscheint schon in den ersten ausgaben des dritten und weiterer bücher (vgl. Meusebach-Wendeler a. a. o. 311 f.), und zwar durchweg gleichlautend, und weist keine kennzeichen seines stiles auf.

Dass Feyerabend auf Fischart verfiel, ist naheliegend. Dieser lieferte ihm ja 1571 den anfangs 1572 veröffentlichten Eulenspiegel reimensweiß. Zur herbstmesse 1572 erschien das sechste buch des Amadis. So hatte Fischart ungefähr ein jahr zeit, seine übersetzung fertigzubringen[1].

Bedürfte es überhaupt noch weiterer beweise, so könnte auf aussprüche Fischarts

1) Auf fällt, dass Feyerabend sowohl beim Eulenspiegel als auch bei einigen bänden der ersten reihe der Amadisbücher (so beim 6. buch), bei denen er doch die widmung mit seinem namen zeichnet, und bei anderen werken dieser zeit seinen 1568 geborenen, also minderjährigen sohn Hieronymus als verleger angibt. Pallmann (a. a. o. s. 35 und 31 f.) erklärt das als einen akt der vorsicht. Denn zur neujahrsmesse 1568 in Leipzig wurden dem buchführer Feyerabends wegen eines nachdrucks der Carionschen Chronik sämtliche büchervorräte beschlagnahmt.

über den Amadis verwiesen werden, die sich gerade auf den inhalt des sechsten buches beziehen. Zu den stellen im Peter von Stauffenberg v. 61 6 und in der vorrede dazu (Pfeiffer s. 74) wären noch hinzuzufügen die stellen in der Geschichtklitterung (s. 158, 427 und 395): 'wann Vrganda nicht im Amadis war, was wer es?' — 'Gleichwol halten etliche Amadisischen Orianisten' [nach Oriane, der frau von Amadis] 'darfür, er werd in der Vrganda affenschiff wieder kommen' (vgl. 6. buch, 44. kap.) — 'als der Amadisischen Vrganda weiß, die sibentzigen järig siben schläfer macht' (vgl. 6. buch, 21. kap.). Wichtig ist, dass die zweite stelle 1582 und die gesperrten worte erst 1590 eingefügt wurden, woraus hervorgeht, dass Fischarten noch achtzehn jahre später der inhalt des sechsten buches vertraut war[1]. Ferner bemerkt er in seiner verdeutschung von Bodins Dämonomanie, und zwar erst in der zweiten ausgabe vom jahre 1586, s. 160, zu der erwähnung des heilkrautes Orant: 'von diesem Orant oder Orchant scheint, hat der dichter des Amadis seine beste fabelspickerin, die Vrganda, erdichtet.'

Der wahlspruch am schluss des Amadis 'Alors comme alors' findet sich in einer handschriftlichen eintragung von 1567 (Pfeiffer s. 75) und als schluss dreier von Fischart verdeutschten politischen flugschriften (Hauffen im Euphorion 8, 547; 549 f.; 554/7).

Den nachweis, dass noch 1628 in Strassburg der tätige anteil Fischarts am Amadis bekannt war, hat Rubensohn (Euphorion 6, 223, anm. 1, vgl. ebenda 1, 59 f. und Pfeiffer 74 f.) erbracht. Danach hat der Altorfer professor Nikolaus Rittershausen während eines längeren aufenthalts in Strassburg 1628 in ein ihm gehöriges exemplar von Opitzens Aristarchus seinen namen eingetragen und bei erwähnung des Amadis an den rand geschrieben 'Priores quidem septem libri a Johanne Fischard translati'. Rubensohn fügt hinzu, dass diese nachricht das grösste bedenken erregen muss. Freilich alle ersten sieben bücher hat Fischart nicht übersetzt, doch dass er der verdeutscher des sechsten buches ist, das wird niemand mehr bezweifeln können.

1) Wenn er in die Geschichtklitterung (s. 453) 1582 einschiebt: 'besser als im Thresor des Amadys', so kann dies nicht mehr erweisen, als dass ihm der titel der französischen ausgabe bekannt war. Die deutsche 'Schatzkammer' ist ja erst 1596 erschienen.

PRAG-SMICHOW. ADOLF HAUFFEN.

Die dramatischen werke von Peter Probst (1553—1556). Eingeleitet und herausgegeben von **Emil Kreisler.** Halle a. S., Niemeyer 1907. XVIII, 141 s. (Neudr. deutscher literaturwerke des 16. und 17. jahrhunderts nr. 219 bis 221). 1,80 m.

Seitdem Leonhard Lier in seinen hübschen Studien zur geschichte des Nürnberger fastnachtsspiels (1889) und in seinem aufsatze 'Peter Probst ein zeitgenosse und mitbürger des H. Sachs' (Allg. zeitung 1891) dem früher wenig bekannten dichter eine liebevolle betrachtung gewidmet und Gustav Röthe ihm in der Allg. deutschen biographie mit bewährter hand den ihm gebührenden platz angewiesen

hat, sind wir gewohnt, Probst an der seite des ihn übrigens in jeder beziehung überragenden Nürnberger meisters seine stelle einnehmen zu sehen. Aber noch war jeder, der sich unmittelbar mit ihm beschäftigen wollte, gezwungen, die handschrift seiner dichtungen in der Dresdener k. öff. bibliothek einzusehen; denn ausser dem von Franz Schnorr v. Carolsfeld herausgegebenen fastnachtspiel vom kranken bauern (Archiv f. literaturgesch. IV, 409ff.) war nichts von ihm gedruckt. So war es denn zu begrüssen, dass Kreisler die dramen des dichters durch einen schönen druck jedermann zugänglich machte. Es war mir leider nicht möglich, den druck mit der handschrift zu vergleichen, um festzustellen, ob er getreu ist. Das vom herausgeber beobachtete verfahren ist jedenfalls nicht zu beanstanden. Er hat die orthographie respektiert und nur den gebrauch der majuskeln geregelt: vers- und satzanfänge, eigennamen und 'die in den szenischen bemerkungen als solche gebrauchten gattungsnamen' gross geschrieben. Für einzelne stellen, die mir verderbt erscheinen, hätte ich zwar verbesserungsvorschläge, aber ohne einsicht in die handschrift möchte ich sie nicht aussprechen. S. 45 indes würde ich (vers 91, bzw. 92) ohne bedenken 'bona dies' statt bona dieas und 'semper quies' statt semper quias lesen.

In einer 16 seiten langen einleitung stellte Kreisler kurz zusammen, was die forschung bisher über Probsts leben, über seine werke im allgemeinen und über die einzelnen spiele, sowie über seine handschrift ermittelt hatte. Neues vermochte er nicht beizubringen. Auch ich habe nur wenig beizufügen. Eine erwähnung in der vorrede hätte vielleicht Creizenachs Geschichte des neueren dramas verdient, weil er Probst zwei seiten widmete (bd. III, s. 309/10) und seine fastnachtspiele richtig charakterisierte. — Bei der comedia Von dem blind geborenen bliebe zu untersuchen, ob nicht ein humanistisches stück dem verfasser vorgelegen. Der text indes verrät nur benützung der Lutherischen bibelübersetzung. Bei dem spiel Von einem mulner vnd seinem weib gibt Kreisler 11 bearbeitungen der fabel an; er hat offenbar keine ahnung von der ungeheuren verbreitung des stoffes. Ich verweise der kürze halber auf W. Hertz Spielmannsbuch s. 423—432, wo eine sehr grosse anzahl von versionen — aber bei weitem nicht alle — zusammengestellt und klassifiziert sind [1]. — H. Kurz, Lier u. a. sind der ansicht, dass Waldis IV, 66 — Probsts vorlage — auf Rosenplüts, auch von H. Sachs benützten schwank Von einem varnden schuler zurückgehe. Da Waldis erwiesenermassen einen anderen alten Nürnb. erzähler, den H. Folz, benützte, so böte die annahme an und für sich keine schwierigkeit; selbst der umstand, dass Rosenplüt den schwank von einem bauern erzählt, während W. einen müller zum helden macht und die handlung in einer mühle vor sich gehen lässt, wäre zu erklären: Waldis kannte und benützte vielleicht das von A. v. Keller in den Erzähl. aus altd. handschriften (s. 260ff.) veröffentl. gedicht Von dem mullner, das eine gewisse verwandtschaft mit unserer fabel zeigt; aber die anderen einzelheiten sind zu verschieden, auch war der schwank sehr verbreitet, so dass eine zwingende notwendigkeit, Rosenplüt für die quelle des Waldis anzusehen, nicht besteht. — S. VII behauptet Kreisler, dass Probst 'eine art mittelglied zwischen dem älteren fastnachtspiele und Hans Sachs bildet'. Das hätte einen sinn, wenn Probst älter als Hans Sachs, wenn er sein vorgänger,

1) Vgl. ferner Bolte und Seelmann, Niederdeutsche schausp., s. *42—*48, Boltes Ausg. von M. Montanus' Schwankbüchern, s. 627 und meine bemerkungen zu H. Sachsens 37. fastnachtspiel Germania, bd. 36, 22.

sein vorbild wäre; so aber begann Probst erst 1553, also zu einer zeit, wo Sachs schon 45 fastnachtspiele und zahlreiche 'comedien' und 'tragedien' verfasst hatte. Probst ist kein mittelglied zwischen dem älteren fastnachtspiel und H. Sachs, sondern ein nachahmer des H. Sachs, und zwar auch darin, dass er, gleich diesem, auf ältere vorbilder, auf Hans Folz und Rosenplüt, zurückgriff.

MÜNCHEN. ARTHUR LUDWIG STIEFEL.

Wiener haupt- und staatsaktionen. Eingeleitet und herausgegeben von **Rudolf Payer von Thurn.** Zwei bände. Wien, verlag des literarischen vereins in Wien, 1908 und 1910. (Schriften des literarischen vereins in Wien X und XIII.) XLI, 461 und VI, 439 s.

In der geschichte des deutschen dramas und theaters ist der zeitraum vor der reform Gottscheds, das erste viertel des 18. jahrhunderts, der dunkelste. Das gilt sowohl in bezug auf die positive kenntnis der leistungen wie von der technik der dichter und schauspieler. Wir wissen nur das wenige, was uns Gottsched, Lessing, Nicolai und einige ihrer zeitgenossen berichten und was später von Karl Weiss, Carl Heine, R. M. Werner, Schwering, zuletzt noch von Homeyer erforscht worden ist.

Für die vorgeschichte der Neuberschen truppe, die grosse lücke zwischen dem tode Veltens und dem eingreifen Gottscheds, fehlt es leider fast ganz an urkunden über prinzipale, schauspieler und spielplan und zumal an drucken oder abschriften der aufgeführten dramen. Über eine bescheidene zahl von 14 näher bekannten ernsten stücken der wandertruppen berichtete Carl Heine in seiner schrift 'Das schauspiel der deutschen wanderbühne vor Gottsched' (Halle a. S. 1889).

Der typus dieser 'haupt- und staatsaktionen' besteht bekanntlich darin, dass ein ernster historischer stoff in schwülstige prosadialoge umgesetzt wird, unterbrochen durch die derb komischen extemporierten hanswurstszenen. Die stoffe werden mit vorliebe der vornehmeren oper entlehnt oder der politischen unterhaltungsliteratur in der art der 'gespräche im reiche der toten'. Das grausige mischt sich mit der grotesken komik in sicherer berechnung auf die ungeläuterten, die gröbsten reize fordernden zuschauer. Während der titelheld in der 'enthaubttung des weltberühmten wohlredners Ciceronis' von Marcus Antonius im walde überfallen und geköpft wird, macht hanswurst seine *lazzi* und dann prügelt er sich mit Scapin um das abgeschlagene haupt, damit ihm das trinkgeld nicht entgehe, das er von der tochter des erschlagenen erhofft.

Das schmutzigste an worten und aktion wird als würze in dieses gebräu geschüttet. Armselige nachahmung des übertriebenen opernprunks durch bunten dekorationswechsel, grobe maschineneffekte, unechter glanz der kostüme sollen die hungrigen augen ergötzen und steigern doch nur den eindruck jämmerlicher unkunst und gemeiner routine.

Aber mit alledem bleiben die denkmäler dieser gattung doch historisch bedeutsam. Nur an ihnen lässt sich ermessen, welch langer weg bis zum klassizistischen drama französischer art zurückzulegen war.

Die 15 haupt- und staatsaktionen des Wiener hanswursts Joseph Antoni Stranitzky bietet Payer von Thurn in dem vorliegendem werke dar. Die ein-

leitung stellt auf grund umfangreicher forschungen leben und tätigkeit Stranitzkys dar. Er ist nach alter, hier durch wahrscheinlichkeitsgründe bestätigter tradition in Prag etwa 1676 geboren, hat seine jugend in Graz verlebt, wo sein vater lakai war. Dieser starb 1684, und die witwe betrieb später das geschäft einer tändlerin. Der sohn ist erst als hanswurst bei einem quacksalber in dienst getreten und hat da nach der sitte der zeit die patienten durch seine spässe angelockt. 1699 aber erscheint er mit dem wohnsitz Augsburg in der Münchener stadtrechnung als unternehmer von polichinellspielen, 1705 zum erstenmale in Wien, im folgenden jahre als prinzipal mit zwei anderen, die in der hütte auf dem neuen markt spielen. Inzwischen hatte er sich die neue, überaus erfolgreiche maskenrolle zurechtgelegt, die dem hanswurst auf lange zeit als die beliebteste erscheinungsform verbleiben sollte. Statt des phantasiekostüms wählte er die tracht des Salzburger bauern aus dem Pinzgau und gab vor, das gewerbe des sauschneiders (*castrator porcorum*) zu betreiben, durch dessen ausübung die Pinzgauer weit über ihre heimat hinaus bekannt waren. Stranitzkys kunst gab den deutschen schauspielern in Wien den festen boden. Aus der bude sind sie bald in das Ballhaus, aus diesem in das noch vornehmere Kärntnertortheater übergesiedelt. Dabei ist Stranitzky in wenigen jahren zum wohlhabenden bürger geworden, trotzdem er hohe abgaben zu zahlen hatte und aus seiner ehe zwölf kinder entsprangen. Einen teil seines vermögens verdankte er dem nebenerwerb als zahnbrecher, nachdem er 1707 von der Wiener medizinischen fakultät als zahn- und mundarzt geprüft worden war. Ausserdem hat er wahrscheinlich einen weinhandel betrieben, wie sich aus den grossen vorräten schliessen lässt, die von dem edlen rebensaft beim tode Stranitzkys in seinem besitz waren. Er starb am 19. mai 1726, nachdem er, wie die legende erzählt, dem publikum noch seinen nachfolger Gottlieb Prehauser vorgestellt hatte.

Wie von diesen lebensdaten, wusste man auch von den stücken Stranitzkys schon manches, besonders durch die treffliche, zusammenfassende darstellung Alexander v. Weilens in seiner geschichte des Wiener theaterwesens von den ältesten zeiten bis zu den anfängen der hoftheater (s. 121—139). Dort ist auch (s. 131 ff.) von den fünfzehn stücken die rede, die mit sicherheit auf ihn zurückzuführen sind. Merkwürdigerweise weichen die titel bei Weilen von denen in Payers neudruck vielfach ab. Ohne vergleichung der handschriften lässt sich die ursache dieser differenzen nicht auffinden. Ebensowenig ist die quellenfrage ausserhalb Wiens weiter zu fördern, als es Weilen gelang, indem er sieben der stücke als bearbeitung von texten der Wiener hofoper nachwies. Ich weiss nicht, weshalb Payer (s. VIII ff.) das verdienst dieser nachweise Hohmeyer zuschreibt. Die Stücke Stranitzkys nehmen den originalen alle reize der poetischen form, um für die eine beherrschende gestalt des hanswursts, die sie neu einfügen, den weitesten spielraum zu schaffen. Er ist nicht nur der spassmacher; er intrigiert, er belauscht die heimlichen gespräche und mordtaten und löst durch enthüllung der verbrechen die knoten der handlung; er ist jedermanns vertrauter, gehilfe und ratgeber. In dieser neuen, gegen früher sehr erweiterten funktion hat der hanswurst mit dem grünen hut die Wiener volksbühne bis an die zeit Raimunds beherrscht. Die schüler und nachfolger Stranitzkys durchzogen die österreichischen lande und das ganze deutsche sprachgebiet mit stücken, die abseits von der gedruckten höheren literatur nur dem schauspieler die unterlage derber komik bieten wollten, denn nach dem tode Stranitzkys verschwand sehr bald die ernste haupt- und staatsaktion, und die reine hanswurstiade blieb allein übrig.

So sind die von Payer abgedruckten Wiener stücke neben den wenigen ander-

wärts erhaltenen der gleichen art die letzten ausläufer der einst von den englischen komödianten in Deutschland gegründeten dramatischen technik und werden in diesem zusammenhang zu historischen denkmälern von höherer bedeutung. Es hätte sich verlohnt, nach dieser richtung hin die etwas dürftigen anmerkungen zu erweitern, etwa die 'Englischen comedien vnd tragedien' von 1620–1630 und die 'Schau-bühne englischer vnd französischer comödianten' für motive und technik zum vergleich heranzuziehen, die besonders charakteristischen abweichungen von den opernvorlagen zu verzeichnen und die Wiener lokalbeziehungen reichlicher zu erläutern. Doch hat der verdiente, sorgsame herausgeber mit gutem grunde den ohnehin starken bänden diese last nicht aufgebürdet.

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

Manfred Schlenker, Charles Batteux und seine nachahmungstheorie in Deutschland. Leipzig 1909. VIII, 154 s. [Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, herausg. von Oskar F. Walzel. Neue folge. II. heft.] 3 m.

Der verfasser greift ein interessantes, in sich abgeschlossenes kapitel aus der geschichte der ästhetik heraus. Er setzt bei Batteux ein, in dem die von Aristoteles formulierte und von der renaissance den neueren völkern übermittelte nachahmungstheorie ihren letzten bedeutenden und eigenartigen vertreter gefunden hat. Dann berichtet er, wie die Deutschen, die durch Gottsched und die Schweizer mit der vorbatteuxschen nachahmungstheorie des französischen klassizismus bekanntgemacht worden waren, Batteux' anschauungen zustimmend und ablehnend verarbeitet und schliesslich durch eine tiefere auffassung des künstlerischen schaffens ersetzt haben. An stelle der antiken objektivität in der kunstbetrachtung, wie sie sich in der aristotelischen lehre von der nachahmung bekundet, bricht bei den männern vom Sturm und drang, bei Herder und Goethe, siegreich 'der subjektive idealismus der modernen welt hervor, der in der kunst vor allem eine darstellung des eigenen gefühlslebens sieht.' Nach ihrer meinung arbeitet der künstler nicht der natur äusserlich nach, sondern er gestaltet in angeborener schöpferkraft auf dem weg der natur und doch frei von sklavischer nachahmung derselben eine zweite höhere natur. Wie fruchtbar die betrachtung der geschichte des ästhetischen denkens unter dem gewählten gesichtspunkt gerade für die behandelte epoche ist, zeigt sich in Schlenkers abhandlung an den lichtern, die nach allen seiten auf die entwicklung des deutschen geisteslebens und vornehmlich auf führende männer, wie auf Gottsched und die Schweizer, auf Klopstock, Lessing und Winkelmann, auf Herder und Goethe, fallen, und wenn der verfasser auch nicht zu wesentlich neuen resultaten gegenüber seinen vorgängern gekommen ist, so hat er sie doch in zahlreichen einzelheiten meist recht glücklich berichtigt. Die mit unverkennbarem geschick und erfreulicher sachkenntnis geschriebene abhandlung macht nicht bloss ihrem verfasser ehre, sondern auch der schule von O. F. Walzel, aus der sie hervorgegangen ist.

STUTTGART. TH. A. MEYER.

Zwei- und dreigliedrigkeit in der deutschen prosa des XIV. und XV. jahrhunderts. Ein beitrag zur geschichte des neuhochdeutschen prosastils von **Friedrich Wenzlau.** [Hermaea IV.] Halle, Niemeyer 1906. XVI, 266 s. 9 m.

Unter den redefiguren in der stilistik des 14. und 15. jahrhunderts nehmen die zweigliedrigen formeln und synonyma die erste stelle ein. Sie vor allem bilden den schmuck der gehobenen sprache in dichtung und prosa, in der predigt, den theologischen traktaten, in den rechtssätzen und den urkunden. Die zweigliedrigkeit ist die am stärksten gebrauchte, aber auch am ärgsten missbrauchte unter den *colores rh toricales.* Denn allzu üppig spriessen zuweilen diese '*geferwten kunstlichen plūmen*' (Der leyen disputa, John Meier in den Philol. studien, der festgabe für Sievers, s. 403) aus sonst magerem boden hervor, oder auch sind sie zu dürftig 'gefärbt' und haben darum ein ödes ansehen. Der virtuos verwendet sie und der stümper, an ihnen lässt sich der künstlerische sinn eines schriftstellers prüfen. Unter diesem gesichtspunkte hat der verfasser des vorliegenden werkes das stilmittel der zwei- und dreigliedrigkeit bei einer grösseren anzahl von autoren des 14. und 15. jahrhunderts untersucht (Johann von Neumarkt, Heinrich von Mügeln, Ackermann aus Böhmen, Erhart Gross, Albrecht von Eyb, Nikolaus von Wyle, Heinrich Steinhöwel, der md. Apollonius von Tyrus und die Griseldis, Johann Hartlieb, Arigo, Die Marina, Antonius von Pforr). Indem er ein grosses material fleissig gesammelt, nach wissenschaftlichen gesichtspunkten gruppiert und mit gutem urteil zu schlüssen über die sprachliche kunst der betreffenden verfasser verwendet hat, ist die forschung über die geschichte des deutschen stils wesentlich durch ihn gefördert worden.

Im hintergrunde dieser neuen prosaischen stilkunst steht, wie für den aufschwung der urkundensprache, die frühhumanistische kultur Karls IV. (s. 20); die übersetzungen seines kanzlers Johann von Neumarkt und der Ackermann von Böhmen bringen sie am gewandtesten zum ausdruck. Es ist das verdienst des verfassers, dass er, den anregungen Burdachs folgend, gerade diese auch für die geschichte der deutschen prosa so wichtigen werke der ostdeutschen literatur unter bestimmten künstlerischen gesichtspunkten untersucht hat.

Die mystiker, diese zweite gruppe der grossen prosaisten des 14. und 15. jahrhunderts, hat der verfasser aus seinen beobachtungen ausgeschlossen, deutet aber doch mit recht an, dass auch sie die zweigliedrigen ausdrücke verwendeten. Aber die frage nach der herkunft der stilistischen figur der zweigliedrigkeit ist nicht richtig beantwortet. Sie stammt nicht aus der urkundensprache, sondern sie ist ja längst vorher schon ein schmuck der gehobenen rede gewesen. Sie ist doppelten ursprungs. Die zwillingsformeln sind schon ein charakteristischer ausdruck der poetischen sprache der Germanen (vgl. bes. R. M. Meyer, Die altgermanische poesie s. 240 ff.), und sie leben fort im mittelhochdeutschen volksepos (Radke, Die epische formel im Nibelungenliede s. 21 ff.; Wiegand, Stilistische untersuchungen zum könig Rother s. 55 ff.).

Die altheimischen formeln tragen zum grossen teil ein bestimmtes gepräge, und sie lassen sich dadurch oft von der anderen gruppe unterscheiden. Diese, die zweite art, hat ihren ursprung im lateinischen rhetorenstil und gelangte durch die christlich-lateinischen schriftsteller wie in die anderen volkssprachen, so auch in die althochdeutsche geistliche literatur (über Otfrids formeln vgl. Schütze, Beiträge zur poetik Otfrids s. 24 ff.). In den frühmittelhochdeutschen dichtungen und

predigten ist dieser schmuck oft in überschwenglicher weise angebracht, vgl. Heinzel, H. von Melk s. 13 f.; Schröder, Anegenge s. 30; Rödiger, Litanei, Zfda. 19, 323; Kossmann, Exodus s. 65 ff.; von der Leyen, Des a. Hartmann rede v. glouven s. 52; Bruinier, Studien zu Wernhers Marienliedern s. 214 ff.; Haas, Das stereotype in den ad. predigten s. 32, 36, 71 ff.; Baumgarten, Stilistische untersuchungen zum Rolandsliede, Behaghel in seinen untersuchungen über die predigten Eckhards in den Beiträgen bd. 36. Die höfischen dichter haben die zweigliedrige formel nicht aus der geistlichen literatur oder aus der schule oder der predigt entnommen, sondern aus ihren vorbildern, den altfranzösischen romanen. Veldeke und Hartmann verwenden sie reichlich (Roetteken, Die epische kunst H. von Veldeke und Hartmanns von Aue s. 104 ff.), aber erst Gotfrid hat sie mit künstlerischer virtuosität zu einem wesentlichen ausdruck seiner formensprache gemacht. Von seiner eigenen sprache gilt noch in viel höherem masse das, was er von der Hartmanns sagt: sie ist *durchvärwet und durchzieret* (V. 4622), und zu seinen *colores* gehören hauptsächlich diese paarbegriffe. Er ist gewiss durch sein vorbild, Thomas von Bretûne, dazu bestimmt worden, denn der künstlerische bau von dessen sprache beruht auf parallelismus und symmetrie. Von grossem einfluss auf die spätere höfische dichtung ist dann Konrad von Würzburg gewesen, der die zweigliedrigen ausdrücke sehr zierlich anzubringen verstand (vgl. Josef, Klage der kunst s. 43 ff.; Jaekel, Egenolf von Staufenberg s. 10 ff.). Und nun die prosa. Der verfasser weist selbst darauf hin, dass in den deutschen urkunden die zweigliedrigen formeln schon vor Karl IV. auftreten (s. 14 und s. 6 [mitteilung Burdachs]). Besonders in den grundformeln der urkunden und briefe haben sie ihre stelle, so schon in den ältesten deutschen prosabriefen, in denen Ulrichs von Lichtenstein: *mîn huld und ouch den dienest mîn* (Lachm. 32, 9 f.), *ir huld und ir gruoz* (162, 21 f.); so auch in dem brief der Anflîse an Gahmuret, Parz. 76, 24: *minne* und *gruoz* (eine andere grussformel ist *dienst enbieten*: Meinloh, MSF. 11, 14; Gutenburg, MSF. 69, 1).

Der erste kanzleibeamte aber, der in die deutsche literatur eingegriffen hat, ist Michael de Leone, der protonotarius des bistums Würzburg. Die einträge, die er in der von ihm veranstalteten sammelhandschrift, der sog. Würzburger handschrift, gemacht hat (um 1340), tragen vielfach den kanzleistil. So sind in den überschriften des Renner, die von ihm herrühren (erhalten in der Erlanger hs.) synonyme formeln gebraucht wie die hölzerne: *Von den vier elementen vnd dar ûf vnd ouch darnâch* (Bamberger druck, V. 6110) oder die sehr geschnörkelte in der vorrede: *Und dârüm bittet Meister Michel von Wirsburc, der diz buoch alsô corrigiert, rehtvertigt, capituliert und registriert hat.* Aber gerade diese pedantisch bureaukratische steifheit zeigt, wie weit er an geschmack hinter seinem kollegen und zeitgenossen, dem böhmischen kanzler, zurückstand.

In den lateinischen klosterschulen ist die deutsche literarische prosa entstanden; die zierlichkeit des stils haben die deutschen höfischen dichter von den Franzosen gelernt; mit dem frühhumanismus ist die klassische rhetorik schulgemäss als muster aufgestellt worden. Überall ist die deutsche kunstsprache abhängig von derjenigen der Römer und Romanen. Somit erwächst für die forschung die aufgabe einer historischen stilistik, welche darzulegen hat, wo und wie weit der deutsche stil von fremder sprachkunst abhängig ist. Eine der hauptfragen wird dabei die nach den arten des stilistischen ausdrucks sein. Die mittelalterliche lateinische rhetorik hat die unterscheidung der drei stilarten von den Römern übernommen, die *extenuata*, *mediocris* und *gravis oratio* nach Ad Herennium IV, 10—12, oder

tenuior, mediocris, plenior nach Cicero, De oratore III, 212. Nach Cicero lehrt Augustinus, De doctrina christ. IV, 14: der einfache stil soll lehren, der zierliche ergötzen, der erhabene rühren (Ebert, Gesch. der christl.-lat. lit. I, 238: vgl. auch Hugo Parisiensis, Migne 176, 880). Isidor, Orig. II, 17 hat die bezeichnung *humile, medium, grandiloquum,* und ihm folgt Konrad von Hirsau in seinem Didascalion (ed. Scheppss s. 27 und anm. 10, wo weitere autoren zitiert sind). In Notkers Rhetorik sind vier *genera oratorum* unterschieden, cap. 38–42 (Piper II, 663–666; dazu Norden, Die antike kunstprosa II, 929), worunter das *genus copiosum* hier am meisten interessiert, da zu ihm die zweigliedrigen formeln gehören, wofür er als beispiele anführt: *sapiens et callidus, stultitia et temeritate.* Die *elocutio*, der richtige sprachliche ausdruck, im grunde freilich dasselbe wie die *oratio*, kann doppelter art sein, entweder *simplex* oder *figurata*, und die letztere besteht im *copiose ornateque dicere*, cap. 51 u. 52 (Piper II, 671—673).

In der mittelhochdeutschen literatur hat die theorie von den drei stilarten nicht prinzipiell eingang gefunden, wohl aber sind zwei arten des ausdrucks mit künstlerischer absicht unterschieden worden, indem ein schriftsteller unter umständen, wenn sich gelegenheit bot, für die ihm gewöhnliche und eigene redeweise eine höhere, weiter ausgeschmückte anwendete (die sog. geblümte rede, vgl. Beitr. 22, 322), gerade wie Cicero De oratore III a. a. o. vorschreibt, dass die stilart dem inhalt entsprechen soll. Die geblümte rede ist eine nachahmung der mittelalterlich lateinischen schwülstigen schreibart, welche auf der spätlateinischen rhetorischen kunstprosa und somit auf dem Asianismus beruht (vgl. Norden, bes. II, 586 ff.).

Doch aber wird man bei der abstufung der drei römischen stilarten unwillkürlich an die grundsätze der drei grossen mittelhochdeutschen epiker erinnert. Hartmanns sprache ist einfach, sie entspricht auch seinem lehrhaften naturell: das ist die *oratio humilis*, deren absicht ist zu lehren, *docere*: Gotfrid ist zierlich, er will ästhetisch ergötzen (*delectare*), die wirkung bildet bei ihm die süssigkeit der worte, *suavitas*, χάρις (vgl. Norden I, 216); Wolfram aber spricht erhaben, er will ethisch ergreifen (*movere, flectere*); das ist hohe rede, *grandiloquum*, die wirkung geschieht durch πάθος. Seine sprache ist ein werk der berechnung. Was uns ungelenk erscheint, seine dunkle, geschraubte art, seine gesuchten metaphern und bilder, sind nicht lediglich aus einem ringen mit dem sprachstoff oder aus einer ihm anhaftenden schwerfälligkeit im sprachlichen ausdruck hervorgegangen, sondern das ist ein beabsichtigtes prinzip: es ist mittelhochdeutscher Asianismus.

Eine sehr beachtenswerte entdeckung, die zu weitergehenden beobachtungen anregt, hat der verfasser mit den 'metrischen kapitelausgängen' in Johanns von Olmütz übersetzung des Hieronymuslebens gemacht (s. 81 ff.). 259 kapitel desselben schliessen, mit ausnahme von neun, wo aber unbedenklich geändert werden kann, mit unbetonten silben, also trochäisch, und zwar meist mit mehreren, besonders häufig mit drei trochäen. Was der verfasser gefunden hat, sind also rhythmische satzschlüsse, und wir haben hier ein beispiel dafür, dass der kursus der lateinischen prosa in einem deutschen schriftwerke in gewisser weise nachgeahmt wurde. Darauf hat Burdach hingewiesen im ersten teile seiner abhandlung 'Über den satzrhythmus der deutschen prosa' (Sitzungsberichte d. kgl. preuss. akademie der wissenschaften 1909, 520—535), deren fortsetzung die geschichte dieses auch für die deutsche prosa so wichtigen ausdrucksmittels bringen wird.

GREIFSWALD. G. EHRISMANN.

Die deutsche komödie unter der einwirkung des Aristophanes von **Curt Hille.** [Breslauer beiträge zur literaturgeschichte. 12. heft.] Leipzig. Quelle und Meyer 1907. VI, 180 s. 5,75 m.

Als eine besondere gattung des deutschen lustspiels führt Kurz in seiner rubrikenreichen literaturgeschichte ([2]IV, 526) das aristophanische an, dessen begründer in Deutschland er Platen nennt. Seinen spuren folgt auf das getreueste Hille in seiner untersuchung, die in breiterer darstellung die autoren vorführt, deren bereits Kurz gedacht hat. Nun tut man Kurz vielleicht unrecht, wenn man seine stoffgeschichtlichen zusammenstellungen kurzweg von sich weist; sie geben immerhin anhaltspunkte, auf denen man weiterbauen kann. Ihn aber als einzig massgebende quelle zu betrachten, ist kaum möglich. Gewiss wird eine stoffgeschichtliche untersuchung niemals allseits befriedigen können, und immer wird sich eine mehr oder weniger bedeutungsvolle nachlese ermöglichen lassen. Wenn es aber jemand unternimmt, die deutsche komödie unter einwirkung des Aristophanes darzustellen, wird er sich vor allem darüber klar sein müssen, was das heisst: 'einwirkung des Aristophanes'. Hille will zunächst jede parodie von seiner abhandlung ausgeschlossen wissen — das ist ein standpunkt, über den sich diskutieren lässt. Er geht dabei aber gleich einen schritt weiter und schliesst zum grössten teile auch alle politische satire aus. So fehlen gerade alle die stücke in seiner arbeit, die in jeder hinsicht aristophanisch sind. Dadurch verschiebt sich aber das gesamtbild, die darstellung wird einseitig und orientiert über einen sehr wichtigen zweig unserer literatur gar nicht. Wir sind nämlich keineswegs so arm an politischen satiren in dramatischer form, wie es nach Hilles ausführungen scheinen müsste. Wenigstens einige, die H. nicht hätten entgehen dürfen, seien hier angeführt. Die politisch bewegten jahre vor der märzrevolution und bis zur einigung des deutschen reiches haben gar manche scharfe politische satire gezeitigt. So schrieb Eduard von Bauernfeld, den H. überhaupt nicht nennt, 1844 'Die reichsversammlung der tiere', ein durchaus aristophanisches stück. Die tiere beschliessen eine konstitution, erwählen einen neuen könig, erküren abgeordnete usw. Formell und inhaltlich ist hier der einfluss der 'Vögel' mit händen zu greifen. 1840 erschien bei Hoffmann und Campe 'Tyll Eulenspiegel', eine aristophanische komödie von Friedrich Radewell, die zeitereignisse glossiert. Der 'hegelnde' grübler Faust, der gleichheitsprediger Posa u. a. werden 'verworfen'. 'Die verklärung der liebe oder die nachteulen', ein anonymes lustspiel (Erlangen 1838), soll nach einem berichte von Hells 'Abendzeitung' (1838 nr. 11) besonders witzige nachteulenchöre enthalten. Zu Schillers 100. geburtstage (1859) erschien 'Der politische jahrmarkt', ein fastnachtsspiel von Schillero redivivo. Alle politischen vorgänge der zeit werden in einer reihe burlesker szenen, die nach art der Goethischen Walpurgisnacht gestaltet sind, persifliert. Die personen sprechen lediglich worte aus Schillers dramen und werden durch diese vortrefflich charakterisiert. Auch die zeitungen treten auf und mischen sich in die debatten. In der vorrede nennt sich der autor 'M. Reimlein, poeta laureatus'; das stück scheint viel erfolg gehabt zu haben; noch 1863 ist eine neuauflage erschienen. — Am stärksten äusserte sich die politische satire im sturmjahre 1848 in Wien. Namentlich 'der Wiener Aristophanes' Johann Nestroy, den Hille nur als parodisten (!) gelten lässt und deshalb völlig aus seiner untersuchung ausschliesst, griff mit ein paar kecken komödien in die bewegung ein. Seine 'Freiheit in Krähwinkel', noch heute auf dem Wiener und Berliner theater lebendig, ist eine scharfe politische satire auf die politischen vorgänge, eine posse 'Lady und

schneider' durch die gestalt des politisierenden schneidermeisters Heugeign jedenfalls stark von aristophanischem geiste durchsetzt. Überhaupt war ja in Wien die sehnsucht nach aristophanischen komödien immer sehr lebhaft. Am besten geht dies wohl aus einem dialog hervor: 'Aristophanes und ein Wiener lokaldichter'. Verfasser sind Ludwig August Frankl und Adolf Schmiedel, die in diesem (Bauernfeld gewidmeten und im 'Album zum besten der durch die überschwemmung in Böhmen verunglückten' abgedruckten) zwiegespräche ihre ansichten über das aristophanische lustspiel, wie man es für Österreich erhoffte, kundgeben. Dass dieser dialog gerade zu Bauernfelds 43. geburtstage (1845) erschien, nach der aufführung seines 'Deutschen kriegers' im Burgtheater, ist von besonderer bedeutung. Denn von ihm erhoffte man die heiss ersehnte neubelebung des deutschen lustspiels, das aus der durch zensurrücksichten hervorgerufenen sphäre der flachheit und seichtheit emporgehoben werden sollte. So stellten ihm Frankl und Schmiedel Aristophanes als nachahmenswertes muster hin, das zu befolgen er nur leider aus materiellen rücksichten, um seine stücke überhaupt aufgeführt zu sehen, nicht imstande war. (Vgl. auch 'Briefe aus Wien'. Von einem eingeborenen. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1844. II. band, s. 67 ff. — Ob Bauernfelds 'Reichsversammlung der tiere' nicht von der bei Goedeke [1]III, 1021, § 338, no. 1169, 2 genannten ,Konstitutionellen monarchie der tiere', Ulm 1824, abhängig sei, vermag ich nicht zu sagen, da mir dieses werk, dessen verfasser Benedikt von Wagenmann ist, nicht zugänglich wurde.)

Ausser den politischen komödien, deren charakterisierung Hille zum grössten teile unterlassen hat, gäbe es auch sonst noch reichlich viel nachzutragen. Über die komödie des Aristophanes, die er recht dürftig beschreibt, hat Arnold Ruge (Gesammelte schriften II, 92) sehr schätzenswerte aufschlüsse gegeben, und über eine nachbildung des griechischen komöden in Rosenkrantz ,Zentrum der spekulation' derselbe (a. a. o. II, 147). Über dieses stück vgl. ferner 'Hallische jahrbücher' 1840 nr. 186 und Ruges briefwechsel I, 199. Ruge soll selbst eine aristophanische komödie 'Die liederlichen vögel' geschrieben haben, wie Rosenkrantz ('Aus einem tagebuch', Leipzig 1854, seite 173) behauptet. Das stück ist nicht auffindbar. — Aristophanische wortzusammensetzungen findet man bei alten Wiener autoren auf schritt und tritt; bei Bäuerle und vor allem Nestroy begegnet man fügungen wie 'modewarenverlagsniederlagsverschleisshändlerin' dutzendemale. Falsch ist, was Hille über die nachahmungen der aristophanischen 'Lysistrata' behauptet. Sie setzen nämlich nicht erst mit Anzengrubers 'Kreuzelschreibern' ein; schon 1836 hat Friedrich Genée sein 'Königreich der weiber' erscheinen lassen, eine direkte nachbildung des griechischen originals. In diesem königreich herrschen die frauen, während die männer alle häuslichen arbeiten verrichten müssen, bis endlich einige Europäer in das land kommen und die weiber dazu überreden, den männern wenigstens den schein der herrschaft zu überlassen. — Übrigens ist es wohl kaum angängig, diese nachbildungen der 'Lysistrata', wie es Hille will, als 'soziale komödien' zu bezeichnen. Ein soziales problem wird nicht aufgerollt, da ja eine eigentliche satire auf die frauenemanzipation diesen stücken durchaus abgeht. — Eine andere anordnung und übersichtlichere disponierung des stoffes bei Hille wünschte man lebhaft. Es wäre sicherlich dankenswert gewesen, wenn der verfasser z. b. alle stücke, die satiren auf das theater enthalten, unter einem betrachtet hätte. So hätte sich recht gut eine zusammenfassende darstellung des motivs vom 'theater im theater' ergeben, die von Hilles thema organisch gar nicht weit abseits gelegen ist.

WIEN. FRIEDRICH E. HIRSCH.

Ernst Zimmermann, Goethes Egmont. [Bausteine zur geschichte der neueren deutschen literatur. Herausgeg. von **Fr. Saran.** Bd. I.] Halle a. S., Niemeyer 1909. XII, 161 s. 3 m.

Der herausgeber kündigt eine sammlung an, deren arbeiten, wo es irgend angeht, nicht bei der behandlung der philologischen probleme stehen bleiben, sondern darüber hinaus den gedankengehalt der untersuchten werke erschöpfend herausarbeiten und in die geistige bewegung der zeit hineinstellen sollen. Für diese gewiss erfreulichen tendenzen gibt dies erste stück, zumal im ersten sinne, eine gute probe. Den Egmont in die geistige bewegung der zeit hineinzustellen, hat Zimmermann wohl auch versucht; im ganzen aber leidet das buch doch darunter, dass das gedicht zu sehr isoliert wird; nicht einmal für Brackenburg wird (s. 52) auf eine parallelfigur wie Buenco hingewiesen. Vielmehr bleibt die hauptabsicht die, den gedankengehalt herauszuarbeiten. Hierfür leistet die arbeit wichtiges, obwohl zu demjenigen mass von superioritätsgefühl gegenüber früheren Egmontbeurteilungen, das die einleitung hervorkehrt, kaum genügend ursache ist; selbst wenn wir von dem vorgang Schrempfs, den Zimmermann anerkennt, absehen.

Hier zeigt sich nämlich eine gefährliche neigung, jenes 'reinliche aufteilen', das für Kuno Fischers literarische darstellungen so bezeichnend war, zu erneuern. Zimmermann geht von einem nationalen kontrast aus: hie Spanier — hie Niederländer. Zwischen beiden stehen dann vermittlungsfiguren, bis in Ferdinand gleichsam die beiden kreise sich berühren. Jene beiden kollektivindividualitäten aber sucht er bis ins einzelnste zu kontrastieren. Das führt zu wunderlichen konsequenzen. Die Spanier sind nämlich dann doch wieder eigentlich nur geschöpfe Albas (s. 58), so dass der nationale gegensatz eigentlich auf den zwischen Alba und den Niederländern beschränkt wird. Wichtiger aber ist die frage, ob wir wirklich mit Zimmermann diese nationale verschiedenheit als das prius ansehen dürfen. Sie wird durch Stradas charakteristik (s. 145 f.) gestützt. Aber sollte Goethe wirklich durch solche probleme der historischen psychologie angeregt sein? Ist nicht das urproblem die psychologische stufenleiter, deren typen eben an den nationalen nur exemplifiziert werden? Goethe veranschaulicht seelische strukturen an Egmont und Alba, an Niederländern und Spaniern, wie Shakespeare an Römern und Vejentern, wie Grillparzer an Hellenen und Kolchern. Diese anschauung, scheint mir, stimmt allein zu Goethes dichterischer praxis, und sie stimmt auch allein zu der entstehung des Egmont, mag man nun die szene zwischen Egmont und Oranien, oder die zwischen Egmont und Alba (s. 108) als den kern des dramas auffassen.

Vor allem handelt es sich ja um die beurteilung der hauptfigur. Kein drama Goethes wird so unbedingt von éiner gestalt beherrscht. Schon das spricht dafür, dass Egmont eine ausnahmestellung hat, eben als vertreter des dämonischen. Zimmermann möchte aber nach einer dankenswerten, doch unergiebigen zusammenstellung aller belege für dies wort (s. 90 f.) Goethes darstellung aus 'Dichtung und wahrheit', die das schauspiel ganz auf diesen begriff stellt, abweisen. Indessen kommt seine eigene darstellung, soweit sie das wesen Egmonts betrifft, fast auf das gleiche hinaus. Nur die beurteilung scheint mir höchst ungoethisch: das unbedingte durchsetzen der persönlichkeit ist in keiner epoche Goethes ideal gewesen, sicher aber nicht mehr nach 'Götz' und 'Werther'. So kann ich denn auch durchaus nicht finden, dass mit dem schluss des 'Egmont' der zusammenbruch der Spanier erfolgt (s. 82). Gewiss zeigt der dichter sympathie mit den Niederländern (s. 81), aber von

einem kampf um die toleranz (s. 129) sollte man doch in einem schauspiel nicht sprechen, das gerade den unterdrücker Alba so oft meinungen Goethes aussprechen lässt.

Auch sonst führt das schema zu gewaltsamkeiten oder zu widersprüchen; Margarete soll eine amazone sein und doch eine edle, weibliche natur (s. 74). Viel ergebnisreicher ist die untersuchung, wo sie sich an äussere tatsachen hält, obwohl auch die entstehungsgeschichte (s. 112 f.) mit bedenklichen vermutungen (s. 120) operiert und die betrachtung der fremden einflüsse (s. 121 f.) von jener grundauffassung beherrscht ist. Eine vertiefung der probleme aber wird man auch da, wo man am entschiedensten abweicht, gern und dankbar anerkennen.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

W. **Bode**, Charlotte v. Stein. Berlin, Ed. Mittler & sohn 1910. XXVI, 628 s. 7,50 m.

Ein sonderbares buch! Wer hat sich in die altweimarischen realien, in das anekdotische der Goethezeit, in die private weltgeschichte des grossherzogtums tiefer eingelesen als Bode? Eine Jena-Weimarische kulturgeschichte sollte er schreiben, und hat sie mit dem buch über Amalie zum teil schon geschrieben. Seine 'Stunden mit Goethe' sind reich an den überraschendsten funden — kleinen funden zumeist, die aber ganze partien hell beleuchten. Seine auszüge aus Goethes schriften, seine reisebücher durch einzelne provinzen des universalsten geistes haben gewiss verdienstlich dazu beigetragen, für Goethe und seine gedankenwelt zu werben.

Und nun setzt sich dieser selbe Wilhelm Bode hin, schlüpft in das gewand der frau von Stein und schreibt ihre posthume autobiographie, aber in einem sinne leider, der den thörichten angriffen Eduard Engels auf Goethes freundin ebensoviel vorschub leisten wird, als er ihnen boden entziehen wollte. Es ist nur gut, dass da (nach Engels terminologie) zwei 'literarhistoriker' streiten; wäre einer — horribile dictu! — ein philologe, wie würde der andere über ihn herfallen!

Bode hat nämlich nicht etwa den standpunkt der geliebten des dichters eingenommen — wer wollte ihm das nicht verzeihen! —, sondern durchweg den der verlassenen, verbitterten Dido. Nicht um ein gran weniger verärgert schreibt er als sie. Allen ernstes spricht er (s. 580) über den dichter des 'Faust' die ewig denkwürdigen urteilsworte: 'Er war nicht ganz der mann geworden, den Charlotte einst aus ihm bilden wollte; aber er stand doch als ein erhöhter da, der über alle andern im reiche der geister hoch hinweg dachte.' Wir müssen uns also wirklich freuen, dass er es immerhin noch so weit gebracht hat; viel ist freilich von dem 'verwelschten Goethe' (s. 205) in seinem 'verhärteten, gleichsam versteinerten zustande' (s. 536) nicht zu fordern. Er war der 'treuen arbeit vor seiner italienischen reise' untreu geworden (s. 300) und (vgl. s. 294) in die gewalt so roher menschen wie Schillers geraten — der sich über eine geistige erkrankung zwar viel vorsichtiger äussert als Charlotte 'in ihrer sprache' (s. 418), aber als einer der schönen geister an sich verdächtig ist (vgl. s. 417). Allen ernstes eignet sich Bode all diese meinungen der von leben und liebe enttäuschten an und hat auch für Goethes 'herumbessern an verschiedenen akademischen anstalten' (s. 300) nur ein mitleidiges achselzucken. Goethe aber, dessen entschlossene selbstbefreiung nach Italien ja

gerade den wichtigsten anklagepunkt bildet, hat mit seiner ehemaligen freundin eigentlich nur eins gemein — dass 'er auch alles andere leichter herausbrachte als einen entschluss' (s. 379). Wie hübsch von ihr, dass sie sich demungeachtet wieder auf den weg zur freundschaft begab, indem sie 'sehr zufrieden' berichtete: 'Es ist doch schade, dass der Goethe in so dummen verhältnissen steckt; er hat verstand und eine seite von bonhommie, und nur sein dummes häusliches verhältnis hat ihm etwas zweideutiges im charakter gebracht' (s. 376). Dies scheint gegenwärtig auch des herausgebers der 'Stunden mit Goethe' urteil über den frivolen verfasser des 'Egmont' (vgl. s. 261) zu sein.

Aber der eigensinn, mit dem er die welt durch das wahrlich nur zu sehr im engen sinne 'welt- und erdgemässe organ' einer verdriesslichen, von ihren eigenen kindern vorsichtig gemiedenen, nach seiner eigenen darstellung für ihren sohn Fritz und gegen Karl blind eingenommenen, eigensinnigen alten hofdame beschaut, trifft nicht nur den dichter, dem die junge, hoffende, dem leben noch offene mutter viel versprechender kinder einst die verkörperung der harmonischen lebenshaltung gewesen war. Mit der ganzen rankünе einer alten hofdame verfolgt er auch die nichte Amalie v. Imhoff und stellt sie etwa (s. 423) in folgender geschmackvoller weise der tante gegenüber: 'Eine wahrhaftige alte frau speit dergleichen süssigkeit aus, um sich nicht den magen zu verderben; eine zur affektiertheit neigende jungfrau findet sie wohlschmeckend. . . .'

Es ist ganz klar: indem Bode sich allzulang unter den Schardts und Steins und aller kleinlichen hofmisere herumgetrieben hat, ist er auf den standpunkt etwa von Charlottens treuem alten diener Schach herabgesunken oder mindestens auf den der medisance in teekränzen, die, altjüngferlich über 'dies widerwärtige herabsinken der liebe aus himmelshöhen in die tierische leibesnotdurft' (s. 76) denkend, verzichtet und sich dann damit entschuldigt, dass 'der sittliche mensch pessimist werden muss' (S. 566).

So kann leider das starke, hübsch illustrierte buch nur nach seinem urkundlichen inhalt bewertet werden. Hier haben wir für reichliche und auch wohl allzu reichliche nachrichten über alle personen, die mit Charlotte verwandt waren oder über ihre schwelle traten, und für übersichtliche stammbäume zu danken, für glücklich verwertete briefstellen (Knebel über frau v. Stein s. 187, Amalia v. Imhoff über Charlotte s. 312, Schillers urteil s. 402), für hübsche aufgedeckte auffindungen (die korkweste und der schwimmunterricht s. 160; die 'Guten weiber' s. 266), für das aufspüren mündlicher traditionen (s. 575 anm.). Hin und wieder wären erklärungen wünschenswert gewesen, wie dass die 'Hausmutter' (s. 177) eine famose altmodische enzyklopädie der häuslichen staatsverwaltung ist (ich besitze sie); oder es laufen irrtümer unter, die wenig schaden, wie dass (s. 309) das im binnenland liegende Dobberan statt Heiligendamm 'zum seebad eingerichtet' worden sein soll. Aber was haben solche quisquilien zu bedeuten gegen die energie, mit der eine schöne aufgabe verfehlt ist: bei so gründlicher kenntnis der urkunden auch über die seele etwas zu lernen und zu lehren. Und schliesslich scheint es uns, als läge in dieser niedrig greifenden art, einen Goethe und seine entwicklung zu beurteilen, eine schlimmere beleidigung Charlottens v. Stein als in Engels launischen angriffen!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Eduard Berend, Jean Pauls ästhetik. [Forschungen zur neueren literaturgeschichte von Franz Muncker, XXXV.] Berlin, Alex. Duncker 1909. XV, 294 s. 13,50 m.

Diese Münchner doktordissertation ist eine gediegene und nützliche arbeit. Es ist eigentlich schwer zu verstehen, dass eine der bahnbrechendsten schriften Jean Pauls — und das ist ohne zweifel die 'Vorschule der ästhetik' — bisher eine sonderuntersuchung nicht erfahren hat. Während die Levana immer wieder ein lebhaftes interesse geweckt und noch kürzlich neue darstellungen (z. b. von Münch) erfahren hat, ist die Vorschule ohne bearbeiter, wenn auch nicht ohne herausgeber (wie Wustmann) geblieben. Und doch hat sie grossen einfluss auf die entwicklung der ästhetik ausgeübt; vor allem verdankt ihr bisher noch unerreichter meister, Fr. Th. Vischer, Jean Pauls anregungen sehr viel.

Der verfasser hat sich nun nicht darauf beschränkt, die ästhetik Jean Pauls aus der 'Vorschule' allein abzuleiten, wie man es hinsichtlich der pädagogik bei der Levana getan hat, sondern er hat sich weiter umgesehen. Wenngleich Jean Paul in der Vorschule so ziemlich den ganzen schatz seiner ästhetischen ansichten niedergelegt und dabei selbst schon den sammler gemacht hat, d. h. alles, was sich in seinen früheren werken, briefen, studienheften usw. an bemerkungen über ästhetik fand, zusammengetragen hat, so ist der verfasser mit rühmlichem eifer bestrebt gewesen, frühere oder spätere äusserungen zur ergänzung und erläuterung heranzuziehen, namentlich auch zum nachweis von meinungsentwicklungen und meinungsänderungen, die man dem dichter sehr mit unrecht abgestritten hat. Jean Paul ist auch in dieser hinsicht ein Proteus von erstaunlicher wandlungs- und anpassungsfähigkeit. Vor allem ergab die durchsicht der handschriftlichen vorarbeiten, besonders der aphoristischen 'Ästhetischen untersuchungen', viel unerwartetes material, und zwar oft in ursprünglicherer, reinerer und klarerer gestalt. So weicht denn auch die darstellung in inhalt und anordnung von der Vorschule ab und füllt lücken dieser aus, klärt dunkelheiten, löst widersprüche. Nicht minder wertvoll als diese systematische darstellung — bei der man über die anordnung im einzelnen streiten könnte — ist die geschichtliche betrachtung, die sich mit jener verbindet; es galt, die ästhetischen anschauungen Jean Pauls in den allgemeinen historischen zusammenhang einzureihen und durch vergleich mit denen seiner vorgänger und zeitgenossen in die rechte beleuchtung zu rücken, wobei freilich nicht immer über ursprünglichkeit und abhängigkeit zu gericht gesessen werden kann. Gerade in jener romantisierenden und so unendlich ideenreichen zeit ist es oft unmöglich, festzustellen, welchem geist zuerst dieser oder jener gedankenblitz entsprungen ist. Hinzu kommt erschwerend die ungewöhnliche belesenheit Jean Pauls, sowie die ausserordentliche geschicklichkeit, mit der dieser wortvirtuose und metaphernjongleur überkommenen gedanken ein neues gepräge zu geben versteht. Recht tut der verfasser auch darin, dass er zur vervollständigung seines bildes auch solche werke in den kreis der betrachtung hineinzieht, die Jean Paul gar nicht bekannt sein konnten, wie Schellings und Wilhelm Schlegels ästhetische vorlesungen, Schillers und Goethes briefe und gespräche usf. Die frage nach Jean Pauls vorgängern findet im 2. kapitel durch eine zusammenstellung der urteile Jean Pauls über einzelne ästhetiker ihre beantwortung, nicht minder aber auch in der sehr ergiebigen einleitung, wo Jean Pauls parteinahme in dem literarisch-ästhetischen streite während der perioden des rationalismus, der sentimentalität und der reife dargelegt wird. Das hineinspielen der theorie in die praxis, den widerschein der gedanken in dem schaffen selbst auf-

zuweisen, behält sich der verfasser für eine andere arbeit vor; hier musste er sich mit flüchtigen hinweisen begnügen.

Das ergebnis der voruntersuchungen ist, dass Jean Paul einer bestimmten partei nie angehört hat, wie dies so art der humoristischen dichter ist. Er bahnte den neuen (romantischen) geistern den weg, barg aber in sich auch wieder so viele widerstreitende elemente, dass ein zusammenprall unausbleiblich war. Jean Pauls ziel war und blieb die herstellung eines gleichgewichts zwischen den beiden wagschalen des alten und des neuen, vor allem aber der poesie und der prosa. Der schüler Hamanns und Jacobis spürte in sich die vorherrschaft des gefühls, nachdem er den nüchternen rationalismus überwunden hatte, und die lösung der aufgabe, eine durchgreifende 'vereinheitlichung', konnte einer solchen natur, die der fleischgewordene widerspruch war, nicht gelingen. — Die 'Vorschule' ist im grunde genommen nur eine poetik, und auch das ist noch einzuschränken, da Jean Paul für das grosse epos und die tragödie keinen rechten sinn hatte.

Die darstellung Berends ordnet sich nach folgenden kapiteln: Das schöne. Poesie und wirklichkeit. Stoff und form. Objektivität und subjektivität. Allgemeinheit und besonderheit. Wahrscheinlichkeit, wahrheit, wunder. Kunst und sittlichkeit. Das genie. Der witz. Griechisch und romantisch. Die dichtungsarten. Fabel und charakter. Das lächerliche und das erhabene. Der humor. Arten des komischen. Darstellung.

Was die eigenart Jean Pauls bestimmt, das ist die wunderbare mischung von phantasie und witz, von gefühl und verstand. Das gibt ihr das schillernde. Aber wenn es auch der ästhetik an systematischem knochengerüst fehlt, so ist doch eine gewisse einheit durch die grossartige eigenart des genialen mannes gegeben. Und genial sind die anregungen, die er in reichem masse über das wesen der phantasie oder der inneren und äusseren form, über genie und witz usw. ausgestreut hat; es bedurfte jedoch immer einer eisernen energie, um die übermacht der phantasie einzudämmen; wir sehen ihn ringen zwischen den extremen, den widersprüchen, zwischen objektivität und subjektivität, rationalismus und romantik, schönheit und sittlichkeit (er nennt sie 'nahe verwandt'), zwischen genie und kritik. Besonders wichtige gesichtspunkte gewann er für das metaphorische in der sprache und phantasie, für das idyllische und vor allem für das komische und den humor. Diesen begriff erhob er auf die ihm gebührende höhe und erschloss das problem des komischen der philosophischen spekulation. Denn was vor Jean Paul über den humor gesagt wurde, war ganz unzulänglich. Er sah ihn als eine weltanschauung an, die auf dem unauflöslichen widerspruch des bedingten und des unbedingten ruht; der humor gründet sich auf eine ernste, ja tragische lebensauffassung: er ist die frucht einer langen vernunftkultur; er begehrt einen philosophisch gebildeten geist, der alles sub specie aeterni betrachtet. So oft jedoch Jean Paul auch den unterschied zwischen satirischem und versöhntem humor andeutet, so hat er doch beide nicht klar auseinanderzuhalten vermocht, weil in ihm selbst beide weltanschauungen miteinander im kampfe lagen.

Den anhang der gediegenen schrift bilden eine abhandlung über die entstehung der Vorschule und ein auszug aus ungedruckten einträgen zu den 'Ästhetischen untersuchungen'.

NEUWIED. ALFRED BIESE.

Joachim Henry Senger, Der bildliche ausdruck in den werken Heinrich von Kleists. [Teutonia, arbeiten zur germanischen philologie herausg. von Wilh. Uhl. 8. heft.] Leipzig, Ed. Avenarius 1909. V, 67 s. 2 m.

Der verfasser ist zwar überzeugt, 'dass literaturgeschichte nie und nimmer eine exakte wissenschaft sein kann', vermag sich jedoch 'nicht des eindrucks zu erwehren, dass in der vergleichung der von autoren gebrauchten bildersprache immerhin ein anhalt geboten sein dürfte, um zu schlüssen zu gelangen, die einigermassen objektives gepräge aufweisen (s. IV). Unter diesem gesichtspunkte ist die vorliegende arbeit zu beurteilen. Zum erstenmal systematisch durchgeführt in Blümners abhandlungen über die sprache Bismarcks, ist die methode der untersuchung und vergleichung des bildlichen ausdrucks inzwischen gemeingut der philologischen wissenschaft geworden; auch Sengers arbeit stellt sich dar als frucht dieser methodischen anregungen. Wenn jedoch der verfasser meint, damit eine ergiebigere methode anzubahnen, als sie bisher in der literaturwissenschaft üblich gewesen ist, so muss man sich bewusst bleiben, dass man damit noch keine literaturgeschichte macht, sondern nur einen kleinen teil dieser aufgabe löst. Der verfasser selbst hat lediglich die absicht, dem forscher zum zweck der lösung dieses teils der aufgabe mit einigen grundlegenden materialien an die hand zu gehen. Was er bringt, ist eine sammlung der bildlichen ausdrücke in den werken H. v. Kleists (einschliesslich der briefe), lexikalisch angeordnet, numeriert und klassifiziert nach den gebieten, denen die bilder entnommen sind (tierreich, pflanzenreich, mineralien, leblose dinge, mensch, töne, krieg usw.) Er bietet das material nur dar, ohne zur verarbeitung und vergleichung vorzuschreiten. Was er indessen über die eigenart der Kleistschen bildersprache sagen zu können glaubt, ist, 'dass seine bilder vorwiegend rhetorischer art sind und selten den zauber unmittelbarer anschauung ausüben, der ein erstes erfordernis wirklich poetischer wirkung ist' (s. V.) Dass trotzdem die durch das elementare feuer dieses genius bewirkte innere bewegtheit seiner dichtung die fatale wirkung des rhetorischen nicht aufkommen lässt, bezeugt die 'ausschlaggebende dramatische kraft seines geistes (ebd.)', die seinen werken den stempel aufdrückt.

Die klassifizierende anordnung der bilder erscheint in der zweiten hälfte reichlich kunterbunt, wie denn auch hier die disposition versagt, respektive fehlt. Man sieht nicht ein, warum der verfasser es unterlässt, dem reiche der tiere, pflanzen und mineralien das reich des menschen beizuordnen (und zu gliedern nach den geistigen und körperlichen eigenschaften des menschen, tätigkeiten, produkten der geistigen und mechanischen arbeit, geschichte usw.) und statt dessen diese gegebene einheit zerreisst und mit fremden dingen untermischt. Hiervon abgesehen aber erfüllt die arbeit ihren zweck in vorbildlicher weise, zumal die mängel der disposition durch ein wortregister ausgeglichen werden; ein verzeichnis der ausgezogenen stellen ermöglicht eine vergleichende benutzung.

Wenn der verfasser wünscht, seine arbeit möge der anlass werden, mit der systematischen behandlung der bildersprache der autoren einer strengeren methode die nötigen grundlagen zu schaffen, so ist diesem wunsche in der arbeit der deutschen universitätsseminare schon reiche saat entgegengereift.

ALTONA (ELBE). C. MEYER.

R. Meringer, Aus dem leben der sprache. Versprechen, kindersprache, nachahmungstrieb. Festschrift der k. k. Karl-Franzensuniversität in Graz aus anlass der jahresfeier am 15. november 1906. Berlin, Behrs verlag 1908. XVIII, 244 s. 8 m.

Der untertitel deutet den inhalt der drei 'hauptstücke' des werkes an. Das buch ist aus der 'freude am beobachten' entstanden und bietet eine fülle von material zu den erscheinungen des versprechens und zur kindersprache; nur der letzte abschnitt (s. 231 ff.) ist vorwiegend raisonnement, besonders über die natur und die ursache des lautwandels. Der Verfasser betont mit recht den engen zusammenhang des sprechens mit allen übrigen psychischen lebensäusserungen, den einfluss des volkscharakters auf die sprache. Aber man vermisst doch in den erörterungen über lautwandel und lautgesetz eben das, was in den übrigen kapiteln die hauptsache ist: positive tatsachen und beobachtungen. Das wort des verfassers 'man beobachtet zu wenig und phantasiert zu viel' (s. 238) gilt gerade von dem inhalt des letzten kapitels, aus dem man wohl anregungen gewinnen kann, das aber ebenso zum widerspruch reizt.

Das zweite kapitel beschäftigt sich mit einem gegenstand, der in den letzten jahren intensiv studiert worden ist, mit der kindersprache, über welche wir eine ausgezeichnete, an exakten beobachtungen reiche und kritisch zusammenfassende monographie von Stern besitzen. In 5 'kinderbiographien' (s. 145–206) teilt M. neues material mit, das freilich nicht so methodisch und exakt wie bei Stern gesammelt ist, auch keine neuen tatsachen zutage fördert, aber eine nützliche nachlese zu dem schon bekannten stoffe bildet: je mehr material herbeigeschafft wird, desto sicherer werden wir das typische und individuelle in der entwicklung der kindlichen sprache unterscheiden und desto sicherer die allgemeinen entwicklungsgesetze gewinnen können, die ihrerseits erst die basis für die erörterung allgemein sprachwissenschaftlicher probleme bilden. Der jetzt ziemlich herrschenden ansicht, dass die kindersprache im wesentlichen unter dem einfluss der kindlichen umgebung zustande komme, schliesst sich auch M. an (s. 206 ff.) und betont, den jüngsten forschern folgend, den 'emotionell-volitionalen' charakter der frühesten kindersprache. Hinsichtlich des biogenetischen (phylogenetischen) grundgesetzes von Haeckel oder — vorsichtiger ausgedrückt — hinsichtlich der frage, ob die entwicklung der kindersprache mit derjenigen der menschlichen sprache in parallele zu setzen sei, verhält sich M. vor allem gegenüber Ament, aber auch gegenüber Stern ablehnend; ich gehe nicht so weit wie M., wofür ich auf meine besprechung des buches von Stern (IF. anz. XXVII, 1 ff.) verweise. M.s scharf ablehnende worte s. 223 scheinen mir einigermassen im widerspruch zu stehen zu des verfassers bemerkungen über die kinderreduplikation (s. 216): daran kann doch nicht ernsthaft gezweifelt werden, dass in der reduplikation der kinder- und der vollsprache eine wirkliche genetische parallele vorliegt. Wenn ich daher in diesen dingen M. nicht ganz zustimme, so bin ich doch ganz mit ihm einverstanden in einem andern punkt, wo er einer allgemein üblichen oder wenigstens sehr verbreiteten ansicht widerspricht, 'dass die tatsache der immer währenden veränderung der sprachen ihren grund darin habe, dass die sprachen auf immer neue generationen von kindern übertragen werden' (s. 224); so ist im besonderen M.s überzeugung, 'dass die lautlichen veränderungen der sprache nicht von den kindern herrühren' (s. 228), er hält den jüngst von E. Herzog unternommenen versuch für missglückt. Da ich selbst durch positive gründe und experimentell festgestellte tatsachen bereits vor M. die herrschende

meinung glaube erschüttert zu haben, so wäre ein hinweis auf meine ausführungen (IF. XXII, 42 ff.) sehr wohl am platze gewesen, und wenn M. davon kenntnis genommen hätte, so hätte er gesehen, dass die vermutung Wallenskölds von dem 'römischen' kinde, dem die schöpfung der form greve nach leve zufalle (s. 229), durch meine darlegungen erledigt ist. Ich bemerke bei dieser gelegenheit, dass die von mir a. a. o. festgestellte verschiedenheit der wortassociation von kindern und erwachsenen inzwischen durch massenversuche bestätigt worden ist (vgl. G. Saling, Zschr. f. psychol. XLIX, 238 ff.). M. hat übrigens auch über das versprechen von kindern beobachtungen gemacht (113 ff.), die zeigen, 'dass kinder, sobald sie die sprache zu beherrschen anfangen, sich ebenso versprechen wie die erwachsenen'; dabei ist es mir aber noch sehr zweifelhaft, ob die einzelnen arten des versprechens in relativ gleicher häufigkeit auftreten; denn die grosse lust am reimen (s. 116) verrät doch eine spezifische eigenart der kindlichen assoziationstätigkeit, während beim erwachsenen reine klangassoziationen nur unter bestimmten bedingungen auftreten (vgl. s. 51). Diese bedingungen lassen sich, wie ich nebenbei bemerke, am besten experimentell nachweisen, was ich an anderm orte zeigen werde.

Die grössere hälfte des buches ist den erscheinungen des versprechens (s. 11—113) gewidmet; anhangsweise werden materialien über das 'verlesen' (s. 131—135), 'verschreiben' (s. 136—142), 'verhören' (s. 142 f.) und 'verhandeln', d. h. versehentliches handeln (s. 143 f.), geboten. Der verfasser vermehrt dadurch das schon in seinem früheren buche zusammengetragene material um ein beträchtliches. Ich sehe bisweilen nicht ein, warum beim ordnen des stoffes gleiches auseinandergerissen wurde. Warum sind z. b. die vertauschungen der worte gestern — morgen an drei verschiedenen orten angeführt (s. 49, 50, 52)? Oder allgemeiner: warum sind die vertauschungen gegensätzlicher begriffe auf zwei abschnitte (b. substitutionen, c. substitutionen infolge begrifflicher assoziation) verteilt? Und lag es nicht nahe, die kontamination rechts und lenks (s. 113) unter dem gleichen gesichtspunkt wenigstens zu erwähnen? Denn für die sprachpsychologische wertung dieser dinge würde dadurch doch eine grössere übersichtlichkeit erzielt.

Dass das von M. früher und jetzt gesammelte material für die erkenntnis verschiedener erscheinungen des sprachlebens treffliche dienste leistet, ist allseitig anerkannt worden. Was den lautwandel betrifft, so genügt es, auf die erscheinungen der dissimilation hinzuweisen; merkwürdig, dass der verfasser gerade in diesem punkte skeptischer ist, als es sein material verlangt; denn s. 91 bemerkt M., er habe mit ausnahme von sch-lauten 'leichte' dissimilationen wie r — r zu r — l 'niemals mit sicherheit konstatieren können', und führt doch s. 93 eine reihe von solchen dissimilationen an, die mir durchaus einwandfrei zu sein scheinen. Dass die dissimilation von r — r zu r — l oder l — r nicht so häufig zu beobachten ist, wie man vermuten könnte, wird vom verfasser selbst genügend erklärt: sie findet sich nur bei personen, die ein zungen-r sprechen, und das ist gerade im deutschen sprachgebiet selten. Aber noch mehr als für lautliche vorgänge sind gewisse erscheinungen des versprechens für das verständnis der analogiebildungen und besonders der kontaminationen wertvoll, worauf ich bereits a. a. o. hingewiesen habe. Denn die beobachtungen M.s zeigen nicht nur, wie leicht z. b. grundsätzliche begriffe wie gestern — heute sich nebeneinander ins bewusstsein drängen, sondern wie sich daraus die schönsten kontaminationsformen ergeben; aus der kindersprache seien bildungen wie erschwitzt = erhitzt + schwitzen (s. 117) oder augn ogn agn = augen, ohren, haare (s. 148) und die verallgemeinerung der starken

partizipialbildung (d e m a c h e n = g e m a c h t u. ä. s. 174 f.) herausgegriffen. Ich unterschreibe es daher, wenn M. manche einwände gegen den wert seiner beobachtungen kurzerhand 'redensarten' nennt, so z. b. den einwand, 'dass das versprechen mehr ein fehler der gebildeten zu sein scheint' (s. 5). Wer mit solchen bedenken kommt, hat gewöhnlich keine ahnung von den tatsachen der modernen psychologie. Mir selbst wurde aus anlass meiner experimentellen arbeiten über analogiebildung entgegengehalten, dass meine versuchspersonen nur gebildete seien und darum wenig beweiskraft hätten; diese kritiker haben es natürlich nicht für nötig gehalten, sich vorher um die methoden und ergebnisse der assoziationsversuche zu kümmern. Auch M. selbst, der doch den psychologischen fragen ein so grosses interesse entgegenbringt, scheint mir mit diesen dingen nicht so vertraut zu sein, wie es gelegentlich der gegenstand seiner untersuchungen erfordert. Sonst würde er z. b. den begriff der perseveration, d. h. des nachwirkens eines unmittelbar vorher gegebenen eindrucks, etwa in den erörterungen s. 59 ff. verwendet haben: die stärke der perseveration ist im vergleich zur assoziation bei verschiedenen menschen und unter verschiedenen umständen recht verschieden. Man sieht leicht ein, dass solche perseverationstendenzen zwar geeignet sind, das okkasionelle versprechen zu erklären, dass sie aber für die sprachgeschichte wertlos sind. Ich habe ferner a. a. o. (IF. XXII, 18 ff.) gezeigt, dass die durch ein gesichtsbild vermittelten assoziationen ebenfalls für das problem der analogiebildung ohne bedeutung sind (vgl. M. s. 40). Endlich besitzen die s. 42 ff. mitgeteilten formen des versprechens ('mitklingen eines durch ein gesichtsbild erregten wortbildes') die typischen merkmale der assoziationstätigkeit im stadium einer bestimmten ablenkung, über die ich a. a. o. s. 49 ff. gehandelt habe: aus der natur der vom verfasser beobachteten vorgänge ergibt sich, dass diese von ihm angeführten gebilde des versprechens für die sprachgeschichte ebenfalls bedeutungslos sind. Man wird zugeben, dass nicht b e l i e b i g e assoziationen, b e l i e b i g e versprechformen für den sprachforscher in betracht kommen, dass also das beobachtungsmaterial, das der verfasser im dienste der sprachwissenschaft zusammenstellt, auf seinen wert für die vorgänge des normalen sprachlebens geprüft und danach geordnet werden muss. Dass der verfasser solche gesichtspunkte ganz ausser acht gelassen hat, ist um so verwunderlicher, da er meine arbeiten kennt. Auch was M. s. 46 über die ursachen der assoziation oder s. 127 in bilderreicher sprache über die bewusstseinskonstellation beim assoziieren bemerkt, wird der psychologe recht nichtssagend finden. Eine ständige fühlung mit der psychologischen forschung kann in allen vom verfasser berührten problemen reichen gewinn bringen, genau so wie die enge verbindung von 'wörtern und sachen' der etymologischen forschung gewinn gebracht hat.

Auf einige weitere allgemeine fragen, zu deren erörterung mich das buch von M. angeregt hat, werde ich bei anderer gelegenheit eingehen (vgl. 'Beobachtung und experiment in der sprachpsychologie' in der festschrift für Vietor, 1910. s. 19 ff.).

STRASSBURG. ALBERT THUMB.

Marie Joachimi-Dege, D e u t s c h e S h a k e s p e a r e p r o b l e m e i m 18. j a h r h u n d e r t u n d z u r z e i t d e r r o m a n t i k. Leipzig, H. Hässel 1907. 296 s. 6 m.

Der geistvollen schülerin Oskar F. Walzels kommt es nicht darauf an, eine nach allen richtungen erschöpfende geschichte der aufnahme Shakespeares in Deutsch-

land zu geben, sondern zu zeigen, wie die romantik an der betrachtung des grossen Briten ihre dramaturgischen und poetischen anschauungen überhaupt geklärt und die idee eines deutschen nationalen dramas erfasst hat. Sie verschliesst sich der wahrheit nicht, dass die romantiker, denen ihre liebe gehört, praktisch ihre ziele nicht verwirklicht haben, aber sie will ihnen das verdienst der richtigen frage- und problemstellung gesichert wissen. So lässt sie sich denn auch in ihrem urteil über die vorromantische Shakespeareforschung durch das urteil der schule selbst leiten; die vorbereitung einer schärferen erfassung des englischen dramas findet sie nicht bei den stürmern und drängern, sondern bei Lessing. Im übrigen werden diese vorstufen kurz und mehr schematisch-konstruktiv abgetan, während die verfasserin auf die Shakespearestudien der romantiker näher eingeht und z. b. die mannigfachen irrwege Tiecks in seiner auffassung des grossen dramatikers umsichtig schildert. Ganz frei von konstruktionen ist aber auch dieser zweite hauptabschnitt nicht, der in drei gängen den kampf der romantik um Shakespeare gegen die 'korrekten', gegen den Sturm und drang, gegen die klassiker behandelt. Wir wünschten, auch diese korrekten kämen zu worte und die polemischen beziehungen würden uns genetisch vorgeführt. Der höhepunkt der darstellung ist die auseinandersetzung der romantiker mit Goethe; und ihre genaue darstellung gewinnt dadurch an wert und überzeugungskraft, dass sie überall die entwicklung derjenigen probleme ins auge fasst, um die in Shakespeares namen gestritten wurde, vor allem das genieproblem und die grossen fragen der romantischen lebensgestaltung. Alle gegensätze gehen schliesslich auf den einen grundgegensatz zwischen Kants dualismus und Fichte-Schellings monismus zurück. Für die romantik gibt es keine kluft zwischen ideal und wirklichkeit; Shakespeares dramatische form zeigt ihre innigste verschmelzung. So hat Shakespeare bei den romantikern allmählich die stelle eingenommen, die in ihren klassischen anfängen Sophokles inne hatte: seine werke sind 'höhere organismen, individuen, spiegel des weltalls und offenbarungen der geistigen alleinheit'. An stelle der 'reinheit' der klassischen tritt so die organische fülle und geistigkeit der romantischen form. Über seine stellung sucht sich Friedrich Schlegel kunstgeschichtlich zu orientieren. In der griechischen poesie ist die kunst im entstehen. Sie zeigt ein gedränge von kraft und zwiespalt, freude am sinnlichreizvollen und neuen, am glück der familie und einer gewandten klugheit. Diese kunst hat sich im Römerreich zersplittert; für die andere welt wurde die christliche religion zum träger alles enthusiasmus. Dann folgt die neue woge der romantischen poesie. Alle ihre einzelzüge: tiefsinnigkeit (transzendentalität: Dante), innigkeit des gefühls (Petrarca), verstand und kraft der darstellung (Boccaccio), witz und neigung zum grotesken, vereinigung von ernst und scherz (Ariost, Bojardo) verbindet Shakespeare; in ihm erreicht sie ihren höhepunkt, ihren besten ausdruck, wird sie universell. Damit ist eine romantische grundlage des modernen dramas gelegt, die dauerhaft genug ist für ewige zeiten.

Ein wirklicher gegensatz zwischen Goethe und der romantik trat übrigens erst ein, als man wagte, dem meister Tiecks 'Sternbald' mit seiner verherrlichung mittelalterlicher kunst zu unterbreiten. Dieser mittelalterbegriff mit seiner schwächlichkeit und seiner verworrenheit ist für Goethe später das typische beispiel des 'romantischen' geblieben; gegen ihn kämpfte er, ohne zu bedenken, dass die brüder Schlegel ihn ebenfalls abgelehnt hatten und Tieck überhaupt nicht als einen eigentlich romantischen dramatiker gelten liessen.

In seinen Wiener vorlesungen 1808 machte W. Schlegel ernst mit der ver-

kündigung des germanischen Shakespeare neben dem klassischen Goethe, der nationalen romantik neben der Weimarer antike, und ohne Goethe direkt anzugreifen, führte er doch die übergriffe des klassizismus auf die 'bornierten gelehrten' zurück und stellte das romantische ideal höher, in welchem übrigens alles wertvolle des klassischen miteinbegriffen sein sollte. Shakespeares form unterscheidet sich von der rein mechanischen wie das lebendige von dem toten; aber sie überstrahlt auch die griechische, wie das geistige das bloss natürlich-lebendige überwindet, der höhere organismus den niederen. Denn ihr innerer einheitspunkt ist eben der stete hinweis von dem endlichen ins unendliche.

Wie weit die absolutistische auffassung Shakespeares durch die romantik die spätere ästhetik und die literaturgeschichtliche darstellung beeinflusst hat, wie weit ihre fragestellungen und ihre methoden nachwirkten, das alles hat J.-D. der künftigen forschung zu beantworten überlassen.

HEIDELBERG. ROBERT PETSCH.

Die deutschen berg-, fluss- und ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes, gesammelt und erklärt von **August Kübler.** Herausgegeben mit unterstützung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Amberg, Pustetsche buchhandlung 1909. 8, 213 s. 10 m.

Von der grossen wichtigkeit, welche die ortsnamen einerseits für die siedlungs- und wirtschaftsgeschichte und andererseits für die erkenntnis der gesetze der gesprochenen sprache haben, braucht man in dieser zeitschrift nicht zu reden. Es genügt, zur empfehlung des trefflichen werkes einiges speziellere anzuführen. Der verfasser ist seit vielen jahren eifrig an der erforschung der südöstlichen schwäbischen dialektgruppe gewesen, welche den obersten Lech, die oberste Iller und deren nächste umgebung umfasst, eine gegend, die schon deshalb nicht leicht von éinem genauer untersucht wird, weil sie sich politisch auf zwei gebiete, Bayerisch-Schwaben und Tirol, verteilt. Kübler hat mir schon vor jahren über die mundart jener täler, besonders des Tannheimer tals, die wertvollsten beiträge für mein Schwäbisches wörterbuch geliefert. Seither hat er in unablässiger arbeit, karge mussezeit benutzend, sämtliche berg-, flur- und ortsnamen seines alten arbeitsfeldes gesammelt und bringt sie hier in alphabetischer ordnung und mit philologischer diskussion zur darstellung. Ausser den heutigen namen, die er dem volksmunde selbst abhören musste — man weiss, wie unzuverlässig die offizielle wiedergabe zu sein pflegt —, hat er auch die alten urkundlichen verzeichnet und zu diesem zweck für das kleine gebiet von 69 ortschaften etwa 6000 urkunden durchgegangen. Man wird also von seiner arbeit die grösste vollständigkeit und sicherheit erwarten dürfen. Und das ist notwendig; denn nur die vollständigste und bestgesicherte induktion kann in solchem fall ein brauchbares ergebnis zeitigen. Auf dem schwäbischen gebiete ist Küblers arbeit — eine kleinere über den bezirk Lindau abgerechnet — die einzige, die bis jetzt dieser anforderung entspricht. Wäre es nicht möglich, dass ihr da und dort recht viele andere nachfolgten? Ein muster hätten die herren jetzt, dem sie folgen könnten, wenn sie — wie oft! —

um ein thema für ein schulprogramm oder eine dissertation verlegen sind; nachträgliche entdeckungen, dass da schon ein anderer gearbeitet habe, wie sie in derartigen schriften so gewöhnlich sind ('Erst während des drucks kam mir zu handen' oder dergl.), wären hier nicht zu befürchten.

TÜBINGEN. HERMANN FISCHER.

Wolf von Unwerth, Die schlesische mundart in ihren lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. [Wort und brauch, volkskundliche arbeiten namens der Schlesischen gesellschaft für volkskunde in zwanglosen heften herausgegeben von Theodor Siebs und Max Hippe. 3. heft.] Breslau, M. u. H. Marcus 1908. XVI, 94 s. und 2 karten. 3,60 m.

Ein ganz vortreffliches buch, von der Breslauer philos. fak. als preisarbeit gekrönt, das in knapper form einen reichen inhalt in übersichtlicher darstellung bietet.

Auf den vokalismuskarten des Wenkerschen sprachatlas bietet Schlesien, soweit es sich um deutsches sprachgebiet handelt, ein recht buntscheckiges bild. Dem verzwickten laufe dieser linien ist v. U. nachgegangen und gibt nun eine genaue abgrenzung der einzelnen untermundarten, die durch zwei karten veranschaulicht wird. Der verfasser fusst nicht etwa auf den erzeugnissen der mitunter recht zweifelhaften 'dialekt'dichterei, sondern er ist von dorf zu dorf gegangen und hat aus eigener scharfer beobachtung ein reiches material gesammelt, so dass er, der schüler Sievers', aus dem lebendigen und vollen schöpfen kann.

Von mundartengrenzen spricht v. U. mit mehr zurückhaltung als z. b. neuerdings Gerbet (Gramm. d. ma. d. Vogtlandes, 1908, s. 12). Nicht einzelne, oft recht wandelbare erscheinungen sind für eine praktische abgrenzung zugrunde zu legen, sondern 'eine summe gemeinsam vollzogener entwicklungen'. 'Die grenze einer mundart aber läuft dann, als feste linie, da, wo zum letzten male sämtliche spracherscheinungen, deren gemeinsames auftreten man als charakteristisch für den dialekt ansieht, sich vereinigt finden.' Als kriterien für das heutige schlesische stellt v. U. folgende punkte auf: I. a) Zusammenfall von mhd. *ê*, *œ*, gedehntem *i* und *ü*, b) zusammenfall von mhd. *â* und gedehntem *o*, c) von mhd. *ô* und gedehntem *u*. II. Dehnung von kurzem mhd. vokal in offener silbe und in geschlossener vor ursprünglich auslautender doppelkonsonanz. III. Kürzung von mhd. *uo*, *üe*, *ie* vor inlautenden stimmlosen geräuschlauten. IV. Bewahrung von germ. *p* nach *m* und in der gemination, während es im anlaut verschoben ist, und verschiebung von westgerm. *d* zu *t*, soweit hochdeutsch *d* und *t* nicht zusammengefallen sind (s. § 57).

Einzelne dieser punkte finden sich freilich auch anderwärts. So zeigen sich z. b. die gleichen vokalischen erscheinungen zum grossen teil auch weiter westlich, im erzgebirgischen und obersächsischen, I a im Frankenwalde, II noch weiter, unter anderem im oberpfälzischen, vogtländischen, hennebergischen, z. t. im österreichischen, im nordosten des schwäbischen. Der deutliche zusammenfall aller der angeführten linien wird aber doch mit recht vom verfasser als entscheidende grenze angesehen.

Den hauptteil der arbeit nimmt die lautlehre ein (kap. 2–9), in der die sich deutlich voneinander abhebenden untermundarten scharf auseinandergehalten werden. v. U. bleibt auch zum glück von der versuchung frei, in den abweichungen stammesunterschiede zu wittern; er erkennt richtig, dass hier, besonders im vokalismus,

spätere entwicklung aus gleichartiger grundlage vorliegt. So haben im norden die gedehnten kürzen neigung zur diphthongierung; in den stammundarten (ein ausdruck, der vielleicht irreführen kann, als wäre damit ein historisches verhältnis gegeben, für den ich aber auch keinen besseren weiss [s. § 114]) sind sie einfache vokale. Hier scheinen ganz ähnliche verhältnisse zugrunde zu liegen, wie sie Wrede für die entstehung der nhd. diphthonge ansetzt, so dass also auch die neuen längen, später als die alten, angefangen haben, diphthongisch zu werden (vgl. jedoch § 117). Aus einer, den keim eines diphthongs in sich bergenden zwischenstufe sind dann einerseits die formen der diphthongierungsmundarten entstanden, während andererseits der süden zur einfachen länge zurückgekehrt ist, entsprechend der monophthongierung alter diphthonge im nämlichen gebiete. Dafür spricht vor allem, dass der diphthong sich auch in Schönwald findet, einer seit der aussetzung mitten im polnischen sprachgebiete, also seit 640 jahren, abgeschlossenen sprachinsel, über die ich bald eine eingehende darstellung geben zu können hoffe. Auch in den eng verwandten österreichisch-schlesischen mundarten findet sich ähnliches (vgl. § 137).

Im 10. kapitel bespricht v. U. zunächst den einheitlichen charakter des schlesischen, darauf gibt er eine genaue einteilung in untermundarten. Die diphthongierungsmundart trennt sich in zwei gruppen im nordwesten und im südosten. Die 'stammundarten' zerfallen in das lausitzisch-schlesische, eine etwas ungenaue bezeichnung, da unter ihr auch die gleichgestaltete mundart von Neisse nach norden bis Ohlau verstanden wird, und das zwischen diesen beiden gebieten liegende gebirgsschlesische, in dem das glätzische wieder eine sonderstellung einnimmt. Zwischen beiden hauptgebieten liegt eine übergangsmundart, die nach Firmenich als kräutermundart bezeichnet wird. — Kap. 11 bietet hauptsächlich den erläuternden text zu den beiden guten und übersichtlichen kartenskizzen. Karte 1 stellt die teilmundarten, karte 2 die dialektgrenzen westlich von Breslau dar. Zugrunde liegen die worte *schnitte*, *stube*, *haus*, *schwein*, *topf*, *beissen*, *baum*, *kommen*, die deminutivbildung und für die grafschaft (vgl. Pautsch, Ma. von Kieslingswalde) *stein*, *laufen*, *fallen*, *wort*. Das letzte kapitel behandelt die nächsten verwandten des schlesischen in der Niederlausitz, der sächsischen Oberlausitz, Nordböhmen und in Österreichisch-Schlesien und Mähren. —

Ist v. U.s arbeit eine klare und bedeutende weiterführung von Weinholds dialektforschung, soweit es sich um die lebende mundart handelt, so wird sie auch eine sehr wertvolle grundlage für eine historische darstellung des gesamten schlesischen sein. Und der sprachatlas wird für die von ihm ausgegangene förderung reichlich entschädigt.

BRESLAU. KONRAD GUSINDE.

Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Siebente ausgabe von **Karl Lachmann.** Besorgt von Carl v. Kraus. Berlin, Georg Reimer 1907. XVIII, 229 s. 4 m.

In der neuen ausgabe von Lachmanns Walther fällt sogleich eine änderung der äusseren einrichtung vorteilhaft in die augen: die lesarten sind aus den erläuternden anmerkungen ausgelöst und zu grosser erleichterung des benützers unter den text gestellt.

Am texte selbst hat der neue herausgeber keine änderungen vorgenommen. Mit recht: er ist historisch geworden in der gestalt, die Lachmann ihm gegeben. Nur einige druckfehler der letzten auflagen sind getilgt und hie und da eine kleine besserung nach den handschriften eingefügt, die Lachmann wohl selbst aufgenommen hätte, wären ihm die betreffenden lesarten bekannt gewesen. Auch den kommentar hat v. Kraus in seiner alten gestalt unverändert belassen. Dagegen ist die beschreibung der hss. in der vorrede durch kleinere notizen, angaben der signaturen, des jetzigen aufbewahrungsorts u. dgl. ergänzt und allenthalben auf die neuere literatur verwiesen. Seine ganze aufmerksamkeit aber hat der herausgeber dem kritischen apparate zugewandt. Hier fand sich gar manches zu bessern und zu ergänzen, indem v. K. sämtliche hss. (mit zwei verschwindenden ausnahmen) im original oder ihren neueren abdrücken noch einmal verglich; die lesarten der wichtigen Wolffenbüttler fragmente sind neu hinzugekommen. Lachmanns anschauungen ward auch hierbei rechnung getragen, indem die auswahl der varianten streng nach seinen grundsätzen erfolgte. So ist das alte buch, das 80 jahre nach seinem ersten erscheinen immer noch jugendlich genug unter uns steht, durch die sorgfalt seines neuen herausgebers wieder auf lange hinaus nützlich, ja unentbehrlich gemacht.

FRANKFURT A. M. FRIEDRICH PANZER.

Berichtigungen.

Zeitschr. 41, 292: anm. 2 ist von 'das' ab zu streichen.

41, 295 in 7d (zeile 5 von oben) lies *ungefůgue* st. *ungefůge.*

41, 308 zeile 12: *valentinne* 2308 4 ist hinzuzufügen.

41, 314 zu *h* für germ. *-k-:* die schreibung ist offenbar aus dem auslaut eingedrungen (vgl. unter c), wo *h* und *ch* wechseln konnten. Vgl. Zeitschr. 41, 310 ff. (*k* und *ch*).

41, 466 anm. 3: die letzte zeile ist in § 38, zeile 4 nach der klammer in den text zu setzen.

42, 62 anm. 8, letzte zeile: lies s. 61 st. s. 57.

42, 89: zu 275 4 A ist zu vergleichen *riterlîche maget* Iw. 1153.

42, 94 anm. 3, z. 2: lies 'psychischer' st. psychologischer.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Arnold, Robert F., Allgemeine bücherkunde zur neueren deutschen literaturgeschichte. Strassburg, Trübner 1910. XIX, 354 s. 8 m.

Babbitt, Irving, The new Laokoon. An essay on the confusion of the arts. London, Constable & co. 1910. XIV, 295 s. geb. 5 sh.

Bëowulf, mit ausführlichem glossar herausg. von Moritz Heyne. 9. aufl.. bearb. von Levin L. Schücking. Paderborn, Schöningh 1910. XII, 324 s. 5.80 m.

Biró, Ludw. Anian, Lautlehre der heanzischen mundart von Neckenmarkt. Leipzig, Seele & co. 1910. XVIII, 112 s.

Bitzius, Albert. – Jeremias Gotthelf und Karl Rud. Hagenbach. Ihr briefwechsel aus den jahren 1843–1853, hrg. von Ferd. Vetter. Basel, Lendorff 1910. VI, 115 s. 3 m.

Brockstedt, Gustav, Von mittelhochdeutschen volksepen französischen ursprungs. Erster teil. Kiel, Cordes 1910. (IV), 162 s.

Busch, Wilhelm. – Winther, Fritz, Wilhelm Busch als dichter, künstler, psychologe und philosoph. [University of California publications in modern philology II, 1.] Berkeley 1910. 79 s.

Cyprian, Juliana. – Juliana Magdalena Cyprian, geb. Jaeger, 1697 1721, eine vergessene Gothaische dichterin. Von prof. dr. Max Schneider. [Sonderabdr. aus den Mitteilungen der verein. f. Goth. gesch. u. altertumsforschung, jahrgang 1909/10.] 15 s.

Engelmann, René, Der vokalismus der Viandener mundart. Diekirch, J. Schroell 1910. 45 s. 4°.

Francks Etymologisch woordenboek der nederlandsche taal. Tweede druk door dr. N. van Wijk. Aflevering 1: *aagt – bijdrage.* 's Gravenhage, M. Nijhoff 1910. 64 s. 1,20 fl. [Erscheint in 10 lieferungen und soll 1912 komplett sein.]

Francke, Kuno, Die kulturwerte der deutschen literatur des mittelalters. [A. u. d. t.: Die kulturwerte der deutschen literatur in ihrer geschichtl. entwicklung. I.] Berlin, Weidmann 1910. XIV, 293 s. geb. 6 m.

Fries, Albert, Aus meiner stilistischen studienmappe. I. Heinrich von Treitschkes stil. II. Richard Wagners stil in vers und prosa. Mit einer beilage: Anmerkungen zu den von Billeter veröffentlichten proben aus 'Wilhelm Meisters theatralischer sendung'. Berlin, Borussia 1910. (IV), 92 s. 1,50 m.

Fryklund, Daniel, Vergleichende studien über deutsche ausdrücke mit der bedeutung musikinstrument. Uppsala, Almqvist & Wiksells boktryckeri 1910. 38 s.

Goethe. – Goethes erste Weimarer gedichtsammlung mit varianten herausg. von Alb. Leitzmann. [Kleine texte für theol. u. philol. vorlesungen u. übungen hrg. von H. Lietzmann. 63.] Bonn, A. Marcus u. M. Weber 1910. 35 s. 0,80 m.

– Rueff, Hans, Zur entstehungsgeschichte von Goethes 'Torquato Tasso'. [Beitr. zur deutschen lit. wissensch. hrg. von E. Elster. 18.] Marburg, Elwert 1910. (VI), 73 s. 1,60 m.

– Trauer, Ed., Adorf, Elster und Goethes Hermann und Dorothea, zugleich mit bezug auf dr. Kullmers schrift: 'Pössneck'. [Sonderabdruck aus der 21. jahresschrift des altertumsvereins zu Plauen i. V.] Plauen i. V., Rudolf Neupert 1910. (II), 32 s. u. 2 pläne.

Grillparzers werke, im auftrage der reichshaupt- und residenzstadt Wien hrg. von August Sauer. 1. band: Die ahnfrau. Sappho. Wien und Leipzig, Gerlach & Wiedling 1909. CXII, 481 s.

– de Walsh, Faust Charles, Grillparzer as a poet of nature. New York, The Columbia university press 1910. XVII, 95 s. 1 doll.

Hebbel. – Fr. Hebbels Genoveva. Eine monographie von Rich. Meszlény. [Hebbel-forschungen hrg. von R. M. Wörner u. W. Bloch-Wunschmann. IV.] Berlin-Zehlendorf, B. Behr 1910. (IV), 175 s. 3 m.

Hesselmann, Bengt, De korta vokalerna *i* och *y* i Svenskan. Undersökningar i nordisk ljudhistoria. [Uppsala univ. årsskrift; filos., språkvetensk. och hist. vetenskaper. 1909. 5.] Uppsala, Lundström 1910. XX, 250 s. u. 1 karte. 5,25 kr.

Kleinpaul, Rud., Länder- und völkernamen. Leipzig, Göschen 1910. 139 s. geb. 0,80 m.

Künssberg, Eberhard Frhr. v., Acht. Eine studie zur älteren deutschen rechtssprache. Weimar, Böhlau 1910. VIII, 67 s. 1,80 m.

Martin von Cochem 1634–1712. Sein leben und seine schriften nach den quellen dargestellt von Joh. Chrisost. Schulte, O. M. Cap. Freiburg i. B., Herder 1910. XV, 207 s. 3 m.

Mondwahrsagebuch, Ein. Zwei altdeutsche handschriften des 14. und 15. jahrhunderts hrg. von Robert Vian. Halle, Niemeyer 1910. (VIII), 127 s.

Platen. — Schlösser, Rudolf, August Graf v. Platen. Ein bild seines geistigen entwicklungsganges und seines dichterischen schaffens. Erster band 1796–1826. München, R. Piper 1910. XXIX, 765 s.

Porzeziński, Victor, Einleitung in die sprachwissenschaft. Autorisierte übersetzung aus dem russischen von Erich Boehme. Leipzig u. Berlin, Teubner 1910. (IV), 229 s. 3 m.

Schrifttafeln, Deutsche, des 9. bis 16. jahrhunderts, aus handschriften der K. hof- und staatsbibliothek in München hrg. von Erich Petzet u. Otto Glauning. I. abteilung. Althochdeutsche schriftdenkmäler des 9. bis 11. jahrhunderts. München, Carl Kuhn 1910. 33 s. u. 15 taff. fol. 6 m.

Schröder, Heinr., Ablautstudien. [German. bibliothek hrg. von W. Streitberg. II, 1, 2.] Heidelberg, Winter 1910. XII, 108 s. 3 m.

Secundus. — Hilka, Alfons, Das leben und die sentenzen des philosophen Secundus des schweigsamen in der altfranzösischen literatur nebst kritischer ausgabe der lat. übersetzung des Willelmus medicus, abtes von St. Denis. [Sonderabdruck aus dem 88. jahresbericht der Schles. gesellsch. für vaterländ. kultur.] Breslau 1910. 42 s.

Sijmons, Barend, Heldensage en sprookje. Overdruk uit de Verslagen en mededeelingen der Koninglijke vlaamsche academie. Gent 1910. 22 s.

Singer, S., Mittelalter und renaissance. Die wiedergeburt des epos und die entstehung des neueren romans. Zwei akademische vorträge. [Sprache u. dichtung. Forschungen zur linguistik u. lit. wissensch. hrg. von Harry Maync und S. Singer. II.] Tübingen, Mohr 1910. VIII, 56 s. 1,80 m.

Skaldenpoesie. — Den norsk-islandske skjaldedigtning udgiven af kommissionen for det Arnamagnæanske legat ved Finnur Jónsson. A. Text efter håndskrifterne. B. Rettet text med tolkning. København og Kristiania, Gyldendal 1910. s. 185–416 u. s. 177–416. 5 kr.

Tirol und Fridebrant. — Die altdeutschen fragmente von könig Tirol und Fridebrant, eine untersuchung von Harry Maync. [Sprache u. dichtung ... hrg. von H. Maync und S. Singer. I.] Tübingen, Mohr 1910. VIII, 109 s. u. 4 taff. 4 m.

Young. — Edw. Youngs gedanken über die originalwerke in einem schreiben an Sam. Richardson, übers. von H. E. v. Teubern, hrg. von Kurt Jahn. [Kleine texte für theol. u. philol. vorlesungen und übungen hrg. von H. Lietzmann. 60.] Bonn, A. Marcus u. E. Weber 1910. 46 s. 1,20 m.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Althochdeutsch.

Mittelhochdeutsch.

Neuhochdeutsch.

Angelsächsisch.

Altnordisch.

Lateinisch.

Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.

